This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

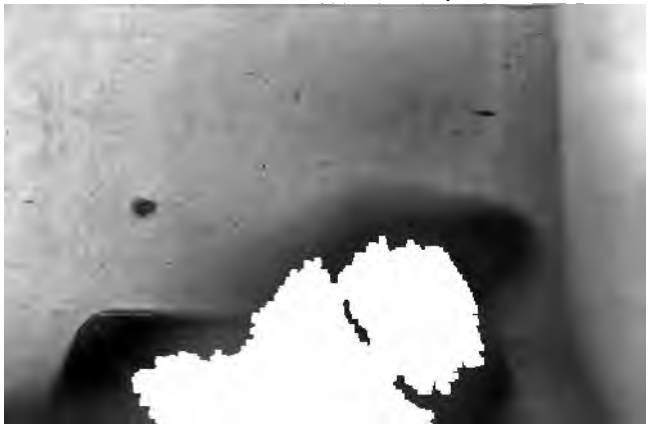
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IX, 378.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



Dr. ERNST HORN,

Königl. Preussischer Geheimer Medicinal Rath und Professor

Ritter des eisernen Kreutzes u. des rothen Adler Ordens.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System
der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und vierzigster Theil,
welcher die Artikel Schai bis Schauspiel enthält.
Nebst 4 Kupfertafeln auf 1 Bogen und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1825.
In der Paulischen Buchhandlung.
(Pränumerations-Preis 2⅔ Thlr. — Laden-Preis 4⅓ Thlr.)

AE 27
R8
v. 140
~~Locked~~
Stacks

Dem

Königl. Preußiſchen Geheimen-Medizinal-Rathe und Profeſſor

Herrn Dr. Ernst Horn,

Ritter des eiſernen Kreuzes und des Rothen Adlerordens dritter Klaſſe,

Hochwohlgeboren,

widmet

den gegenwärtigen Theil seiner Encyklopädie

zum öffentlichen Beweise

der

innigsten Hochachtung und Dankbarkeit

C. H. Mowinkel,

Besitzer der Paulischen Buchhandlung.

Dem

Königl. Preußischen Geheimen-Medizinal-Rathe und Professor

Herrn Dr. Ernst Horn,

Ritter des eisernen Kreuzes und des Rothen Adlerordens dritter Klasse,

Hochwohlgeboren,

widmet

den gegenwärtigen Theil seiner Encyklopädie

zum öffentlichen Beweise

der

innigsten Hochachtung und Dankbarkeit

C. H. Mowinkel,

Besitzer der Paulischen Buchhandlung.

Schai, ſ. Schach, Th. 138, S. 366.

Schaide, ſ. Wels.

Schaiderknecht, im Oeſterreichiſchen, ein Mühlknecht.

Schakal,, Schachal, Schagal, Jackal; nach Kämpfer in Perſien Siachal, Siechnal, Siacali; nach Belon Adil; in einigen Provinzen der Levante, nach Olearius, Tulki; in der Türkey, nach Haſſelquiſt, Chical; Sical, nach Pollux; nach Belon im Griechiſchen Squilachi; nach Spon und Weeler, Zacalia; nach Delon, Jacard; nach Shaw, in der Barbarey Deeb; in Bengalen Ingueparel; in Madura, Nari; nach dem P. Vincenz Maria im Italieniſchen Addibo; der Zwerg- oder Goldwolf. Haller vierfüßige Thiere S. 500; der Goldwolf, Goldhund, Müll. Naturſ. I, S. 227. Berl. neueſte Mannigfaltigkeiten, II. 1779; IV, 1786. Der Schakkal und Adive; Zimmermann geograph. Zoologie, II, S. 33 u. S. 244.

Der Schnellwolf, Thos. Blumenbach, Naturg. 2, S. 101. Shakall, Gatterer, vom Nutzen und Schaden der Thiere. I., S. 381. Nach Einigen soll es der Goldwolf, Chryseos, Lupus aureus, der alten Griechen seyn. Obs. de Belon feuillet, 163. In der Barbarey heißt er Chathal; im Tamulischen Kad-tu-nari oder neri; in Indien, Gôlâ; in Georgien Tura; im Portugiesischen, nach Obsonville, Adive. Im Arabischen Deeb oder Wawi; im Hindostanischen Kuidder und Kola. Lupus aureus. Kämpfer. Amoenit. exotic. p. 413. Klein. quadr. p. 70. Charlet excerc. p. 15. Ray syn. quadr. p. 174. Pallas, Spicil. Zool. XI., p. 3. Brisson. quadr. Ed. in 8. p. 171. Vulpes Indiae Orientalis. Valentin Mus. p. 452. Canis flavus, Lupus aureus — Le Loup doré. Brisson. Regn. anim. p. 237. Aureus canis, Lupus aureus dictus. Linn. syst. nat. edit. X. p. 40. Asiaticum Animal nuncupatum. Bellon Obs. p. 160. Canis (Aureus), cauda recta, corpore pallide flavo. Erxleben Mammal. p. 571. n. 12. Canis Chical Turquarum. Hasselquist, Palästinische Reise, 271. Θως Aristot. hist. anim. II., c. 19. n. 150. VI. c. 35. n. 426-428. IX. c. 70. n. 473-475. Thoes, Plin. hist. nat. VIII. c. 34. X. c. 74. Sjakallen of wilde honden. Bruin Reiz. p. 321. The Deeb or Jackall. Shaw trav. p. 247. Λυκος ξουθος; Λυκος χρυσεος Oppian. cyneg III., 296, 314. Jakkals: Hond, de Gulden Wolf genaamd. Houtt nat. hist. II. p. 93. The Jackal. Penn. syn. quadr. p. 158. Le Chacal et l'Adive. Buffon Quadr. Tom. VI. p. 188 et Suppl. Quadr. VIII. p. 180.

Chien sauvage indien. Vosmaer. Amsterdam, 1773.

Der Schakal hält sich unter verschiedenen Himmelsstrichen auf, besonders gemein ist er in der Levante und Barbarey. Wegen der hellgelben und glänzenden Haare ist dieses Thier von verschiedenen Schriftstellern der vergoldete Wolf oder Goldwolf genannt worden. In der Barbarey, Ostindien, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in andern Provinzen von Afrika und Asien soll diese Gattung, dem Anscheine nach, noch verschiedene Abfälle erlitten haben. In den heißeren Ländern sind die Schakals größer und ihre Haare mehr braunroth, als gelb; auch giebt es einige von verschiedenen Farben. Nach Bosmann*), in seinen Reisen soll der Schakal, welchen die Unterthanen des Königs von Comany, nahe bei Acra, den Reisenden brachten, die Größe eines Hammels gehabt haben, nur seien die Beine höher gewesen. Der Kopf war dick, platt und breit, die Zähne eines Fingers lang und darüber; die Pfoten, nach dem Verhältnisse seines Leibes, außerordentlich dick, und die Haare kurz und gefleckt. An den Füßen soll er sehr große Klauen gehabt haben. Die ganze Gattung des Schakals ist in ganz Asien, von Armenien an, bis nach Malabar verbreitet; man findet sie auch in Arabien, der Barbarey, wie schon oben angeführt worden, Mauritanien, Guinea und den Landschaften des Vorgebirges. In Bengalen, wo man sie wilde Hunde, Jaguepatels oder Schreihunde nennt, haben sie rothe Haare. Sie sollen nach Biervillas**) alle Nächte Scharenweise kommen und längs dem Ganges fürchterlich bellen. Ihre Stimme soll so verschieden und betäu-

*) Voyage de Bosmann, p. 331.
**) Voyage d'Innigo de Biervillas, I., p. 178.

bend ſeyn, daß man ſein eignes Wort nicht hören kann. Wenn die Mauren bei ihnen dicht vorübergehen, laufen ſie nicht auf die Seite. Nach der Beſchreibung, welche ältere Reiſebeſchreiber von dem Schakal machen, ſoll es ein wildes, herumſtreifendes, unruhiges, dabei grauſames und blutdürſtiges Thier ſeyn. So heißt es in den Lettres édifiantes *). Es giebt in Madura eine Art von wilden Hunden, die man eher für einen Fuchs halten möchte. Die Indianer nennne ihn Nari, und die Portugieſen Adiba. Man hört dieſe Thiere immerfort heulen. In der Relation de Mandelsloh **) heißt es: In Gugurate findet ſich eine Art vom wilden Hunde, den man Jakal nennt. — In der Recueil des Voyages de la Compagnie des Indes orientales ***) heißt es: In Malabar ſieht man eine große Menge Jakals oder Jachals; auch in den Gehölzen auf Ceylon giebt es dergleichen, welche wie der Fuchs geſtaltet ſind, beſonders in Anſehung des Schwanzes. Nach Menſchenfleiſch ſind ſie ſehr begierig. Sie folgten unſerer Armee nach und gruben unſere Leichen auf. Wir hörten oft des Nachts das erſchreckliche Geſchrei dieſer Thiere, welches viel Aehnlichkeit mit dem Bellen böſer Hunde hat. Sie ſchrieen verſchiedene Male, als wenn ſie ſich antworteten. — In der Voyage de Fr. Pyrard †) ſteht: Das ganze Land Calicut iſt gleichfalls voller Füchſe (Schakals), welche des Nachts bis in die Stadt kommen und wie Hunde herumſtreifen; alle Nächte hört man ſie in den Straßen und Gärten. — In der Voyage de la Boulaye-le-Gouz, p.

*) XIIme recueil, p. 98.
**) Suite d'Olearius, Tom. II, 234.
***) Tom. VI, p. 985.
†) Tom. I, p. 427.

254, heißt es: der Schakal ist eine Art wilder Hunde. In den Gegenden von Surate giebt es davon eine so große Menge, daß wir vor dem großen Lärm, den sie machten, unser eigenes Wort nicht hören konnten. Sie schreien deutlich ua, ua, ua, beinahe so wie ein Hund bellt. Dieses Thier frißt gern todte Körper. In den Wüsten Arabiens längst dem Tiger und Euphrat und in Aegypten findet man sie auch in Menge. — Delon sagt in seiner Reise (Voyage de Delon, p. 109): der Jacard oder Adive ist so groß, als ein regelmäßiger Hund; er gleicht dem Fuchse, in Absicht des Schwanzes, und dem Wolfe, in Ansehung der Schnauze. Man zieht sie auch in den Häusern auf; sie haben aber die Natur an sich, daß sie sich den Tag über in der Erde verkriechen und daraus nur des Nachts wieder herauskommen, um sich etwas zu fressen zu suchen. Sie ziehen Schaarenweise, fressen Kinder und fliehen vor großen Leuten. Ihr Geschrei ist kläglich und wehmüthig, so daß es sich anhören läßt, als wenn viele Kinder von verschiedenem Alter zusammenschreien. Sie fallen die Hunde an und jagen sie aus den Häusern. Olearius sagt in seiner Reise (Voyage d'Olearius, p. 531): Es findet sich in Persien eine Art von Fuchs, die Schakal heißt, und von den Einwohnern gewöhnlich Tulki genannt wird. Sie sind daselbst in großer Menge und beinahe von der Größe unserer Europäischen Füchse. Der Rücken und die Seiten sind mit einer Art von dicker Wolle und langen und steifen Haaren bedeckt; der Bauch ist schneeweiß, die Ohren sind pechschwarz, und der Schwanz ist kleiner, als der unserer Füchse. Wir hörten sie des Nachts um das Dorf, wo wir waren, herumlaufen, und wurden von ihrem traurigen Geschrei sehr beunruhiget, welches mit dem eines wehklagenden Menschen übereinkommt, und immer

Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung[oo]) ſoll der wilde Hund oder Schakal auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, denen vom P. Zuchel beſchriebenen in Form gleichen. Derſelbe Schriftſteller ſagt: [illegible] Am Vorgebirge iſt ein Thier, welches Manns-Hohe kaum nahe kommt. Gesner und Andere nennen es den Crocuta genannt. Die Einwohn am Vorgebirge geben ihm den Namen Jakal, und die Hottentotten nennen es Zeele oder Zeeka.

[illegible]

Orte, wo er ſich einen Augenblick niederlegt, gleich einen Geſtank verbreitet. Uebrigens iſt dieſes Thier überaus gefräßig und verwegen; denn es ſcheut ſich nicht in die Häuſer hinein zu gehen. Wenn es einem Menſchen begegnet, ſo flieht es nicht ſogleich, wie andere Thiere thun, ſondern ſieht ihn frech an, als wenn es ihm Troß bieten wollte, und dann lauft es wieder weg. Es hat ein bösartiges Naturel, will immer beißen, wenn man ſich auch noch ſo ſehr bemühet, es durch Liebkoſungen oder Fraß zu beſänftigen. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieſes bei dem oben erwähnten zu bemerken. Dieſen hatte man ſehr jung gefunden, und wie ein Hund, von dem man viel hält, zum Vergnügen auferzogen, gleichwohl ward er nicht völlig zahm; er ließ ſich von Niemanden anrühren, biß alle Leute, und man konnte ihn auf keinerlei Art davon abhalten, daß er nicht auf den Tiſch ſtieg und Alles wegnahm, was er bekommen konnte. Das ganze Feld von Natolien iſt voll von dieſen Schakals; man hört ſie alle Nächte um die Städte ein großes Geräuſch machen; ſie bellen nicht wie die Hunde, ſondern machen ein ihnen beſonders eigenes helles Geſchrei. — In der Reiſe des Pater Zuchel nach Conjo und in Aethiopien,*) heißt es: die wilden Hunde in Conjo, welche man Mebbia nennt, ſind Todfeinde von allen andern vierfüßigen Thieren; ſie ſind nicht ſehr von unſern Windhunden verſchieden. Man ſieht ſie Schaarenweiſe bei dreißigen und vierzigen, ja zuweilen in noch größerer Anzahl herumlaufen. Sie fallen allerlei Thiere an, und bezwingen ſolche gemeiniglich durch die Menge; den Menſchen kommen ſie nicht zu nahe. Nach Kolbe, in ſeiner

*) Voyage du P. Zuchel à Conjo et en Ethiopie, p. 293, cité par Kolbe.

Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung*) ſoll der wilde Hund oder Schakal auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, denen vom P. Zuchel beſchriebenen in Conjo gleichen. Derſelbe Schriftſteller ſagt, S. 62: Am Vorgebirge iſt ein Thier, deſſen Gattung dem Fuchs ſehr nahe kommt. Geſner und Andere haben es den Kreuzfuchs genannt. Die Europäer am Vorgebirge geben ihm den Namen Jakal, und die Hottentotten nennen es Zenlie oder Kenlie.

Büffon unterſcheidet zwei Arten dieſer Thiere, nämlich den Schakal und den Adive, und nennt den erſten den großen und den letzteren den kleinen Schakal. Der große Schakal iſt grimmiger und ſchwerer zu zähmen, als der kleine. Einige ältere Naturforſcher wollen dieſe beiden Thiere, als zwei verſchiedene Gattungen angeſehen, und daher getrennt wiſſen. Allein Büffon iſt nicht dieſer Meinung; denn da ſie ſich in allen Stücken zu gleichen ſcheinen, ſo ſucht er ſie, nur mit dem oben angeführten Unterſchiede, in ſeinen Supplementen zu den Quadrupeden, zu vereinigen. Er ſagt zwar in ſeinem Werke: Da die Schakalart überhaupt keine zahme Art, wie die von Hunden iſt, und da überdies ſich bei einer in Freiheit lebenden Art, ſelten ſo große Verſchiedenheiten finden, ſo ſind wir ſehr geneigt zu glauben, daß der Schakal und der Adive wirklich zwei verſchiedene Arten ſind. Er ſagt aber auch: „Es könnte wohl ſeyn, daß der Adive nur der zahme Schakal wäre, und man daraus eine zahme Race gemacht hätte, die kleiner, ſchwächer und frommer, als die wilde Race wäre; denn der Adive iſt gegen den Schakal beinahe das, was der Schafhund oder

*) Description du Cap de Bonne espérance, par Kolbe, part. III. p. 48.

der kleine Pudelhund gegen den Haushund iſt.“ Auch hat der genannte Schriftſteller in einigen Franzöſiſchen Chroniken geleſen, daß zur Zeit Karls des Neunten viele Hofdamen ſich Adive ſtatt kleiner Hunde gehalten hätten. Daubenton giebt folgende Beſchreibung von einem Schakal: Die Haut war zwei Schuh und ſieben bis acht Zoll lang, von der Spitze der Naſe bis an den Anfang des Schwanzes, welcher ſieben Zoll in der Länge hatte. Das Haar auf dem Obertheile und an den Seiten des Kopfes war weißlich, röthlich und ſchwarz untermengt; der Obertheil des Halſes, der Widerriß, die Schultern, der Obertheil und die Seiten des Leibes und der Schwanz, hatten eben dieſelbe Farbe, als der Kopf; allein die ſchwarze war die herrſchende. Die längſten Haare enthielten zwei Zoll, ſie waren nach der Wurzel zu weiß, über dem Weißen war etwas Schwarzes, und dann folgten dieſe beiden Farben in dem übrigen Theile von der Länge der Haare noch einmal eine auf die andere. Bog man ſie von einander, ſo fand man zwiſchen denſelben ein Wollhaar von brauner Farbe, welches weich und dicht war. Die Seiten des Halſes und der Untertheil von den Seiten des Leibes, die Bruſt und die Außenfläche der Beine, hatten eine falbe Farbe, die bald heller, bald dunkler war; unten, an der Außenſeite des Vorderarms war ein ſchwarzer Fleck befindlich. Die Ober- und Unterlefze, der Unterkinnbacken, der Unterhals, der Bauch und die inwendige Seite der Beine waren weiß oder weißlicht; die Barthaare waren ſchwarz und hatten gegen drei Zoll in der Länge. Die Knochen von dem Kopfe des Schakals gleichen denen vom Kopfe des Fuchſes vollkommen, nur nicht der Stirnknochen, deſſen hinterer Mitteltheil an dem Schakalgerippe erhaben war. Die Zähne dieſer beiden Thiere kommen

ſammengedrückt, etwas gebogen, ſpitzig, kurz und feſt. Der Schwanz iſt in der Mitte etwas verdickt, an der Spitze dünner, aller Orten behaart und reicht kaum zur Hacke. Er gleicht ſehr dem Wolfsſchwanze, weniger dem Schwanze des Fuchſes. Das Thier trägt ihn im Laufe gerade, ſonſt aber herabhängend. Das anderthalb Zoll breite Mittelfleiſch war behaart; die Schamlefzen ſind es ebenfalls und bedecken den kegelförmigen, drei Linien langen Kitzler; der Hodenſack und die Vorhaut ſind ſtraff, etwas behaart und die knotige Ruthe mit dem Knochen iſt der vom Hunde am ähnlichſten. Brüſte waren am Männchen gar nicht ſichtbar, und am Weibchen, an jeder Seite vier bis fünf; ſie ſind aber beim nicht ſäugenden Weibchen ſchwer zu entdecken. Die Haare waren viel ſteifer, als am Fuchſe, aber kaum mehr, als am Wolfe; am kürzeſten an der Schnauze, an dem übrigen Kopfe und an den Füßen etwas länger; viel länger am Bauche; auch auf dem Rücken, woſelbſt ſie über 3 Zoll ſind; am längſten ſind ſie an der Spitze des Schwanzes, wo ſie vier Zoll betragen. Die Näthe und Wirbel, welche am Hunde mit kurzen Haaren ſehr ſichtbar ſind, ſind am Schakal, wie bei Hunden, die eben ſolche lange Haaren haben, ſehr undeutlich und kaum zu unterſcheiden; das auf dem Leibe zwiſchen den Haaren liegende Wollhaar iſt auf die Hälfte kürzer und von aſchgrauer Farbe. Auch fand Güldenſtädt das Fell nicht von einem ſo ſchönen Goldglanze, wie es die Schriftſteller rühmen. Das ganze Thier iſt oben ſchmutzig rothgelb, mit ſchwarz, mehr auf dem Rücken, weniger an den Seiten ſchattirt; unten gelbweißlich. Die Füße ſind einfarbig, braunrothgelb und an der Biegung des Unterfußes iſt vorn oft, nicht immer, ein erloſchener ſchwärzlicher Flecken. Der Schwanz hat die Farbe des Rückens und

ist an der Spitze wieder schwarz. Die Haare an der Schwanzspitze sind nur an der Wurzel weiß und darauf gänzlich schwarz.

Nach Güldenstädt's Beschreibung und Ausmessung gleicht der Schakal am mehrsten dem Hirtenhunde. Dem Schakal noch ähnlichere gemeine Hunde sah derselbe in Rußland. Sie hatten die Größe des Schakals, ein gelblichtbraunes, nicht so langes Fell, aufgerichtete Ohren und eine spitzige Schnauze. Auch Pallas bestätiget dieses, indem er sagt: „der wilde Stamm der Hunde ist bis jetzt bei allen Zoologen zweifelhaft geblieben und zwar aus keiner andern Ursache, als weil Kämpfer's Goldwolf (Lupus aureus) ein im ganzen Orient sehr häufiges Thier, nicht vollkommen bekannt war. Ich habe solches lebendig in London gesehen, welches aus Persien dahin gebracht worden, und welches nicht allein in dem Ansehen und der ganzen Gestalt den schmalen, hohen Haushunden, dergleichen die Kalmücken gewöhnlich halten, sehr ähnlich war, sondern ich bemerkte auch, nicht ohne Bewunderung, daß es in seinen Neigungen und Sitten dem gemeinen Hunde am ähnlichsten sey. Es gewöhnt sich auch sehr leicht zum Menschen, und zeigt niemals Heimtücke oder Blutvergießen, wie die gezähmten Wölfe oder Füchse. Die Hunde flieht es nicht, sondern sehnt sich eifrig nach ihnen, und spielt mit ihnen, so daß es ohne Zweifel mit denselben Junge zeugen würde, wenn man den Versuch machte. Seine Stimme des Verlangens ist dem vom Hunde höchst ähnlich; es schmeichelt dem Menschen eben so mit dem Schwanze, und läßt sich gern auf den Rücken werfen und mit den Händen streicheln. Selbst sein Geheul hat große Aehnlichkeit mit dem heulenden Gebell der Hunde. Ich halte es daher kaum zweifelhaft, daß der Mensch, der von Natur mit dem Goldfuchse einerlei Klima bewohnt hat, sich von des-

der Hundeart sei, bestreitet Oedmann *), er hält ihn aber für den Schualim der Bibel und daß Simson sich ihrer zum Schaden der Philister bedient habe, wie solches Shaw (Reise, S. 155) Hasselquist (Reise, S. 271), Schreber (Säugethiere III, S. 365.), Michaelis (Arabische Fragen, S. 118) und Büsching (Geographie von Palästina, S. 326) angenommen, s. auch Th. 12, S. 302 u. f. Faber, in seiner Archeologie der Hebräer ist nicht ganz dieser Meinung; er sagt: schon Bochart **) vermuthete der Hebräische Name der Füchse möchte auch Thoes oder Schagals unter sich begreifen, und diese Vermuthung ist so unwahrscheinlich nicht, weil beide Thiere verschiedenes mit einander gemein haben; aber Andere sind weiter gegangen und haben selbst das Hebräische Wort Fuchs und das Persische Schagal und daher Simson's Füchse mit den Schaglas für einerlei gehalten. So viel ist jedoch gewiß, daß auch die Füchse in Palästina sehr häufig sind; selbst Hasselquist sagt in seiner Reise nach Palästina, S. 342 vulpes vulgaris prope Bethlehmum et in Philistaea in vinetis copiose. Und will man statt der Füchse Simson's lieber Schakals verstehen, weil sich die ersteren nicht leicht fangen ließen, so entgeht man dieser Schwierigkeit noch viel weniger bei den Schakals, die noch überdies gefährlich sind. Also ist Simson's Füchse für Schakals zu halten mehr eine Vermuthung, als eine zuverlässige Wahrheit.

Wenn die Brunstzeit der Schakals in den

*) Th. 1. B. III. C. XIII, S. 855.

**) Strödde Anmärkningar utur Naturkunnigheten til den Heliga Skrifts uplysning. Upsal, 1785. 8; ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Oedmann vermischte Sammlungen aus der Naturkunde zur Erklärung der heiligen Schrift. Rostock, 1787, 2.

Wintermonaten kommt, gehen sie des Nachts Schaarenweise, sonst selten, und dann schreien sie erbärmlich. Ihre Stimme ist dem Geheule und nicht dem Gebelle der Hunde ähnlich. Dieses Gebell hat der Hund auch nur als Hausthier, man findet es daher auch seltner bei den großen, als bei den kleinen Hunden, die beständig um den Menschen sind. Der Mensch und die Herden dürfen den Schakal auch nicht so sehr fürchten, als den Wolf, da er nicht so grausam ist, als Büffon anführt; er frißt zwar kleine Thiere, todte Menschen, Leder, Beeren wie der Hund; allein er kann auch in der Gefangenschaft mit Brod ernährt werden und ist wegen Länge der Gedärme wahrscheinlich nicht so gefräßig, als der Wolf und der Fuchs. — Es scheint auch, als wenn viele Schriftsteller die Hyäne mit dem Schakal verwechseln. — Der zurückgebogene Schwanz ist nicht ein Kennzeichen aller Hunde, z. B. nicht bei dem Schäferhunde, und findet sich nur bei manchen, wenn sie freudig sind. Ohnehin sieht man bei den Hausthieren, an keinem Theile des Körpers mehr Abweichungen, als am Schwanze, dieserhalb kann derselbe auch kein Unterscheidungszeichen zwischen dem Hunde und Schakal abgeben. In der Asiatischen Türkey bedeutet der Tulki nicht den Schakal, sondern den Fuchs; so soll auch Bosmanns Guineischer Jakal, nicht der rechte Schakal, sondern Pennant's gefleckte Hyäne (Canis Crocura Erxl.) seyn; auch das Thier, welches man in der Ukraine, Polen und in einigen Gegenden von Rußland Tschacal nennt, sei nicht dieses Thier, sondern der Wolf der Sklavonier oder der gemeine Wolf.

Der Schakal ist, wie schon oben erwähnt worden, in ganz Persien und der Asiatischen Türkey einheimisch, selten im flachen Felde, am häufigsten dagegen in gebirgigten Gegenden, aber nicht jenseits des

der Hundeart sei, bestreitet Oedmann *), er hält ihn aber für den Schualim der Bibel und daß Simson sich ihrer zum Schaden der Philister bedient habe, wie solches Schaw (Reise, S. 155) Hasselquist (Reise, S. 271), Schreber (Säugethiere III, S. 365.), Michaelis (Arabische Fragen, S. 118) und Büsching (Geographie von Palästina, S. 326) angenommen, s. auch Th. 12, S. 302 u. f. Faber, in seiner Archeologie der Hebräer ist nicht ganz dieser Meinung; er sagt: schon Bochart **) vermuthete der Hebräische Name der Füchse möchte auch Thoes oder Schagals unter sich begreifen, und diese Vermuthung ist so unwahrscheinlich nicht, weil beide Thiere verschiedenes mit einander gemein haben; aber Andere sind weiter gegangen und haben selbst das Hebräische Wort Fuchs und das Persische Schagal und daher Simson's Füchse mit den Schaglas für einerlei gehalten. So viel ist jedoch gewiß, daß auch die Füchse in Palästina sehr häufig sind; selbst Hasselquist sagt in seiner Reise nach Palästina, S. 342 vulpes vulgaris prope Bethlehmum et in Philistaea in vinetis copiose. Und will man statt der Füchse Simson's lieber Schakals verstehen, weil sich die ersteren nicht leicht fangen ließen, so entgeht man dieser Schwierigkeit noch viel weniger bei den Schakals, die noch überdies gefährlich sind. Also ist Simson's Füchse für Schakals zu halten mehr eine Vermuthung, als eine zuverlässige Wahrheit.

Wenn die Brunstzeit der Schakals in den

*) Th. 1. B. III. C. XIII, S. 855.

**) Strödde Anmärkningar utur Naturkunnigheten til den Heliga Skrifts uplysning. Upsal, 1785. 8; ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Oedmann vermischte Sammlungen aus der Naturkunde zur Erklärung der heiligen Schrift. Rostock, 1787, 2.

Reihen, von welchen die oberſte etwas entfernter, am kürzeſten und zurückgebogen iſt, die übrigen ſind wagerecht; an der Unterlippe ſind ſie weniger regelmäßig geſtellt, und nicht über 3 Zoll lang. Am Kopfe ſtehen ſieben Warzen; an jeder Seite eine über den Augen, mitten auf dem oberen Augenliede, von drei Borſten; eine unter der Augenhöhle, gerade gegen die obere, in gleicher Linie mit der Falte des Mauls, von drei Borſten; eine an der Backendrüſe mitten zwiſchen dem Mundwinkel und der Ohröffnung, von zwei Borſten; die einzelne unter der Kehle iſt gleichſam abgerieben, und hat viele Borſten. Dieſe Borſten der Warzen haben etwas Aehnlichkeit mit denen des Knebelbartes, auch ſind ſie von gleicher Farbe, alle ſehr ſchwarz, ſteif und etwas hornartig; in jeder Warze kommen aber noch drei und mehrere nicht ſo ſteife, abgenutzte Borſten, wie bei dem Wolfe und Fuchſe hinzu. Die Ohren ſind aufgerichtet, den Fuchsohren ähnlich, aber kürzer, ganz behaart, inwendig weißlicht, außerhalb braun und etwas rußfarbig ſchattirt, aber nie ſchwarz, wie beim Fuchſe. In Anſehung des Halſes und des Leibes iſt er dem Fuchſe am ähnlichſten; denn der größte ſenkrechte Durchmeſſer des Leibes, beträgt 7, und der in der Quere 5 Pariſer Zoll. Die Füße ſind denen des Fuchſes am ähnlichſten, wo nicht höher; die Zehe ſind gänzlich behaart, ſo daß die Nägel kaum hervorragen; ſowohl an den Fußſohlen der Vorder- und Hinterfüße ſind fünf nackte, ſchwarze Erhabenheiten, auf denen das Thier tritt. Von den vier Zehen an den Füßen ſind die beiden mittelſten ein wenig kürzer, als die äußeren, und alle etwas mit einer Haut verbunden. Der Daum, welcher an den Hinterfüßen fehlt, ſteht an den Vorderfüßen an der inneren Seite des Mittelfußes, ſehr kurz und erhaben. Die Nägel an allen Zehen und am Daume ſind ſich gleich, ſchwarz, zu-

nördlichen Bergrückens vom Caucasus. Die Tartaren, Perser, Türken und Russen im Astrachanischen Gebiete, belegen dieses Thier gemeinschaftlich mit dem Namen Schakal, so daß sie das a nur mit i und e verwechseln und den Anfangsbuchstaben bald gelinder, bald stärker aussprechen, bald als Sche oder das Lateinische S, oder als das Französische J, aber nicht als das Deutsche oder Lateinische J, deshalb es auch im Deutschen nicht Jakal geschrieben werden muß. In Georgien findet man in einem Klima gleichhäufig den Schakal, den Wolf und den Fuchs; ein jedes dieser Thiere hat aber auch daselbst seinen eigenen Namen. Der Schakal heißt nämlich daselbst, Tura, der Wolf Gmeli und der Fuchs, Mela. Herr von Obsonville sagt: daß der Schakal etwas vom Schäferhunde, vom Fuchse und vom Wolfe habe und sie so zu sagen Blutsverwandte wären; allein ihre Art sei wirklich verschieden. Die Schakals graben sich gewöhnlich in die Erde, oder halten sich, des Tages versteckt in dichten Gebüschen oder unter den Klippen auf. Vom Untergange der Sonne an bis an den Morgen machen sie den unbändigsten Lärm, und sobald nur einige ihre Stimme erheben, sogleich fangen die andern einzeln ein widriges Geschrei von allen Seiten an, andere antworten helfernd und ihre abgebrochenen und gezogenen Töne haben immer etwas Klägliches und Durchdringendes. So fleischfräßig diese Thiere auch seyn sollen und sich im Nothfall beizustehen wissen, so sind sie doch nicht wirklich muthig; denn sie greifen nur das Wehrlose an und nähren sich, wie die Geyer unter den Raubvögeln, sehr gern mit allerlei Aas. Sie sind übrigens sehr listig; denn es geschieht oft, daß während einige, unbeschäftigt, ihr widriges Gebell in der Ferne hören lassen, verschiedene andere, weil gewöhnlich immer zwei und drei zusammengehen, still umherstrei-

ist an der Spitze wieder schwarz. Die Haare an der Schwanzspitze sind nur an der Wurzel weiß und darauf gänzlich schwarz.

Nach Güldenstädt's Beschreibung und Ausmessung gleicht der Schakal am mehrsten dem Hirtenhunde. Dem Schakal noch ähnlichere gemeine Hunde sah derselbe in Rußland. Sie hatten die Große des Schakals, ein gelblichtbraunes, nicht so langes Fell, aufgerichtete Ohren und eine spitzige Schnauze. Auch Pallas bestätiget dieses, indem er sagt: „der wilde Stamm der Hunde ist bis jetzt bei allen Zoologen zweifelhaft geblieben und zwar aus keiner andern Ursache, als weil Kämpfer's Goldwolf (Lupus aureus) ein im ganzen Orient sehr häufiges Thier, nicht vollkommen bekannt war. Ich habe solches lebendig in London gesehen, welches aus Persien dahin gebracht worden, und welches nicht allein in dem Ansehen und der ganzen Gestalt den schmalen, hohen Haushunden, dergleichen die Kalmücken gewöhnlich halten, sehr ähnlich war, sondern ich bemerkte auch, nicht ohne Bewunderung, daß es in seinen Neigungen und Sitten dem gemeinen Hunde am ähnlichsten sey. Es gewöhnt sich auch sehr leicht zum Menschen, und zeigt niemals Heimtücke oder Blutvergießen, wie die gezähmten Wölfe oder Füchse. Die Hunde flieht es nicht, sondern sehnt sich eifrig nach ihnen, und spielt mit ihnen, so daß es ohne Zweifel mit denselben Junge zeugen würde, wenn man den Versuch machte. Seine Stimme des Verlangens ist dem vom Hunde höchst ähnlich; es schmeichelt dem Menschen eben so mit dem Schwanze, und läßt sich gern auf den Rücken werfen und mit den Händen streicheln. Selbst sein Geheul hat große Aehnlichkeit mit dem heulenden Gebell der Hunde. Ich halte es daher kaum zweifelhaft, daß der Mensch, der von Natur mit dem Goldfuchse einerlei Klima bewohnt hat, sich von des-

her den Thos und den Panther bei den alten Griechen für einerlei Thiere gehalten. Aristoteles scheint sie aber zu unterscheiden, ohne ihnen verschiedene Charaktere oder Eigenschaften beizulegen. Er sagt: die inneren Theile des Thos gleichen denen des Wolfes, sie paaren sich wie die Hunde, und werfen zwei, drei, bis vier Junge, die mit verschlossenen Augen auf die Welt kommen. Der Thos hat einen längeren Leib und Schwanz, als der Hund, ist dabei nicht so hoch, und ungeachtet seiner kürzeren Beine, eben so schnell, weil er geschmeidig und behend ist, und größere Sprünge machen kann. — Der Löwe und der Thos sind Feinde; denn beide leben vom Fleisch, und sind gezwungen, auf einerlei Art ihren Fraß zu suchen und darum mit einander zu streiten. Die Thos lieben den Menschen, fallen ihn nicht an, und scheuen sich nicht sehr vor ihm; sie beißen sich mit den Hunden und wehren sich gegen den Löwen. Man findet daher selten in einer und eben derselben Gegend Löwen und Thos. Die kleinsten Thos sind die besten; es giebt zweierlei Arten davon, und Einige nehmen sogar dreierlei Arten an. So weit Aristoteles. Was dieser Schriftsteller von dem Panther sagt, ist noch weniger, als von dem Schakal. Man findet davon nur eine einzige Stelle, in dem bereits angeführten 35sten Kapitel des 6ten Buches seiner Geschichte von Thieren. „Der Panther, sagt er daselbst, wirft vier Junge, welche eben so, wie die Wölfe, wenn sie geboren werden, verschlossene Augen haben.“ Wenn man nun diese Stelle, sagt Büffon, mit der aus dem Homer und mit denen aus andern Griechischen Schriftstellern vergleicht, so kommt es mir beinahe als gewiß vor, daß der Thos des Aristoteles der große Schakal, und der Panther der kleine Schakal oder der Adive ist. Es scheint auch beinahe außer Zweifel zu seyn,

zeichen anzugeben sei, so sei letzterer aus dem ersten entsprungen. Der Schakal begleite ferner den Menschen oft sehr weit, statt der Wolf und Fuchs ihn fliehe. Auch halte die Größe des Schakals das Mittel zwischen den großen und kleinen Hunden; das Haar des Schakals sei gröber, als das vom Hunde und halte das Mittel in der Länge zwischen den längsten und kürzesten Hundshaaren; so auch die Länge der Schnauze, die bei dem Fuchse spitzer ist. Im Bau der Vorderzähne weiche der Hund vom Fuchse ab, und in der Gestalt des Blinddarmes vom Wolfe und Fuchse, in welchen Stücken er aber mit dem Schakal übereinkomme. Noch gewisser sei es, daß der Schakal in den Sitten noch mehr, als in Ansehung des Baues mit dem Hunde überein komme. Jung gefangen werde er leicht gezähmt, und erwachsen schmeichelhaft, indem er den Menschen freundlich ansieht, den Schwanz bewegt, sich niederwirft oder auf den Rücken legt und sanft murrt. Seinen Herren unterscheidet er von anderen Menschen, merkt auf seinen eigenen ihm beigelegten Namen; springt, wenn man ihn lockt, auf den Tisch; schläft zusammengewickelt; sauft mit Lecken; wirft harten Unrath aus; harnet auf die Seite, und in Gesellschaft von Hunden beriecht er freundschaftlich ihren After. Der Geruch, den die Afterdrüsen des Schakals geben, riecht nicht so häßlich, als Dümon angiebt, auch nicht wie Andere angeben, als Bisam, sondern schwächer, als am Fuchse, und ist kaum übler, als bei den Hunden, wenn Unwetter bevorsteht. Die Schakale Güldenstädt's starben jünger, als daß sie sich hätten mit Hunden begatten können, daß sie solches aber leicht thun, davon hat man mehrere Beispiele selbst Büffon führt dergleichen in der Abhandlung von der Ausartung der Thiere an. Diese hier angeführte Meinung Güldenstädt's, daß der Schakal der wilde Stamm

und wenn sie daselbst nichts anderes finden, so fressen sie das Ledergeschirr, Stiefeln, Schuhe; auch nehmen sie das Riemenzeug mit sich fort, was sie zum Verschlingen nicht Zeit haben.

Wenn sie keine lebendige Beute finden, so scharren sie die Leichname der Menschen, und die Aeser der Thiere aus; man muß die Erde auf den Gräbern fest stampfen und große Dornen darunter mischen, wenn man verhüten will, daß sie nicht darin kratzen und scharren; denn eine Dicke von einigen Fuß Erde schreckt sie nicht ab. Der schon oben angeführte P. Vinzent Marie sagt im 13ten Kapitel seiner Reise: „Die Adiven sind nach Aesern und vorzüglich nach menschlichen Leichnamen sehr begierig. Wenn die Christen auf dem Felde Jemanden begraben wollen, so graben sie eine sehr tiefe Grube dieser Thiere wegen; dessen ungeachtet würden sie die Leichname ausscharren, wenn man nicht die Erde, welche man in die Grube wirft, mit den Füßen niedertrete und sie mit Steinen und Dornen vermischte; denn hieran verwunden sich die Thiere, und werden von dem weiteren Scharren abgehalten.“ Auch Chardin sagt in seiner Reise, S. 76, daß man im Orient, wo die Todten ohne Sarg, bloß in ein Leichentuch gewickelt, begraben werden, dieser Thiere wegen große Steine auf die Gräber wälzt, damit diese Thiere sie nicht öffnen, und die Leichen ausscharren und fressen können. Mingrelien soll mit diesen Thieren angefüllt sind, wo sie in den Herden und Stutereyen große Verwüstungen anrichten. Nicht eines dieser Thiere geht auf diesen Raub der Leichname allein aus, sondern viele zusammen, welche auch zusammen arbeiten, und bei dem Ausscharren ein klägliches Geschrei erheben. Sind sie einmal an den Fraß menschlicher Leichname gewöhnt, so hören sie nachher nicht wieder auf die Kirchhöfe zu besuchen,

Wintermonaten kommt, gehen sie des Nachts Schaarenweise, sonst selten, und dann schreien sie erbärmlich. Ihre Stimme ist dem Geheule und nicht dem Gebelle der Hunde ähnlich. Dieses Gebell hat der Hund auch nur als Hausthier, man findet es daher auch seltner bei den großen, als bei den kleinen Hunden, die beständig um den Menschen sind. Der Mensch und die Herden dürfen den Schakal auch nicht so sehr fürchten, als den Wolf, da er nicht so grausam ist, als Büffon anführt; er frißt zwar kleine Thiere, todte Menschen, Leder, Beeren wie der Hund; allein er kann auch in der Gefangenschaft mit Brod ernährt werden und ist wegen Länge der Gedärme wahrscheinlich nicht so gefräßig, als der Wolf und der Fuchs. — Es scheint auch, als wenn viele Schriftsteller die Hyäne mit dem Schakal verwechseln. — Der zurückgebogene Schwanz ist nicht ein Kennzeichen aller Hunde, z. B. nicht bei dem Schäferhunde, und findet sich nur bei manchen, wenn sie freudig sind. Ohnehin sieht man bei den Hausthieren, an keinem Theile des Körpers mehr Abweichungen, als am Schwanze, dieserhalb kann derselbe auch kein Unterscheidungszeichen zwischen dem Hunde und Schakal abgeben. In der Asiatischen Türkey bedeutet der Tulki nicht den Schakal, sondern den Fuchs; so soll auch Bosmanns Guineischer Jakal, nicht der rechte Schakal, sondern Pennant's gefleckte Hyäne (Canis Crocura Erxl.) seyn; auch das Thier, welches man in der Ukraine, Polen und in einigen Gegenden von Rußland Tschacal nennt, sei nicht dieses Thier, sondern der Wolf der Sklavonier oder der gemeine Wolf.

Der Schakal ist, wie schon oben erwähnt worden, in ganz Persien und der Asiatischen Türkey einheimisch, selten im flachen Felde, am häufigsten dagegen in gebirgigten Gegenden, aber nicht jenseits des

Begattung des wilden Goldfuchſes mit angeborener Stärke und Naturtrieben von neuem veredelte Race des zum Hausthiere gewordenen Thieres.“ Die Indianer ſollen dieſe Begattung noch jetzt leicht halten, und oft veranſtalten; daher nennen die in Bengalen ſich aufhaltenden Franzoſen den Goldfuchs gemeiniglich den wilden Hund, Chien maron. — So können die Begattungen mit verwandten Arten, als mit der Hyäne, dem Wolfe, dem wilden Afrikaniſchen Hunde des Kolbe, Canis Mesomelas, der eine beſondere Art zu ſeyn ſcheint ꝛc., noch unzählige Abarten hervorbringen, auch ſchon hervorgebracht haben, nur fehlen uns hiervon die Erfahrungen, weil Beobachtungen und Verſuche nicht von den früheren Naturforſchern in dieſer Hinſicht gemacht worden, und man jetzt die Aufklärung dieſes Gegenſtandes wohl nicht für ſo wichtig hält.

Büffon leugnet die Begattung des Hundes mit dem Wolfe, obgleich man ſchon vor und zu ſeiner Zeit oft Beiſpiele davon gehabt hat, und es jetzt ganz außer Zweifel iſt; denn ich habe vor einigen Jahren hier in Berlin, eine Wölfin geſehen, welche ſich mit einem Hunde, von Däniſcher Race begattet, und fünf Junge geworfen hatte, welche der Mutter ſehr ähnlich ſahen. Sie lagen bei der Mutter in dem eiſernen Käfig, und flohen jedesmal, wenn der Beſitzer, der ſie zur Schau ausgeſtellt, mit einer Stange in den Käfig fuhr, um die Mutter zur Wuth und zum Heulen zu reitzen, aus einer kleinen Oeffnung heraus, zu einem nicht weit davon liegenden Mopſe, einer Mißgeburt, die nur zwei Füße hatte. Die Däniſche Dogge mit dem ſich die Wölfin begattet hatte, lag neben dem Käfig an einer Kette. Auch Moſch giebt im Naturforſcher, 15s St., S. 21, Nachricht von Baſtarden von einer zahmen Wölfin und einem

fen, um einen Fang zu thun. Sie dringen nicht allein in die Schäfereyen und Befriedigungen der Häuſer ein; ſondern ſchleichen ſich auch an ſchlafende Reiſende und wiſſen ihnen mit erſtaunender Behendigkeit den Bündel zu ſtehlen, worin ſie Nahrungsmittel riechen. Der genannte Schriftſteller hatte einen jungen Schakal ungefähr einen Monat, welches zahm zu werden ſchien; allein wegen ſeiner Gefräßigkeit und ſeines niedrigen Betragens ließ er ihn wieder in Freiheit. Auch Ariſtoteles ſcheint dieſe Thierart ſchon unterſchieden zu haben; denn er redet deutlich von dem Wolfe, dem Fuchſe und der Hyäne, und führt dann noch zwei andere Thiere von eben dieſem Geſchlechte, das eine unter dem Namen Panther und das andere unter dem Namen Thos ſehr dunkel an. Die Ueberſetzer des Ariſtoteles haben Panther durch Lupus Canarius oder Hundswolf, und Thos durch Lupus Cervarius oder Hirſchwolf gegeben. Aus dieſer Auslegung erhellt zur Genüge, daß ſie den Panther und den Thos für Arten von Wölfen angeſehen haben. Nach Büffon iſt der Lupus Cervarius der Lateiner nicht der Thos der Griechen. Dieſer Lupus Cervarius iſt einerlei Thier mit dem Chaus des Plinius und mit unſerem Luchſe oder Hirſchwolfe, von dem kein einziger Charakter dem Thos anpaſſend iſt.

Wenn Homer die Tapferkeit des Ajax, der allein auf eine große Menge Trojaner losgeht, von welchen der verwundete Ulyſſes ganz umzingelt wurde, ſchildert; ſo vergleicht er ihn mit einem Löwen, der einen Haufen Thos, die einen in den letzten Zügen liegenden Hirſch umgeben, überfällt, ſie zerſtreut, und ſie als verächtliche Thiere wegjagt. Der Scholiaſt des Homers, erklärt das Wort Thos durch Panther, von welchem er behauptet, daß es eine Art von einem ſchwachen und furchtſamen Wolfe ſei. Man hat da-

her den Thos und den Panther bei den alten Griechen für einerlei Thiere gehalten. Aristoteles scheint sie aber zu unterscheiden, ohne ihnen verschiedene Charaktere oder Eigenschaften beizulegen. Er sagt: die inneren Theile des Thos gleichen denen des Wolfes, sie paaren sich wie die Hunde, und werfen zwei, drei, bis vier Junge, die mit verschlossenen Augen auf die Welt kommen. Der Thos hat einen längeren Leib und Schwanz, als der Hund, ist dabei nicht so hoch, und ungeachtet seiner kürzeren Beine, eben so schnell, weil er geschmeidig und behend ist, und größere Sprünge machen kann. — Der Löwe und der Thos sind Feinde; denn beide leben vom Fleisch, und sind gezwungen, auf einerlei Art ihren Fraß zu suchen und darum mit einander zu streiten. Die Thos lieben den Menschen, fallen ihn nicht an, und scheuen sich nicht sehr vor ihm; sie beißen sich mit den Hunden und wehren sich gegen den Löwen. Man findet daher selten in einer und eben derselben Gegend Löwen und Thos. Die kleinsten Thos sind die besten; es giebt zweierlei Arten davon, und Einige nehmen sogar dreierlei Arten an. So weit Aristoteles. Was dieser Schriftsteller von dem Panther sagt, ist noch weniger, als von dem Schakal. Man findet davon nur eine einzige Stelle, in dem bereits angeführten 35sten Kapitel des 6ten Buches seiner Geschichte von Thieren. „Der Panther, sagt er daselbst, wirft vier Junge, welche eben so, wie die Wölfe, wenn sie geboren werden, verschlossene Augen haben.“ Wenn man nun diese Stelle, sagt Büffon, mit der aus dem Homer und mit denen aus andern Griechischen Schriftstellern vergleicht, so kommt es mir beinahe als gewiß vor, daß der Thos des Aristoteles der große Schakal, und der Panther der kleine Schakal oder der Adive ist. Es scheint auch beinahe außer Zweifel zu seyn,

wenn man das Zeugniß des Oppians erwägt, der den Panther unter die kleinen Thiere, als Siebenschläfer und Katzen, setzt. Der Thos ist demnach der Schakal, und der Panther der Adive. Denn wenn gleich die wahre Bedeutung dieser Namen bisher unbekannt gewesen, und die Namen immer unrecht erklärt worden sind, so liegt solches bloß an den Uebersetzern, welche die Thiere nicht kannten. Wenn gleich die Wolfsart sehr nahe mit der Hundsart verwandt ist, so findet die Schakalart doch noch ihre Stelle zwischen beiden. Der Schakal und Adive ist, wie Belon sagt, ein Mittelthier zwischen dem Hunde und dem Wolfe. Er ist grimmig wie der Wolf, und dabei ein wenig schmeichelhaft wie der Hund. Seine Stimme ist ein Geheul mit Bellen und Winseln vermengt. Er macht ein größeres Geschrei, als der Hund, und ist gefräßiger, als der Wolf; er geht nie allein, sondern in Schaaren von zwanzigen, dreißigen und vierzigen. Nachdem sie sich versammelt haben, gehen sie auf Raub aus. Sie fallen allerlei zahmes Vieh und Geflügel, selbst unter den Augen der Menschen, an, und machen sich durch ihre Menge sogar bei den mächtigsten Thieren furchtbar, obgleich sie nur von kleinen Thieren leben.*) Ihr Lauf und ihr Angriff ist kühn. Ohne Furcht zu verrathen, gehen sie in die Schäfereyen und andere Viehställe,

*) Kaempfer in Amoenit. exotic. pag. 413 sagt: Jackal pene omnem orientem inhabitat; bestia astuta audax et furacissima est. — Interdiu circa montes latet, noctu pervigil et vagus est; catervatim praedatum excurrit in rura et pagos. — Ululatum noctu edunt execrabilem ejulatui humano non dissimilem, quem interdum vox latrantium quasi-canum interstrepit; unique inclamanti omnes acclamant, quotquot vocem e longinquo audiunt. —

gefangen wird, welches aber selten geschieht, und man ihn an eine Mauer bindet, er weder Kalk noch Steine verschont. Er ist mit allem zufrieden und gar nicht lecker; denn Alles, was ihm aufstößt und er nur bekommen kann, wird verschlungen. Derham, in seiner Physico-Theologie*) hält ihn für dasselbe Thier, von welchem Plinius in seiner Naturgeschichte**) unter dem Namen Hyäne redet, weil die Eigenschaften ganz mit einander übereinzustimmen scheinen. Mir scheint es nach der Beschreibung der Schakal zu seyn. Das schwarze Haar stimmt zwar nicht ganz überein mit dem des Schakals, da es aber auch dabei braun und gelb gefleckt ist, und die Beschreibung davon überhaupt nur oberflächlich gegeben ist, so paßt der Entwurf immer eher für den Schakal, als für die Hyäne; da überhaupt seine Gestalt und seine nichts verschonende Gefräßigkeit, ganz damit übereinkommt. Auch die Farbe der Haare giebt nicht immer ein sicheres Kennzeichen ab, weil sich solche durch die vermischte Begattung, das Klima ꝛc. abändert; aber auch die Farbe des Vielfraßes mehr mit der folgenden Kapischen Schakalart übereinkommt.

Der Kapische Schakal, von den Hottentotten Kenlee oder Tenlie genannt, Canis Mesomelas, Schreber Säugethiere, III, p. 370. Canis (Mesomelas), cauda recta, corpore ferrugines fascia dorsali nigra. Erxleben Mammal. p. 574. Canis Mesomelas. Linn. Syst. nat. XIII. I. p. 73. Nach Kolbe findet sich dieses Thier am Vorgebirge der guten Hoffnung nicht selten. Schreber liefert davon folgende Beschreibung: Der Kopf ist gelbbräunlich, weiß und schwarz gemischt; er wird weiter nach hin-

*) Bd. 4, Kap. 2, S. 402.

**) Hist. Nat. Lib. VII, c. 30.

und den Armeen, so wie den Karavanen nach zu folgen. Sie sind das unter den vierfüßigen Thieren, was die Raben unter den Vögeln sind. Vor dem stinkenden Fleische haben sie keinen Ekel, und ihre Freßbegierde ist beständig so heftig, daß das trockendste Leder für sie noch saftig, und jede Haut, altes Fett, und jeder stinkender Unrath von Thieren ihnen ebenfalls gut ist. Obgleich die Hyäne eben so sehr das faule Fleisch liebt und die Aeser ausscharrt, so wird sie doch nicht so lästig, als dieses Thier. Die Hyäne ist ein zwar sehr wildes, aber dabei einsames und stilles Thier, und frißt bloß die Todten, beunruhiget aber die Lebendigen nicht; nicht so der Schakal und der Adive, welche nicht so stark und mächtig, als jenes Thier sind, und dennoch die größten Räubereyen verüben und die Reisenden durch ihr Geschrei immerwährend beunruhigen.

Wie schon oben, S. 16, erwähnt worden, so wollen viele Naturforscher den Hund nicht von dem Goldwolfe abstammen lassen, sondern, wenn sie ihn auch nicht als eine Urart ansehen, doch von dem Wolfe, Fuchse ꝛc. abstammen lassen. Die Gründe gegen eine solche Abstammungsart sind oben schon hinlänglich auseinander gesetzt worden, und sprechen für den Goldwolf oder Schakal; nur muß hier noch erwähnt werden: daß auch späterhin der schon zum Hausthiere gewordene Schakal sich wieder von neuem mit dem wilden begattet haben kann, so wie auch mit dem Wolfe und Fuchse, wodurch die verschiedenen Racen von Hunde, die wir jetzt haben, und die durch das Fortpflanzen unter sich, wieder verschiedene Spielarten gegeben haben und noch geben, entstanden sind. Pallas sagt: „Was scheint die edle Gattung der Canum Laconum bei den Alten, von denen sie berichten, daß sie vom Hunde und Fuchse gezeugt wären, anders zu seyn, als eine durch die

gefangen wird, welches aber selten geschieht, und man ihn an eine Mauer bindet, er weder Kalk noch Steine verschont. Er ist mit allem zufrieden und gar nicht lecker; denn Alles, was ihm aufstößt und er nur bekommen kann, wird verschlungen. Derham, in seiner Physico-Theologie*) hält ihn für dasselbe Thier, von welchem Plinius in seiner Naturgeschichte **) unter dem Namen Hyäne redet, weil die Eigenschaften ganz mit einander übereinzustimmen scheinen. Mir scheint es nach der Beschreibung der Schakal zu seyn. Das schwarze Haar stimmt zwar nicht ganz überein mit dem des Schakals, da es aber auch dabei braun und gelb gefleckt ist, und die Beschreibung davon überhaupt nur oberflächlich gegeben ist, so paßt der Entwurf immer eher für den Schakal, als für die Hyäne; da überhaupt seine Gestalt und seine nichts verschonende Gefräßigkeit, ganz damit übereinkommt. Auch die Farbe der Haare giebt nicht immer ein sicheres Kennzeichen ab, weil sich solche durch die vermischte Begattung, das Klima ꝛc. abändert; aber auch die Farbe des Vielfraßes mehr mit der folgenden Kapischen Schakalart übereinkommt.

Der Kapische Schakal, von den Hottentotten Kenlee oder Tenlie genannt, Canis Mesomelas, Schreber Säugethiere, III, p. 370. Canis (Mesomelas), cauda recta, corpore ferrugines fascia dorsali nigra. Erxleben Mammal. p. 574. Canis Mesomelas. Linn. Syst. nat. XIII. I. p. 73. Nach Kolbe findet sich dieses Thier am Vorgebirge der guten Hoffnung nicht selten. Schreber liefert davon folgende Beschreibung: Der Kopf ist gelbbräunlich, weiß und schwarz gemischt; er wird weiter nach hin-

*) Bd. 4, Kap. 2, S. 402.
**) Hist. Nat. Lib. VII, c. 30.

Hunde die fruchtbar waren. Pennant*) sah einen Bastard vom Wolfe und einer Hündin. Nach Pallas, in den N. Nordischen Beiträgen, 1r Bd., S. 154, ward ein wilder Wolf, der noch mit einer zahmen Hündin zusammenhing, von dem Herrn der Hündin bei derselben in der Steppe erschlagen. Otto kennt Beispiele von der Begattung des Fuchses mit dem Hunde, woraus fruchtbare Junge hervorgegangen. In dem 1sten Bde., 1s St., der oben erwähnten Nordischen Beiträge von Pallas, S. 153 — 154, ist aus einem Schreiben von Pennant, folgendes übersetzt worden: „Einer der Bastarden, die von einem Wolfe und einer hitzigen Pommerschen Hündin gefallen sind, habe ich in Gordoncastle gesehen. Er hatte ganz das Ansehen eines Wolfes, und auch viel von seinen Eigenschaften. Man ließ ihn auf ein schwaches Damwild los, welches er sogleich an der Gurgel faßte und tödtete. Ich habe von diesem Bastarde nicht erfahren können, ob er seine Art fortgepflanzt hat; von einem andern weiß ich es gewiß, welcher in der Nachbarschaft von Fochaber in der Grafschaft Murray, wo man ihn hielt, eine ganze Generation Wölfen ähnlicher Haushunde hervorgebracht hat. Sir Willoughby Aston hatte einen sehr schönen, von einem Wolfe und einer Hündin gezeugten, Hund, den die Hündin ganz allein geworfen hatte. Er sah dem Vater Wolf sehr ähnlich, und gehörte zuvor Sir Wolstan Dixey.

Am Tage war er sehr zahm; allein bei Nachtzeit verfiel er zuweilen in Wuth. Man hörte ihn nie bellen, sondern vielmehr heulen; kam er auf eine Schaftrift, so stellte er sich lahm, und sobald man den Rücken wendete, fiel er die Schafe an. Man

*) Synops. Quadrup. p. 144.

Schakal, die Benennung eines von dem Leder des Schakals verfertigten Beutels, womit die Hottentottinnen ihre Schamtheile bedecken, ſ. Th. 40, S. 187 u. f.

Schakal, (Afrikaniſcher), ſ. Schakal (Kapiſcher).

— (Aſiatiſcher), eine Benennung des gemeinen Schakals, welcher ſich in verſchiedenen Gegenden Aſiens aufhält; ſ. auch Schakal (gemeiner).

— (gemeiner), eine Benennung des Aſiatiſchen oder eigentlichen Schakals; ſ. oben, S. 1. u. f.

— (großer), ſ. oben, S. 8.

— (Kapiſcher), Afrikaniſcher Schakal, weil er nur in Afrika, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angetroffen wird, ſ. oben, S. 28.

— (kleiner), ſ. oben, S. 8.

Schakalskoſt, Fuchsfraß, Köll, bei den Hottentotten Kanimp, Hydnora Africana, eine Art Schwamm, welcher in Afrika angetroffen wird. Die Hydnora oder die Schakalskoſt iſt ſchwer zu finden. Ihre Wurzel iſt paraſitiſch, faſt allemal an der Wurzel der Euphorbia Mauritanica. Die junge Pflanze befindet ſich völlig unter der Erdfläche; iſt ſie ſo weit gekommen, daß ſie im Gipfel aufſpringen muß, ſo ſteht ſie an der Erdfläche oder etwas darüber; ſie ſpringt in drei, ſelten in vier Theile. Wenn ſie in der ſchönſten Blüthe ſteht, ſo befindet ſie ſich zur Hälfte über der Erde, und hat dann einen ekelhaften Schwammgeruch. Nach der Blüthe trocknet der obere Theil hinweg, die Frucht wächſt aus, wird kugelrund, und ſo groß, als ein Apfel, inwendig mit einem großen weißen Kern, der aus kleinen weißen Körnchen beſteht, die eine wäſſerige Emulſion zu geben ſcheinen. Nach der Blüthe fallen die drei geſpaltenen Blumenkelche an den Männchen ab, und

Vielfraß, scheint der Schakal zu seyn. Er wird im nordischen Jerven oder Erven genannt. Der genannte Schriftsteller sagt darüber: Der Vielfraß ist eins der nordischen Thiere, die den meisten Ländern nur dem Gerüchte nach bekannt sind. In einige Gegenden, besonders im Amte Drontheim, wo er am meisten gefunden wird, nennt man ihn Kola, allein sein gewöhnlicher Name Jerv oder Gierv zeigt in sensu nativo, per exellentiam, seine unverschämte Gefräßigkeit an, weshalb er von den Deutschen der Vielfraß, und von einigen auf Lateinisch Gulo genannt wird. Seine Größe und Gestalt kommt mit einem länglichen Hunde überein; er hat dicke Beine und sehr scharfe Klauen und Zähne; daher er so verwegen ist, alle andere Thiere, die er nur finden kann, anzugreifen. Auch Scheffer berichtet, daß er auch fischen soll, es wird ihm aber von Högström in seiner Beschreibung von Lappland widersprochen. Seine Farbe ist schwarz, mit braunen und gelblichen Flammen vermischt; daher der Pelz, der wie ein Damast glänzt und sehr weich von Haaren ist, sehr kostbar ist, und dem Jäger die Mühe wohl bezahlt, die er sich macht, um ihn ohne Geschoß oder auch mit einem Bogen und platten hölzernen Pfeilen zu erlegen, damit der Pelz, der ihm allein nützlich ist, nicht beschädiget werde. Die beste Gelegenheit, den Vielfraß zu fangen, ist diese: wenn er sich seiner Gewohnheit nach, zwischen zwei dicht aneinander stehende Bäume hindurch zwingt, welches Mittel er dazu gebraucht, den Magen zu erleichtern und auszuleeren, weil er nicht die Zeit abwarten kann, die Speisen, die er eben verschlungen hat, zu verdauen; denn wenn er auch ein Aas hat, welches sechsmal größer ist, als er selbst, so hört er doch nicht eher auf zu fressen, bis alles verzehrt ist; ja seine Freßbegierde soll so weit gehen, daß er, wenn er lebendig

Schakal, die Benennung eines von dem Leder des Schakals verfertigten Beutels, womit die Hottentottinnen ihre Schamtheile bedecken, ſ. Th. 40, S. 187 u. f.

Schakal, (Afrikaniſcher), ſ. Schakal (Kapiſcher).

— (Aſiatiſcher), eine Benennung des gemeinen Schakals, welcher ſich in verſchiedenen Gegenden Aſiens aufhält; ſ. auch Schakal (gemeiner).

— (gemeiner), eine Benennung des Aſiatiſchen oder eigentlichen Schakals; ſ. oben, S. 1. u. f.

— (großer), ſ. oben, S. 8.

— (Kapiſcher), Afrikaniſcher Schakal, weil er nur in Afrika, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angetroffen wird, ſ. oben, S. 28.

— (kleiner), ſ. oben, S. 8.

Schakalskoſt, Fuchsfraß, Köll, bei den Hottentotten Kanimp, Hydnora Africana, eine Art Schwamm, welcher in Afrika angetroffen wird. Die Hydnora oder die Schakalskoſt iſt ſchwer zu finden. Ihre Wurzel iſt paraſitiſch, faſt allemal an der Wurzel der Euphorbia Mauritanica. Die junge Pflanze befindet ſich völlig unter der Erdfläche; iſt ſie ſo weit gekommen, daß ſie im Gipfel aufſpringen muß, ſo ſteht ſie an der Erdfläche oder etwas darüber; ſie ſpringt in drei, ſelten in vier Theile. Wenn ſie in der ſchönſten Blüthe ſteht, ſo befindet ſie ſich zur Hälfte über der Erde, und hat dann einen ekelhaften Schwammgeruch. Nach der Blüthe trocknet der obere Theil hinweg, die Frucht wächſt aus, wird [illegible] und ſo groß, als ein Apfel, [illegible] großen weißen Kern, der [illegible] chen beſteht, die eine [illegible] ſcheinen. Nach [illegible] tenen Blumen

ten zu immer schwärzer; die stärkeren Haare sind unten weiß, an der Spitze schwarz. Der Nacken und Rücken bis an den Schwanz ist schwarz mit weiß vermischt. Auf dem Halse bildet sich ein schwarzes, weiß eingefaßtes Schild, das zwischen den Schultern spitz zuläuft, und zu beiden Seiten auf denselben einen weißen, weniger schwarz gemischten in der Mitte schwarzen Flecken hat; sich hernach wieder erweitert und in dem schwarzen, am Schwanze zugespitzten Rückenstreif übergeht, dessen weiße Flecken keine gewisse Zeichnung darstellen, und sich, nachdem die Lage der Haare geändert wird, auf allerlei Art ändern. Die Ohren sind gelbbräunlich, mit einzelnen schwarzen Haaren untermengt, so auch die Seiten des Halses. Die Seiten des Leibes und die äußere Seite der Beine braungelb, am Leibe etwas lichter. Kehle, Brust und Bauch weich. Des Schwanzes obere Hälfte braungelb, mit einem über die Mitte längshin laufenden schmalen schwarzen Streife; die untere schwarz, mit ein paar schmalen lichten Ringen. An der Spitze einige weißlichte Haare. Ueber jedem Auge und auf jedem Backen steht eine Warze mit zwei langen schwarzen Haaren. Die Bartborsten sind schwärzlich. Die Länge des Thieres beträgt 2¾ Fuß ohne den Schwanz, die Länge des Schwanzes einen Fuß und die der Beine eben so viel. Auch oben unter dem Schakal ist der Tenli schon erwähnt worden, und nach Otto könnte der von Daubenton beschriebene Schakal, wohl der Kapische seyn, der aber von dem gemeinen Asiatischen sowohl an Größe, als auch an Farbe sehr verschieden ist, als daß er, als eine Abart desselben angesehen werden könnte, welches auch Pallas bemerkt.

Büffon's Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. Aus dem Französischen übersetzt durch Bernhard, Christian Otto. Berlin, 1789, 15r Bd. S. 7 u, f.

Schake, s. Schacken, Th. 138, S. 494.

Schakenholz, s. daselbst.

Schakenkette, s. Th. 100, unter Nadel.

Schäker, im gemeinen Leben, eine Person, welche schäkert, das heißt, welche sich munter und scherzhaft äußert. Man legt diesen Ausdruck besonders Kindern bei, welche sich munter, auf eine lärmende Art scherzhaft äußern; s. Schäkern, weiter unten, das in einigen Gegenden, z. B. in Meissen übliche Schäker oder Schächer, ein untaugliches ungesundes Pferd zu bezeichnen, ist von einem anderen Stamme und nach Adelung vielleicht Wendischen oder Slavonischen Ursprunges, welche Sprachen noch verschiedene Ueberbleibsel unter den Meißnischen Landleuten zurückgelassen haben. In Liefland ist Tschuker eine Schindmähre.

Schäkerey, in der vertraulichen Sprechart, ein lauter, mit einem Geräusche verbundener Scherz, und in weiterer Bedeutung ein jeder Scherz. Es war eine bloße Schäkerey, ein bloßer Scherz.

Ich gebe ihm Brod, mit Schäkereyen,
Mich, ehe ich schlafe zu erfreuen, Uz.

Schäkern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert und nur im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart üblich ist, laut scherzen und lachen, kurzweilen, in einigen Mundarten schökern. Daher das Schäkern. Es ist eine unmittelbare Nachahmung des Lautes und das Diminutivum und zugleich Intensivum des Niedersächsischen und Holländischen schachen und schachern, welche wegen ihres breiten a laut und unanständig Lachen bedeuten, und sich von dem Lateinischen cachinnari nur durch den Zischlaut unterscheiden, der auch dem Niedersächsisch jachern und dem Lateinschen jocari fehlt.

wenn die Frucht ganz reif ist, wird das Kraut rund herum abgelöset und fällt ab, so daß der Same bloß liegt. Die Frucht ist eine Beere, besteht aus einem feinen Marke, hat ganz kleine Samen, die anfangs schneeweiß und feucht sind, nach und nach dunkler, trockner und glatt werden. Die reife Frucht riecht wie die Blüthe, nicht unangenehm. Sie soll vom Januar bis März am besten reif seyn. Sie wird von den Hottentotten nach abgenommener Schale gegessen. Man ißt sie roh, auch in Asche gebraten; auch von Füchsen wird sie begierig verzehrt, daher der Name Schakalskost, besonders von Viverris; s. auch den Art. Schwamm.

Schakamel, oder Chakamel, in der Mexikanischen Sprache Chachakacametl; Chachalacametl, Fernandez, Hist. Av novae Hisp. c. XLI. Onom. H. Nat. II, 802. Le Chacamel. Buff.; der Schreyvogel. Raj. Av. p. 163. Dictionn. des Annimaux I, 477; ein Amerikanischer Vogel, welchen Fernandez erwähnt. Seine vorzügliche Eigenschaft ist, wie das gemeine Haushuhn, oder vielmehr wie viele derselben auf einmal, zu schreien; denn sein Geschrei ist, wie man sagt, so stark und anhaltend, daß ein einziger dieser Vögel eben so viel Geräusch macht, als das Geflügel eines ganzen Hühnerhofes. Daher ist ihm auch in Mexico der Name beigelegt worden, der in unserer Sprache so viel heißt, als Schreivogel, Fr. Oiseau criard. Der Rücken ist braun, die Farbe unter dem Bauche fällt aus dem Weißen ins Bräunliche, Schnabel und Füße hingegen ins Blaue. Gemeiniglich pflegt sich der Schakamel auf den Bergen, wie die meisten Hokkos, aufzuhalten und seine Junge daselbst zu erziehen.

Schakorilla, s.

Schake, ſ. Schacken, Th. 138, S. 494.

Schakenholz, ſ. daſelbſt.

Schakenkette, ſ. Th. 100, unter Nadel.

Schäker, im gemeinen Leben, eine Perſon, welche ſchäkert, das heißt, welche ſich munter und ſcherzhaft äußert. Man legt dieſen Ausdruck beſonders Kindern bei, welche ſich munter, auf eine lärmende Art ſcherzhaft äußern: ſ. Schäkern, weiter unten, das in einigen Gegenden, z. B. in Meiſſen übliche Schäker oder Schächer, ein untaugliches ungeſundes Pferd zu bezeichnen, iſt von einem anderen Stamme und nach Adelung vielleicht Wendiſchen oder Slavoniſchen Urſprunges, welche Sprachen noch verſchiedene Ueberbleibſel unter den Meißniſchen Landleuten zurückgelaſſen haben. In Liefland iſt Tſchuker eine Schindmähre.

Schäkerey, in der vertraulichen Sprechart, ein lauter, mit einem Geräuſche verbundener Scherz, und in weiterer Bedeutung ein jeder Scherz. Es war eine bloße Schäkerey, ein bloßer Scherz.

Ich gebe ihm Brod, mit Schäkereyen,
Mich, ehe ich ſchlafe zu erfreuen, Uz.

Schäkern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert und nur im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart üblich iſt, laut ſcherzen und lachen, kurzweilen, in einigen Mandarten ſchökern. Daher das Schäkern. Es iſt eine unmittelbare Nachahmung des Lautes und das Diminutivum und zugleich Itenſivum des Niederſächſiſchen und Holländiſchen ſchachen und ſchachern, welche wegen ihres breiten a laut und unanſtändig Lachen bedeuten, und ſich von dem Lateiniſchen cachinnari nur durch den Ziſchlaut unterſcheiden, der auch dem Niederſächſiſch jachern und dem Lateinſchen jocari fehlt.

Schal,*) Bei- und Nebenwort, welches beſonders von geiſtigen flüſſigen Körpern gebraucht wird, wenn ſie den gehörigen kräftigen Geruch und Geſchmack verloren haben, geiſtlos, kraftlos, wäſſerig geworden ſind; daher ſchales Bier, ſchaler Wein, der Wein iſt ſchal geworden. Man gebraucht dieſes Wort auch figürlich in der Bedeutung geiſtlos, kraftlos. Ein ſchaler Kopf, ein geiſtloſer Kopf. Ein ſchaler Ausdruck, ein kraftloſer Ausdruck. Blendender Witz unſinniger ſchaler Romane. Zachariä.

Romane ſteigen hier gethürmet in die Höh,
Voll ſchaler Zärtlichkeit und ſüßem Liebesweh.
Zachariä.

Und leert den ſchalen Witz, den er bei manchem Schmaus,
Geſammelt hat, bei dieſem Anlaß aus.
Wieland.

Ueber das Schalwerden des Bieres, ſ. den Art. Bier, Th. 5, S. 189. Das Schalwerden des Bieres ſcheint von dem Verluſte der fixen Luft herzurühren, daher verbeſſert man daſſelbe durch einen neuen Zuſatz derſelben, das heißt, durch ein neues hinzugeſetztes Ferment.

Schäl, ſ. Schel.

Schälbe, ein nur in einigen Gegenden in der Land-

*) Im Niederſächſiſchen ſchaal, im Schwed. skaell. Kilian und andere laſſen es von Schale abſtammen, und erklären es, obgleich gezwungen, von Wein oder Bier, ſo durch langes Stehen in einer Schale unſchmackhaft geworden. Erträglicher iſt die Ableitung von dem Niederſächſiſchen ſchälen, ſpühlen, ingleichen unachtſam, nachläßig gekleidet gehen, wovon ſchälig, unachtſam, nachläßig iſt. Schal würde dann der erſten Bedeutung nach, ſo viel als wäſſerig bedeuten. Adelung.

wirthſchaft übliches Wort, eine Kuh zu bezeichnen, welche noch nicht gekalbt hat, und die man an andern Orten eine Färſe und Kalbe nennt, aus welchem letzteren es durch den vorgeſetzten Ziſchlaut entſtanden zu ſeyn ſcheint.

Schälblaſe, Schälblatter, ſ. Hitzblatter.

Schalblech, Schale, Schwarte, in der Landwirthſchaft, an einem Rüſt- oder Bauerwagen, ein eiſerner glatter Beſchlag, welcher auf die Hinter- und Vorderachſe gelegt wird.

Schalbretter, in der Baukunſt, diejenigen Bretter, welche über den Bogengerüſten zur Umfaſſung gelegt werden, und worauf die Gewölbſteine mit- und nebeneinander durch Mörtel verbunden werden. Es ſind übrigens nur ſchlechte, ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll dicke und 8 bis 10 Zoll breite, Bretter.

Bei den Schieferdeckern, ſind die Schalbretter, 6 Linien dicke, 7 bis 8 Zoll breite und 5 bis 6 Fuß lange Bretter von Tannenholz, welche man ſtatt der Latten zu einigen Schieferdächern gebraucht, um ſolche damit auszulatten. Man ſchlägt ſie ins Dreieck auf den Sparren mit drei Nägeln an, zwei an dem einen Rande, und den dritten ins Mittel an dem anderen Rande, und auf dieſe werden dann die Schiefer aufgenagelt. Man braucht hier keine Gegenlatten, wenn man das Dach mit Schalbrettern verlattet; ſ. auch den Art. Schieferdecker.

Beim Bretterſchneiden, von den aus einem Baume oder Blocke geſchnittenen Brettern das äußerſte Brett an der Seite des Baumes, unmittelbar unter der Rinde, deſſen eine Seite daher uneben und gemeiniglich halbrundlich iſt. Das Schalſtück, Niederſächſiſch Schelldele, Schaaldele. Es iſt alſo das zweite Brett, ſo auf das Schalſtück oder die Schwarte folgt und

noch nicht ganz ſcharfkantig iſt, oder noch keine gerade Kante hat.

Schale, Schälchen, ein Wort, welches noch in mehr, als einer Hauptbedeutung gebraucht wird. 1) Mit dem herrſchenden Begriffe der Höhlung, des hohlen tiefen Raumes, ſcheint es ehemals einen jeden hohlen Raum, und in engerer Bedeutung ein Gefäß bedeutet zu haben. Im Griechiſchen ſind σκαλλιος und σκαλις, Arten von Trinkgeſchirren. Auf der Oder ſind gewiſſe Fahrzeuge unter dem Namen der Schalen bekannt. S. auch Chaluppe. Man braucht es nun noch in engerer Bedeutung von gewiſſen Gefäßen, deren hohler Raum eine Halbkugel vorſtellt oder doch dieſer Figur am nächſten kommt. Die Pochſchale, iſt im Bergbaue eine eiſerne Platte, einer halben Elle dick mit einer faſt eben ſo tiefen runden Grube, das Erz darin zu pochen. Die Wageſchalen, ſind halb kugelförmige dünne Gefäße an einer Wage. Beſonders ein ſolches Gefäß für Speiſe und Trank, ohne Rückſicht auf die Größe. Eine Theeſchale, Kaffeeſchale, wofür das ausländiſche Taſſe in den meiſten Gegenden üblicher iſt. Eine Schale Thee. Ein Schälchen Thee trinken. Eine Zuckerſchale, Obſtſchale, Punſchſchale, Trinkſchale ꝛc. Eine Schale Obſt, wo es auch für Schüſſel ſteht, obgleich eine Schüſſel gemeiniglich theils größer, theils flacher iſt, als eine Schale. Goldene Aepfel in ſilbernen Schalen. Die kalte Schale, eine figürliche Benennung einer kalten flüſſigen Speiſe; ſ. unten, welche aus einer Schale gegeſſen wird; im Schwediſchen gleichfalls Kallskal. In dieſer Bedeutung lautet es im Niederſächſiſchen gleichfalls Schale, im Engliſchen Shell, im Schwediſchen Skäl, im Walliſiſchen Ysgal, im Böhmiſchen Ssal und Ssalek. Es iſt in der weiteſten Bedeutung oder vielmehr

Verstande des hohlen Raumes mit Schilf, und wenn man den Ziſchlaut abrechnet, auch mit Kelch, Gölle, Hohl ꝛc. verwandt.

Mit dem Begriffe der Bedeckung der gewöhnlichen Figur des hohlen Raumes. — (1) Im engeren Verstande, ein hohler Körper, welcher einen andern weicheren umgiebt und bedeckt, wo es am häufigsten von solchen harten und festen, zuweilen aber auch von weichen und biegsamen gebraucht wird.

a) Von harten und festen, wo es fast in allen Fällen üblich ist, wo kein anderer Name eingeführt worden. Die Hirnschale, die leinerne hohle Bedeckung des Gehirns; s. Th. 23, S. 587, bei dem Stryker nur Scal, im Schwed. Skall. Die Nußschale, welchen Namen sowohl die weichere grüne und äußerste Bekleidung der wälschen Nuß am Baume, als auch die harte Bedeckung des Kerns, sowohl an den wälschen, als an den Haselnüssen bekommt. Die Eyerschale, Mandelschale, Austerschale, Krebsschale, Schildkrötenschale ꝛc. Die hornartige Bekleidung des untersten Theils der Füße an manchen Arten von Thieren heißt, besonders bei den mit gespaltenen Klauen, die Schale. Bei denen Thieren, welche keine gespaltenen Klauen haben, heißt diese Bekleidung am häufigsten der Huf, in manchen Gegenden doch auch die Schale. An den Gießformen, besonders auf den hohen Oefen, heißt die äußere Form sowohl die Schale als der Mantel, zum Unterschiede von dem Kerne oder der inneren Form. Die Schale eines Baumes, die Rinde desselben, welche letztere Benennung jedoch häufiger gebraucht wird. — Die Schale, von einem Buche ist der Einband, nachdem das Buch herausgeschnitten worden. In so fern auch die steifen Seitentheile eines Bücherbandes die Schalen heißen, sagt Adelung, gehört es zu der folgenden

mit Zucker; dann mit Wasser versetzten Franzwein darauf gegossen, gehörig Zucker daran gethan und an einen kühlen Ort gestellt. Beim Anrichten kann man Bisquit hinein geben.

Berliner kalte Schale. Man lasse ein halbes Pfund Reiß im Wasser auf gelindem Feuer ausquellen, ohne ihn zu rühren, damit er ganz bleibt, auch darf er nicht zu weich seyn; gieße ihn auf ein Haarsieb und kühle ihn gehörig ab. Dann ¼ Pfund kleine Rosinen gewaschen, einige Mal in Wasser aufgekocht, gut verlesen und nebst dem abgekühlten Reiß in die Terrine gethan. Hierauf schneide man ¼ Pfd. süße Mandeln in längliche Filets und thue sie gleichfalls dazu. Man reibe nun von zwei Citronen die Schale auf ¼ Pfd. Zucker ab, drücke den Saft von drei Zitronen dazu und gieße eine halbe Kanne Brunnenwasser nebst 1½ Flasche weißen Wein darauf. Man kann auch etwas fein geschnittene candirte Orangenschalen dazu nehmen, welches die kalte Schale sehr schmackhaft macht.

Kalte Schale von Medoc. Man reibe einen guten Theil altbacknes Rockenbrod recht fein auf dem Reibeeisen, lasse in einer Kasserolle ein gutes Stück Zucker aufsteigen, aber nicht braun werden, thue das Brod hinein und röste es eine halbe Viertelstunde über gelindem Feuer. Das Brod muß etwas braun werden und ganz candirt seyn. Dann thue man es in die Terrine, gieße eine Flasche Medoc darauf, nebst dem Safte von einer Citrone, und lasse sie bis zum Serviren auf Eis oder an einem kühlen Orte stehen.

Kalte Schale von Brod mit Wein und Weißbier. Man reibe Rockenbrod mit der Rinde und schütte das Geriebene in eine Terrine. Dann kleine Rosinen aufgequellt und sie mit fri-

ſchen Citronenſchalen und Zucker dazu geſchüttet, Wein, oder halb Wein, halb Waſſer, oder auch gutes Weißbier darüber gegoſſen und eine gute Viertelſtunde ſtehen und ziehen laſſen; dann umgerührt und genoſſen. Man kann ſtatt des geriebenen Brodes kleine Zimmtbretzeln oder geröſteten Zwieback dazu nehmen. Man kann auch dünn geſchnittene Citronenſcheiben mit Zucker mariniren und mit kleinen aufgequellten Roſinen in die Terrine thun, das geriebene Schwarzbrod oder den Zwieback darauf ſieben, Rhein- oder Franzwein darüber gießen, auch etwas Marasquin oder Orangenblüthenwaſſer ꝛc. und die Terrine in kaltes Waſſer bis zum Genuß ſetzen.

Kalte Schale von Pfirſichen. Die Pfirſichen werden in vier Theile geſchnitten, in Waſſer und Zucker weich gekocht, jedoch ſo, daß die Stücken ganz bleiben; dann durch ein Haarſieb ablaufen laſſen. Den Stand, oder das im Haarſiebe Zurückgebliebene thue man in die Terrine, gieße Rhein- oder Franzwein mit ein wenig Waſſer oder Zukker vermiſcht dazu und thue die ganzen, vorher abgenommenen Stücken der Pfirſichen hinein. Beim Anrichten wird Bisquit in die kalte Schale gethan. — Auf dieſelbe Weiſe wird eine kalte Schale von Abrikoſen, Melonen und Pflaumen gemacht.

Kalte Schale von friſchen Kirſchen. Nachdem die Steine aus den Kirſchen gelöſet worden, werden letztere in einem Mörſer geſtoßen und mit Waſſer ausgekocht. Dann thue man dieſes, nebſt dem dazu ausgepreßten Kirſchſaft, mit Zucker und Wein durchpaſſirt, in die Terrine.

Reiskaltſchale. Der Reis wird blanchirt und in Waſſer ausgekocht, doch ſo, daß jedes Korn ganz bleibt; dann wird er, nachdem aller Schleim abgewaſchen worden, in die Terrine mit auf Zucker abgeriebener Citronenſchale gethan,

Schal, *) Bei- und Nebenwort, welches beſonders von geiſtigen flüſſigen Körpern gebraucht wird, wenn ſie den gehörigen kräftigen Geruch und Geſchmack verloren haben, geiſtlos, kraftlos, wäſſerig geworden ſind; daher ſchales Bier, ſchaler Wein, der Wein iſt ſchal geworden. Man gebraucht dieſes Wort auch figürlich in der Bedeutung geiſtlos, kraftlos. Ein ſchaler Kopf, ein geiſtloſer Kopf. Ein ſchaler Ausdruck, ein kraftloſer Ausdruck. Blendender Witz unſinniger ſchaler Romane. Zachariä.

Romane ſteigen hier gethürmet in die Höh,
Voll ſchaler Zärtlichkeit und ſüßem Liebesweh.
Zachariä.

Und leert den ſchalen Witz, den er bei manchem Schmaus,
Geſammelt hat, bei dieſem Anlaß aus.
Wieland.

Ueber das Schalwerden des Bieres, ſ. den Art. Bier, Th. 5, S. 189. Das Schalwerden des Bieres ſcheint von dem Verluſte der fixen Luft herzurühren, daher verbeſſert man daſſelbe durch einen neuen Zuſatz derſelben, das heißt, durch ein neues hinzugeſetztes Ferment.

Schäl, ſ. Schel.

Schälbe, ein nur in einigen Gegenden in der Land-

*) Im Niederſächſiſchen ſchaal, im Schwed. skaell. Kilian und andere laſſen es von Schale abſtammen, und erklären es, obgleich gezwungen, von Wein oder Bier, ſo durch langes Stehen in einer Schale unſchmackhaft geworden. Erträglicher iſt die Ableitung von dem Niederſächſiſchen ſchälen, ſpühlen, ingleichen unachtſam, nachläßig gekleidet gehen, wovon ſchälig, unachtſam, nachläßig iſt. Schal würde dann der erſten Bedeutung nach, ſo viel als wäſſerig bedeuten. Adelung.

Gehaltes raubt, dann, wenn das Wasser abgelaufen, in einen Napf gethan, Franzwein darüber gegossen, einige Zeit zugedeckt stehen lassen, damit sich der Wein einziehe; herauf noch etwas kaltes Wasser zugegossen und Zucker und Zimmt daran gethan. Man kann die Erdbeeren auch durch ein Tuch pressen und nur den Saft derselben zur kalte Schale nehmen.

Schale (Kamm=) s. oben, S. 37.
— (Krebs=), s. unter Krebs, Th. 48. S. 427.
— im Kupferhammer, die vertieften Scheiben, woraus die Kessel gemacht werden; sie mögen nun unten rund oder wie die Boden der Schmelzkessel der Zuckersiedereyen eingedrückt seyn, so entstehen sie aus den Schroten; s. Th. 56, unter Kupfer.
— (Ober=), beim Schlächter, s. oben, S. 38.
— (Obst=), eine Schale, worin Obst zur Tafel gegeben wird, s. Schale (Glas=).
— (Messer=), s. unter Messer, Th. 89, S. 260.
— (Metall=), Schale von Metall, von Silber, Zinn, ꝛc. Ihre Form, s. oben, unter Schale zur Abdünstung.
— (Nuß=), s. Schale (Frucht=).
— bei Pferden, Schalfuß, s. Th. 46, S. 411 u. f., und Th. 58, S. 820 u. f.
— (Poch=), s. oben, S. 35.
— (Porzellan=), s. Schale (Glas=).
— (Punsch=), s. oben, S. 35, u. unt. Punsch, T. 118.
— beim Stellmacher, s. Schalholz.
— beim Schlächter, s. oben, S. 38, und unter Schlächter.
— (Schildkröte=), s. unter Schildkröte.
— (Thee=), s. Schale (Trink=).
— bei Thieren, so oben, S. 36.
— (Trink=) hierher gehören die Buillon=, Chocoladen=, Kaffee=, Thee= ꝛc. Schalen, s. unter Tasse.

Schale, (Unter-), beim Schlächter, ſ. oben, S. 38.

— (Wage-), ſ. unter Wageſchale.

— der Zuckerſieder, die Oeffnungen, die zwiſchen den Zuckerpfannen paukenförmig in dem Fundamente der Pfanne angebracht und mit Kupfer beſchlagen ſind. Sie dienen den ſich aufblähenden Zucker, wenn er über den Rand der Pfanne, wie ſehr oft geſchieht, austritt, aufzunehmen.

Einige andere mit Schale zuſammengeſetzte Wörter, müſſen hier übergangen werden.

Schalen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit Schalen verſehen. Die Meſſer-Schalen, die Schalen an dem Hefte befeſtigen. Das Ufer eines Deiches oder Dammes ſchalen, die Seiten mit Brettern oder Bohlen bekleiden. In dem Jagdweſen nennt man einen Hirſch hochgeſchalt, wenn er hohe Schalen an den Läuften hat. Es ſtammt in dieſer Bedeutung zunächſt von Schale ab; ehemals muß es aber, wie aus dem Abgeleiteten erhellt, ein Zeitwort von einem ſehr weitem Umfange geweſen ſeyn, welches urſprünglich eine Nachahmung eines gewiſſen Lautes war und wovon umher ſchallen das Intenſivum iſt. Nach einer ſehr gewöhnlichen Figur bedeutete es hernach auch allerlei Bewegungen und Veränderungen, welche mit dieſem Laute begleitet ſind, wie auch das Niederſächſiſche ſchälen, welches nicht nur plaudern, ſondern auch ſpülen, anſpülen, ingleichen einen flüſſigen Körper rütteln, wie auch unachtſam und nachläſſig gekleidet gehen, bedeutet. Das verwandte ſchelen bedeutet in Niederſachſen zanken ꝛc. Nach einer anderen Figur bekundet es eine jede Bewegung oder Ausdehnung und zwar ſowohl überhaupt, als auch nach beſonderen Richtungen, wofür denn auch der Begriff der Bewegung in die Runde, in die

Tiefe gehört, wovon die Bedeutungen des hohlen Raumes und der Bedeckungen gewöhnliche Figuren sind.

Schälen, *) ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort der Schale berauben, wo es doch nur von weichen biegsamen Schalen gebraucht wird. Aepfel, Birnen schälen. Geschälte Aepfel. Die Bäume schälen, die Rinde von denselben abziehen oder absondern. Jacob schälte Stäbe, 1 Mos. 30, 37. Von harten Schalen braucht man dieses Wort nicht, außer von den Eyerschalen. Es ist aber auch in manchen Fällen von solchen weichen und dünnen Bedeckungen üblich, welche unter dem Namen der Häute und Hülsen bekannt sind. Zum Beispiel Nüsse schälen, nicht der harten, festen Schale berauben, sondern das weiche Häutchen von dem Kerne absondern; daher es auch als ein rückwirkendes Zeitwort gebraucht wird, sich schälen, sich in Gestalt einer Haut oder Schale absondern. Die Haut im Gesichte schälet sich oder das Gesicht schälet sich, wenn sich die Haut in Gestalt einer trocknen biegsamen Schale absondert; so auch das Schälen.

Das Schälen der Bäume, eine Methode, die man besonders bei Fruchtbäumen anwendet, um sie fruchtbar zu machen, und die schon vor Alters

*) Im Niedersächsischen schellen, im Schwedischen skala. Das Englische scale, bedeutet schuppen, abschuppen. Es kann seyn, sagt Adelung das dieses schälen nicht sowohl unmittelbar von Schale abstammt, sondern eine eigene Onomatopöie des Theilens, Schneidens ist, da es dann nur eine einzelne Bedeutung des vorigen Wortes schalen seyn würde. Im Schwedischen ist skaella in dünne Blätter schneiden und skilja, theilen, absondern. Das bei dem vorigen Worte gedachte Niedersächsische, schälen, spühlen, und schälen, befruchten, in beschälen, gründen sich auf ähnliche Onomatopöien.

wenn die Frucht ganz reif ist, wird das Kraut rund herum abgelöset und fällt ab, so daß der Same bloß liegt. Die Frucht ist eine Beere, besteht aus einem feinen Matke, hat ganz kleine Samen, die anfangs schneeweiß und feucht sind, nach und nach dunkler, trockner und glatt werden. Die reife Frucht riecht wie die Blüthe, nicht unangenehm. Sie soll vom Januar bis März am besten reif seyn. Sie wird von den Hottentotten nach abgenommener Schale gegessen. Man ißt sie roh, auch in Asche gebraten; auch von Füchsen wird sie begierig verzehrt, daher der Name Schakalskost, besonders von Viverris; s. auch den Art. Schwamm.

Schakamel, oder **Chakamel**, in der Mexikanischen Sprache Chachakacametl; Chachalacametl, Fernandez, Hist. Av novae Hisp. c. XLI. Onom. H. Nat. II, 802. Le Chacamel. Buff.; der Schreyvogel. Raj. Av. p. 163. Dictionn. des Annimaux I, 477; ein Amerikanischer Vogel, welchen Fernandez erwähnt. Seine vorzügliche Eigenschaft ist, wie das gemeine Haushuhn, oder vielmehr wie viele derselben auf einmal, zu schreien; denn sein Geschrei ist, wie man sagt, so stark und anhaltend, daß ein einziger dieser Vögel eben so viel Geräusch macht, als das Geflügel eines ganzen Hühnerhofes. Daher ist ihm auch in Mexico der Name beigelegt worden, der in unserer Sprache so viel heißt, als Schreivogel, Fr. Oiseau criard. Der Rücken ist braun, die Farbe unter dem Bauche fällt aus dem Weißen ins Bräunliche, Schnabel und Füße hingegen ins Blaue. Gemeiniglich pflegt sich der Schakamel auf den Bergen, wie die meisten Hokkos, aufzuhalten und seine Junge daselbst zu erziehen.

Schakorilla, s.

Schake, s. Schacken, Th. 138, S. 494.

Schakenholz, s. daselbst.

Schakenkette, s. Th. 100, unter Nadel.

Schäker, im gemeinen Leben, eine Person, welche schäkert, das heißt, welche sich munter und scherzhaft äußert. Man legt diesen Ausdruck besonders Kindern bei, welche sich munter, auf eine lärmende Art scherzhaft äußern; s. Schäkern, weiter unten, das in einigen Gegenden, z. B. in Meissen übliche Schäker oder Schächer, ein untaugliches ungesundes Pferd zu bezeichnen, ist von einem anderen Stamme und nach Adelung vielleicht Wendischen oder Slavonischen Ursprunges, welche Sprachen noch verschiedene Ueberbleibsel unter den Meißnischen Landleuten zurückgelassen haben. In Liefland ist Tschuker eine Schindmähre.

Schäkerey, in der vertraulichen Sprechart, ein lauter, mit einem Geräusche verbundener Scherz, und in weiterer Bedeutung ein jeder Scherz. Es war eine bloße Schäkerey, ein bloßer Scherz.

Ich gebe ihm Brod, mit Schäkereyen,
Mich, ehe ich schlafe zu erfreuen, Uz.

Schäkern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert und nur im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart üblich ist, laut scherzen und lachen, kurzweilen, in einigen Mundarten schökern. Daher das Schäkern. Es ist eine unmittelbare Nachahmung des Lautes und das Diminutivum und zugleich Intensivum des Niedersächsischen und Holländischen schachen und schachern, welche wegen ihres breiten a laut und unanständig Lachen bedeuten, und sich von dem Lateinischen cachinnari nur durch den Zischlaut unterscheiden, der auch dem Niedersächsisch jachern und dem Lateinschen jocari fehlt.

Schal, *) Bei- und Nebenwort, welches beſonders von geiſtigen flüſſigen Körpern gebraucht wird, wenn ſie den gehörigen kräftigen Geruch und Geſchmack verloren haben, geiſtlos, kraftlos, wäſſerig geworden ſind; daher ſchales Bier, ſchaler Wein, der Wein iſt ſchal geworden. Man gebraucht dieſes Wort auch figürlich in der Bedeutung geiſtlos, kraftlos. Ein ſchaler Kopf, ein geiſtloſer Kopf. Ein ſchaler Ausdruck, ein kraftloſer Ausdruck. Blendender Witz unſinniger ſchaler Romane. Zachariä.

Romane ſteigen hier gethürmet in die Höh,
Voll ſchaler Zärtlichkeit und ſüßem Liebesweh.
Zachariä.

Und leert den ſchalen Witz, den er bei manchem Schmaus,
Geſammelt hat, bei dieſem Anlaß aus.
Wieland.

Ueber das Schalwerden des Bieres, ſ. den Art. Bier, Th. 5, S. 189. Das Schalwerden des Bieres ſcheint von dem Verluſte der fixen Luft herzurühren, daher verbeſſert man daſſelbe durch einen neuen Zuſatz derſelben, das heißt, durch ein neues hinzugeſetztes Ferment.

Schäl, ſ. Schel.

Schälbe, ein nur in einigen Gegenden in der Land-

*) Im Niederſächſiſchen ſchaal, im Schwed. skaell. Kilian und andere laſſen es von Schale abſtammen, und erklären es, obgleich gezwungen, von Wein oder Bier, ſo durch langes Stehen in einer Schale unſchmackhaft geworden. Erträglicher iſt die Ableitung von dem Niederſächſiſchen ſchälen, ſpühlen, ingleichen unachtſam, nachläßig gekleidet gehen, wovon ſchälig, unachtſam, nachläßig iſt. Schal würde dann der erſten Bedeutung nach, ſo viel als wäſſerig bedeuten. Adelung.

Gehaltes raubt, dann, wenn das Wasser abgelaufen, in einen Napf gethan, Franzwein darüber gegossen, einige Zeit zugedeckt stehen lassen, damit sich der Wein einziehe; herauf noch etwas kaltes Wasser zugegossen und Zucker und Zimmt daran gethan. Man kann die Erdbeeren auch durch ein Tuch pressen und nur den Saft derselben zur kalte Schale nehmen.

Schale (Kamm-) s. oben, S. 37.

— (Krebs-), s. unter Krebs, Th. 48. S. 427.

— im Kupferhammer, die vertieften Scheiben, woraus die Kessel gemacht werden; sie mögen nun unten rund oder wie die Boden der Schmelzkessel der Zuckersiedereyen eingedrückt seyn, so entstehen sie aus den Schroten; s. Th. 56, unter Kupfer.

— (Ober-), beim Schlächter, s. oben, S. 38.

— (Obst-), eine Schale, worin Obst zur Tafel gegeben wird, s. Schale (Glas-).

— (Messer-), s. unter Messer, Th. 89, S. 260.

— (Metall-), Schale von Metall, von Silber, Zinn, ꝛc. Ihre Form, s. oben, unter Schale zur Abdünstung.

— (Nuß-), s. Schale (Frucht-).

— bei Pferden, Schalfuß, s. Th. 46, S. 411 u. f., und Th. 58, S. 820 u. f.

— (Poch-), s. oben, S. 35.

— (Porzellan-), s. Schale (Glas-).

— (Punsch-), s. oben, S. 35, u. unt. Punsch, T. 118.

— beim Stellmacher, s. Schalholz.

— beim Schlächter, s. oben, S. 38, und unter Schlächter.

— (Schildkröte-), s. unter Schildkröte.

— (Thee-), s. Schale (Trink-).

— bei Thieren, so oben, S. 36.

— (Trink-) hierher gehören die Buillon-, Chocoladen-, Kaffee-, Thee- ꝛc. Schalen, s. unter Tasse.

Schale, (Unter-), beim Schlächter, ſ. oben, S. 38.

— (Wage-), ſ. unter Wageſchale.

— der Zuckerſieder, die Oeffnungen, die zwiſchen den Zuckerpfannen paukenförmig in dem Fundamente der Pfanne angebracht und mit Kupfer beſchlagen ſind. Sie dienen den ſich aufblähenden Zucker, wenn er über den Rand der Pfanne, wie ſehr oft geſchieht, austritt, aufzunehmen.

Einige andere mit Schale zuſammengeſetzte Wörter, müſſen hier übergangen werden.

Schalen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit Schalen verſehen. Die Meſſer-Schalen, die Schalen an dem Hefte befeſtigen. Das Ufer eines Deiches oder Dammes ſchalen, die Seiten mit Brettern oder Bohlen bekleiden. In dem Jagdweſen nennt man einen Hirſch hochgeſchalt, wenn er hohe Schalen an den Läuften hat. Es ſtammt in dieſer Bedeutung zunächſt von Schale ab; ehemals muß es aber, wie aus dem Abgeleiteten erhellt, ein Zeitwort von einem ſehr weitem Umfange geweſen ſeyn, welches urſprünglich eine Nachahmung eines gewiſſen Lautes war und wovon umher ſchallen das Intenſivum iſt. Nach einer ſehr gewöhnlichen Figur bedeutete es hernach auch allerlei Bewegungen und Veränderungen, welche mit dieſem Laute begleitet ſind, wie auch das Niederſächſiſche ſchälen, welches nicht nur plaudern, ſondern auch ſpülen, anſpülen, ingleichen einen flüſſigen Körper rütteln, wie auch unachtſam und nachläſſig gekleidet gehen, bedeutet. Das verwandte ſchelen bedeutet in Niederſachſen zanken ꝛc. Nach einer anderen Figur bekundet es eine jede Bewegung oder Ausdehnung und zwar ſowohl überhaupt, als auch nach beſonderen Richtungen, wofür denn auch der Begriff der Bewegung in die Runde, in die

Tiefe gehört, wovon die Bedeutungen des hohlen Raumes und der Bedeckungen gewöhnliche Figuren sind.

Schälen, *) ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort der Schale berauben, wo es doch nur von weichen biegsamen Schalen gebraucht wird. Aepfel, Birnen schälen. Geschälte Aepfel. Die Bäume schälen, die Rinde von denselben abziehen oder absondern. Jacob schälte Stäbe, 1 Mos. 30, 37. Von harten Schalen braucht man dieses Wort nicht, außer von den Eyerschalen. Es ist aber auch in manchen Fällen von solchen weichen und dünnen Bedeckungen üblich, welche unter dem Namen der Häute und Hülsen bekannt sind. Zum Beispiel Nüsse schälen, nicht der harten, festen Schale berauben, sondern das weiche Häutchen von dem Kerne absondern; daher es auch als ein rückwirkendes Zeitwort gebraucht wird, sich schälen, sich in Gestalt einer Haut oder Schale absondern. Die Haut im Gesichte schälet sich oder das Gesicht schälet sich, wenn sich die Haut in Gestalt einer trocknen biegsamen Schale absondert; so auch das Schälen.

Das Schälen der Bäume, eine Methode, die man besonders bei Fruchtbäumen anwendet, um sie fruchtbar zu machen, und die schon vor Alters

*) Im Niedersächsischen schellen, im Schwedischen skala. Das Englische scale, bedeutet schuppen, abschuppen. Es kann seyn, sagt Adelung das dieses schälen nicht sowohl unmittelbar von Schale abstammt, sondern eine eigene Onomatopöie des Theilens, Schneidens ist, da es dann nur eine einzelne Bedeutung des vorigen Wortes schalen seyn würde. Im Schwedischen ist skaella in dünne Blätter schneiden und skilja, theilen, absondern. Das bei dem vorigen Worte gedachte Niedersächsische, schälen, spühlen, und schälen, befruchten, in beschälen, gründen sich auf ähnliche Onomatopöien.

ausgeübt wurde. Sie war ſchon den Römern bekannt; denn Virgil redet davon in ſeiner Georgica, gerieht aber beim Verfall der Wiſſenſchaften und Künſte im Abendlande wieder in Vergeſſenheit. Olivier de Serres war der Erſte, welcher dieſes Verfahren zu Anfange des 16ten Jahrhunderts aufs Neue empfahl; ihm folgten, beſonders zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, Mehrere, unter Andern Magnol, Parent, Büffon und Dühamel. In dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, haben Rozier, Loncry, Lambry, Vilmorin, Thouin und Juſſieu, die Methode des Ringelſchnittes im Großen auf Obſtbäume angewendet; obgleich man das Abſchälen überhaupt auf alle Bäume und Sträucher anwenden kann. Ob übrigens dieſes Verfahren an den Bäumen, wirklich von ſo großen Nutzen iſt, wie die Naturforſcher und Pomologen es angeben, ſteht dahin. Im dritten Bande der Abhandlungen der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, vom Jahre 1804, hat der Ober-Kämmerer Spitz in Erfurt über das Schälen der Bäume, ſeine Beobachtungen und Bemerkungen einrücken laſſen, und im Gartenmagaziene vom Jahre 1806, S. 150 u. f., hat ein Ungenannter dieſe Verſuche beleuchtet, und über die Anwendung des Abſchälens überhaupt freimüthig ſeine Meinung geäußert. Er ſagt nämlich:

Herr Spitz hat den Verſuch (mit dem Abſchälen der Rinde) an zwei Apfelbäumen gemacht, die im Junius abgeſchält wurden, und wovon der eine im folgenden Monate, bei der Oeffnung des Verbandes, eine friſche geſunde Rinde angeſetzt hatte; der andere hingegen, der vor der Operation krank war, hatte zwar auch wieder eine neue Rinde angeſetzt, aber an dem Orte, wo der Brand war, befand ſich der ſchadhafte Fleck in nicht viel beſſerem Zuſtande; beide blüheten aber ſtark und verſprachen eine Menge

Früchte. Schädliche Witterung im Frühjahre vernichtete die letzte Hoffnung, dessenungeachtet lobt Herr Spitz den guten Erfolg der Operation, in Rücksicht auf Kräfte und Stärke des Baumes sehr. Die Früchte der operirten Bäume, die er der Akademie vorzeigte, waren größer, als vorher, und auch das Laub war dunkel grüner, frischer und glänzender. — Diese Resultate, die keinesweges zu bezweifeln, sondern in einzelnen Fällen wohl möglich sind, könnten nun Manchen, dem die Abhandlungen der genannten Akademie zu Gesicht kommt, verleiten, seine Bäume ebenfalls auf diese Art fruchtbarer und jünger machen zu wollen. Das letztere ist ein Wunsch, der Niemand zu verdenken ist; indessen ist es doch auch nöthig, die Art, wie dieses geschehen soll, vorher genauer zu beleuchten. Es fragt sich daher:

1) Nach welchen physischen Gründen wird durch das Schälen der Bäume, die Fruchtbarkeit derselben befördert?

Die Unfruchtbarkeit der Bäume*) ist fast nie eine wirkliche Krankheit derselben, sondern sie hat vielmehr ihren Grund in einem Uebermaaße an Kraft und Thätigkeit der Saftgefäße des Baumes, und findet sich am häufigsten bei jungen vollwüchsigen Bäumen. Die Bewegung der Säfte ist hier zu stark, sie gehen zu schnell fort, und ohne sich in den Organen des Baumes zur Bildung der Fruchtaugen aufzuhalten. Daher ist der Wachsthum eines solchen Baumes zeitig; seine jährlichen Triebe sind lang; die Augen setzen sich weiter auseinander, und es entstehen keine Fruchtaugen, weil der Saft zur Bildung derselben nicht genug aufgehalten, und daher nicht genug bearbeitet wird, wenn also Mittel angewendet werden, welche die rasche Bewegung des Saftes hemmen, so wird dadurch die Fruchtbarkeit eines solchen

*) Gänzlicher Mangel an Befruchtungswerkzeugen (Blüthen); denn wenn diese sich zeigen, und wenn sie auch in der Folge abfallen, ohne Früchte zu bringen, so heißt das nicht Unfruchtbarkeit, sondern der Grund davon liegt in etwas anderem; auch kann es nicht Unfruchtbarkeit genannt werden, wenn ein sonst fruchtbar gewesener Baum, nun aus Mangel an Kräften, wegen Alter, Krankheit ꝛc. in seiner Fruchtbarkeit nachläßt.

Baumes befördert. Zu dieser Absicht empfahl schon Herr Pfarrer Christ in seinem Handwörterbuche der Obstbaumzucht, S. 421, unter mehreren Mitteln das Abschälen der Rinde des Baumes, aber nicht wie Herr Spitz will, den ganzen Schaft auf einmal, sondern jährlich soll nur von unten nach oben, am Schafte des Baumes 1 Fuß Rinde abgelöset werden.*) Ob nun aber durch diese Mittel auch die Gesundheit und die Dauer des Baumes befördert, oder ob nach Herrn Spitz Meinung ein alter kranker Baum dadurch verjüngt, daß heißt, kraftvoll und dauerhaft gemacht wird? das ist eine andere Frage.

a) Ist das Schälen der Bäume zur Beförderung der Fruchtbarkeit derselben anzurathen und allgemein anwendbar?

Ich mag diese Frage nicht mit ja beantworten. Denn erstlich: wer wollte es wagen und einen jungen schönen Baum einer so unsicheren Operation unterwerfen? Unsicher ist diese Operation schon deswegen, weil, wie auch Herr Christ sagt, alle Behutsamkeit angewendet werden muß, um das auf dem Holze sitzende feine Häutchen nicht zu verletzen; überdieß ist sie äußerst gewaltsam und auch in dieser Hinsicht unsicher. Wer die Functionen der Rinde in der Lebensökonomie des Baumes kennt; wer aus Erfahrung weiß, wie mancher schöne Baum, nur durch einseitige Beschädigung der Rinde, durch Wild, Schafe ꝛc., wodurch doch der Umlauf des Saftes in der Rinde nicht gänzlich unterbrochen wird, abgestorben ist, der wird an dieser Behauptung nicht zweifeln, und noch weniger auf diese Art seine Bäume fruchtbar machen wollen; es ist nur zu bewundern, wie manche zärtliche Pomologen, die schon das 1½ Zoll tiefe Spalten des Baumes beim Pfropfen desselben eine Grausamkeit nennen, nun gar von dem Abschälen der ganzen Rinde; von der Beraubung des wichtigen Organs des Baumes sprechen konnten. Endlich ist die Operation in Ansehung des bisherigen Erfolges

*) Meinen Beifall hat das Schälen der Bäume nicht; wenn aber doch geschält werden soll, so würde ich Herrn Spitzen's Methode jener des Herrn Christ vorziehen; denn dort wird der Baum nur ein für allemal, hier aber wenigstens 4 bis 5 Jahre lang jährlich verwundet.

unsicher; denn die wenigen Beispiele davon sind noch lange nicht hinlänglich, sie allgemein zu empfehlen, und sind noch viel zu jung, um auch die Gesundheit und Dauer eines solchen operirten Baumes versichern zu können. Daß die Früchte jener zwei, von Herrn Spitz operirten Bäume größer, und das Laub grüner war, als in den vorigen Jahren, das kann eine Folge von andern Nebenumständen gewesen seyn; z. B. der Baum trug nur wenige Früchte, die Witterung war zur Erzeugung der neuen Rinde günstiger ꝛc. Ob aber in der Folge der Baum nicht an andern Krankheiten leiden wird, und ob unter veränderten Nebenumständen sich immer derselbe Erfolg zeigt? Das sind wieder andere Fragen. — Zweitens ist das Abschälen der Rinde bei alten und kranken Bäumen, zur Verjüngung derselben, wie Herr Spitz sagt, ganz unanwendbar. Das Ablösen der trocknen harten Borke an alten Aepfel- und Birnbäumen, bis auf die darunter liegende grüne Rinde, ist zwar ein vortreffliches Mittel, ihre Kräfte zu heben und sie vor Krankheit zu bewahren; wollte man sie aber ganz schälen, das heißt, auch die unter der Borke liegende grüne Rinde bis auf den Splint ablösen, so würde gewiß das Absterben des Baumes früher oder später die Folge seyn. Denn wie mancher alte Baum lebt nicht nur noch in der Rinde? und wenn man dem Schafte des Baumes auch diese nimmt, durch welches andere Organ sollen die starken Aeste den nöthigen Zufluß des Saftes erhalten? Also nur an jungen Bäumen kann unter gewissen günstigen Umständen das Abschälen der Rinde glücken, das heißt, es kann zuweilen möglich seyn, daß sich eine neue Rinde erzeugt, aber auch in diesem glücklichen Falle ist ein guter Erfolg davon nicht zu verbürgen. — Endlich und Drittens darf auch das Abschälen der Rinde an Steinobstbäumen (Kirschen, Pflaumen, Pfirsichen, Abrikosen) selbst wenn die Bäume noch jung sind, nicht vorgenommen werden; denn hier würde in den meisten Fällen Harzfluß und Brand entstehen.

3) Sind bessere und sichere Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit des Baumes vorhanden?

Es fragt sich vorher: Ist es in Hinsicht auf Gesundheit und Dauer des Baumes erlaubt, einen jungen vollsaftigen, hoffnungsvollen Baum, der nach den

Regeln der gesunden Natur zuvörderst seine Organe vollkommen ausbildet, und dann erst auf Fortpflanzung seines Geschlechtes (Fruchtbarkeit) arbeitet, in seinem natürlichen Gange zu hemmen, um dadurch die Fruchtbarkeit desselben einige Jahre früher zu erzwingen? Bei allen organischen Wesen finden wir in der Erfahrung den Satz bestätiget: Je früher der Fortpflanzungstrieb (die Fruchtbarkeit) erregt wird, desto früher stellt sich Alter und Kraftlosigkeit ein, und also auch hier. Ein junger Baum, der späte Früchte bringt, wird sie in der Folge desto reichlicher und besser bringen, gesund bleiben und ein höheres Alter erreichen, als ein anderer, der zur Fruchtbarkeit gezwungen wurde, ehe seine Organisation vollendet war. Beispiele hierzu liefern uns der, der Natur überlassene hochstämmige und der durch Kunst behandelte Zwergbaum. Hier darf also gar nichts zur Beförderung der Fruchtbarkeit gethan werden, jene Raschheit im Wuchse, als Hinderniß der früheren Fruchtbarkeit, läßt mit den Jahren schon selbst nach, und dann wird ein solcher kraftvoller vollkommener Baum in seiner Fruchtbarkeit sich eben so thätig zeigen, als vorher seine Organisationkraft thätig war, und länger dauern, als ein anderer, der durch die Kunst zur früheren Fruchtbarkeit gezwungen wurde. Wenn nun aber ein junger Baum sich völlig organisirt und das Alter erreicht hat, in dem man Fruchtbarkeit von ihm verlangen kann, und er bringt dennoch keine Früchte; dann muß man die rasche Bewegung seiner Säfte aufzuhalten und dadurch seine Vegetationskraft auf die Erzeugung der Fruchtknoten zu lenken suchen. Das erste und beste Mittel hierzu ist das sogenannte Aderlassen der Bäume. Es wird nämlich in die Rinde des Schaftes, vom Wurzelschopfe an bis unter die Aeste des Baumes, mit der scharfen Spitze des Gartenmessers ein Einschnitt bis aufs Holz gemacht, wobei aber das letztere, so viel wie möglich nicht beschädiget werden darf; man macht diesen Einschnitt am besten an der Morgenseite des Baumes, weil an der Mittagsseite die Sonnenstrahlen und an der Abend- und Mitternachtsseite Wind und Wetter einen nachtheiligen Einfluß auf die offene Wunde haben können. Die beste Zeit dazu ist das Frühjahr, wenn der Saft im Baume

flüssig wird und die Knospen anzuschwellen beginnen. — Den Erfolg des Einschnittes haben nun viele ältere und neuere Pomologen in einen Ausfluß des Saftes gesetzt; daher mag auch die Operation den Namen Aderlaß bekommen haben. Sie glaubten, indem dem Baume dadurch ein Theil seines überflüssigen Saftes entzogen würde, so würde nun dessen Wachsthum aufgehalten, und dadurch die Fruchtbarkeit des Baumes befördert. Diese Meinung ist aber zum Theil irrig; denn es fließt bei dem Einschnitte auch nicht ein Tropfen Saft aus der Wunde, und wir müssen uns seine Wirkung auf Fruchtbarkeit des Baumes vielmehr folgendermaßen denken. Durch die gemachte Wunde wird die Thätigkeit der Saftgefäße in der Rinde am Schafte zur Vertheilung derselben gereizt und durch diesen Reiz wird der starke Zufluß der Säfte nach den Aesten oder Zweigen des Baumes aufgehalten und also ihr Trieb zum Wachsthume und Erzeugung neuer Holzzweige gemindert; die Natur eilt, ihren Regeln getreu, die gemachte Wunde zu verheilen, sie verwendet also einen Theil der Kraft und Säfte des Baumes vorzugsweise hierher, indessen der starke Antrieb der Säfte nach Aesten und Zweigen, und also auch der geile Wachsthum derselben gemindert wird. Die Säfte halten sich nun in den Zweigen länger auf, nehmen daher eine consistentere, mehr bearbeitete, Beschaffenheit an, und so erzeugt sich das Fruchtauge. Diese Theorie entspricht auch der Erfahrung; denn die Wunde verheilt nicht nur im ersten Jahre vollkommen wieder, sondern es bildet sich in derselben auch ein Streif neuer Rinde, der wenigsten ½ Zoll breit ist und hinlänglich beweiset, daß hier vermehrte Thätigkeit, vermehrter Zufluß, nicht Abfluß, der Säfte war; dagegen werden die jungen Holztriebe im ersten Jahre nach der Operation kürzer, die Augen stehen an ihnen gedrängter und es erzeugen sich Fruchtaugen. — Die Operation ist dem Baume durchaus nicht schädlich; denn die Wirkung derselben, Ableitung des Organisationstriebes der Aeste und Zweige (Verminderung des Wachsthumes derselben) dauert nur im ersten Jahre, in den folgenden Jahren ist das Gleichgewicht nicht nur vollkommen wieder hergestellt, sondern der Baum wächst noch freudiger, als vorher, weil sich durch die Operation mehr Rinde und also auch mehr Saftgefäße erzeugt haben;

den Beweis davon giebt die auffallende Zunahme des Schaftes am Umfange. — Vorzüglich anwendbar ist der Einschnitt in die Rinde, nämlich in der Absicht die Fruchtbarkeit zu befördern, an jungen Aepfel- und Birnbäumen weniger, und nur mit der Rücksicht, daß der Baum jung und übrigens gesund ist, an Kirsch- und Pflaumenbäumen und am wenigsten bei den Pfirsich- und Abrikosenbäumen. Bei den letzteren, und an alten und kranken Kirsch- und Pflaumenbäumen, entsteht dadurch leicht Harzfluß und Brand. Ein zweites Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Bäume erfand der Engländer Keane Fitzgerald (wovon ein Auszug aus dem neuen Bremer Magazine im 2ten Bande der Gartenzeitung, S. 302, steht), schon vor 40 Jahren; verschiedene Versuche, die er damit gemacht hatte, überzeugten ihn von der Nutzbarkeit desselben. Es besteht darin, daß man an einem oder mehreren Hauptästen des jungen schnellwüchsigen und daher unfruchtbaren Baumes, zwei Zirkelschnitte rund um den Ast herum, bis aufs Holz macht, die 2 bis 3 Zoll von einander entfernt stehen. Von einem Zirkelschnitte zum andern wird ein Schnitt nach der Länge gemacht. Dieses ausgeschnittene Stück Rinde wird nun mit Hülfe des beinernen Instrumentes am Oculirmesser behutsam gelüftet und abgelöset, und die offene Wunde, so wie das abgelösete Stück Rinde durch eine Bedeckung von dem Zutritte der äußeren Luft geschützt. Nach einer Viertelstunde wird die abgelösete Rinde wieder, so genau, als möglich, auf die Wunde gelegt und die ganze Stelle mit Bast etwas fest zusammen gebunden. Nach Fitzgerald's Beobachtungen war nach vier Wochen die Rinde über und unter dem Verbande angeschwollen und die Wunde schön zugeheilt. Dieses Mittel wirkt auf die nämliche Art, wie das vorige, nur stärker; denn dort wird nur die Thätigkeit der Saftgefäße zur Verheilung der Wunde gereizt, hier wird aber auch noch der Umlauf *) des Saftes, durch das Ablösen der

*) Einer unser geschätztesten neueren Pomologen verwirft den Umlauf der Säfte, und sagt: „die Säfte, die dem Baume durch Wurzel und Blätter zugeführt werden, gehen nur vorwärts und nie rückwärts; dieses läßt sich nicht anders erklären, als die durch die Blätter aufgenommenen Säfte gehen nur herunter nach der Wur-

Rinde im ganzen Umfange des Aſtes, auf eine Zeitlang gänzlich unterbrochen. Der Zufluß des Saftes aus dem Stamme nach den Aeſten, ſo wie der Abfluß deſſelben aus den Aeſten nach dem Stamme, iſt gehemmt, hierdurch wird eines Theils der gelle Wachsthum der letztern eine Zeitlang gehindert, und anderen Theils werden die im Aſte be-

---

zel und die durch die Wurzel aufgenommenen Säfte nur aufwärts nach den Aeſten und Blättern des Baumes. — Dieſe Theorie iſt nun zwar ſehr einfach, aber es läßt ſich ihr Manches entgegenſetzen, daß die Richtigkeit derſelben wankend macht. — Daß Säfte im Baume herunter gehen, bezweifelt Niemand, aber es fragt ſich: ob die heruntergehenden Säfte nur diejenigen ſind, die von den Blättern aufgenommen wurden, oder ob nicht auch die aus der Wurzel aufgeſtiegenen Säfte, nachdem ſie im Baume auf uns unbekannten Wegen zubereitet und mit den aufgenommenen Säften der Blätter vermiſcht worden ſind, wieder herunter zur Wurzel gehen? Es fragt ſich ferner: ob die heruntergehenden Säfte nicht nach einer im Wurzelſchopfe des Baumes geſchehenen Vermiſchung, Zubereitung und Veränderung wieder aufwärts ſteigen? — daß eine Vermiſchung der Säfte im Baume vor ſich gehen muß, das wird unter andern ſchon dadurch bewieſen, daß die heruntergehenden Säfte mit den aufſteigenden von gleicher Natur ſind, was aber ohne Vermiſchung derſelben nicht der Fall ſeyn könnte; denn daß die Blätter andere Stoffe aus der Luft aufnehmen, als die Wurzeln in der Erde, das wird Niemand bezweifeln; daß nun aber die heruntergehenden und aufſteigenden Säfte gleicher Natur ſind, das beweiſet das eingeſetzte Oculirſchild; es wächſt an und kommt fort, es mag der Einſchnitt in die Rinde des Stammes wie ein gerades T, oder wie ein verkehrtes I gemacht worden ſeyn; das heißt: die Säfte mögen dem Oculirſchilde von oben herunter oder von unten zugeführt werden. — Wir ſind überhaupt über den Gang der Säfte in den Pflanzen noch ſehr im Dunkeln, und Alles, was wir davon wiſſen, ſind nur Fragmente und Muthmaßungen, womit wir das Fehlende zu ergänzen ſuchen. So lange wir alſo damit noch nicht ins Reine ſind, ſo lange mag es auch wohl erlaubt ſeyn, das Auf- und Abſteigen der Säfte im Baume einen Umlauf derſelben zu nennen. Man darf ſich dabei aber nicht einen Kreislauf, wie im thieriſchen Körper denken.

ſindlichen Säfte aufgehalten und zur Erzeugung der Fruchtaugen zubereitet. Gemindert wird dieſes Mittel dadurch, daß man nur die zwei Zirkelſchnitte macht, ohne die Rinde abzulöſen. Ein drittes Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Bäume iſt das Schnüren derſelben. Eine hanfene Schnur wird an jungen Bäumen um den Schaft, oben unter den Aeſten, und an älteren Bäumen um die Aeſte derſelben gelegt und ſcharf angezogen. Die Schnur bleibt ſo lange daran, bis ſich über und unter derſelben eine Wulſt bildet. Dieſes Mittel iſt am wenigſten gewaltſam, aber auch nicht immer von Erfolg. Wenn ein Baum, der ehemals fruchtbar war, nun in ſeiner Fruchtbarkeit nachläßt, ſo iſt es entweder eine natürliche Folge des Alters, oder der Baum erſchöpfte ſeine Kräfte durch vorhergegangene übermäßige Fruchtbarkeit. — Wirkliche Krankheiten, z. B. Harzfluß, Krebs, Brand ꝛc., ſind ſelten die Urſachen der ceſſirenden Fruchtbarkeit: die Erfahrung hat im Gegentheil gelehrt, daß ein kranker Baum weit mehr Blüthen, wenn auch nicht immer Früchte, bringt, als ein geſunder, und daß die übermäßigen Blüthen eines ſolchen Baumes immer die Vorboten ſeines nächſten Abſterbens ſind. — Wenn alſo Alter die Urſache der nachlaſſenden Fruchtbarkeit iſt, ſo iſt es am beſten, den alten Baum auszurotten, und ſeine Stelle mit einem jungen zu erſetzen. Hat hingegen der Baum ſeine Kräfte durch vorhergegangene übermäßige Fruchtbarkeit erſchöpft, ſo laſſe man ihn vorerſt einige Jahre in Ruhe; ſtellt ſich hierauf die Fruchtbarkeit nicht von ſelbſt wieder ein, ſo mache man die oben angegebenen Einſchnitte, aber nicht in den Stamm, ſondern in die Rinde der Aeſte; und hilft auch das nicht, ſo iſt alsdann die in Nummer 8 des 2ten Jahrganges dieſes Gartenmagazins, S. 319, angegebene Umpfropfung des Baumes das beſte Mittel. Alle übrige, hier und da in Schriften angegebene, Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit, z. B. das Drehen der Aeſte wie eine Weidenruthe, daß ſie ſich nach der Länge etwas ſpalten; das Abknicken der langen Fruchtruthen, ſo daß die Hälfte daran hängen bleibt; das Umgraben und Verſtutzen der Wurzeln; das Spalten derſelben ꝛc. ſind lauter Mittel, die zwar den Umlauf des Saftes hemmen, aber auch den Baum um ſeine Geſundheit bringen.

Das Schälen der Bäume, um sie dadurch zu verjüngen und fruchtbar zu machen, möchte wohl wenig Nachahmer finden, obgleich die oben angeführten Gründe gegen dasselbe, aus der Gartenzeitung, etwas zu scharf vorgetragen sind; denn daß mancher alter Baum bloß durch die Rinde bestehen oder sich erhalten soll, möchte wohl ein zu gewagter Satz seyn, weil ihm schwerlich durch diese allein seine Nahrung zugeführt wird; denn wenn nicht der Körper, das Holz, mehr fähig ist die Säfte aufzunehmen, oder sich durch die aus der Wurzel aufsteigenden Säfte in den inneren Kanälen zu erhalten, so möchte er wohl schwerlich fort vegetiren; obgleich auch die Rinde das köstlichste Nahrungs- oder vielmehr Erhaltungsmittel die Luft aufnimmt, oder aus der Atmosphäre eine Menge subtiler Nahrungsstoffe einzieht, so kann der Baum dennoch nur bestehen, wenn sich beide vereinigen, nämlich die aus der Wurzel aufsteigenden, aus der Erde gezogenen Säfte, und diejenigen, die der Baum von außen durch die Poren der Rinde einsaugt; daher möchte auch der zweite Satz: daß wenn man dem Schafte des Baumes seine Rinde nimmt, so könnten auch die starken Aeste des Baumes durch kein anderes Organ den nöthigen Zufluß der Säfte erhalten, und müßten nach dieser Aeußerung absterben, wohl zu bezweifeln seyn; denn auch nach den Aesten und Zweigen gehen von dem Stamme des Baumes Saftgefäße und Kanäle aus, welche die eingesogene Nahrung verarbeiten und durch die Kanäle, gleich den Adern im menschlichen Körper, durch alle Theile des Baumes führen. Man kann daher die Rinde nur wie die Haut des thierischen Körpers betrachten, die allerdings auch ihre Gefäße und Säfte hat, die aber keinesweges zur Ernährung und Erhaltung des Körpers allein beitragen. Man nehme dem Menschen

die Haut seines Körpers, eine allerdings sehr schmerzhafte Operation, welche man das Schinden nennt, und die unter Barbarischen Völkern, als Strafe noch ausgeübt wird, und der Körper wird, wenn er nicht zu schwächlich ist, um diese Operation auszuhalten, sich eben so gut durch Speise und Trank ernähren und fort erhalten, wie zuvor, und alle Funktionen, bis sich eine neue Haut an der Stelle der genommenen gebildet, fortsetzen; nur muß er vor allen äußeren Eindrücken so lange bewahrt werden, bis sich die Haut gebildet, weil diese störend auf ihn einwirken, ja unter diesen Umständen den Lebensprozeß endigen würden; eben so ist es auch mit der Rinde des Baumes, die man demselben nur erst dann nehmen muß, wenn eine anhaltend günstige Witterung eintritt, und er auch vor äußeren Gewaltthätigkeiten geschützt werden kann. Freilich sind dergleichen Operationen immer gewagt, so wie die Amputation, weil durch das plötzliche Trennen eines, noch dazu wichtigen, Organes des Körpers, leicht ein tödtlicher Stillstand in der Maschine entstehen kann.

Der oben angeführte, von dem Engländer Keane Filzgerald, vor sechzig Jahren, vor ihm aber auch schon von Anderen, angewendete Zirkelschnitt, auch das Ringeln, der Ringelschnitt genannt, welcher Artikel, Th. 125, unter diesem Namen übergangen worden, weil er eigentlich und besser unter Zirkelschnitt gehört, wird hier am besten noch einen Platz finden. Im Art. Obst, Th. 103, S. 403 ist davon vorläufig schon Erwähnung geschehen. Der Zirkelschnitt hat die Beförderung der Fruchtbarkeit der Bäume zur Absicht, und wie er geschieht, ist oben, S. 53, angeführt worden. Es ist eine Art des Ablösens und Lüftens der Rinde, die man am besten vornimmt, wenn der Saft in vollem Triebe ist und zurückzutreten anfängt,

welches sich dadurch ankündiget, wenn die Rinde sich weniger gut vom Splinte löset, wie man jährlich beim Okuliren wahrnimmt. Das Verfahren richtet sich nach dem früheren und späteren Ausschlagen der Knospen, wie beim Beschneiden und der künstlichen Veredlung; jedoch muß man hierbei die Natur der einzelnen Art und den Einfluß der Witterung berücksichtigen. In den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften, vom Jahre 1711, stellt Parent Versuche mit dem Ringelschnitte auf, um dadurch unfruchtbare Obstbäume fruchtbar zu machen. Büffon und Duhamel wendeten ihn zuerst bei den Quitten-, Birn- und Pflaumenbäumen an, und theilten ihre Erfahrungen, der Erstere in den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften, vom Jahre 1738, mit, und der Andere zwanzig Jahre später in seiner Physique des arbres. Diesen folgten späterhin mehrere Naturforscher, die auch Versuche im Großen unternahmen, wie oben, S. 47, angeführt worden. Die neuesten Nachrichten über die Wirkungen des Zirkelschnittes, hat der Professor Thouin, Vorsteher des Jardin des plantes in Paris, im 6ten Stücke der Révue philosophique, littéraire et politique, Februar 1806, geliefert. Die Versuche mit dem Zirkelschnitte sind mit einem gelben Roßkastanien-Baume, Aesculus flav. Hort. Kew, vorgenommen worden. Es heißt daselbst:

> Der gelbe Roßkastanienbaum ist in Nord-Karolina einheimisch, und hält in einer etwas geschützten Lage auch in Deutschland den Winter aus. Er hat mit dem gewöhnlichen (Aesculus Hippocastanum) viel Aehnliches, läßt sich aber von diesem und dem rothen (Aesculus Pavia) auch in der Jugend leicht an den Blättern unterscheiden, weil diese auf der Unterseite, längs der Mittelrippe, bei dem gelben mit weißen Härchen besetzt wird. Nach Linné gehört er zur ersten Ordnung der siebenten Klasse, und Jussieu zählt ihn zur Familie der Ahornarten. Der Baum,

mit welchem vorgedachter Verſuch angeſtellt wurde, ſteht im Garten des Muſeums zu Paris, in einer Baumſchule, aber für ſich und in einer mittäglichen Lage. Der Boden beſteht aus Kalk- und Kieſelerde und iſt trocken und warm. Vor etwa funfzehn Jahren iſt dieſes Exemplar fünf Fuß über der Erde auf einen gewöhnlichen Roßkaſtanienbaum oculirt. Der gerade Stamm hält jetzt, dicht über der Erde gemeſſen, drei Fuß im Umkreiſe, und an der Oculirſtelle, zwei Fuß und ſieben Zoll. Unmittelbar über dieſer letzteren nimmt die Stärke beträchtlich ab, wie faſt allemal, wenn ein ſchwächerer Baum oder Strauch auf einen ſtärker wachſenden Grundſtamm gepfropft wird. Aus dem Erdreiche ſind zwei Mutteräſte entſtanden, und aus jedem von dieſen wieder ſechs andere von verſchiedenen Dimenſionen, an denen viele Zweige ſich ausbreiten. Die ganze Höhe iſt 20 Fuß, und die kugelförmige, oben etwas zugeſpitzte Krone, hält 18 Fuß im Durchmeſſer. Im Frühjahre ſind die Blätter, welche ſpäterhin ſtärker und bräunlicher werden, doch nicht ſo ſehr, wie an dem gemeinen, — ſeidenartig und von zarter grüner Farbe. Die Blüthen ſind hübſch und blaßgelb; ſie erſcheinen im May. Das Laub macht einen dichten Schatten, verfärbt ſich aber bald im Spätjahre und fällt frühzeitig ab. Seit mehr als zwölf Jahren blühete der Baum jeden Frühling ſehr häufig, und ſetzte faſt ſo viele Früchte an, als er Blüthen hatte. Ehe jene aber die Größe einer Haſelnuß erreichten, fielen ſie bis auf etwa funfzehn Stück ſämmtlich ab. Dieſe wurden insgemein vollkommen reif, und waren ſo groß, als die gemeinen wilden Kaſtanien. Der Zirkelſchnitt ward an dieſem Baume unternommen, theils um die früheren Verſuche zu erweitern und zu prüfen, theils aber auch, um das Abwerfen der Früchte zu hindern. Um aber ein ſo ſchönes Exemplar nicht in Gefahr zu bringen, geſchah die Operation bloß an einem der Aeſte, der eben ſo viele Blüthen zählte, als die anderen, dagegen ſich in derjenigen Lage befand, die zur Erlangung reifer Früchte die ungünſtigſte ſchien. Er war nämlich zum Theil von den oberen Zweigen bedeckt und ſtand gerade gegen Mittag. Die Opera-

tion ward am 10ten Junius 1805 vorgenommen, als die Blätter drei Viertheile ihrer natürlichen Größe erreicht hatten, die Blüthen meistens offen, zum Theil schon verblühet, und die angesetzten Fruchtknoten von diesen letzteren so groß wie Erbsen waren. An einem zwei Zoll starken Aste, wurde auf vorangezeigte Weise ein Streifen Rinde und Bast von anderthalb Linien Breite abgelöset. Man bediente sich dazu eines scharfen, gut gestählten Messers, und die Wunde, welche noch sichtbar ist, blieb ohne Verband der freien Luft ausgesetzt. Seitdem wurden alle acht Tage die Wirkungen dieses Verfahrens genau beobachtet, mit beständiger Vergleichung gegen die anderen Aeste desselben Baumes. Die Bemerkungen enthalten im Wesentlichen, folgende Thatsachen:

1) Vom Tage der Operation an, bis zum 5ten November, zeigte der verwundete Ast so wenig, als die übrigen, irgend ein Uebel befinden. Er behielt seine Blätter so lange, als die anderen, und sie blieben an ihm auch von derselben Größe und Farbe.

2) Die Blumensträuße an dem operirten Aste ließen nur wenig Früchte vor der Reife fallen, und jeder brachte drei bis sieben Stück zur gänzlichen Vollkommenheit. An den anderen Aesten setzten viele Sträuße gar nicht an, etliche trugen nur eine Frucht und bloß zwei hatten jeder drei Stück.

3) Die Früchte des operirten Astes waren am 7ten Julius zwei Drittheile größer, als die an den übrigen. Von diesem Tage an, warf jener nicht eine einzige Frucht ab, indessen die Erde mit den abgefallenen Früchten, von den andern besäet war.

4) Die Früchte des ersteren Astes wurden um mehr als zwölf Tage früher reif.

5) Die Kerne waren nicht verschieden von denen, welche an dem nicht operirten Aesten entstanden. Nur die äußeren Schalen hatten an jenen vom verwundeten Aste, eine beträchtlichere Größe.

6) Dieser letztere, welcher etwas weniger, als den zwölften Theil des ganzen Baumes ausmachte, gab allein siebzehn reife Früchte, die anderen eilf, zusammengenommen, dagegen nur dreiundzwanzig Stück.

7) Am oberen Rande des Zirkelschnittes, zwischen der äußersten Lage des Holzes und des Splintes entstand, im ganzen Umkreise, ein Knoten- oder Ringelwuchs, welcher sich immer abwärts verlängerte. Diesem begegnete ein ähnlicher Auswuchs von unten herauf, der jedoch weit kleiner war. Beide vereinigten sich und verschlossen die Wunde fast gänzlich, so daß die Vereinigung des Saftes aus den oberen Theilen, mit dem aus der Wurzel wieder vollkommen hergestellt ist, und der Baum sich beinahe in dem nämlichen Zustande befindet, als vorher.

Herr von Essen *) bemerkt hierbei, daß dieser sehr genau angestellte Versuch den Nutzen des Ringelschnittes zur Erhaltung der Früchte am gelben Roßkastanienbaume augenscheinlich erweiset. Auch lassen die bisherigen Erfahrungen und Versuche noch ein weites Feld zu Fragen und Versuchen offen. Auch die Erklärung des genannten scharfsinnigen Pflanzenforschers könnte vielleicht einigem Zweifel unterworfen seyn, besonders da in dem angeführten Berichte von dem Holztriebe des eingeschnittenen Astes nichts aufgezeichnet ist. Wenn an den Bäumen die Blühen ansetzen, so arbeitet die Natur zugleich zur Erhaltung und Vergrößerung des Baumes durch den mächtigeren Holztrieb, welcher augenscheinlich stärker wird, indem die Blüthen und kleinen Fruchtknoten abfallen. Ohne diese weise Einrichtung würden alle Bäume zwar frühzeitig etliche Jahre viele Früchte bringen, dann aber absterben, ohne ihre angemessene Größe und ihr vollkommenes Alter zu erreichen. Daß dieser stärkere Holztrieb auf Kosten des Fruchttriebes in der That Statt finde, wird kein Erfahrner läugnen, so wenig, als daß derselbe einen außerorderlichen Zufluß des Saftes, und zwar aus den Wurzeln, voraussetze. Wenn nun durch den Ringelschnitt das Auf- und Absteigen des Saftes gehindert wird, so fragt es sich, ob der Er-

*) Allgemeines Teutsches Garten-Magazin, 1806, S. 142 u. f.

folg daraus entſteht, daß der Saft in den oberen Theilen des Baumes zurückgehalten werde oder dadurch, daß der Saft von unten nicht ſo ſchnell und mächtig zuſtrömen kann? Die Entſcheidung dieſer Frage nicht bloß nach ſpeculirenden Theorien, ſondern nach genauen und fortgeſetzten Erfahrungen, iſt wichtiger, als man vielleicht vermuthet. Iſt nach Herrn Touin's Meinung, das Abwerfen der Blüthe eine Folge von dem Mangel, der durch das Zurücktreten des Saftes aus den oberen Theilen entſteht, ſo ſcheint es, als könne die Operation auf die Bildung und Dauer des Baumes durchaus nicht nachtheilig wirken, und es würde demnach rathſam ſeyn, ſie jährlich zu wiederholen, und am Stamme ſelbſt, dicht unter der Krone, vorzunehmen, das Gegentheil von dem Allen würde eintreten, wenn es ſich ergebe, daß die Blüthen und Früchte nicht deswegen abfallen, weil es ihnen an Nahrungsſäften fehlt, ſondern umgekehrt, das ſie durch einen ſtärkeren Safttrieb verdrängt werden, etwa eben ſo, wie der Fruchtrieb vor ſeiner Entwickelung, in Holztrieb verwandelt wird, wenn man den Zweig auf wenige Augen abſchneidet. Nur die Erfahrung mehrerer Jahre, wäre bei dieſer letzteren Hypotheſe hinlänglich, um uns darüber zu beruhigen, ob nicht der verletzte Baum oder Aſt, nach einer kurzen, erzwungenen Fruchtbarkeit abſterben würde. Ueber dieſen beiden Meinungen, die allerdings Manches für und wider ſich haben, iſt nicht leicht zu entſcheiden, dennoch dürfte man geneigt ſeyn, der Erklärung des Herrn Touin beizutreten, deren Wahrheit auch jedem Baumpflanzer erwünſcht ſeyn muß, und zwar, noch außer den von ihm angeführten Gründen, wegen der zweifachen Erfahrung: 1) daß, unmittelbar vor dem ſtarken Holztriebe im Frühjahre, der Saft entweder wirklich zurücktritt oder einen langſameren Umlauf hat,

wie es zur Genüge daraus erhellt, daß um dieſe Zeit der Baſt ſich weniger leicht vom Splinte ablöſet, und 2) daß der Baum, vorzüglich das Steinobſt, mehr Früchte behält, wenn ſich in dieſer Periode, da ſich der Fruchtknoten ausdehnt, feuchte Witterung einſtellt, oder der Stamm fleißig begoſſen wird. Wenn Ueberfluß der Säfte in dieſem Zeitpunkte verurſachte, daß die kleinen Früchte abfallen, ſo wäre dieſe letztere Erfahrung nicht zu erklären; demnach ſchließt die erſtere Meinung nicht gleich allen Wiederſpruch aus. Folgendes mag zur Erklärung dienen. In den letzten Tagen des vorigen Märzmonats pflegt ſich eine beträchtliche Anzahl gut bewurzelter Obſtpyramiden, deren Holzzweige auf zwei oder drei Augen verkürzt, die Fruchtſpieße aber geſchont wurden. Mehrere von ihnen, beſonders Aepfel- und Pflaumenbäume, haben jetzt, den 2ten Junius, zehn bis zwanzig Stück Früchte, von der Größe kleiner Haſelnüſſe, und dabei ſchon ſo ſtarken Holztrieb, daß die diesjährigen Zweige meiſtens eine Länge von acht bis zehn Zoll halten. Das nothwendige Abnehmen der meiſten Früchte hat den Holztrieb noch ſehr befördert. Auch ohnedies war er ſehr mächtig und ſchadete doch nicht der Erhaltung der Früchte; denn alle die ich abpflückte, waren ſo vollkommen und geſund, als möglich. Das Zurücktreten des Saftes ſchadete in dieſer Rückſicht eben ſo wenig; denn, wie aus der vorhergehenden Angabe folgt, die Zweige, an denen die Früchte hingen, ſind kaum drei Zoll vom Stamme entfernt, und dieſer iſt nur zwei bis drei Fuß hoch, ſo daß die Nahrung bloß von unten herbei geführt wird, daß die Bäume faſt gar kein Oberholz behalten haben. Solche ganz kleine und junge Stämme zeigen den ſtärkſten Trieb jeder Art, welcher durch ſcharfes Beſchneiden mit Fleiß hervorgelockt wird, und ſie geben zur Unterſuchung der vorliegenden Sätze die tüchtig-

sten Subjecte ab. Vielleicht lassen sich diese und manche andere scheinbare Widersprüche am leichtesten heben, wenn man annimmt, daß die Bäume im Anfange des Jahres, fast allein auf Frucht, und erst später, wenn sich nämlich das Laub entwickelt, auf Holz treiben. Zwischen diesen beiden Perioden wäre ein kurzer Stillstand, eine durch das Ansetzen der Früchte bewirkte Schwäche, während welcher sich der Bast nicht löset, die neuen Früchte aber desto häufiger abfallen. In diesem Zeitraume wäre der Ringelschnitt vorzunehmen, dessen Nutzen sich alsdann auf die von Herrn Thouin angegebene Weise sehr gut erklären ließe. Jene Hypothese gewinnt an Glaubwürdigkeit, da wir wissen, daß in der That die Fruchtknospen sich meistens früher und schneller entwickeln, als die Blattknospen. Uebrigens ist es auch im thierischen Körper etwas Bekanntes, daß die Natur, nach einer kurzen und mäßigen Schwächung stärkeres Wachthum und größeren Zufluß der Säfte folgen läßt. So werden Leute nach einem Fieber oder anderen schwächenden Krankheiten nicht selten gesunder und fetter, als vorher; so dient im Orient das Aderlassen zum Mittel, um die als Schönheit gepriesene körperliche Fülle zu befördern und die Englische Mastwirthschaft lehrt aus ähnlichen Gründen, das Vieh, welches durch Arbeit oder geringes Futter etwas zurückgekommen ist, gerade am schnellsten und leichtesten fett werden kann.

Statt unfruchtbarer Hypothesen, sagt Herr von Essen ferner, hoffe ich manchen Leser zu Versuchen mit dem Ringelschnitte zu ermuntern; wenn ich etliche wichtige Fragen über diesen Gegenstand aufstelle, deren Beantwortung wichtig ist, aber nur durch fortgesetzte Erfahrungen geschehen kann. Ich rede hier, wie bisher, von dieser Operation, als von einem Mittel, die Früchte von den Bäumen zu erhalten und von den selteneren vollkommenen Samen zu gewinnen. — Erstens

verdient es Aufmerksamkeit, wie der Ringelschnitt in der Folge wirkt? Welchen Einfluß hat er auf die Fruchtbarkeit und das Wachsthum des operirten Individuums, im zweiten und in den spätern Jahren? Ist es nothwendig oder rathsam, ihn alljährlich zu wiederholen? Wie oft darf und muß dieses geschehen? Aus dem vorhergehenden Berichte scheint es, als wäre der Ringelschnitt ganz und gar nicht schädlich; aber auch für die folgenden Jahre ohne besonderen Nutzen, es sei denn, daß er wiederholt werde. — Zweitens fragt es sich, ob und in welchen Fällen es dienlicher ist, den ganzen Stamm oder einzelne Aeste einzuschneiden. Es ist möglich, daß der Schnitt am Umkreise des Stammes, ohne diesen in Gefahr zu bringen, auf mehrere Jahre Dienste thut, vielleicht ist aber auch ein etwas breiterer Schnitt an einzelnen Aesten zu diesem Zwecke hinreichend? — Drittens wäre die günstigste Jahreszeit zu dieser Unternehmung zu erörtern, oder bestimmter, der Grad von Entwickelung, den die Knospen und Früchte erreicht haben müssen. Vermuthlich ist diese Frage von allen die wichtigste. Nach Herrn Thouin dient die bei dem angeführten Roßkastanienbaume genannte Periode als Beispiel, und nicht sowohl als allgemeine Regel. Der Harzfluß des Steinobstes wird wahrscheinlich bei diesem einen andern Moment vorschreiben, als bei dem Kernobste. Etliche Bäume werfen die Blüthen ab, andere erst die ausgebildeten Früchte, worauf wohl auch Rücksicht zu nehmen ist. Dann möchte auch wohl der Johannistrieb, wie beim Beschneiden, sehr in Betracht kommen, besonders beim Steinobste. — Viertens müßte man ausmachen, in welchem Alter des Baumes ihm mit dem Zirkelschnitte am besten geholfen wäre? Ob etwa in der Jugend, wo alle Wunden am schnellsten verheilen, oder wenn er erst recht tragbar wird,

wenigstens häufig blüht? — Fünftens wäre die Probe wichtig, ob die Operation überhaupt die Fruchtbarkeit der Bäume beschleuniget, oder bloß an solchen die Früchte erhält, welche bereits vor sich zum Blühen willens sind, aber nachher die Früchte fallen lassen? In einer öffentlichen Zeitung hat man den Ringelschnitt als ein Mittel zur Veredlung der Obstbäume angegeben, etwa wie das Pfropfen und Oculiren. Versteht man, wie gewöhnlich, durchs Veredlen auf einem schlechteren Stamme eine bessere Obstsorte hervorbringen, so ist, wie sich aus dem Vorhergehenden ergiebt, der Begriff nicht richtig ausgedrückt. Das Pfropfen, Copuliren und Oculiren wird durch den Ringelschnitt nicht überflüssig, auch berechtigen keine von den bisher erwiesenen Thatsachen zu der Erwartung auf diesem Wege bessere oder andere Sorten von Obst zu erlangen, als der Stamm ohne diese Operation tragen würde. Zwar hatten die Früchte jener gelben Roßkastanie größere Schalen, vielleicht steht es also dahin, ob bei dem Kernobste die fleischige Hülle des Samens, die man genießt, etwa auch an Größe gewinnen kann; jedoch ist dieses zu bezweifeln, weil bei älteren an Obstbäumen damit gemachten Proben, kein solcher Erfolg bemerkt worden, also gewiß auch keiner Statt gehabt hat.

Von der Anwendung des Ringelschnittes zur Vermehrung seltener Bäume und Sträuche, sagt Herr von Essen, kenne ich keine bestimmte Erfahrung. Wo die Höhe des Stammes das gewöhnliche Ablegen hindert, verdient diese Methode doch wohl versucht zu werden. Dann würde ich aber den Schnitt nicht nach dem Austreten der Knospen, sondern lieber vorher, oder kurz vor dem Johannistriebe unternehmen. Zweige vom letzten Jahre dürften die tauglichsten seyn, an denen der Schnitt unmittelbar

unter einem Knoten zu machen wäre. Die Wunde müßte, um nicht zu ſchnell zu verheilen, etwa einen halben Zoll breit ſeyn, und mit Moos, das mit Baumkütt oder Lehm umgeben und ſtets feucht gehalten würde, gut verbunden werden. Eine Bedeckung von Scherben oder Holzſpähnen dürfte zweckmäßig ſeyn, damit nicht Regen und Wind den Verband wegnehmen. Daß der Zweig auf ähnliche Weiſe Wurzeln treibt, iſt ſchon durch die Erfahrung bewährt. Es iſt aber ſchwer den richtigen Zeitpunkt zu treffen, wo er ſo weit bewurzelt iſt, daß man ihn vom Mutteraſte abſchneiden und für ſich auspflanzen darf. Viele Bäume und gerade am erſten die, welche ſich nicht wohl aus Stecklingen ziehen laſſen, geben, bei dieſer Vermehrung, nur Pflanzen von ſchwachem Wuchſe und kurzer Dauer. Die beſſere Weiſe bleibt doch wohl immer bei ſolchen Gewächſen die Anzucht aus Samen, und das Veredlen auf nahe verwandte Stämme von gemeineren Arten.

Schälen, beim Böttcher, wenn ſich die Splitter, woraus die Stäbe oder Dauben einer Tonne beſtehen, wenn ſie zu einem Gefäße zuſammengeſetzt ſind, oben am Rande oder an der Kimme von einander geben. Um dieſes Schälen zu verhüten, werden die Stäbe rundherum auf beiden Enden einer Tonne abgeſchärft, oder ſie erhalten einen Schweif, nach der Böttcherſprache, wodurch der Rand beſſer zuſammengehalten wird. S. auch unter Böttcher, Th. 6.

Schälen, beim Papiermacher, das geleimte auf dem Trockenboden zu drei Bogenweiſe getrocknete Papier, Bogenweiſe voneinander ziehen, weil es beim Trocknen etwas zuſammengeklebt iſt; ſ. auch unter Papier, Th. 106.

Schalenfisch, s. Schalfisch.

Schalengehäuse, werden die Schalen, Gehäuse oder Häuser, Häuschen der Conchylienthiere genannt, deren in der Encyklopädie schon an verschiedenen Stellen Erwähnung geschehen, z. B. unter Muschel, Th. 98; Sandstein und Sandsteingebirge, Th. 136.

Schalenhäuschen, s. den vorhergehenden Art.

Schalenlack, eine Benennung des Gummilack, s. unter Lack, Th. 58, S. 338.

Schalenmehl, bei den Müllern, dasjenige Mehl, welches noch in den zermalmenden Schalen, das heißt, in der Kleye sitzt und daraus gebeutelt wird.

Schalenschifchen, Chaluppe, s. unter Schale.

Schalenschröter, in den Messerfabriken, derjenige Arbeiter, welcher die Schalen zu den Messerheften verfertiget. Von schroten, schneiden.

Schalenstücke der Echiniten, s. unter Versteinerungen. Bei den Brettschneidern heißt Schalstück, Schwarte, das erste Stück, so von einem Sägeblocke abgeschnitten wird.

Schalenthier, Schalenthiere, Schalthiere, werden die Conchylien genannt. Man findet die verschiedenen Geschlechter schon unter ihrem Namen in der Encyklopädie aufgeführt; s. auch den Art. Muschel, Th. 98, und den Art. Schnecke, wo diejenigen Geschlechter, die unter ihrem besonderen Namen übergangen worden, mit Ausnahme derjenigen, welche hier unten folgen, nachgeholt werden sollen. Was die Schwimmfähigkeit der Schalenthiere anbetrifft, so ist diese nicht allen derselben zu Theil geworden; denn es giebt Schalthiere, welche auf immer verdammt sind, unbeweglich an einem Felsen oder Steine, wie angenagelt, zu haften, an dem sie einmal ihre Wohnung errichtet haben. Dahin gehören die Austern

und so viele andere, die, wie sie, beständig in ihrer Schale stecken. Die Schwimmfähigkeit im höchsten Grade besitzt der Nautilus, s. Th. 101, S. 667, Nautiliten, und S. 669 u. f. Man hat ihm auch wegen dieser Eigenschaft den Namen Nautilus beigelegt; auch hat er von den Naturforschern den Beinamen des Argonauten erhalten. Man findet nicht leicht ein Naturalienkabinett, welches er nicht zierte. Er fällt vorzüglich schön unter den Tausenden von Muscheln in die Augen, besonders wenn man ihn nach verschiedenen Richtungen durchschnitten aufstellt, damit man seinen bewunderungswürdigen inneren Bau sehen kann. Die beiden Hauptarten sind das Schiffsboot, Nautilus pomphilius Linn., s. den oben angeführten Theil, S. 670, und der Papiernautilus, Argonauta Argo. Der erstere hat eine ziemlich starke Schale von glänzendem Perlenmutter, ist fast schneckenförmig gewunden, und von außen mit einer Art weißlicher Rinde überzogen, mit wellenförmigen hellbraunen Flecken artig besprengt, welche am Ende der Wendungen ins Schwärzliche übergehen. Der Schalenbau ist in viele Kammern abgetheilt, die ebenfalls von Perlenmutter sind, durch das ganze Schalengehäuse der Länge nach durchgehen, indem die eine Kammer immer kleiner ist, als die andere. In der Mitte einer jeden Kammer ist eine Oeffnung, wodurch sie alle untereinander in Verbindung stehen. In der Vorderkammer wohnt das Thier, und wenn es Wasser hinein, oder auspumpt, so steigt oder sinkt das Gehäuse im Meere. Mit dem Alter baut es sich immer mehr Kammern an. Die zuweilen 12 Zoll lange Schale wurde ehemals zu Trinkgeschirren gravirt, ausgeschnitzt und von den Zechern bewundert, und enthält

oft funfzig ſchön gewölbte Kammern. Hier vereiniget alſo die Natur die beiden Schwimmprinzipien, nämlich die ſpecifiſche Leichtigkeit und die Gewandheit der Gliedmaßen. Ueberhaupt genießen dieſe kleinen Kahngeſchöpfe das Talent der ungeheuern Wallfiſche im Kleinen. Nach Rumph ſetzt ſich dieſes Thier mit ſeinem Gehäuſe auf das Waſſer und rudert fort. Will es ſich untertauchen, um auf den Boden des Meeres zu gelangen, ſo zieht es ſeine Segel und Ruder ein, füllt die gedachten Kammern vermittelſt einer Röhre oder eines biegſamen Hebers, der durch die Kammern von der Natur hindurch geführt iſt, mit Waſſer an, und macht ſich auf dieſe Weiſe ſpecifiſch ſchwerer, als das Waſſer, ſo daß es nun unterſinkt. Auf dieſelbe Weiſe ſegelt und rudert auch der Papiernautilus. Sein Gehäuſe iſt ſo weiß, dünn und leicht, daß es wie Schreibpapier ausſieht, wovon ſein Name entſtanden iſt. Bei der geringen Wendung hat er die Geſtalt eines unvollkommenen Schiffchens, und iſt ſeiner ganzen Länge nach wellenförmig gebogen. Der untere Kiel des Schalenbootes iſt enger und mit Spitzen beſetzt. Das Thierchen ſelbſt iſt dem gemeinen Blackfiſche ſehr ähnlich; nur endigen ſich zwei ſeiner Flöße in eine ſehr breite, dünne Haut, welche es nach Belieben entfalten oder auch zuſammenziehen kann. Bei ſtillem Wetter kommt es mit ſeinem Schiffskiele aufwärts gekehrt, auf die Oberfläche des Meeres. Jetzt dreht es ſich ſchnell herum, bringt die Oeffnung nach oben, ſtreckt an beiden Seiten ſeine Arme aus, welche ſeine Ruder vorſtellen; mit dieſen ſechs Rudern beginnt es ſeine Fahrt, und die übrigen zweihäutigen Füße ſpannt es in die Höhe wie Segel aus gegen den Wind. Bei drohender Gefahr zieht

es dieſe Segel ein, und taucht ſie mit Hülfe der ſechs Ruder dem Boden entgegen unter Waſſer. Der Papiernautilus kommt in verſchiedenen Abänderungen vor; denn obgleich der Rücken jederzeit der ſchmählſte Theil der Conchylie iſt, ſo findet man ihn doch an einigen Beiſpielen breiter an andern ſchmäler, auch hat er eine in das Braune fallende Farbe, die aber nur den hinteren Theil der Schale einnimmt. Das übrige der Schale iſt weiß, wie ſchon oben angeführt worden, nur fällt dieſe Farbe bei einigen Abänderungen ins Gelbe. Man gewahrt auch nur eine einzige eingerollte Windung; auch ſind die Seitenwände in der Mitte am höchſten, nach der Windung zu am weiteſten, und haben geſchlängelte, bald glatte, bald knotige, bald einfache, bald gabelförmige Streifen oder Rippen. Martini giebt folgende Abänderungen an: 1) der knotige, geſtreifte Papiernautilus; 2) die zarte ſchmalkielige Galeere, mit vielen zum Theil gabelförmigen Streifen; 3) die breitkielige dünne Galeere mit einzelnen glatten Rippen; 4) die doppelt geſtreifte knotige Galeere mit Ohren; 5) die kleine ſeltſam geöfnete Galeere mit breitem Kiele. Man findet ſie in mehreren Meeresgegenden.

Linné führt nun noch eine Art auf, nämlich: den dünnen oder feinen Kahn, Argonauta cymbium Linn., mit einem gerunzelten Rücken und keine Zähne oder Stacheln. Dergleichen Runzeln oder Falten laufen über die ganze Schale hinweg, welche durch feine, die Länge herablaufende Streifen durchſchnitten werden. Die feine zarte Schale iſt platt gedrückt, und hat mehrentheils nur die Größe eines Sandkorns, daher man ſie nur durch ein gewafnetes Auge betrachten kann.

Man findet sie in dem Mittelländischen Meere; sie wird selten gefunden, welches vielleicht von ihrer nur geringen Größe herrührt.

Gattungen und Abänderungen dieser bewundrungswürdigen Schwimm-Conchylien, welche im Linné unter den Argonauten fehlen, sind folgende:

1) Die gläserne verdeckte Galeere, Fr. Nautile vitré, welche eine große Aehnlichkeit mit den Argonauten hat; besonders in Rücksicht auf die Feinheit der Schale, die ebenfalls keine Zwischenkammern hat, allein man könnte sie auch für eine Patelle halten, wenigstens ist sie nach Linné kein Argonaute. Ihr Bau ist kegelförmig; die Endspitze ist eingerollt, aber nicht in die Mündung, von der sie weit genug entfernt ist. Auf dem Rücken hinunter sieht man eine Reihe Zähne, der Rücken selbst aber ist rund gewölbt; die ganze Schale hat regelmäßig stehende Querrippen und der Bau derselben ist platt, die Mündung oval. Ein Herr Lionett im Haag, soll der einzige Besitzer dieser Conchylie gewesen seyn.

2) Der Papiernautilus, mit sichtbaren Windungen, das antike Trinkhorn. Spengler führt sie in den Beschäftigungen der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, Th. 2, S. 458, auf. Dieser Nautilus hat eben die feine Schale, und oben die Durchsichtigkeit des Papiernautilus, aber die Windungen gehen nicht in die Schale hinein, sondern sind von außen sichtbar. Die Mündung bildet ein längliches Viereck, und die erste Windung macht fast die ganze Größe der Schnecke aus. Der Rücken ist flach und ausgebogen, und hat vier platte Reifen. Sie ist 5 Linien breit, 1 Linie hoch, und von dem Vorgebirge der guten Hofnung.

Eine zweite Gattung von Schwimmern sind die

Tellinen. Es sind Muscheln mit zwei Schalen, welche ihrer specifischen Schwere wegen beständig auf dem Boden des Meeres leben müssen, und dennoch ein Mittel sich leicht zu machen wissen. Durch Hülfe einer Decke, welche den ganzen innern Raum ihres Gehäuses überziehet, treiben sie das Wasser aus ihrem Kahne heraus, wodurch inwendig ein leerer Raum entsteht, wovon sie so leicht werden, daß sie in die Höhe gehen. Sind sie nun auf die Oberfläche angekommen, so dient ihnen die eine Schale zur Wiege für ihren Körper, und die andere, welche sie in die Höhe richten, als Segel, um den Wind aufzufangen, die Fahrt zu machen, und, gegen den Windstoß gedeckt, fortzuschwimmen. Vielleicht machen es die übrigen zweischaligen Muscheln eben so; denn die mehrsten haben inwendig eine Kahnhöhlung, welche ganz mit einer Haut bedeckt ist, welche die Naturforscher den Mantel nennen. Dieser läßt sich zusammenfalten und ausspannen. Die Ränder dieser Enveloppe schließen ganz genau aneinander, so daß sie das Wasser, oder was es sonst sei, aus dem Innern herauspressen können, ohne daß das Geringste wieder hineinschlüpfen oder eindringen kann; auch passen die Ränder der Schalen selbst auf das genaueste zusammen und sind noch überdies mit einer knorplichen Schlußsubstanz versehen. Ein Mehreres über die verschiedenen Arten der Tellinen, s. diesen Artikel, unter T. Noch eine Eigenschaft der Schalthiere ist das Leuchten derselben. Der Saft der Meerdatteln soll so zähe und elektrisch seyn, daß er noch im Munde derer, die sie käuen, auf den Händen, und als Tropfen, an den Kleidern des Nachts leuchtet. Dasselbe soll nach P. Kircher die Meernessel oder Seelunge thun; der erwähnte Schriftsteller hat

mit dieſem Safte ſchwarze Stäbe beſtrichen und dieſe des Nachts als Fakeln leuchten geſehen. Vielleicht, ſagt Kircher, dient dieſes Leuchten, den Schalenthieren in der Meerestiefe zum Pharus, da die Taucher verſichern, daß der Grund des Meeres ganz finſter ſei, für ſich und andere Fiſche. Man ſehe übrigens was die Conchylien anbetrifft, den Artikel Muſchel, Th. 98, S. 209 u. f., und den Artikel Schnecke nach, in welchem letzteren Artikel, auch die einzelnen, ſchon in der Encyklopädie abgehandelten Conchylien nachgewieſen werden ſollen.

Auch der Seeigel, welcher in Felſen und zwiſchen Steinen wohnt, gehört zu den ſchwimmenden Schalthieren. Er beſitzt ſo viele Füße, als Stacheln, um ſich über die Felſen hinwegzurollen, der Körper iſt faſt zirkelrund, in eine verhärtete Schale eingeſchloſſen und gemeiniglich mit beweglichen Stacheln bewaffnet. Dieſe ſo geſtaltete Schale iſt von den Füßen des Thieres verſchieden; denn dieſe Füße ſind um ein Drittheil kürzer, als die Schildſtacheln, eingeſchrumpft und nur im Waſſer, wenn das Thier ſchwimmt, ſichtbar. Ein Seeigel von zweitauſend Stacheln hat ungefähr tauſend vierhundert ſolcher Füße. Er ſchwimmt wie eine Kugel in drehenden Wirbeln im Waſſer, taucht ſich in Stürmen unter oder ſchleicht ſich in Felſen hinein, wozu die Füße, als empfindliche Fühlhörner, die bequemſte Stellen durch das Herumtappen aufſuchen, wenn ſie einen bequemen Platz zum Aufenthalte oder Nahrung ſuchen. Schwimmen können ſie, wenn ſie ſich leicht machen, nämlich wenn ſie das Waſſer zu einer Oeffnung, die der Mundöffnung entgegengeſetzt iſt, heraustreiben, und ſchwerer können ſie ſich machen, wenn ſie es

hereinlaſſen. Auf dieſe Weiſe ſteht es in ihrer Gewalt im Waſſer auf- und niederzuſteigen.

Schäler, bei dem Kammmacher, diejenigen kurzen Stücken Horn, da ſich die Schrote bei dem letzten Aufſchneiden von ſelbſt in zwei Stücke zerſplittern und folglich nicht die ganze Breite des Horns behalten, ſondern nur halb ſo lang ſind, aus welchen Schälern nur ganz kurze Kämme gemacht werden können. Dieſe Schäler ſind im Innern vorzüglich ſpröde; ſ. auch unter Kamm, Th. 33.

Schalerz, Erz oder Berg, welches ſich vom Ganzen abgezogen oder los gegeben. Ein Stück Erz, ſo vom Feuer zwar losgebrannt, aber noch nicht herunter gefallen iſt, wenn ſolches die Bergleute ſehen, ſo ſagen ſie, da hängt noch ein Spottvogel.

Schalfiſch, eine Benennung der Schalthiere, beſonders des Argonauten; ſ. Schalthiere.

Schälfiſch, ſ. Schellfiſch.

Schalfuß, bei den Pferden, nennt der Roßhändler ein breites Ueberbein, welches wohl 1½ bis 2 Zoll breit, dabei aber nicht dick und wie ein ſtarker Knorpel quer über den Vordertheil des Fußes über dem Hufe, von der Krone an, nach dem Köthengelenke zu, liegt, als ob es die Schale über den Fuß ausmachte, woher es auch ſeinen Namen hat.

Schälgang, bei dem Graupenmüller, der Mehlgang, worin das zu Graupen beſtimmte Getreide geſchälet, das iſt, ſeiner Hülſen beraubt wird.

Schalgebirge, im Bergbaue, der Name einer ſteinartigen Flötzlage oder Schicht in einem Flötzgebirge. In dem Thüringſchen Flötzgebirgen iſt das blaue Schalgebirge ein Steinflötz, welches aus

Thon, Schiefer und Kalk besteht. Das darüber liegende rothe Schalgebirge, ist ein rother eisenschüssiger, mit Thon und Quarz vermengter, Marmor. Darüber kommt nun das weiße Schalgebirge, welches eine Mischung aus thonartigem Schiefer, Jaspis und Marmor ist.

Schalgewicht, Bilanzgewicht, ein Gewicht zu Genua, womit die Seide und andere feine Waaren gewogen werden. Man hat daselbst zweierlei Arten von diesem Gewichte, nämlich das schwere und das leichte. Das schwere Schalgewicht oder die schwere Schale verhält sich zu dem leichten ungefähr wie 14 zu 15, indem 141⅞ Pfund schweres Schalgewicht 150 leichtes Schalgewicht ausmachen. Beide thun in Hamburg 100 Pfd.

Schälhengst, in einigen Gegenden ein Hengst, welcher zum Beschälen gehalten wird.

Schalholz, Schalhölzer, ein für Schalbrett übliches Wort; s. dieses. Ferner kommt es noch vor:

In der Baukunst, wo es auch Welgerholz genannt wird, ein etwa zwei bis drei Zoll starkes und drei bis vier Fuß langes Holz, welches bei Welgerdecken oder Welgerwänden gebraucht wird. Man umwickelt es mit Strohlehm und schiebt es zwischen zwei Balken in die Quere ein, oder legt es mit beiden Enden auf die zwei benachbarten Balken; das heißt, zwischen die Balken der Decke und die Riegel der Wände. Wenn nun auf diese Weise die Felder zwischen den Balken zugeschlossen worden, so daß eine Decke daraus wird, so wird solche eine Welgerdecke genannt.

Im Bergwerke eine Schwarte oder ein gespaltener Stamm von einem Stangenholze, dem auf der Seite die Schale noch ansteht, welche in

Schichten hinter die Geviere eingelegt werden; sie verhindern, daß das flüchtige Gestein nicht hereinbrechen kann. Ferner nennt man daselbst auch die Schlaghölzer, welche 4 Zoll dick und 6 Zoll breit und zwischen die Korbhölzer des Korbes an einem Göpel genagelt sind und nur 6 Zoll von einander stehen, Schalhölzer. Sie dienen die Korbhölzer zu befestigen und zu unterstützen.

Im Forstwesen, dasjenige Holz, welches seiner Schale und Rinde beraubt ist. Es ist schlechter, als das frische ungeschälte Holz: es brennt zwar schneller, und giebt viel Flamme aber nur wenig Hitze, weil es wegen der vielen Ritzen und Spalten, die es ohne die Schale erhält, mehr ausgedorrt ist. Es kommt der Schemel des Vordergestelles darauf zu liegen und wird vermittelst des Schlußnagels zusammengehalten, der durch den Schemel und die Achse geht: Man nennt dieses Holz auch bloß Schale.

Schalicht, eine Benennung derjenigen Mineralien, die von außen gleichsam in Häute eingewickelt sind.

Schalisim, ein bei den Juden gebräuchliches musikalisches Instrument von drei Seiten, welches mit einem von Pferdehaaren ausgespannten Bogen gestrichen wird. Es besteht aus Holz, ist am unteren Theile hohl, oben hat es aber einen Hals, wie die kleinen Geigen.

Schalk, ein altes Wort, welches ehemals einen Diener, einen Bedienten, einen Knecht, überhaupt eine jede Person bedeutete, welche einem andern zu gewissen Dienstleistungen verbunden ist.

1) In diesem angeführten Verstande war es ehemals sehr üblich und wurde nicht nur von Knechten und Bedienten geringer, sondern auch von Dienern höherer Art, von Vasallen und Hofbedienten gebraucht, und da sagte man auch im

weiblichen Geschlechte die Schälkin. In dieser Bedeutung ist es aber veraltet, wahrscheinlich wegen der Zweideutigkeit mit der folgenden willen, und ist nur noch hier in einigen Zusammensetzungen üblich; wohin der eigentliche Name Gottschalk und die Benennung Marschall, ehedem Marschalk, und das Französische Senechal, im mittlern Lateine Senechalcus gehören. Im Niedersächsischen braucht man es noch zuweilen figurlich, eine Stütze, einen Träger, einen leblosen Körper zu bezeichnen, worauf ein anderer ruht, welchen man im Hochdeutschen auch wohl einen Knecht zu nennen pflegt.

2) Eine Person, welche die Fertigkeit besitzt, andern bei einem unschuldig scheinenden Verhalten zu schaden, wo es von beiden Geschlechtern gebraucht wird und ein sogenanntes Mittelwort ist, welches sowohl einen groben arglistigen Betrüger bezeichnen kann, als auch eine Person, welche andere durch ein unschuldig scheinendes Betragen nur im Scherze zu hintergehen sucht.

(1) Eigentlich. Die Propheten sind Schälke. Jer. 23, 11. Betrüger. Halte deine Feyertage, Juda, —— denn es wird der Schalk nicht mehr über Dich kommen; er ist gar ausgerottet. Nahum. 2, 1. Es ist mancher scharfsinnig und doch ein Schalk, Sir. 19, 22. Der Schalk kann den Kopf hängen und ernst sehen und ist doch eitel Betrug, V. 23.

Dieweil der Bösen Maul im Lügen.
Der Schalk im Schmähen sucht Genügen, Opitz, Ps. 109, 1.

Am üblichsten gebraucht man dieses Wort jetzt von kleinen unbedeutenden Hintergehungen, eine Person zu bezeichnen, welche Leichtfertigkeit, scherz-

hat Argliſt hinter ein unſchuldiges äußeres Betragen zu verbergen weiß; wenigſtens hat es viel von dem ehemaligen harten Begriffe verloren, welcher andern Wörtern dieſer Art anklebt. Ein durchtriebener, ein abgefeimter Schalk. Einen Schalk hinter den Ohren haben, im gemeinen Leben, für, ein Schalk ſeyn. Er weiß den Schalk frei zu bedecken, er weiß ſich ſehr unſchuldig, ſehr ernſthaft zu ſtellen. Je ärger der Schalk, je beſſer das Glück. Schälke muß man mit Schälken fangen.

(2) Figürlich. (a) Bei den Salpeterſiedern, wird eine weiße Kalkerde, welche ſich zuweilen unter der ſchwarzen Erde befindet, und von Unverſtändigen oft für Salzerde gehalten wird, Schalk genannt.

(b) In der Landwirthſchaft einiger Gegenden ſind die Schälke, Kohlſtöcke, welche einen guten Wuchs, aber doch dabei kein ſogenanntes Herz haben. In beiden Fällen ohne Zweifel, ſagt Adelung, weil dieſe Dinge durch ihr gutes äußeres Ausſehen Unwiſſende hintergehen.

Nach Adelung in der erſten, allem Anſehen nach älteſten Bedeutung, lautet dieſes Wort bei dem Ulphilas Skalks, bei dem Kero Scalcha, bei dem Ottfried Scalc, der auch Scalclih für knechtlich braucht; im Niederſ. Schalk, im Schwedſ. Skalk; im Iſidor wird es Scaalih geſchrieben, woraus wahrſcheinlich wird, daß das k am Ende aus dem Suffixo — ig oder — ich entſtanden iſt; Schalich, eine Perſon, welche dient, zuſammengezogen Schalch und Schalk. Es kommt daher bei der Ableitung nur auf die Sylbe Schal an. Dieſe gehört allem Anſehen nach zu dem ſchon gedachten alten Stammworte ſchalen, welches untern andern auch allerlei geſchäf-

weiblichen Geschlechte die Schälkin. In dieser Bedeutung ist es aber veraltet, wahrscheinlich um der Zweideutigkeit mit der folgenden willen, und ist nur noch hier in einigen Zusammensetzungen üblich; wohin der eigentliche Name Gottschalk und die Benennung Marschall, ehedem Marschalk, und das Französische Senechal, im mittlern Lateine Senechalcus gehören. Im Niedersächsischen braucht man es noch zuweilen figurlich, eine Stütze, einen Träger, einen lebloſen Körper zu bezeichnen, worauf ein anderer ruht, welchen man im Hochdeutschen auch wohl einen Knecht zu nennen pflegt.

2) Eine Person, welche die Fertigkeit besitzt, andern bei einem unschuldig scheinenden Verhalten zu schaden, wo es von beiden Geschlechtern gebraucht wird und ein sogenanntes Mittelwort ist, welches sowohl einen groben arglistigen Betrüger bezeichnen kann, als auch eine Person, welche andere durch ein unschuldig scheinendes Betragen nur im Scherze zu hintergehen sucht.

(1) Eigentlich. Die Propheten sind Schälke. Jer. 23, 11. Betrüger. Halte deine Feyertage, Juda, —— denn es wird der Schalk nicht mehr über Dich kommen; er ist gar ausgerottet. Nahum. 2, 1. Es ist mancher scharfsinnig und doch ein Schalk, Sir. 19, 22. Der Schalk kann den Kopf hängen und ernst sehen und ist doch eitel Betrug, V. 23.

Dieweil der Bösen Maul im Lügen.
Der Schalk im Schmähen sucht Genügen, Opitz, Ps. 109, 1.

Am üblichsten gebraucht man dieses Wort jetzt von kleinen unbedeutenden Hintergehungen, eine Person zu bezeichnen, welche Leichtfertigkeit, scherz-

Hader, Zank, und schelken, schalken, zanken, welches eine unmittelbare Onomatopöie des Zankens ist, und zu unserem schelten gehört. Uebrigens hatte man ehedem auch das Zeitwort schalken für hintergehen, betriegen, welches aber, wenigstens im Hochdeutschen, veraltet ist.

Die Lieb ist jederzeit
Begabt mit Freundlichkeit;
Läßt bösen Eifer bleiben.
Die Liebe schalkelt nicht,
Sie denkt an ihre Pflicht.

Opitz.

Im Schwedischen ist skalckas gleichfalls betriegen. Eben so ungewöhnlich sind die ehemaligen Zusammensetzungen Schalksauge, Schalksknecht, Schalksrath, Schalksohr, Schalksliebe, Schalkschrist ꝛc. geworden, arglistige, verstellte, betrügliche Dinge zu bezeichnen.

Schalken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im Siffbau, besonders in dem zusammengesetzten zuschelken, zuschlagen, zunageln, mit Nägeln befestigen, gebräuchlich ist.

Schälken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben einiger Gegenden, besonders Niedersachsens, üblich ist, und eigentlich schlagen, hauen bedeutet, aber nur von dem Beschlagen oder Behauen der Bäume und des Bauholzes gebraucht wird. Einen Baum schälken, ihn behauen, beschlagen; so auch in dem zusammengesetzten Anschälken.

Schalkhaft, Bei- und Nebenwort, einem Schalke ähnlich, in dessen Gesinnung und Fertigkeit gegründet. Deine Missethat lehret deinen Mund also, und hast erwählet eine schalkhaftige Zunge, Hiob, 15, 5, das ist arglistig. In dieser harten Bedeutung ist es veraltet und

tige Bewegungen vornehmen, arbeiten, dienen, bedeutet haben kann. S. Schalten, welches nahe damit verwandt iſt. Bei dem Ulphilas kommt auch das Zeitwort skalkinon für dienen vor. Frſch leitet es ſehr gezwungen von dem Slavoniſchen Slug, ein Knecht her, Wachter auf eine mehr erträgliche Art von ſollen.

Die zweite Bedeutung wird gewöhnlich als eine Figur der erſten angeſehen, weil Knechte gemeiniglich betrügeriſch ſind, und man an Dieb, dem Lat. Fur. und anderen ſchon ähnliche Beiſpiele ſolcher Figuren hat. Allein dieſe Erklärung wird hier um deswillen unwahrſcheinlich, weil Schalk ehedem am häufigſten einen Diener höherer Art bedeutete, bei welchem dergleichen Geſinnungen nicht immer vermuthet werden können. Es iſt alſo wahrſcheinlicher, daß dieſe Bedeutung von einem anderen, längſt veralteten Gebrauche des Zeitwortes ſchalen abſtammt; denn daß dieſes ehedem alle die vielen Bedeutungen gehabt haben müſſe, welche Zeitwörter dieſer Art gemeiniglich haben, erhellt aus dem Hamburger Schalk, der Mund, welches mit Schale von ſchalen abſtammt, ſo fern es ehedem eine Richtung und Bewegung in und nach der Tiefe bedeutet hat. Eben dieſer Begriff ſcheint auch in dem Bayerſchen Schalkel, ein Weibercorſet ohne Schöße, der herrſchende zu ſeyn, wenn es nicht vielmehr vermittelſt des Ziſchlautes aus Jacke gebildet worden. Im Schwediſchen Skalk, das erſte Stück von einem angeſchnittenen Brode, welches im Norddeutſchen der Ranft, der Schärzel, und im Niederdeutſ. der Knuuſt heißt, ſcheint der Begriff des Abſchneidens, vielleicht auch der Maſſe, zum Grunde zu liegen. S. Schälken. Im Pictorius iſt Schalk,

Hader, Zank, und schelken, schalken, zanken, welches eine unmittelbare Onomatopöie des Zankens ist, und zu unserem schelten gehört. Uebrigens hatte man ehedem auch das Zeitwort schalken für hintergehen, betriegen, welches aber, wenigstens im Hochdeutschen, veraltet ist.

Die Lieb ist jederzeit
Begabt mit Freundlichkeit;
Läßt bösen Eifer bleiben.
Die Liebe schalkelt nicht,
Sie denkt an ihre Pflicht.

Opitz.

Im Schwedischen ist skalckas gleichfalls betriegen. Eben so ungewöhnlich sind die ehemaligen Zusammensetzungen Schalksauge, Schalksknecht, Schalksrath, Schalksohr, Schalksliebe, Schalkschrist ꝛc. geworden, arglistige, verstellte, betrügliche Dinge zu bezeichnen.

Schalken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im Siffbau, besonders in dem zusammengesetzten zuschelken, zuschlagen, zunageln, mit Nägeln befestigen, gebräuchlich ist.

Schälken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben einiger Gegenden, besonders Niedersachsens, üblich ist, und eigentlich schlagen, hauen bedeutet, aber nur von dem Beschlagen oder Behauen der Bäume und des Bauholzes gebraucht wird. Einen Baum schälken, ihn behauen, beschlagen; so auch in dem zusammengesetzten Anschälken.

Schalkhaft, Bei- und Nebenwort, einem Schalke ähnlich, in dessen Gesinnung und Fertigkeit gegründet. Deine Missethat lehret deinen Mund also, und hast erwählet eine schalkhaftige Zunge, Hiob, 15, 5, das ist arglistig. In dieser harten Bedeutung ist es veraltet und

es bedeutet nur noch Fertigkeit besitzend, unter einem unschuldigen äußeren Ansehen auf eine scherzhafte Art zu hintergehen und darin gegründet. Schalkhaft seyn. Einige Neuere haben dafür ohne Noth das ungewöhnliche und das Ohr beleidigende schalkisch einzuführen gesucht; so auch die Schalkhaftigkeit.

Schalkheit, der Zustand, die Fertigkeit, da Jemand ein Schalk ist; ehemals, besonders im harten Verstande, für Arglist, betrügerische Gesinnung, in welcher Bedeutung es in der deutschen Bibel mehrmals vorkommt: Die Schlange verführte Evam mit ihrer Schalkheit, 2 Cor. 11, 3. Jetzt hat es auch hier den harten Nebenbegriff verloren, und man braucht es am häufigsten von der Fertigkeit, andere unter einem unschuldigen Scheine auf eine scherzhafte Art zu hintergehen. Voller Schalkheit stecken. 2) Ein in dieser Fertigkeit gegründetes Betragen, auch nur in der letzteren gelinden Bedeutung. Jemanden eine Schalkheit erweisen. In allen Schalkheiten erfahren seyn. Notker braucht Scalcheit noch für Dienstbarkeit, von Schalk, ein Diener.

Schalksauge, ein nur in der Deutschen Bibel und biblischen Schreibart übliches Wort, ein betriegerisches arglistiges Auge zu bezeichnen, Marcus 7, 22.

Schalksdeckel, eine im gemeinen Leben übliche scherzhafte figürliche Benennung des Hutes, so fern er den Schalk, das ist schalkhafte, arglistige Fertigkeit, bedeckt.

Schalksfreund, ein falscher arglistiger Freund, der uns unter dem Scheine der Freundschaft zu hintergehen sucht; ein im Hochdeutschen wenig gebräuchliches Wort.

Der Schalksfreund, Filz und Menschenhasser, Haged.

Schalksknecht, ein nur in der Deutschen Bibel vorkommender Ausdruck: ein arglistiger, betrügerischer Knecht. Matth. 18, 32.

Schalksnarr, ein im Hochdeutschen größtentheils veraltetes Wort, einen Menschen zu bezeichnen, der sich aus List oder Arglist, als ein Narr stellt, sich als ein Narr gebrauchen läßt, ohne es wirklich zu seyn, zum Unterschiede von einem gebornen Narren, einen von der Natur am gesunden Verstande verwahrloseten Menschen.

Schall. 1) Ueberhaupt die zitternde Bewegung der Luft, so fern sich solche dem Ohre nähert, und als solche von dem Ohre empfunden wird, wo man es oft im weitesten Verstande von einer jeden, auf solche Art empfundenen Bewegung der Luft braucht, sie rühre nun von der Stimme oder von anderen Veränderungen her, sie sei nun schwach oder stark, tönend und klingend oder auf andere Art bestimmt. Man kennt die Schälle überhaupt unter dem Namen der Töne. Ein angenehmer Schall heißt ein Klang. Papagay und Stahr haben genug menschliche Schälle gelernt, aber auch ein menschliches Wort gedacht? Herd. Kinder sprechen Schälle der Empfindung, wie Thiere, ebendaselbst. Der Wiederschall, das Echo. — 2) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, welche zugleich dem Laute, der Onomatopöie dieses Wortes am angemessensten ist, ist der Schall ein heller Laut, eine sehr hell empfundene zitternde Bewegung der Luft. Der Schall der Glocken, der Trompeten, der Trommeln. Gott donnert mit großem Schall. Hiob, 17, 4. In dieser engeren Bedeutung wird der Plural oder die Mehr-

heit seltener gebraucht. Bei dem Notker Scall, im Schwed. Skall; s. auch Schallen.

Wenn die Luft mit Geschwindigkeit aus einem Raume, in welchem sie stark zusammengepreßt ist, in einen andern übergeht, in welchem sie eine geringere Dichtigkeit hat, oder wenn sie aus engen Oeffnungen fester, oder gespannter Körper hervortritt, so bringt sie in uns, durch das Organ des Gehörs, eine Empfindung hervor, die man nach der Verschiedenheit des Grades, in welchem sie uns empfindbar wird, oder nach ihrer Dauer, Schall, Klang, Geräusch, Knall ꝛc. nennt. Beispiele des Schalles und Klanges, der durch den Ausgang der Luft, durch kleine Oeffnungen fester Körper hervorgebracht wird, geben uns alle musikalische Instrumente, die geblasen werden, und alle Arten der Pfeifen. Von dem Schalle, welcher hervorgebracht wird, wenn sich eine vorher zusammengedrückte Luftmasse schnell ausdehnt und in einen größeren Raum tritt, haben wir Beispiele an dem Schalle, welcher durch das Aneinanderschlagen oder Stoßen der Körper, bei welchen die Luft wegen der Schnelligkeit, mit welcher der Stoß geschieht, erst zwischen dem gestoßenen und dem anstoßenden Körper, indem sie dem letzten nicht schnell genug entweichen kann, zusammengedrückt wird, und sich nachher durch ihre Federkraft schnell wieder ausdehnt; auf diese Art entsteht der Knall und das Klatschen der Peitschen. Das Knallpulver enthält sehr viele luftförmige Stoffe, die sich, wenn es bis auf einen gewissen Grad erhitzt ist, mit einem Male entwickeln und mit sehr vieler Schnelligkeit ausdehnen, welches die Ursache des heftigen Knalles ist. Auf gleiche Art entsteht der Knall, den das Schießpulver, das Knallgold (Aurum fulminans)

und andere Körper bei ihrer Entzündung oder sonstigen, mit vieler Luftentwickelung verbundenen schnellen Zerstreuung ihrer Theile hervorbringen. Außer den jetzt angeführten Ursachen der Hervorbringung des Schalles, entsteht solcher auch durch das Anschlagen fester Körper, an andere feste und elastische Körper, wie auch durch die Schwingungen gespannter Saiten. Die Körper, welche durch ihr Anstoßen oder durch ihre Schwingungen den Schall erregen, nennt man schallende Körper.

Zur Erzeugung des Schalles wird die Luft durchaus erfordert, und zwar ist hierzu die Berührung des schallenden Körpers mit der Luft nöthig; deshalb kann auch im luftleeren Raume kein Schall hervorgebracht werden. Es wird also zur Erzeugung des Schalles und seiner Fortpflanzung von dem Orte seiner Entstehung, bis zu unserem Ohre, außer dem schallenden Körper, noch erfordert, daß der Raum zwischen dem Ohre und dem schallenden Körper mit Luft oder doch mit einer elastischen Flüssigkeit angefüllt sei. Die Theile eines schallenden Körpers müssen, wenn er den Schall hervorbringen soll, in eine schwingende Bewegung gesetzt werden, diese muß den, den schallenden Körper berührenden Lufttheilen, mitgetheilt werden, welche sie wieder den anderen Lufttheilen, die sie berühren, mittheilt, und auf diese Art müssen sich die Schwingungen der Theile des schallenden Körpers durch die Luft bis zu unserem Ohre fortpflanzen, wenn wir den Schall hören sollen. Befindet sich der schallerregende Körper im luftleeren Raume, so wird die Fortpflanzung der schwingenden Bewegung seiner Theile bis zu unserem Ohre nicht möglich, und wir können den Schall nicht hören; denn wenn man z. B. unter einem Recipienten, aus welchem die Luft, vermit-

telst der Luftpumpe gezogen worden, eine Glocke in Bewegung setzt, so wird man keinen Schall hören, oder doch nur einen sehr geringen, welches daher rührt, weil man den Raum unter dem Recipienten nie vollkommen luftleer machen kann. Man gewahrt hieraus, daß nur durch die Elasticität der Luft der Schall möglich wird; denn indem die Theile eines schallenden Körpers zittern, stoßen sie an die benachbarten Theile der Luft an, und da sie den Stoß nicht sogleich ausweichen können, werden sie zusammengedrückt; allein vermöge ihrer Elasticität dehnen sie sich wieder aus, und hierbei müssen sie nothwendig die ihnen zur Seite liegenden Lufttheilchen zusammendrücken, welche sich unten gleichfalls wieder ausdehnen, und auf diese Art wird der Schall zu unserem Ohre gebracht. Denn bewegten sich die Lufttheilchen bei dem Schalle aus ihrem Orte, so müßte sich auch die Flamme eines Lichtes bewegen, welches aber nicht bemerkt wird, wenn man es auch dicht neben einen schallenden Körper hält. Die Luft ist daher das Mittel, durch welches der Schall bis zu unserem Ohre fortgepflanzt wird. Ein jedes anderes Mittel, dessen Theile eine schwingende Bewegung annehmen können, es sei, daß es eine luftförmige oder tropfbare Flüssigkeit ist, kann daher auch den Schall vom schallenden Körper bis zu unserem Hörorgane fortpflanzen. Die Stärke eines Schalles wird durch die Anzahl der zu gleicher Zeit in schwingender Bewegung gesetzten Lufttheile, bestimmt; er muß daher in verdünnter Luft schwächer seyn, als in verdickter. Aus diesem Grunde verstärken die Resonanzböden den Schall der musikalischen Instrumente, indem ihre Theile in schwingender Bewegung gebracht werden, und diese wieder den Lufttheilen mittheilen, wodurch

die Anzahl der, zu gleicher Zeit, in schwingender Bewegung gesetzten Lufttheile vergrößert wird.

Der Schall pflanzt sich in der Luft nach allen Richtungen mit gleicher Leichtigkeit fort, und zwar, wie die Erfahrung giebt, in sehr beträchtlichen Entfernungen, die nach der Verschiedenheit der Stärke des Schalles, und der Umstände, unter welchen er erregt wird, verschieden sind. Da nun seine Stärke von der Menge der in zitternder Bewegung gesetzten Lufttheile abhängt, und ein jeder schallender Körper oder Theil eines solchen Körpers, als der Mittelpunkt einer Kugel betrachtet werden kann, aus welcher der Schall seinen Ursprung nimmt, und aus welcher er, nach allen Richtungen der Halbmesser dieser Kugel, fortgepflanzt wird, so folgt daraus, daß der Schall eines schallenden Körpers, nach dem Verhältniß der Quadrate seiner Entfernungen, vom schallenden Körper, an Stärke abnehmen muß, er wird also in einer zweimal größeren Entfernung, viermal schwächer, in einer dreimal größeren Entfernung, neunmal schwächer, und so weiter, seyn. Die Fortpflanzung des Schalles erfordert eine gewisse Zeit, und er hat also eine bestimmte Geschwindigkeit, solche ausfindig zu machen. Man hat die Zeit gemessen, welche zwischen dem Augenblicke verfließt, da man zur Nachtzeit die Flamme abgeschossener Gewehre in beträchtlichen Entfernungen sieht, und den Augenblick, in welchem der Schall hörbar wird. Aus denen auf diese Weise in Frankreich von Cassini gemachten Versuchen geht hervor, daß der Schall in einer Sekunde einen Raum von 1038, nach denen von Maraldi gemachten Versuchen, einen Raum von 1041, nach andern in England gemachten, einen Raum von 1072 Pariser Fuß durchläuft. Nach Versuchen, die in

Italien gemacht worden, durchlief der Schall 1110, nach denen in Cayenne gemachten 1107, und nach denen in Quito gemachten 1050 Fuß in einer Secunde. Diese Verschiedenheit der Erfolge der an verschiedenen Oertern gemachten Versuche, rührt vermuthlich von der veränderlichen und ungleichen Beschaffenheit der Luft her. Aus der Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles läßt sich beurtheilen, wie entfernt ein Ort von uns ist, wenn eine gewisse Zeit verfließt, ehe ein, an diesem Orte entstehender Schall bis zu uns kömmt; so beurtheilen wir ganz richtig aus der Zeit, die zwischen dem Blitze und Donner verfließt, die Entfernung eines Gewitters. Die Geschwindigkeit des Schalles ist nicht nur bei verschiedenen Schällen, sie mögen stark, schwach oder sonst beschaffen seyn wie sie wollen, gleich, sondern ihre Bewegung ist auch gleichförmig, das heißt, sie durchlaufen in gleichen Zeiten gleiche Räume; wäre die Geschwindigkeit stärkerer Schälle größer, als die Geschwindigkeit schwächerer, so müßte ein stärkerer Schall in gleicher Zeit einen größeren Raum, als ein schwächerer durchlaufen, welches wider die gemachte Erfahrung ist. Der Wind führt den Schall weiter und hält ihn zurück, je nachdem er mit demselben in einer und eben derselben oder entgegengesetzten Richtung geht, aber in der Geschwindigkeit desselben ändert er wenig; auch pflanzt sich der Schall in einer warmen Luft geschwinder, als in einer kalten fort.

Ein Schall reflectirt, wenn er gegen einen harten Körper stößt, und zwar ist der Einfallungswinkel, der Abprallungswinkel. Wenn also in C Fig. 7877. ein Schall hervorgebracht und der schnelle Strahl in B C von einem Körper in B wieder zurückgeworfen wird, so ist klar, daß derje-

nige, der in A steht, zuerst den ursprünglichen, hernach aber in einiger Zeit den zurückgeworfenen Schall hören wird, wenn anders die Entfernung nicht zu geringe ist. Deutlich wird ein Echo empfunden, wenn die Entfernung A B 64 Fuß ist. Es wird hieraus begreiflich, wie es mit der öfteren Wiederholung des Echos zugeht; auch die Wirkung der Sprachzimmer erklärt sich hieraus; denn wenn in dem Bewegungspunkte eines elliptischen Zimmers leise gesprochen wird, so kann es durch die Reflection in dem andern gehört werden. Daß übrigens die Fortpflanzung des Schalles durch die Luft geschieht, wenn sich nämlich nur diese Flüssigkeit zwischen dem klingenden Körper und dem Hörorgane befindet, ist schon oben, S. 84, angeführt worden. Man muß aber die Glocke zu diesem Versuche mit Hülfe einiger weichen Substanzen, welche ihre schwingende Bewegung nicht auf den Glaskolben übertragen, aufhangen. Am besten zu diesem Behufe sind einige ungedrehete hanfene Faden. Außer der Luft dienen auch noch alle andere elastische Flüssigkeiten zur Fortpflanzung des Schalles, wie man sich davon überzeugen kann, indem man sie nach der Reihe in den Recipienten läßt, nachdem man ihn leer gemacht hat; selbst die Ausdünstungen des Wassers, des Aethers, des Alkohols pflanzen den Schall nach Biot's gemachten Versuchen fort. Der genannte Schriftsteller machte diese Versuche mittelst eines doppelten Hahnes, welchen er an den Recipienten befestigte, wie Fig. 7878 zeigt. Wenn man nun den Versuch, daß der Schall in einem luftleeren Raume nicht hervorgebracht werde, mit Genauigkeit machen will, so muß man vorher in den Recipienten einige Stücke ätzender Potasche thun, um die vielleicht noch darin gebliebenen wässerigen Dünste zu ab-

sorbiren, welche den Schall noch merklich, jedoch nur schwach wegen ihrer wenigen Dichtheit fortsetzen. Auch die elastischen Flüssigkeiten sind nicht die einzigen Körper, welche den Schall fortpflanzen, er wird auch vermittelst der flüssigen Körper fortgesetzt; denn wenn man zwei Steine unter dem Wasser in einem Teiche zusammenschlägt, so hört man das Geräusch dieses Zusammenschlagens, selbst noch in großer Entfernung, wenn man den Kopf im Wasser untergetaucht hält. Franklin will auf diese Weise den Ton oder Schall auf eine Distanz von einer halben Meile gehört haben. So pflanzt sich auch der Schall zwischen festen Körpern fort. Der Minirer, indem er seine Gallerie aushöhlt, hört die Schläge der ihm entgegengesetzten Minirer und urtheilt daraus auf seine zu nehmende Richtung. Wenn man sich an eine lange Reihe metallener Röhren stellt, wie man sie in den Wasserleitungen anlegt, so kann man sehr deutlich die Hammerschläge der Arbeiter am anderen Ende vernehmen; und man hört selbst sehr deutlich zwei Töne: einen schnelleren, durch das Metall fortgepflanzt, und einen schwächeren durch die Luft.

Um deutlicher zu zeigen, wie die durch die Schwingungen der tönenden Körper entstandenen Erschütterungen in den benachbarten Lufttheilchen nach und nach bis zum Organe des Gehörs fortgepflanzt werden können, mag folgende Difinition, nach Biot dienen: Angekommen, daß die Erschütterung in einer sphärischen Luftmasse vorgeht. In dem Augenblicke nun, wo sie Statt hat, werden die Lufttheilchen aus dieser Sphäre heraus und mit Kraft auf die benachbarten gestoßen. Diese leisten ihnen nun einen kräftigen Widerstand welcher überwunden werden muß; hieraus folgt nun, daß die ersteren, ehe sie ihre Stelle verlassen,

ſich zuſammenpreſſen, die ſie umgebenden weichen zum Theil ihrer Kraftanſtrengung, rücken gleichfalls aus der Stelle und preſſen ſich zuſammen, jedoch nur in geringer Proportion, bis zuletzt der Druck und die Bewegung in einer gewiſſen Diſtanz von dem Mittelpunkte der Erſchütterung unmerklich werden. Dieſes findet in dem erſten Augenblicke Statt; allein die Urſache der Exploſion hat aufgehört, die zuſammengepreßten Theilchen dehnen ſich wieder, vermöge der Wirkung ihrer natürlichen Federkraft, aus, und ſtoßen von allen Seiten die ihren Bewegungen ſich widerſetzende Hinderniſſe fort. Sie drängen daher auch die benachbarten Theilchen, welche beim erſten Augenblicke nicht erſchüttert worden, mit fort, und preſſen ſie gleichfalls zuſammen. Die Wirkung iſt dann auch bei dieſen dieſelbe, wie ſie anfangs bei den erſteren war. Durch dieſe wechſelſeitigen Verdichtungen und Ausdehnungen, pflanzt ſich nach und nach die wellenförmige Bewegung in der ganzen Ausdehnung fort. Um nun mit Genauigkeit die verſchiedenen Umſtände dieſer Fortpflanzung zu beſtimmen, muß man in einem Punkte der Atmoſphäre eine ſchnelle Erſchütterung bewirken, und die Zwiſchenzeit, in welcher das Geräuſch ſich in einer gleichen Lage des Horizonts fortpflanzt, meſſen. Dieſes würde leichter ſeyn, wenn den Knall in demſelben Augenblicke einen Schein verbreitete, welcher an dem Orte, wo der Beobachter ſteht, ſichtbar wäre; denn der Eindruck, den der leuchtende Körper in unſeren Organen hervorbringt, iſt ſo ſchnell, daß er in allen Entfernungen, wo wir auf der Erde wirken können, nur augenblicklich erſcheint; alſo kann der Augenblick, in welchem wir den Schein erblicken, für denjenigen genommen werden, in welchem der Knall oder die erſchütternde Bewegung Statt

fand. Es bleibt nun nichts weiter übrig, als mit einer Secunden-Uhr den Zwischenraum der verflossenen Zeit zwischen der Erscheinung des Lichtes und dem Augenblicke, in welcher man den Knall hört, zu messen. Auf diese Weise haben die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1738 die Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalles zwischen Montlhery und Montmartre auf eine Weite von ungefähr 29,000 Metres bestimmt. Das Zeichen wurde durch Kanonenschüsse gegeben. Sie fanden auf diese Weise, daß die Schnelligkeit der Fortpflanzung gleichförmig war. Der Werth dieser Schnelligkeit, auf eine große Anzahl Erfahrungen gestützt, fand sich auf 337 Metres, 18 auf die Secunde. Bei stiller Luft war er derselbe, die Witterung mochte trübe oder heiter, klar oder nebelicht seyn. Nur beim Winde vermehrte oder verminderte sich die Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalles, je nachdem derselbe ihm entweder günstig oder entgegen war. Nach dieser physikalischen Analyse des Phänomens gewahrt man, daß die Bewegung und die Verdichtungen, welche jeden Augenblick in der Luftmasse vorhanden sind, wirklich nichts weiter sind, als die Zurückwerfung der Bewegung und der Verdichtungen, welche den ersten Theilchen, worauf der Knall geradezu gewirkt hat, mitgetheilt worden; und da in freier Luft, in dem Maaße, wie sich die wellenförmige Bewegung ausdehnt, sie sich auch gleichzeit einer größeren Anzahl Theilchen mittheilt, so müssen sich die Bewegungen und augenblicklichen Veränderungen der Dichtheit demnach beim Fortrücken in dem Maaße vermindern, als man sich von dem Mittelpunkte des Knalles entfernt. Dasselbe beobachtet man auch im Dunstkreise;

denn der Schall ſcheint um ſo ſchwacher, je entfernter man von dem Orte iſt, wo er hervorgebracht worden. Wenn aber die Luftmaſſe, in welcher ſich die Bewegung fortpflanzt, cylindriſch wäre, ſo wäre es nicht abzuſehen, wie die Kraft des Schalles ſich mit der Entfernung ſchwächen ſollte, wenn es nicht vielleicht die Reibung der Luft gegen die Wände der Röhren bewirkt. Biot will daſſelbe durch Erfahrung beſtätiget gefunden haben, nämlich in den Röhren der Waſſerleitungen zu Paris auf eine cylindriſche Luftſäule von 951 Metres Länge. Die leiſeſte Stimme wurde in dieſer Diſtanz nicht nur auf eine Weiſe gehört, daß man die Wörter vollkommen unterſcheiden, ſondern auch eine angefangene Unterhaltung fortſetzen konnte. Er wollte den Ton beſtimmen, in welchem die Stimme aufhörte merklich zu ſeyn; allein er konnte nicht dahin gelangen. Die leiſeſten Worte, wie wenn man Jemanden ins Ohr ſpricht, wurden aufgenommen und verſtanden, ſo, daß um ſie zu verſtehen, nur ein Mittel möglich geweſen wäre, nämlich gar nicht zu ſprechen. Zwiſchen einer Frage und Antwort auf dieſe Weiſe vergingen 5″, 58‴; dieſes war nun die Zeit, welche der Schall nöthig hatte, um zweimal die Länge der Luftſäule zu durchlaufen, das heißt, 1902 Metres. Um ferner zu wiſſen, ob der tiefe und ſchneidende oder ſcharfe, und der ſtarke oder ſchwache Schall ſich mit gleicher Schnelligkeit fortpflanzt, oder ob zwiſchen ihnen, unter dieſen Umſtänden, ein Unterſchied ſei, ließ der oben genannte Schriftſteller Flötenſtücke an dem einen Ende der Röhre blaſen. Man weiß, daß im Allgemeinen der muſikaliſche Geſang einem gewiſſen Taktmaaße unterworfen iſt, welches ſehr genau die Intervallen ordnet; wenn

nun einige der Töne sich weit schneller oder langsamer, als andere fortgepflanzt hätten, als sie das Ohr erreichten, so würden sie sich mit den vorhergehenden oder folgenden verwirrt haben, und die so gehörte Melodie würde ganz verändert erscheinen; allein im Gegentheil, sie war vollkommen regelmäßig und ihrem natürlichen Takte gemäß; daraus geht hervor, daß sich alle Töne mit gleicher Geschwindigkeit fortpflanzen. Diese Bemerkung ist auch schon im Jahre 1738 von den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften gemacht worden. Um die oben angeführten Versuche mit Erfolg zu machen, ist es durchaus nothwendig, die ruhigste Stunde in der Nacht zu wählen, so z. B. von 1 bis 2 Uhr des Morgens; denn am Tage wird die äußere Luft durch das verworrene tausendfache Geräusch erschüttert, welches in den Röhren widerhalt und die schwachen Erschütterungen, die eine leise Stimme am Ende der Luftsäule hervorbringt, zerstört. Unter diesen Umständen wird oft das stärkste Geschrei nicht gehört. Endlich kann man auch noch leicht in den Röhren die doppelte Wirkung der Schnelligkeit und der Verdichtung, welche gleichzeitig den Lufttheilchen mitgetheilt werden, in dem Maaße bemerkbar machen, als die wellenförmige tönende Bewegung sie erreicht. In der cylindrischen Säule, mit welcher Herr Biot seine Versuche machte, brachten Pistolenschüsse an dem einen Ende, auch an dem andern noch einen bedeutenden Knall hervor, als nämlich die Erschütterung daselbst anlangte. Die Luft wurde aus der letzten Röhre noch mit hinlänglicher Kraft fortgestoßen, um auf die Hand einen starken Windstoß fühlen zu lassen, und leichte, in derselben Richtung liegende Körper, auf mehr denn einen halben

Metre von dem Orte, wo der Schuß 2½ Secunde vorher gefallen war, fortzuſchleudern.

Alle dieſe Phänomene ſind nur von geringer Bedeutung in Hinſicht der phyſikaliſchen Eigenſchaften der Luft. Man begreift leicht, daß ſie ſich auch müſſen nach den Geſetzen der Mechanik berechnen und beſtimmt vorherſagen laſſen, und dieſes findet auch Statt. Um ſie davon abzuleiten, muß man zuförderſt, den Mittelpunkt, wo ſie hervorgebracht werden, beſtimmen. Man nehme dann eine homogene luftförmige Flüſſigkeit, von einer beſtändigen Dichtheit und Temperatur an, deren Federkraft bekannt und durch den Druck einer Queckſilberſäule von einer beſtimmten Höhe gemeſſen worden. Dann nehme man an, daß ein kleiner Theil dieſer Flüſſigkeit, ſo zuſagen ein Theilchen, plötzlich, gleich viel auf welche Weiſe, in Bewegung geſetzt worden, z. B. durch einen Stoß, Druck, eine Ausdehnung, oder daß es alle dieſe Veränderungen auf einmal erhalten habe und man verlangt nun die Berechnung, wie dieſe Erſchütterung in der ganzen Maſſe vertheilt werden ſoll. So wird man finden, daß ſie ſich nach und nach verbreitete, das heißt, daß ſie jedes entfernte Theilchen nur in einer beſtimmten Epoche nach ſeiner Entfernung erreicht, daß ſie ſolches einen Augenblick bewegt, und es dann in ſeinen urſprünglichen Ruheſtand verſetzt. Die Schnelligkeit dieſer Forpflanzung iſt gleichförmig; ihr analytiſcher Ausdruck zeigt, daß ihr Quadrat in Verhältniß mit der Federkraft des mittlern Fluidums iſt, und wechſelſeitig in Hinſicht der Dichtheit; woraus hervorgeht, daß ſie bei einem und eben demſelben Grade beſtändig iſt, welchem Drucke und welcher Ausdehnung man ſie auch unterwirft, wenn nur ihr Wärmegrad derſelbe bleibt; denn nach den Geſetzen von Mariotte wechſelt

die Schnellkraft eines Gas, welches sich weder erhitzt, noch erkältet, verhältnißmäßig mit der Dichtheit, die man demselben giebt. Dieser Ursache wegen ist die Schnelligkeit des Schalls in einer horizontalen Lage der Atmosphäre, dieselbe seiner ganzen Höhe nach, wenn sich nämlich die Temperatur nach oben zu beim Hinaufsteigen nicht vermindert; denn die Abkühlung der oberen Regionen macht, daß sich der Schall weit langsamer verbreitet; auch ist der Grad der Wirksamkeit weit schwächer, um eine gleichförmige Erschütterung hervorzubringen, weil die Anzahl der erschütterten Theilchen in einem gleichen Strahl weit geringer ist. Man begreift zugleich, daß ein in den oberen Regionen des Dunstkreises erzeugtes Geräusch, sich schwächt und aufhört, indem es sich gegen die unteren Lagen weit schneller fortpflanzt, als in der horizontalen Uebetragung; denn weil diese Lagen weit dichter sind, so vertheilt sich auch die ursprüngliche Bewegung unter die größere Anzahl Theilchen, anstatt daß der Schwächungsgrad auf gleiche Entfernung geringer seyn sollte; wenn sich nämlich der ursprüngliche, in den untersten Theilen des Dunstkreises sich erzeugte Schall, nach der oberen Region fortpflanzt. Nach diesen Berechnungen müßte die bestimmte Schnelligkeit des Schalles in der atmosphärischen Luft, in einer Temperatur des geschmolzenen Eises, in einer Secunde 279 Metres 29 durchlaufen; in einer Temperatur von 6 Graden, in welcher die Französischen Akademiker ihre Versuche gemacht haben, müßte bei 282 Metres, 42″ durchlaufen. Die Beobachtungen haben aber 337 Metres 18 gegeben, welches um $\frac{1}{6}$ differirt.

Dieser Unterschied, nach der Bemerkung des Herrn Laplace, kömmt daher, daß man in der Berechnung der Federkraft der Luft, nicht Rechnung

eines der ſich entbindenden Wärme giebt, welche ſich in den aufeinander folgenden Zuſammenziehungen und Ausdehnungen, wodurch der Schall hervorgebracht wird, abſorbiret. Dieſe, obgleich nur augenblickliche, Veränderungen, bringen wechſelſeitige Verbindungen in der Temperatur der erſchütterten Lufttheilchen hervor, und es folgt daraus, daß ihre Federkraft weit ſchneller wechſelt, wie es nicht das Mariottenſche Geſetz für eine beſtändige Temperatur vorausſetzt. Man gewahrt, daß dieſe Urſache, dem Verſuche gemäß, die Schnelligkeit des Schalls beſchleuniget, und indem man ſie der Berechnung unterwirft, zieht man die wahre Geſchwindigkeit ab, in Betracht der Erhöhung der Temperatur, welche eine Luftmaſſe ſich ſelber mittheilen kann, durch die Entbindung der eigenen Wärme, wenn ſie plötzlich in bekannter Beziehung zuſammengepreßt wird. Unglücklicherweiſe ſcheint dieſes Element durch die Erfahrung ſehr ſchwer beſtimmt werden zu können, wegen des ungeheueren Verhältniſſes der Hitze, welches die Gefäße abſorbiren, worin wir die Luft zu ſperren genöthiget ſind, um auf dieſelbe zu wirken. Dieſerhalb kehrt man das Problem um, und indem man von der durch die Erfahrung beſtimmten Schnelligkeit des Schalles abgeht, ſieht man die freigewordene Wärmemenge ab. Auf dieſe Weiſe findet man, daß eine Luftmaſſe die $\frac{1}{110}$ von ihrem Gehalte zuſammengepreßt iſt, ihre eigene Temperatur auf $\frac{1}{100}$ Grad erheben kann. Die Wirklichkeit dieſer Erklärung, kann durch eine entſcheidende Bemerkung bewieſen werden, nämlich dadurch, daß ſich der Schall eben ſowohl erzeugt und fortpflanzt in den Dünſten, oder Dämpfen, als in dem dauernden Gas. Dieſes könnte nun, nach den Geſetzen der Dünſte, durchaus nicht Statt

finden, wenn die nur periodisch durch die Schwingungen der tönenden Körper hervorgebrachten Verdichtungen nicht augenblickliche Entbindungen der Wärme bestimmten, welche fähig wären, die Federkraft des flüssigen Körpers zu erhalten, indem sie seine Temperatur erhöhen; denn ohnedies würden die zusammengepreßten Theile durch diese Streifereyen nur der zusammendrückenden Kraft weichen und sich zu einer Flüssigkeit verdichten, ohne die Erschütterung auf andere, weit entferntere Theilchen fortzupflanzen, welches besonders der wesentliche Modus ist, durch welchen der Ton gebildet und fortgepflanzt wird.

Bis jetzt ist nur ein einziger Mittelpunkt der ursprünglichen Erschütterung auf einen Theil der Mathematik betrachtet worden, wenn es nun aber mehrere giebt, welches gewöhnlich der Fall ist, so muß man jeden derselben wie den Mittelpunkt einer wellenförmigen Bewegung betrachten, welche sich spherisch in dem Raume verbreitet; wenn nun die Schnelligkeit und die Veränderungen der Dichtheit, welche den Lufttheilchen mitgetheilt worden, alle sehr klein sind, wie man es voraussetzt um die Berechnung des Phänomens zu vereinfachen, so werden die entfernten Theilchen von dem Raume, wo die ursprünglichen Bewegungen entstehen, eine mehr zusammengesetztere Bewegung erhalten, welche das Total-Resultat der Bewegungen, die von den theilweisen Mittelpunkten ausgehen, ist. Die Dauer dieser Bewegung hängt von der Zeit ab, welche die Bewegung anwenden, um sich zu folgen, hinsichtlich der Distanz der Punkte, von wo sie ausgehen, und der Wirksamkeitsgrad hängt entweder von dem mehr oder weniger großen Gegensatz oder der Uebereinstimmung ab, welche zwischen ihnen in dem Augen-

blick ihres Zusammenstoßens, in jedem Punkt des Raumes Statt findet. Zum Beispiele: man sondere im Gedanken eine Luftmasse von einer willkührlichen Form und Ausdehnung ab, und nehme an, daß man jedem ihrer Theile eine willkührliche Geschwindigkeit und Dichtheit ursprünglich aneignet, weil man sie plötzlich ihrer eigenen Schnellkraft überläßt. Diese Masse nun, indem sie auf sich selbst zurückkehrte, um die Gleichheit des Drucks, welche ihrem Gleichgewichte zukommt, wieder anzunehmen, wird in dem sie umgebenden Dunstkreise wellenförmige Bewegungen verrichten, deren Richtung und Wirksamkeitsgrad in jedem Punkte von dem Zustande abhängen wird, welchen man derselben ursprünglich gegeben. Dieser Zustand kann so seyn, daß die fortgepflanzten wellenförmigen Bewegungen weit mehr in dem einen, als in dem anderen Sinne wirksam sind, oder daß die Ausübung bloß in einem Sinne Statt findet, in dem entgegengesetzten aber gar nicht; allein durch eine merkwürdige Eigenheit, welche die Analyse beweiset, und die durch Euler entdeckt worden, nämlich: was auch die Grade der Wirksamkeit dieser fortgepflanzten wellenförmigen Bewegungen seyn mögen, sonken sich doch nur jede derselben, einmal gebildet, nur in einem einzigen Sinne fortpflanzen, ohne sich sphärisch, wie die ursprüngliche Bewegung, auszudehnen, und ohne jemals in Rückstand zu kommen; und in der That, wenn sich der Schall in einer freien Ausdehnung fortpflanzt, wo er auf keine Hindernisse stößt, welche fähig sind, ihn zurückzuwerfen, so hört er, nachdem er das Ohr während eines Zeitraumes mehr oder weniger empfindlich getroffen hat, auf, und kommt nicht wieder zu gnugen.

Bis jetzt haben wir die Fortpflanzung des

Schalles in einer homogenen und unbestimmten Luftmasse betrachtet; wir wollen nun aber annehmen, daß diese Masse durch die Oberfläche einer festen Lage begränzt sei; man müßte denn annehmen, daß die Lufttheilchen, unmittelbar diese Oberfläche begränzend, sich nicht davon trennen; denn wenn sie sich davon losmachen würden, so würde eine Leere auf der Oberfläche entstehen und die Lufttheilchen, welche sie nur einen Augenblick verlassen hätten, würden sogleich genöthiget werden zurückzukehren. Sie könnten dann nur unbemerkt hineingehen. Uebrigens sollen sie sich, bis die tönende wellenförmige Bewegung auf die bestimmte Oberfläche gekommen ist, wie in der freien Luft fortpflanzen, weil während des ganzen Weges, die Dichtheit der Luft dieselbe ist, als wenn das Hinderniß gar nicht da wäre. Diese Bedingungen, in die analytische Formeln aufgenommen, zeigen, wie die tönende wellenförmige Bewegung sich fortsetzen soll. Man beweiset auf diese Weise, daß der Ton, wenn er einer ebenen Oberfläche begegnet, eben so zurückgeworfen wird, wie das Licht, indem man den Reflexionswinkel mit dem Einfallwinkel gleich macht; und wenn man annimmt, daß die directe wellenförmige Bewegung von einem erschütterten Punkte ausgeht, so wird der Lauf und der Wirksamkeitsgrad der zurückgeworfenen wellenformigen Bewegung auch derselbe seyn, als wenn sie von einem einzigen Punkte, welcher auf derselben Distanz auf der anderen Seite des Reflectionspunktes liegt, ausgehen. Diese Resultate erklären die Erscheinung des Echo. Wenn die Oberfläche des Hindernisses eine Elipse ist, und der Mittelpunkt der directen wellenförmigen Bewegung an einem ihrer Punkte sich befindet, so

wird der Schall, durch eine mehr ſphériſche Welle zurückgeworfen, wo er, der Mittelpunkt ſich am anderen Punkte befindet, und der Wirkſamkeitsgrad wird nach der Zurückwerfung in dem Grade wachſen, wie die ſo gebildete Welle ſich gegen dieſen Punkt concentrirt und zuſammenläuft. Dieſes ſind bis jetzt die einzigen Fälle der Zurückwerfung des Schalles, welche man aus der Theorie hat ziehen können; indem man dabei Rückſicht auf die drei Dimenſionen der Luftmaſſe genommen.

Was die Schallſtrahlen anbetrifft, worunter man gerade Linien verſteht, die von einem ſchallerregenden Punkte nach allen Seiten gezogen werden, ſo werden dieſelben, wenn ſie auf einen harten Körper ſtoßen, nach den Geſetzen des Abſpringens elaſtiſcher Körper, zurückgeworfen. Durch dieſe Reflexion der Schallſtrahlen können auseinandergehende Schallſtrahlen zuſammengehend oder parallel gemacht werden. Da ſie durch die Divergenz, nach zu nehmender Entfernung des Ortes ihres Urſprunges, immer ſchwächer werden, ſo iſt die Zurückwerfung der Schallſtrahlen, wodurch ſie in paralleler Richtung gebracht werden, geſchickt, ſie in größeren Entfernungen, ohne Schwächung, fortzupflanzen. Hierauf gründet ſich die Einrichtung der Sprachröhre, die eine ſolche Geſtalt haben müſſen, daß ſie die, an ihre inneren Wände anſtoßende Schallſtrahlen, die ſonſt divergirend fortlaufen würden, ſo zurückwerfen, daß ſie in paralleler Richtung mit einander fortlaufen. Die beſte Geſtalt, die man einem Sprachrohre geben kann, iſt die eines abgeſtumpften Kegels, welches Lambert bewieſen hat. Die Materie der Sprachröhre muß hart ſeyn, aber nicht in einem zu hohen Grade elaſtiſch; elaſtiſche Sprachröhre verſtärken zwar am meiſten den Schall, er verliert aber,

wenn es artikulirte Töne sind, zu viel von seiner Deutlichkeit, s. Sprachrohr. Man hat in Vorschlag gebracht, den Schall vermittelst der Sprachröhre für die Telegraphik zu benutzen; wenn man sich nämlich großer Sprachröhre bediente, womit man, drei- bis viertausend Fuß weit, auch Worte sehr verständlich mittheilen kann; auf diese Weise würden nur sieben bis acht Personen für eine Deutsche Meile, und folglich für funfzig Stunden nur 170 bis 180 Menschen erfordert, welche dann in etwa zwei bis drittehalb Stunden eine Nachricht auf eine so beträchtliche Weite fortrufen könnten. Um nun auch gesichert zu seyn, daß jede Station die Nachricht richtig empfangen und gehörig verstanden habe, wäre anzurathen, die Depesche oder Parole jedesmal zurückrufen zu lassen; und damit endlich die fortgeschickte Nachricht, in sofern es schlechterdings für nothwendig gehalten würde, auch für die Zwischenstation ein Geheimniß bleiben möge, so könnte man in einer fremden Sprache, die man zu diesem Geheimnisse erwählte, z. B. durch Zahlen, welche sich zur Sicherheit oft und nach Willkühr abändern ließen, rufen. Dieses ist aber nur ein Vorschlag; denn da man im Besitz von weit vorzüglichern Methoden ist, so wird man wohl nicht in Versuchung kommen, auch bei allen diesen möglichen Verbesserungen, sich des Schallmittels auf die gemeldete Art zu bedienen. Don Gauthey hat in einer Voranzeige, welche im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts unter dem Titel: Experience sur la propagation du ton et de la voix dans des suyaux prolonget etc. ans Licht trat, unter mehreren andern Vorschlägen, auch folgenden gethan: Es lehrt nämlich die Erfahrung, daß ein von allen Seiten eingeschlossener Schall viel weiter hörbar sei, als im Freien. Hängt man zum Beweise eine Taschen-

uhr vor die Oeffnung einer mehr als hundert Fuß langen Röhre so auf, daß die Uhr die Röhre gar nicht berührt, so kann man dennoch am andern Ende derselben den Uhrschlag fast noch stärker hören, als wenn man die Uhr unmittelbar an das Ohr hält. Eben so vernimmt man auch, wie auch schon oben gezeigt worden, artikulirte Töne oder Worte, welche an dem einen Ende einer sehr langen Röhre ganz leise ausgesprochen werden, an dem anderen Ende sehr deutlich. Von Gauthey erwähnt nun hier einige merkwürdige Erfahrungen, welche man in dieser Hinsicht in den 400 Französischen Ruthen langen Leitungsröhren an der Feuerpumpe des Perrier zu Chaillot angestellt hat, und welche mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen lassen, daß man diese Fortpflanzung noch viel weiter fortsetzen könne. Diese Beobachtungen wünscht er nun zum Wohl der Menschen und der Länder angewendet zu sehen und er schlägt sie daher zu einer acustischen Methode vor, um wichtige Nachrichten in äußerst kurzer Zeit, auf sehr große Strecken fortzusenden. Es sollen nun zu dieser Absicht verschlossene Kanäle unter der Erde fortgeführt werden, und zwar von einer solchen Länge, daß nach den angestellten Versuchen, Worte, die stark und deutlich ausgesprochen werden, von einem Ende derselben bis zum andern ohne Mühe vernommen werden können. Er glaubt, daß man diesen Röhren wohl eine Länge von 2000 Toisen, besonders beim Gebrauch der Sprachröhre, geben könne; allein wenn man gleich hieran zweifelt und höchstens nur 1000 Toisen zugestehen möchte, so könnte demnach die Mittheilung einer Depeche auf 50 Stunden Weges von etwa 90 bis 100 Personen in vierzig bis funfzig Minuten geschehen. Die Korrespondenz könnte bei Tage, bei Nachte und bei jeder Art von Witterung ganz ungehindert geschehen.

Den Anfang der Signalisirung bezeichnet ein schwacher Pistolenschuß, welcher auf jeder Station rückwärts und vorwärts erwiedert werden müßte. Gleich darauf müßte der Stationair das Ohr an die Oeffnung des zuführenden Rohres legen und das Gehörte sogleich in die ableitende Röhre weiter rufen.

Da die Leitungsröhren wahrscheinlich allerhand Winkel und Krümmungen bekommen müssen, und daher die Besorgnisse entstehen könnten, ob sich auch der artikulirte Schall wohl auf diese Weise vernehmbar werde fortpflanzen lassen, so hat Don Gauthey darüber befriedigende Versuche gemacht, indem er versichert, Waldhörner mit zehn Windungen vor die Leitungsröhre gehalten und dadurch nicht nur leise Töne überhaupt, sondern auch Worte eben so vernehmlich, als vorher fortgepflanzt zu haben. Dieser von ihm angestellte Versuch wird ausserdem noch durch die bekannte schneckenförmige gewundene Gehörröhre hinlänglich bestätiget. Was endlich die Kosten zu einer solchen Einrichtung im Großen betrifft, so sind solche freilich beträchtlich, aber auch nur ein einziges Mal zu machen, und es würde die Unterhaltung für einen großen Staat nicht sehr belästigend seyn, ohne einmal in Anschlag zu bringen, wie viel an Ausgaben für Kurire erspart und durch die Schnelligkeit der Depechen gewonnen werden würde. Es werden zu diesen Zwischenposten mit geringer Gehaltserhöhung verschiedene Personen in Vorschlag gebracht, besonders diejenigen, welche vom Staate kleine Pensionen genießen und gewisse Klassen von Invaliden. Ein Mehreres hierüber, s. unter Telegraph. Jetzt wieder zur Materie des Schalls. Da durch die Erfahrung ausgemacht ist, daß wenn wir zwei Töne von einander unterscheiden sollen, wenigstens $\frac{1}{9}$ Secunde zwischen beiden verfließen muß, so folgt daraus, daß man das Echo

nur hören kann, wenn zwiſchen der Zeit, in welcher das Hörorgan durch den urſprünglichen Schallſtrahl berührt wird, und die Zeit, in welcher der reflectirende Schallſtrahl auf das Ohr wirkt, der neunte Theil einer Secunde verfließt. Es muß daher die, die Schallſtrahlen reflectirende Fläche, in einer hierzu ſchicklichen Entfernung des tönenden Körpers und auch des Ohres ſeyn; auch muß, wenn das Ohr dem ſchallenden Körper ganz nahe iſt, $\frac{1}{9}$ Secunde verfließen, ehe der Schall vom ſchallenden Körper auf die reflektirende Fläche und von dieſer wieder zu dem Ohre fortgeſlanzt werden kann.

Weil aus den in England gemachten Erfahrungen folgt, daß der Schall in einer Secunde 1072 Fuß durchläuft, ſo müßte die Entfernung der zurückwerfenden Fläche, die das Echo hervorbringen ſoll, wenigſtens 60 Fuß von dem, dem Ohre ganz nahe ſchallenden Körper entfernt ſeyn; denn der reflectirende Schall muß dann einen Weg von zweimal 60 oder 180 durchlaufen, ehe er zu dem Hörorgane gelangen kann. Ein Echo, daß in dieſer Entfernung iſt, kann aber nur einen einzigen Ton oder Sylbe deutlich wiederholen; denn bei mehreren, unmittelbar auf einander folgenden Tönen, oder bei dem Ausſprechen mehrſylbiger Wörter, wird das Ohr die erſten Sylben hören, ehe das ganze Wort ausgeſprochen iſt, daher man nur die letzte Sylbe eines mehrſylbigen Wortes durch ein nicht mehr entferntes Echo wird hören und dabei unterſcheiden können; ein ſolches Echo heißt daher ein einſylbiges. Iſt die Fläche, welche die Sprache reflektirt von dem Sprechenden ſo weit entfernt, daß eine Sekunde verfließt, ehe der Schall bis zu ihm zurückkommt, nämlich um 536 Pariſer Fuß, ſo wird das Echo ſchon mehrſylbige Worte deutlich wieder-

holenz ein ſolches Echo heißt daher im Gegenſatz des einſylbigen, ein vielſylbiges.

Die Wirkung der Hörröhre, welche zur Erleichterung harthöriger Perſonen dienen, gründet ſich ebenfalls auf die durch Reflektion hervorgebrachte Vereinigung mehr zerſtreuter Schallſtrahlen, welche es auffängt und die ſonſt nicht alle zum Ohre gelangen würden; ſ. Th. 24, S. 128.

Wenn man einen Ballon nach und nach mit verſchiedenen lufthaltigen Flüſſigkeiten füllt, oder mit Dünſten, ſo kann man den relativen Grad der Wirkſamkeit des Schalles, der hervorgebracht wird, nach der Entfernung, in welcher er gehört wird, erfahren. Man muß dann im Innern des Ballons einen tönenden Körper anbringen, deſſen Schwingungen ſich immer mit gleichen Kräften wiederholen; ſo würde zum Beiſpiel eine kleine Uhrglocke hierzu nützen. Wenn man auf dieſe Weiſe verfährt, findet man daß die Wirkung des Schalls mit der Dichtheit der luftförmigen Flüſſigkeit, welche der Ballon einſchließt, wächſt. Die Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalles durch feſte Körper, berechnet ſich, wie durch die Luft, nach der elaſtiſchen Gegenwirkung des Mittels. Lagrange hat die Formel, im Fall der Fortpflanzung nach einer feſten Fiber, gegeben, und Laplace hat die Gegenwirkung einer ſolchen Fiber ausgerechnet, nach der Verlängerung oder Verkürzung, welche ſie erfährt, wenn ſie durch eine bekannte Kraft ausgedehnt oder zuſammengezogen wird. Der genannte Schriftſteller hat auf gleiche Weiſe gefunden, indem er 1 die Geſchwindigkeit der Fortpflanzung des Schalles in der Luft nennt, daß dieſe Schnelligkeit in Meſſing $10\frac{1}{2}$, in Regenwaſſer $4\frac{1}{2}$, in Seewaſſer $4\frac{7}{10}$, weit ſchneller war, als in der Luft. Dieſe Reſultate können durch eine Art Experiment bewieſen werden, welches unten folgen wird.

Man kann sie auch auf eine unmittelbare Art bekräftigen, indem man die Fortpflanzung des Schalles in langen Säulen von jeder Substanz beobachtet. Biot hat selbst hierüber Beobachtungen dieser Art mit einer Zusammensetzung von 376 Brunnenröhren, welche eine Länge von 951 Metres ½ enthielten, angestellt. Man paßte an eine der Oeffnungen dieses Kanals einen eisernen Ring von gleichem Durchmesser an; im Mittelpunkte desselben, war eine Glocke und ein Uhrhammer mittelst einer Feder mit Röhren von gleichem Metalle befestiget. Diese Feder bewirkte, daß man den Hammer nach Gefallen gegen die Glocke werfen konnte. Der Hammerstoß auf die Glocke wurde nun auf die Röhre durch das Zwischenmittel, die Srege und den eisernen Ring fortgepflanzt. Indem man sich nun an das andere Ende der Linie begiebt, muß man zwei Töne hören, der eine wird von dem Metalle der Röhre und der andere durch die Luft fortgepflanzt. Man hörte sie auch in der That sehr deutlich, wenn man das Ohr gegen die Röhre lehnt, und auch selbst, wenn man dies nicht thut. Der erste sehr rasche Ton, ward durch den Körper der Röhre fortgepflanzt, der zweite durch die Luft. Hammerschläge, auf die letzte Röhre angebracht, brachten auch diese doppelte Fortpflanzung hervor. Man beobachtete sorgfältig mit halben Sekunden-Zeitmessern, die Zwischenzeit der zwei fortgepflanzten Töne. Und der genannte Schriftsteller fand durch diesen Versuch, daß sich der Schall fast ein halbes Mal eben so schnell durch das Metall, als durch die Luft fortpflanzt.

Der Schall, den wir Klang nennen, entsteht, wenn eine gespannte Saite erschüttert wird, und durch unser Hörorgan eine helltönende Empfindung hervorbringt. Bestehen zwei Saiten aus einerlei Materie und sind gleich gespannt, von gleicher Dicke,

holenz ein ſolches Echo heißt daher im Gegenſatz des einſylbigen, ein vielſylbiges.

Die Wirkung der Hörröhre, welche zur Erleichterung harthöriger Perſonen dienen, gründet ſich ebenfalls auf die durch Reflektion hervorgebrachte Vereinigung mehr zerſtreuter Schallſtrahlen, welche es auffängt und die ſonſt nicht alle zum Ohre gelangen würden; ſ. Th. 24, S. 128.

Wenn man einen Ballon nach und nach mit verſchiedenen lufthaltigen Flüſſigkeiten füllt, oder mit Dünſten, ſo kann man den relativen Grad der Wirkſamkeit des Schalles, der hervorgebracht wird, nach der Entfernung, in welcher er gehört wird, erfahren. Man muß dann im Innern des Ballons einen tönenden Körper anbringen, deſſen Schwingungen ſich immer mit gleichen Kräften wiederholen; ſo würde zum Beiſpiel eine kleine Uhrglocke hierzu nützen. Wenn man auf dieſe Weiſe verfährt, findet man daß die Wirkung des Schalls mit der Dichtheit der luftförmigen Flüſſigkeit, welche der Ballon einſchließt, wächſt. Die Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalles durch feſte Körper, berechnet ſich, wie durch die Luft, nach der elaſtiſchen Gegenwirkung des Mittels. Lagrange hat die Formel, im Fall der Fortpflanzung nach einer feſten Fiber, gegeben, und Laplace hat die Gegenwirkung einer ſolchen Fiber ausgerechnet, nach der Verlängerung oder Verkürzung, welche ſie erfährt, wenn ſie durch eine bekannte Kraft ausgedehnt oder zuſammengezogen wird. Der genannte Schriftſteller hat auf gleiche Weiſe gefunden, indem er 1 die Geſchwindigkeit der Fortpflanzung des Schalles in der Luft nennt, daß dieſe Schnelligkeit in Meſſing $10\frac{1}{2}$, in Regenwaſſer $4\frac{1}{2}$, in Seewaſſer $4\frac{7}{10}$, weit ſchneller war, als in der Luft. Dieſe Reſultate können durch eine Art Experiment bewieſen werden, welches unten folgen wird.

zahl der Schwingungen in gleicher Zeit nicht so groß seyn können, als bei kürzeren Saiten, welche höhere Töne hervorbringen. Der Unterschied zwischen höhere und tiefere Töne besteht also darin, daß zur Hervorbringung der ersteren in gleicher Zeit mehr Schwingungen erfordert werden, als zur Hervorbringung der letzteren. Die Empfindung der Tiefe und Höhe der Töne hat Gränzen, über welche sie nicht geht. Sauveur hält dafür, daß bei dem tiefsten hörbaren Tone die Lufttheile 12½ Schwingung in einer Secunde und bei dem höchsten 6400 Schwingungen in gleicher Zeit machen müssen. Nach Euler's ehemaliger Annahme ist der tiefste hörbare Ton derjenige, bei welchem die Lufttheile in gleicher Zeit 4000 Schwingungen machen. Nachher hat Euler diese Annahme aber wieder verändert und zum tiefsten hörbaren Ton 20, zum höchsten aber 7520 Schwingungen der Lufttheile in einer Secunde angenommen. Die Kraft mit welcher Saiten gespannt sind, sind bei den Saiten dasjenige, was die Schwerkraft beim Pendel ist, und so wie ein Pendel unter fast gleichen Umständen, desto schneller schwankt, je stärker die Schwerkraft darauf wirkt, so macht auch eine gespannte Saite in gleichen Zeiten, desto mehr Schwingungen, je stärker die Kraft ist, mit welcher sie gespannt wird. Da nun die Tonhöhen von der Geschwindigkeit der Schwingungen abhängen, so folgt daraus, daß sie auch von der Spannung der Saiten mit abhängen müssen. Man nahm mit einem Sonometer folgenden Versuch vor. Zwei gleich dicke und gleich lange Saiten wurden mit verschiedenen Kräften angespannt, und die Höhe der Töne, die sie umgaben, nahmen im Verhältnisse der sie spannenden Kräfte zu. Die Masse der Saiten hat auch endlich, weil sie nach ihrer Verschiedenheit der Bewegung, mehr oder weniger wider-

aber von verschiedener Länge, so bringt ihre Erschütterung eine verschiedene Empfindung hervor. Man nennt den Klang beider Saiten überhaupt Töne; der der kürzeren Saite heißt ein hoher Ton, der der längeren hingegen ein tiefer Ton. Bringen auf unser Hörorgan wirkende Töne zu gleicher Zeit eine angenehme Empfindung hervor, so entsteht daraus der Accord; mehrere auf einander folgende Töne, die eine angenehme Empfindung hervorbringen, nennt man eine Melodie, s. diesen Art., Th. 88, S. 194; und aus mehreren auf einander folgenden Accorden, deren Folge von der Art ist, daß die dadurch hervorgebrachte Empfindung angenehm ist, entsteht die Harmonie.

Eine gespannte Seite AB, Fig. 7879, die aus der Lage A B, in die Lage A D B gebracht und sich nachdem wieder selbst überlassen bleibt, wird durch ihre Schnellkraft aus D in C sich bewegen, so daß D E = E C ist. Ist sie in die Lage A C B gekommen, so wird sie sich wieder in die Lage A D B setzen und dieses wird abwechselnd so fortdauern, bis daß, aus den oben angeführten Ursachen, welche alle Bewegungen der Körper beständig vermindern, die Saite wieder in Ruhe und in die Lage A B kommen wird. Man machte einen Versuch und zog eine gespannte Saite aus ihrer geraden Richtung und überließ sie sich selbst, sie gab einen Ton an und die vorher beschriebenen Schwingungen waren dabei sichtbar. Es folgt aus dieser Betrachtung der Art der schwingenden Bewegung, der erschütterten gespannten Saiten, daß sich solche mit der Bewegung des Pendels, s. diesen, Th. 108, S. 335, vergleichen läßt. Aus der Anwendung der Bewegung des Pendels, auf die Bewegung der erschütterten gespannten Saiten folgt, daß bei den längern Saiten, welche tiefere Töne hervorbringen, die An-

zahl der Schwingungen in gleicher Zeit nicht so groß seyn können, als bei kürzeren Saiten, welche höhere Töne hervorbringen. Der Unterschied zwischen höhere und tiefere Töne besteht also darin, daß zur Hervorbringung der ersteren in gleicher Zeit mehr Schwingungen erfordert werden, als zur Hervorbringung der letzteren. Die Empfindung der Tiefe und Höhe der Töne hat Gränzen, über welche sie nicht geht. Sauveur hält dafür, daß bei dem tiefsten hörbaren Tone die Lufttheile $12\frac{1}{2}$ Schwingung in einer Secunde und bei dem höchsten 6400 Schwingungen in gleicher Zeit machen müssen. Nach Euler's ehemaliger Annahme ist der tiefste hörbare Ton derjenige, bei welchem die Lufttheile in gleicher Zeit 4000 Schwingungen machen. Nachher hat Euler diese Annahme aber wieder verändert und zum tiefsten hörbaren Ton 20, zum höchsten aber 7520 Schwingungen der Lufttheile in einer Secunde angenommen. Die Kraft mit welcher Saiten gespannt sind, sind bei den Saiten dasjenige, was die Schwerkraft beim Pendel ist, und so wie ein Pendel unter fast gleichen Umständen, desto schneller schwankt, je stärker die Schwerkraft darauf wirkt, so macht auch eine gespannte Saite in gleichen Zeiten, desto mehr Schwingungen, je stärker die Kraft ist, mit welcher sie gespannt wird. Da nun die Tonhöhen von der Geschwindigkeit der Schwingungen abhängen, so folgt daraus, daß sie auch von der Spannung der Saiten mit abhängen müssen. Man nahm mit einem Sonometer folgenden Versuch vor. Zwei gleich dicke und gleich lange Saiten wurden mit verschiedenen Kräften angespannt, und die Höhe der Töne, die sie umgaben, nahmen im Verhältnisse der sie spannenden Kräfte zu. Die Masse der Saiten hat auch endlich, weil sie nach ihrer Verschiedenheit der Bewegung, mehr oder weniger wider-

ſteht, auf die Dauer der Schwingungen Einfluß; je dicker daher die Saite iſt, deſto größer wird die Dauer ihrer Schwingungen ſeyn und deſto tiefer ſind alſo auch die Töne, die durch ihre Erſchütterungen hervorgebracht werden. Die Verſuche, welche mit zwei gleich langen, ungleich dicken, gleich geſpannten Saiten gemacht wurden, gaben verſchiedene hohe Töne an; der Ton der dickeren war tiefer, als der Ton der dünneren. Es folgt alſo aus dem Vorhergehenden, daß die Tonhöhe der erſchütterten Saiten von ihrer Länge, Spannung und Dicke abhängt.

Um die Saiten zum klingenden Tone zu ſpannen, oder um mit denſelben tönende Schwingungen zu erhalten, muß man ſie, wie auch ſchon oben erwähnt worden, ſtraff oder ſtark zwiſchen zwei feſten Punkten ausſpannen, wie die Saiten muſikaliſcher Inſtrumente, oder ſie nur an einem Ende befeſtigen und ſie ſenkrecht durch ein Gewicht ausdehnen, wie Fig. 7880 zeigt. In dieſen angeführten Fällen, um den Theil der Saite abzuſondern, welche man die ſchwingende Bewegung machen laſſen will, muß man, nachdem ſie ausgeſpannt worden, ihre Länge begränzen, indem man ſie mit Zwickzangen zieht, oder ſie durch Stützen anhält, welche die äußerſten Faden verhindert, ſich während der Bewegung zu verändern. Die Zurüſtungen dieſer Art werden Monochorden und Sonometer genannt. Der vertikale Sonometer, Fig. 7881 iſt weit richtiger und vollkommener, als der horizontale, weil in dem letzteren die Spannung, welche das Gewicht hervorbringen ſoll, immer mehr oder weniger durch die Reibung, welche die Maſchine um ihre Axe auszuſtehen hat, gemildert iſt; eine um ſo höhere Reibung, weil ſie auf dieſe Axe durch die Wirkung der Kraft gleichſam gedrückt oder gepreßt iſt und dieſes macht, daß man nicht immer mit demſelben Ge-

wichte, auf dieſelbeit Saiten angewendet, dieſelbe Spannung erhält. Durch dieſen Bewegungsgrund muß man den vertikalen Sonometer, Fig. 7881, für die genaueſten Unterſuchungen und den andern für eine kleine Anzahl von Experimenten, wo die Horizontalität nothwendig iſt, beſtimmen. Da nun der Ton einer einfachen Saite, von allen andern Körpern abgeſondert, nur ſehr ſchwach ſeyn und gleich verhallen würde, ſo trägt man bei der Ausübung Sorge, den Anhängungs-Punkt auf einen leeren Kaſten zu heften, deſſen Wände von dünnen, trocknen und elaſtiſchen hölzernen Brettchen beſtehen, wie die Kaſten der Violinen-Bäſſe und anderer Saiten-Inſtrumente. Die Erfahrung beweiſet, daß dieſe Bretter die ſchwingende Bewegung der Saite theilen, wie dieſelbe tönt, auch den Ton, welchen ſie hervorbringt, nur vertieft. Wenn zwei Saiten von gleicher Dicke und von gleichem Stoffe gleich ausgeſpannt ſind, und nur durch die Länge differiren, ſo ſind die Anzahl der Schwingungen in einer gegebenen Zeit der Längen gleich. Wenn aber die Natur der Saite und ihre Länge ſich gleich bleiben, ſo ändert man nur das Gewicht, welches ſie ausdehnt. Die Zahl der Schwingungen in einer gegebenen Zeit, ſtehen mit den Quadratwurzeln dieſes Gewichtes in gleichem Verhältniſſe. Man kann leicht auf dem Monochord die Wirkung dieſer beiden Arten von Veränderungen prüfen. Um die Länge von allen zu verändern, darf man nur einen kleinen beweglichen Steg, von einer dreieckigen Geſtalt, anbringen, den man unter die Saite ſtellt, wo man ſie begränzen will. Dieſen Steg, den Fig. 7882 zeigt, muß eine ſolche Höhe haben, daß wenn man ihn zwiſchen der Tafel des Kaſtens und der Saite ſelbſt anbringt, ſo wird dieſe ſtark genug darauf drücken, um am Berührungspunkte feſt zu liegen. Man kann noch mit weit mehr Sicherheit und Genauigkeit die Saite zwiſchen den

Schenkeln einer metallenen Zwickzange, Fig. 7883. ziehen, vermöge eines Läufers, welcher zur Saite des Kastens angepreßt wird, und der eine Abtheilung gleicher Theile durchläuft, die auf seiner Seite gezogen worden, so daß man ihn hinführen und befestigen kann, an welchem Punkte der Länge man es wünscht. Man läßt nun die Zange los, oder man nimmt den Steg weg, um sogleich die ganze Saite schwingen zu lassen. Die Zahl ihrer Schwingungen in einer Secunde wird bestimmt seyn und kann durch die Formeln der Mechanik nach dem Gewicht der Saite berechnet werden. Ihre Länge ist das Gewicht ihrer Ausdehnung.

Wenn man zwei gespannte Saiten, von gleicher Materie und Dicke sich vorstellt, wovon die eine A die andere B genannt werden soll, und die Länge von A ist L, die Länge von B, I, die Kraft, welche die Saite A spannt K, die, welche die Saite B spannt, k, die Zahl der Schwingungen, welche die Saite A in einer Secunde macht, G, die Anzahl der Schwingungen, welche die Seite B in eben der Zeit von einer Secunde macht, g, so hat man dieses Verhältniß:

$$G : g = V^2 \frac{K}{L} : V^2 \frac{K}{I}$$

Ist die Länge beider Seiten gleich, oder $L = I$ so hat man

$$G : g = V^2 K : V^2 k.$$

Das heißt: die Anzahl der Schwingungen gleich langer und dicker Saiten, in gleichen Zeiten, oder welches dasselbe ist, ihre Tonhöhen verhalten sich, wie die Quadratwurzeln, der, die Saiten spannenden Kräfte. Man spannte zwei Saiten, wovon die eine 8 Zoll, die andere 12 Zoll Länge hatte, mit verschiedenen Kräften; die Kraft,

welche die erſte ſpannte, war 2, die, welche die zweite ſpannte, 3. Die Tonhöhe der erſten mußte ſich alſo zur Tonhöhe der zweiten verhalten, wie die Quadratwurzel von $\frac{2}{9}$ zu der von $\frac{3}{12}$. Da ſolche gleich ſind, ſo gaben beide Saiten in dieſem Falle gleiche Töne an. Bei gleich geſpannten und gleich dicken Saiten verhalten ſich die Dauer ihrer Schwingungen umgekehrt wie ihre Längen. Die Dauer der Schwingungen zweier gleich langen und mit gleichen Kräften geſpannten Saiten, verhalten ſich, wenn ihre Dicken verſchieden ſind, umgekehrt wie ihr Durchmeſſer. Die, durch gleich lange, gleich dicke und gleich geſpannte Saiten hervorgebrachten Töne ſind gleich, man nennt ſolche Töne einklingend und ſagt, ſolche Saiten, die gleiche Töne hervorbringen, haben den Einklang. Sind zwei Saiten, deren Dicke und Spannung gleich ſind, von verſchiedener Länge, ſo bringen ſie, durch ihre Erſchütterung, verſchiedene Töne hervor, die, nach dem Verhältniſſe der Länge einer Saite zur andern und der damit übereinſtimmenden Anzahl der Schwingungen, welche die Saiten in gleicher Zeit machen, verſchieden ſind und folgende Benennungen haben:

1) Verhalten ſich die Längen der Saiten, wie 1 : 2, ſo iſt der Ton der kürzeren die Oberoctave des Tons der längeren, der gegen erſteren der Grundton genannt wird.

2) Verhalten ſich die Längen der Saiten wie 2 : 3, ſo giebt die kürzere Saite einen Ton, der die Quinte des Tons iſt, den die längere giebt, deren Ton, bei allen dieſen Vergleichungen, als Grundton desjenigen angeſehen wird, den die kürzere Saite giebt.

3) Verhalten ſich die Längen der Saiten wie 3 : 4, ſo iſt der Ton der kürzeren die Quinte des Grundtons.

4) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 4 : 5, so heißt der Ton der kürzeren Saite die große Terze des Grundtons.

5) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 5 : 6, so heißt der Ton der kürzeren Saite die kleine Terze des Grundtons.

6) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 3 : 5, so heißt der Ton der kürzeren Saite die große Sexte des Grundtons.

7) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 5 : 8, so ist der Ton der kürzeren Saite die kleinere Sexte des Grundtons.

8) Verhalten sich die Längen der Saiten, wie 1 : 5, so ist der Ton der kürzeren Saite, die Oberduodecime des Grundtons oder auch die Oberoctave der Quinte.

9) Verhalten sich die Längen der Saiten wie 1 : 5, so ist der Ton der kürzeren die Oberduodecimeseptime oder die doppelte Octave der großen Terze der Saite, die den Grundton angiebt.

Aus den vorher angeführten Verhältnissen zwischen den Tönen verschieden gespannter oder verschieden dicker Saiten, läßt sich leicht in allen Fällen bestimmen, wie stark gespannt, wie lang und wie dick verschiedene Saiten seyn müssen, damit die Töne, die sie angeben, in ein bestimmtes und gegebenes Verhältniß stehen. Verschiedene Töne bringen durch ihre Vereinigung und gemeinschaftliche Wirkung auf die Hörorgane Empfindungen hervor, die angenehm sind und Vergnügen erregen, andere bringen wieder unangenehme Empfindungen hervor. Erstere nennt man consonirende Töne oder Consonanzen; letztere hingegen dissonirende Töne oder Dissonanzen. Nach der Erfahrung machen der Grundton und seine Octave, der Grundton und seine Terze, oder auch der Grundton, dessen Octave,

Quinte und Terze zuſammengenommen, Vergnügen; weniger angenehm iſt der Grundton und ſeine Quarte, desgleichen der Grundton mit ſeiner großen Sexte. Die übrigen Töne, bei welchem das Verhältniß der Dauer der Schwingungen verſchieden iſt, ſind ſämmtlich, wenn ſie zuſammengehört werden, dem Ohre empfindlich und ihre Wirkung iſt in ſehr abwechſelnden Graden unangenehm, und zwar iſt ſie am unangenehmſten, wenn die Dauer ihrer Schwingungen um ſehr weniges abweichen.

Voigt ſagt über das beim Tönen der Körper vorgehende Schwingen: „Bei meinen Vorleſungen über die Experimentalphyſik war mir bei der Lehre vom Schall daran gelegen, auf eine ſo viel als möglich ſinnliche Art zu zeigen, daß bei den tönenden Körpern zur Zeit des Klanges nicht ſowohl ihre Maſſe im Ganzen, als vielmehr ihre einzelnen Beſtandtheile in einer ſchwingenden Bewegung wären. Der bekannte Verſuch mit der gläſernen Glocke, an welche man während des Tönens eine feine Metallſpitze hält, und zugleich einen feinen ſchwirrenden Klang bemerkt, ſchien mir, ſo wie der mit der ſehr elaſtiſchen metallenen Schale, in die man Waſſer gießt und mit einem Hämmerchen daran ſchlägt, um einen Nebel über der Waſſerfläche zu erzeugen, nicht nett und entſcheidend genug. Es fiel mir alſo ein, ob ſich nicht auf der Oberfläche des Waſſers in einem Trinkglaſe, auf deſſen Rand man mit dem reinen naſſen Finger herumfährt, um den bekannten Harmonika-Ton herauszulocken, eine Art von wellenförmiger Bewegung zeigen müßte, die nach Maaßgabe ihrer Geſtalt und Zartheit einen ſicheren und unmittelbaren Schluß auf das Schwingen der einzelnen Glastheilchen machen ließ. Ich nahm den Verſuch vor und fand ihn meiner Erwartung aufs vollkommenſte entſprechend. So lange ein unange-

nehmes Kurren durch Herumführung des noch nicht ganz reinen Fingers auf dem Rande des Glases zu hören war, so lange sah man auch die Oberfläche des Wassers nicht im mindesten verändert; allein mit dem Moment, wie sich der feine schneidende Ton hören ließ, erschien auch die Oberfläche des Wassers rings um vom Rande bis etwa zur Hälfte nach dem Mittelpunkte, wie mit einem äußerst feinen Netze von der Farbe eines etwas matt geschliffenen Glases bedeckt. Am ähnlichsten kommt die ganze Erscheinung einem äußerst feinen Milchflor. Verschiedene von denjenigen Personen, denen ich diesen Versuch zeigte, konnten die wellenförmigen Bewegungen der Wassertheilchen bis auf eine ziemliche Strecke unterhalb der Wasserfläche bemerken, wenn sie das Auge so hielten, daß sie seitwärts in das Glas sehen konnten. Sehr scharfe Augen, die von oben auf die Wasserfläche sahen, konnten sogar die äußerst kleinen Zwischenräumchen, welche die sich etwas schief durchkreuzenden kleinen Wellen machten, unterscheiden. Am merklichsten war die Erscheinung jedesmal an derjenigen Stelle der Wasserfläche, über welcher sich in senkrechter Richtung die streichende Fingerspitze befand und diese Hervorstechung folgte ringsum dem streichenden Finger. Außerdem war die wellenförmige Bewegung allemal gerade gegenüber beträchtlicher, als an anderen Stellen des Randes, und gerade in dem Verhältnisse, wie der Ton stärker und schneidender ward, zeigte sich auch die Erfahrung auffallender. Ich habe mich eines gewöhnlichen Weinglases und reinen Brunnenwassers bedient. Mit Wasser, worin salzige und metallische Auflösungen befindlich waren, wollte der Versuch nicht glükken; allein in elastischen metallenen Schalen mit Wasser, zeigte sich am Rande etwas Aehnliches, wenn man mit gehöriger Stärke von außen dagegen

ſchlägt. Die Erſcheinung iſt aber bei weitem nicht ſo nett, nicht ſo allgemein und anhaltend, wie bei dem beſchriebenen Verſuche und es gehört auch ziemliche Geſchicklichkeit und Aufmerkſamkeit dazu, ſie hervorzubringen und wahrzunehmen."

Ein Mehreres über das Tönen muſikaliſcher Inſtrumente, ſ. unter Ton, in T.

Die Behauptung, die man in ſehr vielen phyſikaliſchen Lehrbüchern findet, daß man die Theile ſehr ſpröder Körper, indem man der Luft, die ſie berührt, den Ton, den ſie vermöge der Spannung ihrer Theile anzunehmen fähig ſind, giebt, dergeſtallt in ihre kleinere Theile erſchüttern, daß ſie ihren Zuſammenhang verlieren und in Stücken fallen, auf welche Art man durch Schreien ſoll Gläſer zerbrechen können, wird von vielen Phyſikern bezweifelt.

Wie nun der Schall im Ohre aufgenommen wird, darüber ſind die Naturforſcher nicht einig; denn ſo bewunderungswürdig das Ohr gebildet und aus den feinſten Theilen zuſammengeſetzt iſt, ſ. Ohr, Th. 104, S. 766 u. f., ſo wenig ſind wir im Stande, die eigentliche Beſtimmung aller dieſer Theile und die Abſicht ihres ſo künſtlichen Baues anzugeben. Den Mehrſten ſcheint das Labyrinth das eigentliche Werkzeug des Gehörs zu ſeyn, zu welchem Schall und Ton durch die übrigen Theile bloß geleitet und fortgepflanzt werden. Der in der Luft erregte Schall geht nämlich durch die Muſchel und den Gehörgang bis ans Trommelfell, ſetzt daſſelbe in eine zitternde Bewegung, wodurch die Luft in der Trommelhöhle und durch dieſe das Häutchen des runden Fenſters ebenfalls erſchüttert wird. Iſt alſo die Hälfte des Labyrinths gleichfalls mit Luft erfüllt, ſo wird auch dieſer die Erſchütterung mitgetheilt, ſie wirkt alsdann auf die Gehörnerven und hiermit iſt die Empfindung des Schalls unmittelbar

verbunden. Man fühlt es sogleich, sagt Achard, daß die Erklärung viel zu einfach ist, um den Mechanismus eines so zusammengesetzten Werkzeuges mit einiger Vollständigkeit begreiflich zu machen. Um also der Sache etwas näher zu kommen und zu erklären, wie die Verschiedenheit der Töne empfunden werden können, nimmt man an, der zum Hammer gehörige Muskel spanne das Trommelfell jederzeit so stark, daß es mit dem entstandenen Tone harmonisch bebe; durch die Bewegung des Amboßes und Stegereifs werden auch vermittelst des, am letzteren befindlichen, Muskels, das Häutchen am ovalen Fenster gleich stark gespannt und dadurch die Wirkung des Tones desto lebhafter ins Labyrinth übergebracht. Man stellt sich endlich die Fasern des häutigen Theils der Spiralscheidewand, welche von der Mitte gegen den Umfang laufen und in den weiten Windungen länger, als in den engen sind, als gespannte Saiten von verschiedener Länge vor, deren jede mit einem eigenen Tone übereinstimmt, und nimmt an, daß durch jeden Klang, die mit ihr harmonirende Fasern erschüttert und diese Schwingungen durch den Gehörnerven bis ins Gehirn fortgepflanzt werden, welche Erklärung Muſſchenbröck giebt. Der künstliche Bau der vier kleinen Gehörknöchelchen scheint aber doch eine wichtigere Bestimmung anzuzeigen, als die ihm hierbei zugeschriebene Spannung des Häutchens am ovalen Fenster ist, vielleicht pflanzt sie selbst durch ihre Bewegung den Ton vom Trommelfelle bis ins Labyrinth fort. Das zitternde Trommelfell erschüttert den Winkelhebel, den der Hammer und Ambos bilden und dadurch den Stegereif so, daß er sich um den einen Punkt seiner Grundfläche, wie um ein Charnier, schnell hin und wieder schwingt: Wäre nun das Labyrinth

voll Luft, ſo würde dieſe die Erſchütterung der Nerven mittheilen und zum Gehirne bringen.

Bei allen dieſen Erklärungen iſt es eine große Schwierigkeit, daß man keine Oeffnung findet, durch welche Luft von gleicher Federkraft mit der äußeren ins Labyrinth gelangen kann, indem beide Fenſter mit Häutchens verſchloſſen ſind. Schon ältere Zergliederer haben Feuchtigkeiten im Labyrinthe wahrgenommen, Cotunni und Meckel haben endlich erwieſen, daß es ganz voll Waſſer iſt. Dieſe Entdeckung würde die ältern Naturforſcher ſehr in Verlegenheit geſetzt haben; jetzt wiſſen wir aber, daß auch das Waſſer in einigem Grade elaſtiſch iſt und den Schall fortpflanzt, überdies ſind auch zwei kleine Räume vorhanden, in welchen das Waſſer zum Theil ausweichen kann. Nach Wünſch ſoll die ganze ſehr zarte und elaſtiſche Maſſe des Labyrinths erſchüttert werden, welche Meinung wohl die wahrſcheinlichſte iſt. Wenn die Erſchütterungen aus regelmäßigen und gleichzeitig auf einander folgenden Schwingungen beſtehen, ſo wird ein Klang oder Ton, wenn aber dieſes Regelmäßige fehlt, wird ein bloß unharmoniſcher Schall empfunden. Beide können, wenn ſie ſtark werden, den Gaumen und die Zähne erſchüttern und ſogar Taubheit verurſachen. Daß man mehrere Töne zugleich hört, erklärt man leicht dadurch, weil jeder Ton, die nur mit ihm harmoniſchen Faſern der Spiralſcheidewand, erſchüttert, daher von verſchiedenen Tönen, auch verſchiedene Nervenſpitzen gerührt werden. Das Labyrinth, die Schnecke und die vier kleinen Gehörknöchelchen wachſen nicht, ſondern ſind bei Kindern eben ſo groß, als bei Erwachſenen. Man müßte hierbei annehmen, daß es die Abſicht ſei, zu bewirken, daß gewiſſe beſtimmte Töne immer eben dieſelben Stellen dieſer Theile und auf eben dieſelbe Art erſchüttern

[illegible]

voll Luft, ſo würde dieſe die Erſchütterung der Nerven mittheilen und zum Gehirne bringen.

Bei allen dieſen Erklärungen iſt es eine große Schwierigkeit, daß man keine Oeffnung findet, durch welche Luft von gleicher Federkraft mit der äußeren ins Labyrinth gelangen kann, indem beide Fenſter mit Häutchens verſchloſſen ſind. Schon ältere Zergliederer haben Feuchtigkeiten im Labyrinthe wahrgenommen, Cotunni und Meckel haben endlich erwieſen, daß es ganz voll Waſſer iſt. Dieſe Entdeckung würde die ältern Naturforſcher ſehr in Verlegenheit geſetzt haben; jetzt wiſſen wir aber, daß auch das Waſſer in einigem Grade elaſtiſch iſt und den Schall fortpflanzt, überdies ſind auch zwei kleine Räume vorhanden, in welchen das Waſſer zum Theil ausweichen kann. Nach Wünſch ſoll die ganze ſehr zarte und elaſtiſche Maſſe des Labyrinths erſchüttert werden, welche Meinung wohl die wahrſcheinlichſte iſt. Wenn die Erſchütterungen aus regelmäßigen und gleichzeitig auf einander folgenden Schwingungen beſtehen, ſo wird ein Klang oder Ton, wenn aber dieſes Regelmäßige fehlt, wird ein bloß unharmoniſcher Schall empfunden. Beide können, wenn ſie ſtark werden, den Gaumen und die Zähne erſchüttern und ſogar Taubheit verurſachen. Daß man mehrere Töne zugleich hört, erklärt man leicht dadurch, weil jeder Ton, die nur mit ihm harmoniſchen Faſern der Spiralſcheidewand, erſchüttert, daher von verſchiedenen Tönen, auch verſchiedene Nervenſpitzen gerührt werden. Das Labyrinth, die Schnecke und die vier kleinen Gehörknöchelchen wachſen nicht, ſondern ſind bei Kindern eben ſo groß, als bei Erwachſenen. Man müßte hierbei annehmen, daß es die Abſicht ſei, zu bewirken, daß gewiſſe beſtimmte Töne immer eben dieſelben Stellen dieſer Theile und auf eben dieſelbe Art erſchüttern

müſſen; denn wenn z. B. die Nervenfaſern der Spiralſcheidewand an Länge zu nehmen, ſo würden Kinder gewiſſe hohe Töne hören können, die ſie als erwachſene Perſon nicht mehr zu unterſcheiden vermögend ſeyn würden. —

Wie man ſich des Schalles bedienen kann, Entfernungen zu beſtimmen, ſ. Th. 60, S. 677 u. f.

Karſtens Kenntniß der Natur, S. 99.

Lichtenberg's Magazin, 7r Bd., 1s St., S. 46; 10r Bd. 2, 2s St., S. 39.

Perolle über die totalen Schwingungen der ſchallenden Körper. Gren's Journal der Phyſik, 2r Bd., 1790, 2s Heft, S. 247.

Buſch Mathematik, 2r Bd., S. 184.

Schulz, Handbuch der Phyſik, 4, 179.

Chladni Entdeckungen über die Theorie des Klanges. Leipzig, 1787.

Achard's Vorleſungen über die Experimentalphyſik, 2r Th. Berlin, 1791, S. 147 u. f.

Précis élémentaire de Physique expérimentale. Par J. B. Biot. 2e edit. Tom. I., Paris, 1824, p. 350 u. f.

Schalldeich, Sardeich, ſolche Deiche, vor welchen nur ein kahles Watt oder eine ſo ſumpfige und niedrige Anlandung befindlich iſt, daß darin Schallen oder Wurzeln von Schilf und Rohr aufſchießen und fortkommen können.

Schallen *), ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgat-

*) Bei dem Notker ſchillen, ſchellen und skellen, im Niederſächſiſchen gleichfalls ſchallen, im Schwed. skalla. Ehedem war es ein unregelmäßiges Zeitwort und bei dem Notker lautet das Imperfectum ſchull. Dieſe irregulaire Form hat ſich noch in dem Zuſammengeſetzten erſchallen erhalten, dagegen das einfache jetzt völlig regulär iſt. Das Aktivum ſchällen, ſchallen machen, wird am gewöhnlichſten mit einem e geſchrieben; ſ. Schelle und Schellen. Uebrigens iſt dieſes Zeitwort eine Onomatopöie eines hellen ſchallenden Lautes, der Form nach aber, das Intenſivum des alten Zeitwortes ſchalen,

tung, welches das Hülfswort haben erfordert, einen Schall von sich geben, und verursachen, doch nur in der engen eigentlichen Bedeutung des Hauptwortes, einen hellen lauten Schall von sich geben. Die Posaune wird schallen. 1 Cor. 15, 52. Der Herr wird seine herrliche Stimme schallen lassen. Es. 30, 30. Der Wiederschall schallt aus den hohen Bergen. Weish. 17, 19. Die Gesellschaft ging mit einem schallenden Gelächter auseinander. In weiterer sonst ungewöhnlicher Bedeutung schallet bei den Jägern ein Thier, wenn es einen Laut von sich hören läßt, welches auch schalten, schelten und melden genannt wird.

Schallente, in einigen Gegenden, ein Name der Löffelente, Schildente, Anas latirostra Klein. Nach Adelung scheint hier Schall aus Schale verderbt zu seyn, und den weiten und tiefen Schnabel, welcher die Gestalt eines Löffels hat, zu bezeichnen.

Schallglas, Schallgläser, unten plattrunde Gläser, mit einem Halse von mäßiger Länge, deren Boden, wenn man gemächlich hineinhaucht, mit einem Krachen auswärts tritt, so man aber den Athem an sich zieht, sich auch krachend wieder hineinbegiebt.

Schallholz, s. Schalwerk.

Schallhorn, eine ehemalige, jetzt veraltete Benennung sowohl einer Posaune, als auch einer Schal-

---

welches unter andern auch einen gewissen Laut von sich geben bedeutet hat. Hall, hallen, Gall und gällen, das Griechische κλαγγη, das Hebräische קול, die Stimme und andere unterscheiden sich bloß durch den Mangel des verstärkenden Zischlautes, daher sie auch geringere Arten von Schällen bezeichnen. (Adelung.)

meye. Jetzt wird nur noch bei den Jägern der weite Theil des Hiefhorns, aus welchen der Schall herausfährt, das Schallhorn, noch häufiger das Schallstück genannt; ſ. das letztere.

Schallloch, Schalllöffnung, ein Loch, in ſo fern es dazu da iſt, dem Schalle einen Ausgang zu machen. So werden die Oeffnungen in den Glockenthürmen, durch welche ſich der Schall der Glocken verbreitet, Schallöcher genannt. Bei dem Flügelmacher dasjenige runde und durchbrochene Loch, welches auf einigen Klavieren und Fortepianos beinahe in der Mitte mit dem Schnitzer in dem Reſonanzboden eingeſchnitten wird; jedoch wollen die neueren Künſtler dieſes Schallloch nicht mehr anbringen, da ſie es für unnöthig halten.

Schallrohr, ſ. Sprachrohr.

Schallſtrahlen, ſ. oben, unter Schall.

Schallſtück, die weite Oeffnung unten an den Waldhörnern, Trompeten, Poſaunen ꝛc., durch welche der Schall herausfährt. An den Pauken iſt es der Trichter über dem runden Loche an dem Paukenkeſſel, wo es auch die Stimme genannt wird, weil man daran die Pauke ſtimmt und ihr die verlangte Spannung geben kann.

Schalltopf, in der Baukunſt, eine Art Urnen, welche die Alten in horizontaler Lage, ſo daß die Oeffnung aus der Mauer guckte, in die inwendige Kirchenmauer mit einmauerten, weil ſie glaubten hierdurch den Schall zu verſtärken.

Schallung, ein nur in den Niederdeutſchen Marſchländern übliches Wort, das mit Schilfrohr bewachſene oder auf eine andere Art befeſtigte Ufer eines Deiches oder Dammes zu bezeichnen. Es wird von Vielen, und wie es ſcheint, richtiger Schalung und Schale geſchrieben, und ge-

ſprochen, da es eigentlich die Bekleidung mit Schalen oder Brettern bezeichnen würde.

Schalm, im Land- und Forſtweſen, der abgeſonderte Theil eines Waldes, oder auch einer Wieſe, welche Benennung beſonders in der Mark Brandenburg üblich iſt. — Auch iſt der Schalm ein oder mehrere Hiebe mit der Axt oder mit dem Beile durch die Rinde eines Baumes, wonach ein Stück Rinde abfliegt und ein weißer Fleck zum Merkmale entſteht, welches man auch das Anſchalmen nennt; daher anſchalmen, ſchalmen einen Baum durch Weghauung eines Stückchens Rinde anzeichnen.

Schalmen, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schalmeye, der Name eines muſikaliſchen Blaſe-Inſtrumentes, welches im Ganzen einer Röhre, einem Cylinder gleicht und von welchem es mehrere Arten giebt. So nennt man die Pfeife an einem Dudelſacke die Schalmeye. Am üblichſten gebraucht man es von einem Blaſe-Inſtrumente, welches der Haut-Bois gleicht, nur daß es größer iſt, unten kein Daumloch hat und ſtärker zu blaſen iſt, daher auch einen ſtärkeren Laut giebt. Es wird noch hin und wieder auf dem Lande von den Schäfern gebraucht; ſ. auch Th. 24, S. 6. Man pflegt auch zuweilen die kleineren Haut-Bois Schalmeyen zu nennen. Ehemals hieß die Schalmeye auch das Schallhorn, und auf dem Lande einiger Gegenden führt ſie noch den Namen der Tatter, vermuthlich, ſagt Adelung, wegen ihres ſchnarrenden Klanges. In den Orgeln iſt es ein Regiſter unter den Schnarrwerken, das 8 Fuß Ton hat.

Schalmuſchel, eine Art einſchaliger Muſcheln, deren Muſchel oder Schale, einem Napfe oder einer Schale in der erſten Bedeutung gleicht; da-

her man sie auch Schüsselmuschel nennt; auch Patelle, Patella; s. Th. 108, S. 117.

Schalohr, eine im gemeinen Leben übliche Benennung der fehlerhaften weiten Ohren eines Pferdes, welche gleichsam zwei Schalen gleichen; daher nennt man auch ein mit solchen Ohren begabtes Pferd selbst ein Schalohr.

Schalong, s. Chalons, Th. 8, S. 9.

Schalotte, Schalottenlauch, Schalottenknoblauch, Aeschlauch, Eschlauch, Ascalonischer Lauch, Allium Ascalonicum, scapo nudo tereti, foliis subulatis, umbella globosa, staminibus tricuspidatis; Linn. Spec. plant. Tom. I, p. 429. Cepa foliis subulatis, radicibus oblongis conglobatis. Hort. cliff. 36. Hort. ups. 79. Cepa ascalonica. Moris. hist. 2, p. 383. Cepa sterilis. Bauh. pin. 72. Franz. Echalotte, Escalotte; Ital. Scalogna; Span. Escalona; Engl. Scallion, Ascaloniar Garlick or Schalott; Schwed. Scharlotter. In der Monseeischen Glosse Hynnïlaec.

Diese Art Lauch, welche unter Lauch, Th. 65, S. 698 zwar erwähnt, aber nach Zwiebel verwiesen worden, wird wohl besser hier unter seinem Namen einen Platz finden, weil er doch schon von der Pflanzengattung, wozu er gehört, getrennt worden. Er gehört in die erste Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Monogyina) des Linnéischen Pflanzensystems und hat folgende Gattungskennzeichen: der Blumenschaft ist walzenrund und aufrecht, mit einem kugelförmigen Blumenschirme gekrönt. Die Blumenblätter sind blau, mit einer dunklen Linie durchzogen und umgeben. Die Staubfäden sind

dreifach langgespitzt. Die Blätter, welche aus einer länglichen Zwiebel vorkommen, sind pfriemenförmig.

Das Vaterland dieses Lauchs ist Palästina, wo er sehr häufig wächst, besonders um die Stadt Askalon, wovon er auch den Namen erhalten hat; aber auch, nachdem er bei uns, überhaupt in Europa, eingeführt worden, hat er sich sehr verbreitet und kommt fast in jedem Klima fort. In England sind die Schalotten im strengsten Winter nicht erfroren, sie treiben zeitig nach dem Winter ihre grünen Schoten hervor. Dieser Lauch vermehrt sich ungemein stark durch die Nebenzwiebeln und läßt sich in jedem Boden mit Vortheil ziehen, vorzüglich liebt derselbe einen fetten, jedoch nicht frisch gedüngten, etwas sandigen Boden. Man kann die Zwiebeln zeitig im Frühjahre, noch besser aber im Herbste, in ein gut gegrabenes, 3 — 4 Fuß breites Beet, entweder in Reihen pflanzen, oder man bezeichnet kleine Furchen, 6 Zoll im Gevierte, und legt die von den alten beim Ausheben abgenommenen Zwiebeln in gehöriger Entfernung hinein. Die Engländer geben 3 Fuß Breite und etwa 6 Zoll in's Gevierte haltende Beete an, wo man dann jedesmal nach ihnen drei bis vier Zwiebeln in ein Loch stecken muß. Geschieht das Pflanzen derselben im Frühjahr, so ist die beste Zeit dazu der Monat März, bei guter Witterung zu Anfange desselben. Man legt sie nach Leonhardi drei Zoll tief und sechs Zoll weit von einander; pflanzt man sie im Herbste, so soll man nach Reichart auf das Beet 2 bis 3 Zoll hoch Pferde- oder Kuhmist werfen und solchen, sowohl den Winter, als Sommer über darauf liegen lassen; sie

ſollen hiernach recht gut wachſen und ſehr viele Zwiebeln bringen.

Die Schalottenzwiebeln, ſo auch die Rocambole, der Knoblauch ꝛc., dürfen nicht eher aus der Erde genommen werden, bis die Blätter zu trocknen anfangen, welches gemeiniglich im Auguſt zu geſchehen pflegt, dann werden ſie ausgehoben und zum Gebrauch aufbewahrt; auch kann man zu der Zeit diejenigen, welche zur Fortpflanzung beſtimmt ſind, ausſuchen. Nach Dietrich's Erfahrungen ſoll man die Schalotten lange Zeit zum Gebrauch aufheben können, wenn man ſie auf folgende Art behandelt. Zu der Zeit, wenn man die Zwiebeln aus der Erde nimmt, werden ſie in Waſſer gewaſchen und von allen Unreinigkeiten geſäubert; dann breitet man ſie an einem trocknen luftigen Ort aus und wendet ſie öfters um, bis ſich keine wäſſrigen Theile mehr an der äuſſeren Schale zeigen; dann legt man ſie in ein Sieb und ſtellt dieſes auf einen Ofen, oder an einen anderen Ort, wo gelindes Feuer gehalten wird. Wenn man die Zwiebeln in Menge trocknen will, ſo iſt es beſſer, wenn man zu dieſem Zwecke mit Weiden geflochtene Hürden benutzt, und dieſelben an einen guten Feuerplatz ſtellt. In beiden Fällen, nämlich in dem Siebe und auf der Hürde, müſſen die Zwiebeln wenigſtens des Jahres ein auch mehrere Male gewendet werden, ſonſt werden ſie auf einer Seite zu ſehr und auf der andern zu wenig trocken. Findet man nun, daß die Zwiebeln dürre genug ſind, um ohne Nachtheil auf einander liegen zu können, ſo werden ſie in ein dazu paſſendes Geſchirr, z. B. ein Faß, Kiſte ꝛc. gelegt, wo ſie ein Jahr, nachdem ſie gut getrocknet worden, auch noch länger aufgehoben werden können.

Reichart's Land- und Garten-Schatz. 5te Aufl. 3r Th., Erfurt, 1791, S. 225.

Vollständige Anleitung zur Wartung aller in Europa bekannten Küchengewächse. Aus dem Engliſchen überſetzt von Franz Hermann Heinrich Lueder. Lübek, 1780, S. 749.

Handbuch für Gartenbeſitzer, Gärtner und Liebhaber des Gartenbaues, 3te Aufl. 1813, S. 117, 256, 295, 312.

Dietrichs Lexicon der Gärtnerei und Botanik, 1r Bd., unter Allium.

Schalottengras, knolliges Riſpengras, kleines Zwiebelgras, Lauchelgras; Poa bulbosa Linn.; ſ. Zwiebelgras.

Schalottenknoblauch, ſ. d. vorhergeh. Artik.

Schalottenlauch, ſ. daſelbſt.

Schalottenzwiebeln, ſ. daſelbſt.

Schälpflanzung, eine Art einer Pflanzung, um damit einen wilden, noch nicht urbar gemachten, Boden gleichſam abzuſchälen, zu entraſen.

Schalpöſte, ſ. unter Laſche, Th. 65, S. 114.

Schalſtück, ſ. Schalbrett.

Schalten *), ein regelmäßiges, thätiges und ein

*) Dieſes Zeitwort iſt der Figur nach das Intenſivum von dem ſchon gedachten veralteten ſchalen und bedeutet eigentlich gewiſſe, mit einem eigenthümlichen Schalle verbundene Handlungen vornehmen. Daher wurde es ehemals für ſtoßen gebraucht, Scalt thaz Shef in Tiuffi, ſtoße das Schiff auf die Höhe, im Tatian Du scaltest sie ze rukke, du ſtößeſt oder treibſt ſie zurück. Notker. Bei dem Daſypodius und Friſchlein, iſt, dem Friſch zu folge, ein Schiff ſchalten, es fort ſteuern die Schalte, eine Stange, womit die Schiffe gehalten, oder womit ſie geſteuert werden, und Schalter der Steuermann. Jemanden von ſich ſchalten, heißt bei dem Kaiſersberg, ihn von ſich jagen, davon ſchalten, fortgehen. Schalten in der zweiten Bedeutung darf eben keine Figur davon ſeyn, ſondern kann auch als eine unmittelbare Onomatopöie des Handthierens

Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzteren Falle, das Hülfswort haben erfordert, aber schon längst sehr ungewöhnlich geworden ist. Es bedeutet noch 1) Schieben, in welchem Verstande es nur noch in dem zusammengesetzten einschalten üblich ist, und das Lateinische calare in intercalare, als seinen Verwandten erkennt. — 2) Handthieren, behandeln, und, figürlich, die Veränderungen eines Dinges nach Gutdünken bestimmen. Mit etwas nach eigenem Belieben schalten, nach eignem Belieben damit umgehen, verfahren. Schalte damit wie du willst. Am häufigsten braucht man es im gemeinen Leben in Verbindung mit dem gleichbedeutenden walten: Mit etwas schalten und walten, die Veränderung eins Dinges nach eigenem Willkühr bestimmen. Die Hauptwörter das Schalten und die Schaltung sind im Hochdeutschen nicht gewöhnlich.

Schalthier, s. Schalenthier.

Schaltjahr, in der Chronologie und dem Kalenderwesen, ein Jahr, welches in die Reihe mehrerer Jahre über die gewöhnliche Zahl eingeschaltet wird. Am gewöhnlichsten ein Jahr, welches durch einen Schalttag, um einen Tag länger gemacht wird, in welchem ein Tag eingeschaltet wird; s. unter Jahr, Th. 28, S. 592, 599.

Schaltmonat, daselbst, ein Monat, welcher über die gewöhnliche Zahl der Monate eingeschaltet

---

mit körperlichen Dingen angesehen werden. Im Hebräischen ist שׁלט gleichfalls herrschen, beherrschen. Die von der ersten Bedeutung gebildeten Oberdeutschen Schaltfürst, Schaltkönig, Schaltpfarrer ꝛc. einen Vice-König, Vice-Pfarrer zu bezeichnen, sind im Hochdeutschen ungewöhnlich; auch wegen der Zweideutigkeit des darin herrschenden Begriffes der Eintheilung nicht anzurathen. (Adelung.)

wird. So wird in einem Mondenjahre der dreizehnte Monat, welcher über die gewöhnliche Zahl eingerückt wird, damit der Anfang eines Jahres zu einer und derſelben Jahreszeit erhalten werde, ein Schaltmonat genannt, ſ. den vorher bei Schaltjahr erwähnten Theil der Encyklopädie.

Schalttag, eben daſelbſt, ein Tag, welcher über die gewöhnliche Anzahl der Tage in der Zeitrechnung eingeſchaltet wird, damit das bürgerliche Jahr mit dem aſtronomiſchen übereinkomme; ſ. den vorher erwähnten Theil.

Schalung, Buhne, im Waſſerbau, eine aufgeführte Bedeckung des Ufers am Meere oder an einem Strome, das Erdreich zu befeſtigen, dem Einreißen des Waſſers zu wehren und den Schiffen eine bequeme Anlandung zu machen. Sie wird entweder durch ſtark eingeſchlagene Waſſerpfähle und dahinter aufgeſchürzte Bohlen gemacht, oder von Steinen erbauet, ſ. Buhne, Th. 7, S. 253 u. f.

Schaluppe, ſ. Chaluppe, Th. 8, S. 9.

Schalwerk, Bruſt, Riegewand, Kehrwand, ein aus Grundpfählen oder ſonſt gut zuſammengeſtrichenen Pfoſten feſtgeſchlagene Wand. Man gebraucht ſie bei Mühlen, Waſſerwerken, Schleuſen, Sielen und an anderen Orten, um unten dem Durchdringen des Waſſers zu wehren und zu widerſtehen.

Schalwerden des Bieres, ſ. unter Schal.

Schälzahn, im gemeinen Leben ein ſchadhafter Zahn, beſonders bei den Pferden, welcher ſich abſchälet; ein Schieferzahn, Blätterzahn

Scham*), ein Wort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung üblich iſt. I. Der Zuſtand, da man ſich ſchämet. — 1) Eigentlich, die mit

*) In der erſten Hauptbedeutung ſchon bei dem Kero Scamu, bei

Schamröthe verbundene Unluſt, und in weiterer Bedeutung die Unluſt, die unangenehme Empfindung über das Urtheil Anderer von unſerer Blöße, und in weitem Verſtande, von unſerer Unvollkommenheit. Vor Scham roth werden. Scham empfinden. Vor Scham die Augen nicht aufſchlagen können. Sich in Scham verhüllen, in der dichteriſchen Schreibart. — 2) In weiterer Bedeutung. a) Das Vermögen, die Fähigkeit, Unluſt über das Urtheil Anderer von unſerer Blöße, von unſerer Unvollkommenheit zu empfinden; wo es noch im gemeinen Leben am üblichſten iſt. Wo kein Scham iſt, da iſt keine Ehre. Weder Scham noch Schande haben. Aller Scham den Kopf abgebiſſen haben, in der niedrigen Sprechart, die Fähigkeit ſich zu ſchämen verloren haben. b) Die Fertigkeit, Alles zu vermeiden, was die Blöße des Leibes zeigen und in weiterer Bedeutung Neigung zur Unkeuſchheit verrathen kann, eine jetzt veraltete Bedeutung, in welcher es ehedem ſehr häufig für Zucht, Züchtigkeit, Schamhaftigkeit ꝛc. gebraucht wurde.

---

dem Notker Scama, im Niederſ. Schaam und mit einem andern Suffixo Schämte, im Angelſ. Scame, im Engl. Sham, im Schwed. Skamm: ſ. Schämen. In der zweiten Hauptbedeutung wird es gemeiniglich als die Figur der erſtern angeſehen und durch dasjenige erklärt, deſſen man ſich zu ſchämen hat. Allein es iſt wahrſcheinlicher, daß der Begriff der Blöße hier der herrſchende iſt, der wieder eine Figur des Lichtes iſt, daher es in dieſer Bedeutung unmittelbar mit dem veralteten Schämen oder Schemen, das Bild, der Schatten, Schein, und den Intenſivis Schimmel und Schimmer zuſammenhängt. Auch die Scham, als eine Empfindung betrachtet, ſetzet im eigentlichſten Verſtande die unanſtändige Blöße voraus. Das Wort Blöße ſelbſt wird in der edlen Sprechart zuweilen von denjenigen Theilen gebraucht, welche der Wohlſtand zu entblößen verbietet; ſ. Schämen. (Adelung.)

Scham ist ein Krone,
Die zieret frowen schone.
Burkhard von Hohenfels.

Din Scham alsam ein reines kint in schoner frowen schozen spilt;
Schame zieret reiniu wib und wirdet edelen man;
Schame kan leiden of den ban,
Da nie schandentrit kam an.
Der Marner.

Die Schwäbischen Dichter sind voll von Lobsprüchen dieser Scham, besonders bei dem weiblichen Geschlechte. Scham machet große Gunst, Sir. 32, 14. Die Weiber sollen sich mit Schamzucht schmücken, 1 Tim. 2, 9. 3) Figürlich, dasjenige, dessen man sich zu schämen hat, das Urtheil Anderer selbst von unserer Blöße, und in weiterem Verstande, von unsern willkührlichen Unvollkommenheiten, eine gleichfalls veraltete Bedeutung, in welcher es ehedem für Schande und das nahe verwandte Schimpf sehr üblich war. Ihre Scham war offenbar, Ezech. 23, 18. Mit Scham bekleidet werden, Ps. 35, 26. Du weisseſt meine Schmach, Schande und Scham, Ps. 69. 20. Mit Scham unten an sitzen, Luc. 14, 9,

II. Die Blöße des Leibes. 1) Ueberhaupt, wo man es nur noch in der im gemeinen Leben üblichen Redensart gebraucht, seine Scham nicht bedecken können, seine Blöße, halb nackend gehen. 2) In engerer Bedeutung ist es eine ehrbare und anständige Benennung der Geburtsglieder beider Geschlechter, derjenige Theil des Leibes, welchen die Schamhaftigkeit zu bedecken befiehlt, deren Blöße vornämlich Scham erweckt, und welche man auch die Schamglieder, die Schamtheile zu nennen pflegt. In diesem

Verſtande, in welchem es ſchon bei dem Winsbeck die Schame lautet, iſt es in der Deutſchen Bibel und bei andern Schriftſtellern ſehr gangbar, für die anſtändige Schreibart aber auch ſchon zu unedel. In engerer, beſonders in der Anatomie üblichen Bedeutung iſt die Scham, Lat. Pubes, die unterſte Gegend des untern Schmeerbauches, unmittelbar über den Geburtsgliedern.

Schamarterie, Schamſchlagader, Schampulsader, Pudenda, Pudenda communis. In der Anatomie eine Arterie, welche in beiden Geſchlechtern als ein gemeinſchaftlicher Stamm mit der Iſchiadiſchen Arterie, vor der ſie im Becken hinabläuft, entſpringt. Im weiblichen Becken pflegt ſie die mittlere Maſtdarmarterie abzugeben, die zuweilen als ein beſonderer Aſt aus der Beckenarterie entſpringt. Sie giebt unbeſtändige Aeſtchen an den inneren Hüftbeinlochsmuskel, auch ans Hüftbein und den runden Lendenmuskel; ferner an den Maſtdarm, die bisweilen Zweige an die Scheide und Harnblaſe abgeben; oder eigene Aeſtchen an die Harnblaſe und die am Maſtdarme liegenden Saugaderdrüſen; im männlichen Geſchlechte bisweilen auch noch für die Vorſteherdrüſe und Samenbläschen; tritt zwiſchen dem Birnmuskel und Aufheber des Afters aus dem Becken; giebt Aeſte an den Birnmuskel, großen Gefäßmuskel und inneren Hüftbeinlochsmuskel, welche letztere mit der inneren Schenkelkranzarterie und Hüftbeinlochsarterie anaſtomoſiren. Sie erzeugt zuweilen einen, nicht aus ihr, ſondern aus der Iſchiadiſchen Arterie kommenden tiefen Aſt, welcher am oberen Zwillingsmuskel bis zum großen Rollhügel quer abſteigt und deſſen Zweige theils an die Zwillingsmuskeln, an den inneren Hüftbeinlochmuskel und an den großen Rollhügel gehen, theils vom inneren Hüftbeinlochsmuskel be-

deckt an den Umfang der Pfanne absteigen und mit der Schenkelkranzarterie anastomosiren. Sie schlägt sich darauf zwischen den beiden untern Beckenbändern, von der den inneren Hüftbeinlochsmuskel überziehenden Haut bedeckt, bis zum Quermuskel des Dammes bogenförmig herum und giebt nach außen und innen Aeste. Die äußeren Aeste gehen zum inneren Hüftbeinlochsmuskel in den Sitzknorren, an den Aufrichter des Kitzlers, an den langen Bauch des dreibäuchigen Schenkelmuskels, und an den zweibäuchigen Schenkelmuskel, und anastomosiren häufig mit der Huftbeinlochsarterie und der inneren Schenkelkranzarterie.

Von den inneren oder den vorzüglichsten Aesten anastomosiren einige in der Tiefe, theils mit den Steisbeinästen der Jschiadischen Arterie, theils, indem sie sich in den Aufheber des Afters verbreiten und durch ihn zum Mastdarme dringen, mit Zweigen der mittleren Mastdarmarterie. Andere Aeste, die man eigentlich äußere Mastdarmarterien nennt, gehen ins Fett um den After, in den Aufheber und Schließers des Afters, auch wohl in den großen Gefäßmuskel. In der Nähe des Quermuskels im Damm giebt der Stamm einen ansehnlichen flachen Ast zum Schließer des Afters, Quermuskel des Damms, zum Scheidenenger und zum Damm; im Manne zum Wulste der Harnröhre und zu den Ruthenaufrichtern. Am oder vor dem Quermuskel des Dammes, spaltet sich der Stamm der Schamarterie in den flachen und tiefen Ast. Der flache Ast oder die Dammarterie läuft entweder zwischen dem Quermuskel und der Haut des Dammes oder zwischen den Quermuskeln selbst, denen sie, so wie dem Schließer des Afters, Scheidenbeenger, Aufrichter des Kitzlers, schwammigen Körper des Kitzlers, der Haut des Dammes, der Scheide und den

Schamlippen-Zweige ertheilt, faſt bis zum Kopfe des Kitzlers, und mündet mit den Zweigen der Hüftbeinlochsarterie und inneren Schenkelkranzarterie zuſammen. Im Manne geht ſie noch zum Harnſchneller, Wulſte der Harnröhre, Ruthenaufrichter, in den Hodenſack bis zu den Hoden, wo ſie mit den Samenarterien und der Arterie der Ruthe, ſo wie in den Weibern mit den vordern Hodenarterien aus der Schenkelarterie zuſammenmündet. Der tiefe Aſt oder die Kitzlerarterie läuft zwiſchen dem Scheidenbeenger und dem ſchwammigen Körper des Kitzlers darauf am Sitzbein und Schambein nach vorne aufwärts, giebt Zweige an den Quermuskel und die Haut des Dammes, an den Aufrichter und an den ſchwammigen Körper des Kitzlers, ans Ende der Harnröhre und vorzüglich an die Scheide; und ſpaltet ſich, wenn ſie zwiſchen den Körper des Kitzlers und das Schambein treten will, nachdem ſie bisweilen kurz vorher einen Zweig ins Becken zur Vereinigung mit den Blaſenzweigen aus der Nabelarterie abgiebt; a) in den ſtärkeren, tiefer in die Scheide ſich verbreitenden Zweig; b) in den ſchwächeren flacheren auf dem Rücken des Kitzlers in der Haut ſich verbreitenden Zweig; c) und in einen größeren mit dem von der anderen Seite zuſammenmündenden Aſte, der ſich tief bis in die Eichel im Kitzler verbreitet, auch wohl doppelt iſt. Im männlichen Geſchlechte geht der tiefe Aſt oder die Ruthenarterie, vom Quermuskel des Dammes bedeckt, zwiſchen dem Ruthenaufrichter und dem Harnſchneller; darauf tief zwiſchen dem ſchwammigen Körper und dem Sitzſtücke und Schamſtücke des Hüftbeins und dem Ruthenaufrichter bis an die Vereinigung der ſchwammigen Körper; giebt unter Weges ein Paar ſtarke Aeſte in den ſchwammigen Körper

der Harnröhre, kleinere Aeste in den Harnschneller, inneren Hüftsbeinlochsmuskel, Ruthenaufrichter, schwammigen Körper der Ruthe und in die Vorsteherdrüse, welcher letztere Ast mit der Blasenarterie zusammen zu münden pflegt. Bisweilen bildet ein Zweig dieses Astes mit einem andern eine Blasenarterie, der an die Vorsteherdrüse geht, die Ruthenarterie. Selten geht diese Ruthenarterie ganz in den schwammigen Körper der Harnröhre und bildet nur durch einen mäßigen Ast, mit einem dann noch weit größeren Aste von der Hüftbeinlochsarterie vereinigt, die Arterie der Ruthe. Darauf theilt sie sich in zwei Zweige, einen flacheren und einen tieferen; oder in drei für den schwammigen Körper der Harnröhre, für die Harnröhre und für den Rücken der Ruthe. Der flachere Zweig oder die Arterie des Rückens der Ruthe, welche bisweilen auf einer Seite sehr klein ist, so daß sie sich in den Stamm der anderen Seite begiebt, läuft ihrer ganzen Länge nach unter der Haut, bis sie sich in der Furche um die Eichel in die Vorhaut und das schwammige Gewebe der Eichel verbreitet. Unter Weges giebt er Aeste in den Hodensack und vereiniget sich in der Nähe der Eichel mit dem von der anderen Seite. Der tiefere Zweig oder die tiefe Ruthenarterie macht gewöhnlich mit dem der anderen Seite eine ansehnliche Zusammenmündung, dringt mit einem oder zwei Stämmchen, oder mit einem, beiden schwammigen Körpern gemeinschaftlichen Stämmchen in die schwammigen Körper der Ruthe und verbreitet sich in solchen, so daß er auch in den schwammigen Körper der Harnröhre mit häufigen Aestchen übergeht.

Schamade, Chamade, im weitläuftigen und weniger gebräuchlichen Verstande ist Chamade ein

Trommelschlag oder Blasen der Trompete, womit man dem Feinde ein Zeichen giebt, daß man mit ihm zu sprechen verlange; im engeren und gewöhnlichern heißt es der Trommelschlag, den der Commandant einer belagerten Festung auf den Wällen derselben thun läßt, um anzuzeigen, daß er dieselbe übergeben und deshalb kapituliren wolle. Ist die Festung an mehreren Orten angegriffen, so wird an jedem derselben die Schamade geschlagen und an jedem einen oder mehrere weiße Fahnen aufgestellt, damit aller Orten von beiden Seiten sowohl das Schießen, als das Arbeiten eingestellt und Alles in dem Stande gelassen werde, wie es sich jetzt befindet.

Schambein, Schamstück, Schloßbein, Schoosbein, Os pubes, in der Anatomie, das kleinste Bein und besteht aus zwei Aesten, einem eckigen Horizontal- und einem flachen absteigenden Aste. Der Horizontalast, Ramus horizontalis, transversalis oder superior, ist größtentheils eine Fortsetzung des Darmstückes und nur kleineren Theils des Sitzstückes. Oben zeigt sich auf ihm die Fortsetzung der Gränze, zwischen dem kleinen und großen Becken, als eine scharfe Leiste, die sich nach außen zu in einen rundlichen Höcker umschlägt, und dadurch seine innere Fläche von der äußern scheidet. Die äußere Fläche ist, wo das Schenkelgelenk unter ihr liegt, gewölbt; dann im Absteigen, wo der Samenstrang, oder im weiblichen Geschlechte das runde Band auf ihr liegt, leicht ausgeschweift, fängt breit am Rande der Pfanne an und verläuft sich, als ein rundlicher, immer schmäler werdender Rücken ebenfalls gegen den rundlichen Höcker. Die äußere Fläche des absteigenden Astes ist oben breit, dann allmählig schmäler, bis sie sich mit der Fläche des aufstei-

genden Astes des Sitzbeines vereiniget. Die innere Fläche ist glätter, als die äußere, aber ein wenig nach außen umgelegt, übrigens am Horizontalaste leicht ausgeschweift, am absteigenden Aste leicht gewölbt. Die Knorpelfläche, wodurch sich das Schamstück mit dem von der anderen Seite verbindet, hat auch nach innen eine Leiste, steht übrigens nach vorne immer weiter von der andern ab. Seine Substanz ist am gegen das ovale Loch gerichteten Rande schmäler, von da gegen den übrigen Umfang zu allmählig dicker.

Schamblutader, Schamvene, Pudenda communis, in der Anatomie eine Blutader, welche zu der Beckenvene gehört; nämlich die Schamvene, die Ischiadische Vene, die Hüftbeinlochsvene, die Harnblasenvene, die Scheidenvene, die Uterusvene, die mittlere Mastdarmvene, die Gefäßvene, die Seitenkreuzbeinvene und die Hüftlendenvene, welche auf jeder Seite in den Beckenvenestamm zusammenfließen, gleichen, bis auf die Nabelvene, den Arterien oder Pulsadern, neben denen sie liegen, und bilden durch ihre starken und häufigen Zusammenfliessungen ansehnliche Geflechte, z. B. das äussere und das innere Schamgeflechte, Plexus pudendalis externus et internus. Die Schamvene bildet jedoch auf dem Rücken der männlichen Ruthe und dem weiblichen Kitzler nur einen einfachen Stamm zwischen beiden Arterien, wenn sie aber unter den Schambeinbogen fortgegangen ist, so theilt sie sich für die rechte und für die linke Seite.

Schämel, *) Diminut. Schämelchen, ein Wort,

*) In der letzten Bedeutung schon im Tatian Scamal, im Oberdeutschen Schamel und im Niedersächsischen Schemmel.

in dessen noch hin und wieder üblichen Bedeutungen mehrere Hauptbegriffe vorstechen. 1) Mit dem Begriffe der Masse, der Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke, ist der Schämel in einigen Oberdeutschen Gegenden ein Klumpen, ein Stück. So ist es bei dem Wurstisen ein Eisschämel, ein großes Stück Eis, eine Eisscholle. Es kann hier auch von dem veralteten noch bei dem Kero befindlichen Skemman, abkürzen, abstammen, so daß es ein abgesondertes Stück bedeuten würde; s. die Anmerkung zu dem Zeitworte Schämen. — 2) In manchen Fällen ist der Schämel ein Gerüst, ein Gestell, welches etwas trägt, wobei zuweilen der Begriff der Bequemlichkeit mit eintritt. So ist der Reitschämel in den Sägemühlen das Gestell, worauf der Sägeklotz liegt und auf demselben gleichsam reitet, das ist, sich vorwärts bewegt. In der Artillerie ist der Schämel eines Mörsers, ein an den Mörser gleich angegossener Fuß, s. Schämelmörser. In der Landwirthschaft ist der Wendeschämel, Lenkschämel, Rungenschämel, ein auf der Achse befestigtes Holz, woran die Rungen befestiget sind und welches die Wendung des Wagens erleichtert. Die Schämel der Weber sind bewegliche Tritte unter den Füßen des Webers. — 3) In der engsten und gewöhn-

---

Kero nennt alle Sitze oder Bänke Scamel. Das Lateinische Scamnum und Scabellum ist genau damit verwandt. Um des männlichen Geschlechtes willen kann die Endsylbe hier nicht eine Verkleinerung bezeichnen, sondern sie muß das Suffixum — el seyn, welches sowohl ein Werkzeug, als ein Subject andeutet. Es kommt hier also auf die Sylbe Schäm — an, welche ihre Erläuterung in der Anmerkung zu dem Worte Schämen finden wird.

genden Aſtes des Sitzbeines vereiniget. Die innere Fläche iſt glätter, als die äußere, aber ein wenig nach außen umgelegt, übrigens am Horizontalaſte leicht ausgeſchweift, am abſteigenden Aſte leicht gewölbt. Die Knorpelfläche, wodurch ſich das Schamſtück mit dem von der anderen Seite verbindet, hat auch nach innen eine Leiſte, ſteht übrigens nach vorne immer weiter von der andern ab. Seine Subſtanz iſt am gegen das ovale Loch gerichteten Rande ſchmäler, von da gegen den übrigen Umfang zu allmählig dicker.

Schamblutader, Schamvene, Pudenda communis, in der Anatomie eine Blutader, welche zu der Beckenvene gehört; nämlich die Schamvene, die Iſchiadiſche Vene, die Hüftbeinlochsvene, die Harnblaſenvene, die Scheidenvene, die Uterusvene, die mittlere Maſtdarmvene, die Gefäßvene, die Seitenkreuzbeinvene und die Hüftlendenvene, welche auf jeder Seite in den Beckenveneſtamm zuſammenfließen, gleichen, bis auf die Nabelvene, den Arterien oder Pulsadern, neben denen ſie liegen, und bilden durch ihre ſtarken und häufigen Zuſammenflieſſungen anſehnliche Geflechte, z. B. das äuſſere und das innere Schamgeflechte, Plexus pudendalis externus et internus. Die Schamvene bildet jedoch auf dem Rücken der männlichen Ruthe und dem weiblichen Kitzler nur einen einfachen Stamm zwiſchen beiden Arterien, wenn ſie aber unter den Schambeinbogen fortgegangen iſt, ſo theilt ſie ſich für die rechte und für die linke Seite.

Schämel,*) Diminut. Schämelchen, ein Wort,

*) In der letzten Bedeutung ſchon im Tatian Scamal, im Oberdeutſchen Schamel und im Niederſächſiſchen Schemmel.

in deſſen noch hin und wieder üblichen Bedeutungen mehrere Hauptbegriffe vorſtechen. 1) Mit dem Begriffe der Maſſe, der Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke, iſt der Schämel in einigen Oberdeutſchen Gegenden ein Klumpen, ein Stück. So iſt es bei dem Wurſtiſen ein Eisſchämel, ein großes Stück Eis, eine Eisſcholle. Es kann hier auch von dem veralteten noch bei dem Kero befindlichen Skemman, abkürzen, abſtammen, ſo daß es ein abgeſondertes Stück bedeuten würde; ſ. die Anmerkung zu dem Zeitworte Schämen. — 2) In manchen Fällen iſt der Schämel ein Gerüſt, ein Geſtell, welches etwas trägt, wobei zuweilen der Begriff der Bequemlichkeit mit eintritt. So iſt der Reitſchämel in den Sägemühlen das Geſtell, worauf der Sägeklotz liegt und auf demſelben gleichſam reitet, das iſt, ſich vorwärts bewegt. In der Artillerie iſt der Schämel eines Mörſers, ein an den Mörſer gleich angegoſſener Fuß, ſ. Schämelmörſer. In der Landwirthſchaft iſt der Wendeſchämel, Lenkſchämel, Rungenſchämel, ein auf der Achſe befeſtigtes Holz, woran die Rungen befeſtiget ſind und welches die Wendung des Wagens erleichtert. Die Schämel der Weber ſind bewegliche Tritte unter den Füßen des Webers. — 3) In der engſten und gewöhn-

---

Kero nennt alle Sitze oder Bänke Scamel. Das Lateiniſche Scamnum und Scabellum iſt genau damit verwandt. Um des männlichen Geſchlechtes willen kann die Endſylbe hier nicht eine Verkleinerung bezeichnen, ſondern ſie muß das Suffixum — el ſeyn, welches ſowohl ein Werkzeug, als ein Subject andeutet. Es kommt hier alſo auf die Sylbe Schäm — an, welche ihre Erläuterung in der Anmerkung zu dem Worte Schämen finden wird.

lichſten Bedeutung iſt der Schämel ein hölzernes Geſtell, gleich einem Stuhle, darauf zu ſitzen, ferner ein kleines niedriges Geſtell, die Füße im Sitzen darauf zu ſtellen, daher er auch, zum Unterſchiede von den vorigen Arten, der Fußſchämel genannt wird. Im gemeinen Leben Oberſachſens und Oberdeutſchlands heißt er die Hutſche.

Schämeleiſen, an den Weberſtühlen, diejenigen Eiſen, in welchen ſich die Weberſchämel bewegen.

Schämelmörſer, in der Artillerie, ein mit einem Schämel oder angegoſſenen Fuße verſehener Mörſer, ein Fußmörſer.

Schamen, der Schein, Schatten, ſ. Schemen.

Schämen,*) regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches aber nur als ein zurückwirkendes gebraucht wird, ſich ſchämen. I. Eigentlich, Scham empfinden; im eigentlichſten Verſtande ſowohl über die von andern entdeckte Blöße des Leibes erröthen, und in weiterer Bedeutung, Unluſt über die von andern entdeckte Unanſtändigkeit und Unvollkommenheit an uns empfinden. Adam und Eva waren beide nackt und ſchämten ſich nicht. 1 Moſ., 2, 25. Ich ſchäme mich es zu ſagen. Sich vor jemanden ſchämen, Unluſt empfinden, daß er unſere Unanſtändigkeit entdeckt habe oder entdecken werde. Sich vor ſich ſelbſt ſchämen. Pfui, ſchäme dich in dein Herz! im gemeinen Leben. — In weiterer Bedeutung

*) Schon im Iſidor, bei dem Ottfried und Willeram schamen, in den gemeinen Sprecharten noch jetzt ſchamen, im Angelſ. Sceaman, bei dem Ulphilas Skama, im Schwed. Skamas. Friſch hatte den ſonderbaren Einfall es von dem Ital. Scemare, nehmen, abſtammen zu laſſen, weil Adam und Eva ſich nicht eher zu ſchämen anfingen, als bis ihnen das göttliche Ebenbild genommen war. (Adelung.)

Schamgeflechte, s. oben, unter Schamblutader.

Schamglieder, s. Schamtheile.

Schamhaft, Bei- und Nebenwort, die Fertigkeit besitzend, über alle unanständige Entblößung vor Andern Unlust zu empfinden und darin gegründet. In weiterer Bedeutung, Fertigkeit, über allen Schein der Unkeuschheit Unlust zu empfinden und darin gegründet. Schamhaft seyn. Ist deine Tochter nicht schamhaftig, so halte sie hart. Sir. 26, 13. Welches ohne Noth verlängerte schamhaftig nicht mehr häufig gebraucht wird. In den gemeinen Sprecharten ist dafür auch verschämt, im Oberdeutschen geschamig, im Niederd. schämerig, schämern üblich.

Schamhaftigkeit, die Eigenschaft, da man schamhaft ist; bei dem Logau Verschämlichkeit.

Schamkraut, in einigen Gegenden ein Name der stinkenden Melde, Hausmelde, Chenopodium vulnaria Linn., s. unter Melde, Th. 88, S. 142.

Schamlefze, in der Anatomie, die Lefzen oder Lippen an der weiblichen Scham; s. unter Zeugungstheile.

Schamlos, Bei- und Nebenwort, der Scham beraubt, ohne Scham und darin gegründet, in der ersten Bedeutung des Hauptwortes. Ein schamloses Betragen. Schamlose Worte, Geberden. Ein schamloser Wollüstling. Niederd. unschämlich.

Schamlosigkeit. Erstens der Zustand, die Fertigkeit, wo ein Gegenstand schamlos ist, ohne Mehrheit; und zweitens schamlose Worte, Handlungen oder Geberden. Bei dem Notker in der ersten Bedeutung mit einem andern Suffixo Scamelosi.

Schamlot, s. Camelot, Th. 7, S. 540.

Schamlotmuſchel, ſ. unter Nerite, Th. 102, S. 306. Der Camelot oder das Camelotchen.

Schampappel, Achania Malvaviscus, eine Zierpflanze, welche in die achte Ordnung der ſechzehnten Klaſſe (Monadelphia Polyandria) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und in Jamaika und Mexiko zu Hauſe gehört. Die Blüthen ſind ſcharlachroth und tutenförmig gewunden, und erſcheinen das ganze Jahr hindurch. Dieſe Pflanze verlangt eine ſchwere Erde, im Sommer viel Waſſer und Sonne und zur Durchwinterung eine Wärme von 6 bis 12 Grad. Man hüte ſich ihr beim Verſetzen die Wurzeln zu beſchneiden, ſondern zupfe bloß die ſchadhaften aus, ſchüttle die Erde heraus und füttere die Wurzeln wieder mit neuer ein.

Schampelmenteiſen, bei den Goldſchmieden eine Art von Ambos, der aus einer Stange von Eiſen beſteht und eine Angel hat, mit welcher er in das Loch des Einſatzes geſteckt wird, wenn er gebraucht werden ſoll. Auf dem einen Ende hat er einen kleinen Knorren, auf dem anderen einen Haken; man treibt darauf den Bauch eines Theekeſſels aus.

Schampflanze, ſ. Sinnpflanze.

Schampignon, ſ. Champignon, Th. 8, S. 14 u. f.

Schampulsader, ſ. Schamarterie.

Schamroth, Bei- und Nebenwort, im Geſichte roth vor Scham werden. Schamroth werden, Schamroth ſeyn. In weiterer Bedeutung wird man auch über ein ertheiltes Lob ſchamroth. Jemanden durch ein ertheiltes Lob ſchamroth machen.

Schamröthe, die Röthe, rothe Farbe im Geſicht,

Schamgeflechte, s. oben, unter Schamblutader.

Schamglieder, s. Schamtheile.

Schamhaft, Bei- und Nebenwort, die Fertigkeit besitzend, über alle unanständige Entblößung vor Andern Unlust zu empfinden und darin gegründet. In weiterer Bedeutung, Fertigkeit, über allen Schein der Unkeuschheit Unlust zu empfinden und darin gegründet. Schamhaft seyn. Ist deine Tochter nicht schamhaftig, so halte sie hart. Sir. 26, 13. Welches ohne Noth verlängerte schamhaftig nicht mehr häufig gebraucht wird. In den gemeinen Sprecharten ist dafür auch verschämt, im Oberdeutschen geschamig, im Nieders. schämerig, schämern üblich.

Schamhaftigkeit, die Eigenschaft, da man schamhaft ist; bei dem Logau Verschämlichkeit.

Schamkraut, in einigen Gegenden ein Name der stinkenden Melde, Hausmelde, Chenopodium vulnaria Linn., s. unter Melde, Th. 88, S. 142.

Schamlefze, in der Anatomie, die Lefzen oder Lippen an der weiblichen Scham; s. unter Zeugungstheile.

Schamlos, Bei- und Nebenwort, der Scham beraubt, ohne Scham und darin gegründet, in der ersten Bedeutung des Hauptwortes. Ein schamloses Betragen. Schamlose Worte, Geberden. Ein schamloser Wollüstling. Nieders. unschämlich.

Schamlosigkeit. Erstens der Zustand, die Fertigkeit, wo ein Gegenstand schamlos ist, ohne Mehrheit; und zweitens schamlose Worte, Handlungen oder Geberden. Bei dem Notker in der ersten Bedeutung mit einem andern Suffixo Scamelosi.

Schamlot, s. Camelot, Th. 7, S. 540.

Schamlotmuſchel, ſ. unter Nerite, Th. 102, S. 306. Der Camelot oder das Camelotchen.

Schampappel, Achania Malvaviscus, eine Zierpflanze, welche in die achte Ordnung der ſechzehnten Klaſſe (Monadelphia Polyandria) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und in Jamaika und Mexiko zu Hauſe gehört. Die Blüthen ſind ſcharlachroth und tutenförmig gewunden, und erſcheinen das ganze Jahr hindurch. Dieſe Pflanze verlangt eine ſchwere Erde, im Sommer viel Waſſer und Sonne und zur Durchwinterung eine Wärme von 6 bis 12 Grad. Man hüte ſich ihr beim Verſetzen die Wurzeln zu beſchneiden, ſondern zupfe bloß die ſchadhaften aus, ſchüttle die Erde heraus und füttere die Wurzeln wieder mit neuer ein.

Schampelmenteiſen, bei den Goldſchmieden eine Art von Ambos, der aus einer Stange von Eiſen beſteht und eine Angel hat, mit welcher er in das Loch des Einſatzes geſteckt wird, wenn er gebraucht werden ſoll. Auf dem einen Ende hat er einen kleinen Knorren, auf dem anderen einen Haken; man treibt darauf den Bauch eines Theekeſſels aus.

Schampflanze, ſ. Sinnpflanze.

Schampignon, ſ. Champignon, Th. 8, S. 14 u. f.

Schampulsader, ſ. Schamarterie.

Schamroth, Bei- und Nebenwort, im Geſichte roth vor Scham werden. Schamroth werden, Schamroth ſeyn. In weiterer Bedeutung wird man auch über ein ertheiltes Lob ſchamroth. Jemanden durch ein ertheiltes Lob ſchamroth machen.

Schamröthe, die Röthe, rothe Farbe im Geſicht,

ner menſchlichen Stimme, als auch einer gewiſſen Art einer körperlichen Bewegung. Zur menſchlichen Stimme gehören das Lateiniſche Sonus, das Niederſ. ſchûnden, hetzen, anreitzen, unſer ſchänden, ſo fern es im gemeinen Leben mit Worten beſchimpfen bedeutet, und das Lateiniſche Sanna, Verſpottung ꝛc. Zum unartikulirten Laute, ſowohl das Lat. Sonus, als auch figürlich mancherlei mit dieſem Laute verbundene Bewegungen; daher unſer ſchenken, geben, ſchanzen, das Lat. scindere, unſer ſchinden, ſchänden und Schande, ſo fern es körperliche Verletzungen bedeutet, das Angelſ. Skunian, meiden, vermeiden, unſer ſchonen, das Schwed. Skena, ausreißen von Pferden, Skynda, eilen, unſer ſchon ꝛc. Von der ſchnellen Bewegung iſt die Bedeutung des Lichts eine gewöhnliche Figur, daher ſchön, ſcheinen, Schande, ſo fern es Blöße bedeutet, Sonne, zünden Candela, im Deutſchen ehedem Schandel ꝛc. Beſonders bedeutete es allerlei Bewegungen nach verſchiedenen einzelnen Richtungen. 1) In die Höhe, wie scandere und unſer Sahne, vielleicht auch Schanze. 2) In die Tiefe, daher das Lateiniſche Sinus, ein Napf und der Schoß, Sentina, die Grundſuppe, das Schwed. Skaenk, ein Becher, unſer ſenken, ſinken, das veraltete Schande, eine Schundgrube. Von der Tiefe der Höhlung iſt die Bedeckung eine gewöhnliche Figur; daher das alte Niederſ. Schin die Haut, Engl. und Schwed. Skin, vielleicht auch unſer ſchinden, das Griechiſche σκηνος, ein Gezelt, unſer Scheune. 3) In die Länge wie Schiene, und in die Spitze wie das Lateiniſche Sentis der Dorn. 4) Nach einer ſchiefen Richtung, wie das Niederſächſiſche ſchûns, ſchief. 5) In die Länge, Breite und Dicke, daher die Figur der Maſſe, zuweilen auch der Verbindung, wie Schinken, Sohn, sanus, eigentlich ganz, und unſer geſund.

Wenn man erwäget, daß das n oft ein müßiger Laut ist, welcher sich manchen andern Mitlautern gern anhängt; und das m und n wegen ihres geringen Unterschiedes sehr oft miteinander verwechselt werden, so wird man sich nicht befremden lassen, daß Schade, Schande und Scham sich in ihren Bedeutungen mehrmals durchkreuzen, daher dann auch besonders die beiden letzten sehr öft für einander gesetzt werden. Was nun besonders unsere Schande anbetrifft, so bedeutet es: 1) Eine Tiefe, einen hohlen tiefen Raum. Hierher gehört das nur noch in einigen Oberdeutschen Gegenden übliche Schande, eine Kloak, wofür man im gemeinen Leben im Hochdeutschen Schundgrube gebraucht. — 2) Eine Bedeckung, ein nur noch in einigen Gegenden und in einigen Fällen üblicher Gebrauch. Der Lappen, welchen die Schneider um den Griff des heißen Bügeleisens wickeln, um die Hand nicht zu verbrennen, heißt in manchen Gegenden, besonders Niedersachsens, die Schande. In dem Salzwerke zu Halle ist die Schande ein rundes Tuch von Haaren oder Filz, welches die Arbeiter vor die Brust legen, wenn sie die vollen Salzkörbe tragen. In manchen Niedersächsischen Gegenden ist die Schande oder Schanne ein in der Mitte ausgehöhltes Holz, welches man auf die Achseln legt, zwei Eimer, Fässer ꝛc. daran zu tragen, wo aber auch der Begriff der Schiene Statt findet. Ehedem bedeutete Schin im Deutschen auch die Haut, und das Schwedische und Englische Skin haben noch diese Bedeutung, s. Schinden. — 3) Die Blöße, eine Figur der veralteten Bedeutung des Lichts, wovon noch scheinen, schön ꝛc. zeugen. In der weitesten Bedeutung ist es hier veraltet und man braucht es nur noch zuweilen im gemeinen Leben von einer unanständigen Blöße. Sei

ner menſchlichen Stimme, als auch einer gewiſſen Art einer körperlichen Bewegung. Zur menſchlichen Stimme gehören das lateiniſche Sonus, das Niederſ. ſchünden, hetzen, anreitzen, unſer ſchänden, ſo fern es im gemeinen Leben mit Worten beſchimpfen bedeutet, und das lateiniſche Sanna, Verſpottung ꝛc. Zum unartikulirten Laute, ſowohl das Lat. Sonus, als auch figürlich mancherlei mit dieſem Laute verbundene Bewegungen; daher unſer ſchenken, geben, ſchanzen, das lat. scindere, unſer ſchinden, ſchänden und Schande, ſo fern es körperliche Verletzungen bedeutet, das Angelſ. Skunian, meiden, vermeiden, unſer ſchonen, das Schwed. Skena, ausreißen von Pferden, Skynda, eilen, unſer ſchon ꝛc. Von der ſchnellen Bewegung iſt die Bedeutung des Lichts eine gewöhnliche Figur, daher ſchön, ſcheinen, Schande, ſo fern es Blöße bedeutet, Sonne, zünden Candela, im Deutſchen ehedem Schandel ꝛc. Beſonders bedeutete es allerlei Bewegungen nach verſchiedenen einzelnen Richtungen. 1) In die Höhe, wie scandere und unſer Sahne, vielleicht auch Schanze. 2) In die Tiefe, daher das lateiniſche Sinus, ein Napf und der Schoß, Sentina, die Grundſuppe, das Schwed. Skaenk, ein Becher, unſer ſenken, ſinken, das veraltete Schande, eine Schundgrube. Von der Tiefe der Höhlung iſt die Bedeckung eine gewöhnliche Figur; daher das alte Niederſ. Schin die Haut, Engl. und Schwed. Skin, vielleicht auch unſer ſchinden, das Griechiſche σκηνος, ein Gezelt, unſer Scheune. 3) In die Länge wie Schiene, und in die Spitze wie das lateiniſche Sentis der Dorn. 4) Nach einer ſchiefen Richtung, wie das Niederſächſiſche ſchüns, ſchief. 5) In die Länge, Breite und Dicke, daher die Figur der Maſſe, zuweilen auch der Verbindung, wie Schinken, Sohn, sanus, eigentlich ganz, und unſer geſund.

Wenn man erwäget, daß das n oft ein müßiger Laut ist, welcher sich manchen andern Mitlautern gern anhängt; und das m und n wegen ihres geringen Unterschiedes sehr oft miteinander verwechselt werden, so wird man sich nicht befremden lassen, daß Schade, Schande und Scham sich in ihren Bedeutungen mehrmals durchkreuzen, daher dann auch besonders die beiden letzten sehr öft für einander gesetzt werden. Was nun besonders unsere Schande anbetrifft, so bedeutet es: 1) Eine Tiefe, einen hohlen tiefen Raum. Hierher gehört das nur noch in einigen Oberdeutschen Gegenden übliche Schande, eine Kloak, wofür man im gemeinen Leben im Hochdeutschen Schundgrube gebraucht. — 2) Eine Bedeckung, ein nur noch in einigen Gegenden und in einigen Fällen üblicher Gebrauch. Der Lappen, welchen die Schneider um den Griff des heißen Bügeleisens wickeln, um die Hand nicht zu verbrennen, heißt in manchen Gegenden, besonders Niedersachsens, die Schande. In dem Salzwerke zu Halle ist die Schande ein rundes Tuch von Haaren oder Filz, welches die Arbeiter vor die Brust legen, wenn sie die vollen Salzkörbe tragen. In manchen Niedersächsischen Gegenden ist die Schande oder Schanne ein in der Mitte ausgehöhltes Holz, welches man auf die Achseln legt, zwei Eimer, Fässer ꝛc. daran zu tragen, wo aber auch der Begriff der Schiene Statt findet. Ehedem bedeutete Schin im Deutschen auch die Haut, und das Schwedische und Englische Skin haben noch diese Bedeutung, s. Schinden. — 3) Die Blöße, eine Figur der veralteten Bedeutung des Lichts, wovon noch sch[illegible] schön ꝛc. zeugen. In der weitesten Bedeut[illegible] veraltet und man braucht [illegible] meinen Leben von [illegible] Seine

Schande nicht bedecken können, seine Blöße, keine Kleider haben; s. Schanddeckel. — 4) die Schamröthe, so wie bei Scham eine Figur des Lichts. (1) Eigentlich. Es wird auch hier nur noch zuweilen im gemeinen Leben von der Fähigkeit zu erröthen, sich zu schämen gebraucht. Aller Schande den Kopf abgebissen haben, alle Scham abgelegt haben, sich nicht mehr schämen können, in welcher Bedeutung man auch wohl sagt, weder Scham noch Schande mehr haben. Im Englischen bedeutet Sham sowohl Scham, als Schande, und das Griechische αἰσχυνη bedeutet gleichfalls Scham. (2) Der Zustand da man schamroth wird, da man sich schämet, welcher aber auch zur folgenden Bedeutung gehören kann. Man gebraucht es hier nur noch im gemeinen Leben mit dem Vorwörtchen zu und in der alten Oberdeutschen Form, Schanden für Schande. Jemanden zu Schanden machen, machen, daß er schamroth werden muß, ihn einer Unvollkommenheit überführen, deren er sich zu schämen Ursache hat. Im gemeinen Leben macht man auch jemanden zu Schanden, wenn man ihn durch ein Lob schamroth macht; da denn der Erröthende zu Schanden wird. — 5) Körperliche Verunstaltung und Verstümmelung, eine Verletzung, wodurch ein Ding seine gehörige Gestalt auf eine sehr merkliche Art verliert und der Zustand, da ein Ding auf solche Art verunstaltet wird, wo es mit scindere und dem Schwedischen Skena, die Wunde, genau verwandt ist. (1) Eigentlich, wo es nur noch im gemeinen Leben in der vorigen Form mit dem Vorworte zu in weiterm Verstande gebraucht wird. Ein Ding zu Schanden machen, es verunstalten, verderben, unbrauchbar machen. Ein Pferd zu Schanden reiten. Sich zu Schanden arbeiten, fallen, laufen.

Jemanden ganz zu Schanden prügeln. Ein Schiff zu Schanden ſchießen ꝛc. (2) Figürlich, wo es ſo wie Laſter, welches auch eigentlich körperliche Verſtümmlung iſt, einen hohen Grad der moraliſchen Verunſtaltung bedeutet, wo es dann wieder in verſchiedenen Beziehungen üblich iſt. (a) Hoher Grad der Unehre, das Urtheil Anderer von uns, ſo fern es mit Unehre und Erniedrigung in der bürgerlichen Geſellſchaft verbunden iſt, und der Zuſtand, da man einem ſolchen Urtheile unterworfen iſt, wo es der Ehre entgegen ſteht. Schande von etwas haben. Mit Schande, mit Schande und Spott beſtehen, im gemeinen Leben, auch wohl in der Oberdeutſchen Form, mit Schanden beſtehen. Das iſt Dir eine Schande, gereicht Dir zur Schande. Pfui, der Schande! Sich etwas für eine Schande halten. Jemanden Schande machen, machen, daß er Schande mit uns einlege. Seine Schande an Jemanden erziehen. Thue mir die Schande nicht an. Sie iſt elend, weil ſie ihre Schande fühlet. Armuth bringt keine Schande. Zu Schanden werden, für in Schande gerathen, welches in der Deutſchen Bibel mehrmals vorkommt, iſt nur noch in der vorigen Bedeutung der Beſchämung üblich. In der engſten Bedeutung iſt die Schande das gegründete Urtheil Anderer von unſerer laſterhaften Beſchaffenheit, Unehre wegen böſer Thaten. (b) Die thätige Erweiſung dieſes Urtheils, die Beſchimpfung. Jemanden alle Schande anthuen, ihn thätig beſchimpfen. Im Lateiniſchen iſt Sanna, Verſpottung. (c) Was dieſes Urtheil wirkt, grobe, mit öffentlicher Unehre verbundene Verbrechen, wo es mit Scandalum, Sons und unſerem Sünde verwandt iſt. Die Mehrzahl iſt hier nicht üblich, ungeachtet ſie

dem Anſcheine nach Statt finden könnte. Schande und Laſter begehen. Am üblichſten iſt es von dem mit öffentlicher Unehre verbundenen Verbrechen der Unkeuſchheit. Wenn Jemand bei ſeiner Schnur ſchläft, ſo ſollen ſie beide des Todes ſterben, denn ſie haben eine Schande begangen. 3 Moſ. 20, 12. Sie haben Mann mit Mann Schande getrieben. Röm. 1, 27; ſ. auch unten Blutſchande. Im gemeinen Leben wird Schande mit vielen Wörtern zuſammengeſetzt, nicht nur ihre Schändlichkeit, ſondern auch eine gewiſſermaßen entehrende niedrige Zahl zu bezeichnen. Ein Schandgeld, ein ſehr geringes Geld, welches mit dem Werthe der Sache in keinem Verhältniſſe ſteht, ein Schandgebot, ein Schandpreis ꝛc. Nach dem Adelung bei dem Ottfried Scantu, im Niederſächſiſchen gleichfalls Schande, im Angelſächſiſchen Scande, im Böhmiſchen nur Handa, welcher Ziſchlaut auch dem Franzöſiſchen honte und unſerem verwandten Hohn fehlet. Es ſtammt vermittelſt des Suffixi — de, ſo gemeiniglich Abſtracte bildete von dem ſchon gedachten veralteten Zeitwort, ſchanen her, die Gewohnheit, dieſem Worte in manchen Redensarten ein n anzuhängen, wenn die Vorwörter mit und zu vorher gehen, mit Schanden, zu Schanden, ſcheint aus einigen Oberdeutſchen Gegenden herzuſtammen, wo dieſes Wort, ſo wie Glaube, Erde, und andere weibliche auf e, die Schanden heißt. Opitz ſagt noch: Gott hat die Schanden der Chriſten kund gemacht. Im Hochdeutſchen läßt man dieſes n am richtigſten weg: mit Schande beſtehen, zu Schande werden. Hier wird es nun nöthig ſeyn, noch der Blutſchande zu erwähnen, da ſo ziemlich alle Rechtsartikel ſpäterhin einen Platz in der Encyklopädie erhalten haben, und dieſer im 6ten Bande übergangen worden.

Blutſchande, in den Rechten, die fleiſchliche Vermiſchung derjenigen Perſonen, welche wegen des zu nahen Grades der Anverwandſchaft ſich nicht einander heirathen können. Die Blutſchande iſt demnach zweierlei, nachdem der Grad der Sipp- oder Schwägerſchaft, entweder in den göttlichen Rechten verboten iſt, incestus juris divini, oder menſchliche Geſetze denſelben verboten haben, incestus juris humani. Die erſte pflegt man gewöhnlich Blutſchande ſchlechthin zu nennen; die andere aber eine fleiſchliche Vermiſchung zwiſchen Verwandten oder Verſchwägerten in auf- und abſteigender Linie. Andere rechnen dahin auch Bruder und Schweſter, und diejenigen Perſonen, zwiſchen welchen der Respectus Parentelae Statt hat. Man theilt ferner die Blutſchande in incestum simplicem, welcher durch die Ehe zwiſchen zu nahen Verwandten oder verſchwägerten Perſonen begangen wird, und wobei kein anderes Verbrechen mitwirkte, und conjunctum, bei welchem noch ein anderes Verbrechen concurrirt, z. B. Ehebruch, Hurerei zwiſchen dergleichen Perſonen.

Im alten Teſtamente waren alle fleiſchliche Vermiſchungen, ſowohl in, als auſſer der Ehe von ſolchen Verwandten, denen 3 B. Moſ., Kap. 18 und 20 der Beiſchlaf verboten iſt, Blutſchande. Nachdem dieſe Verwandſchaft näher oder entfernter war, war auch die Abſcheulichkeit und Strafbarkeit des Verbrechens größer, weil auf einige Arten, Todesſtrafen, auf andere aber gelindere geſetzt waren. Dieſe Verwandten, denen aller, auch der eheliche Beiſchlaf unterſagt war, ſind theils Blutsfreunde, die durch natürliche Zeugung von einem gemeinſchaftlichen Stammvater entſpringen, oder Verſchwägerte, die durch Heirathen entſtehen. Wie weit in den Verwandſchaften die Ehe unterſagt worden, enthalten die oben angeführten Kapitel, aus dem 3ten

Buche Moſes; ſ. unten. Ob dieſe Geſetze auch den Chriſten angehen und verbinden, und daher alle die Ehen und fleiſchliche Vermiſchungen auch bei den Chriſten Blutſchande ſind, die es bei den Juden waren, darüber ſind die Meinungen der Theologen getheilt. In den Moſaiſchen Geſetzen wird dieſes Verbrechen nicht nur mit verſchiedenen Namen benannt, ſondern auch, daß auf verſchiedene Arten der Blutſchande, verſchiedene Verbrechen geſetzt worden. Was den erſten Punkt anbelangt, ſo kommen folgende Namen vor: 1) רמה, Simmah, wodurch man zunächſt die Blutſchande mit der Mutter der Frau bezeichnet; in einer weitläuftigen Bedeutung begreift man darunter auch, wenn ein Vater ſeine eigene Tochter zur Hurerey hält; es wird gebraucht von der Nothzucht einer Fremden, ingleichen wenn der Mann ſeiner Frau den Ehebruch erlaubt; von der Verführung der Ehefrau eines Freundes. Vergleicht man alle dieſe Fälle mit einander, ſo beſteht das unterſcheidende dieſes Verbrechens darin, wenn man mit denjenigen Perſonen ſich fleiſchlich vermiſcht, die unter einem beſonderen Schutze und Aufſicht ſtehen. — 2) תבל, Thebel, heißt überhaupt Unordnungen, Unſinn, Verwirrung, beſonders aber wird dadurch die fleiſchliche Vermiſchung mit der Schwiegertochter angezeigt; denn es könnte in einer Familie gewiß keine größere Unordnung entſtehen, als wenn in derſelben eine und eben dieſelbe Perſon die Frau und die Tochter eines und eben deſſelben Mannes iſt, und ein Kind zur Welt bringt, welches ſowohl ihr Sohn, als Bruder, ſowohl der Sohn, als der Enkel ſeines Vaters wäre. — 3) חסד, Chesed, die Heirath zwiſchen Geſchwiſtern. In der Erklärung dieſes Wortes ſind die Ausleger nicht einig. Die ſiebenzig Dollmetſcher überſetzen es durch Schande; Andere erklären es durch Liebe im böſen Verſtande.

Einige Rabbinen haben die Meinung, weil die eheliche Verbindung ehemals unter den Kindern Adams aus Nothwendigkeit erlaubt, nachher aber ein Hauptverbrechen gewesen wäre, so wurde es mit diesem gelinden Namen benannt; allein aus der Vergleichung mit anderen Stellen, wo die Gattungen der Blutschande mit besonderen Namen benannt werden, mit derjenigen, wo dieses Wort vorkommt, ist ersichtlich, daß es ein juristischer Name des Verbrechens ist, und daß die Schande, als der Grund des darüber gesprochenen Urtheils angezeigt wird. — 4) נדה, Niddah, Befleckung, wird die Ehe mit des Bruders Wittwe genannt. Die Strafen, welche bei den Israeliten auf die Uebertretung der verbotenen Ehegrade gesetzt sind, sind gleichfalls verschieden. 1) Auf die Ehe mit des Vaters Frau, mit der Schwiegermutter, mit Mutter und Tochter, steht Lebensstrafe. Moses hat zwar die Art der Strafe nicht ausgedrückt, sondern sagt nur schlechthin, sie sollen sterben. Von der Ehe mit Mutter und Tochter heißt es, man soll ihn und sie mit Feuer verbrennen, welche von beiden eine so unnatürliche Verbindung eingeht. Was Moses nicht sagt, das wissen die Rabbinen. Sie sagen, man habe die Strafbaren geschmolzenes Bley verschlucken lassen; man habe sie bis an die Knie in Mist gesteckt; ihnen hierauf ein grobes Tuch um den Hals gebunden; die beiden Zeugen hätten auf beiden Seiten so lange gezogen, bis die Strafbaren den Mund aufgethan; dann habe einer ihnen geschmolzenes Bley hineingesteckt. 2) Auf die Ehe der Geschwister und Halbgeschwister stand Ausrottung, was dies eigentlich für eine Strafe gewesen, darüber sind die Erklärer nicht einig, es soll nach den mehrsten darauf passenden Stellen, die ordentliche Lebensstrafe seyn. 3) Auf die Ehe mit des Vaters Bruders Wittwe,

mit des Bruders Wittwe, die Levirats-Ehe ausgenommen, setzt Moses Unfruchtbarkeit. Dieses wird von Einigen so erklärt, nicht daß eine solche Ehe ohne Kinder seyn sollte, sondern daß die aus solcher Ehe erzeugten Kinder nicht dem natürlichen Vater, sondern dessen verstorbenen Bruder oder Vatersbruder angeschrieben werden sollten, und der zweite Mann sein Erbtheil und alle Ansprüche, die er, vermöge der genealogischen Tabellen machen konnte, verlor. Einige von den verbotenen Ehen nennt Moses תועבה, thoepha, Greul, moralisches Unrecht, um deren willen Gott die Cananiter ausgetrieben hätte, als die Ehe zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, Stief- und Schwiegereltern, mit ihren Stief- und Schwiegerkindern; Andere die etwas weiter entfernt sind, verbietet er zwar, verordnet aber nicht, wenn sie einmal eingegangen worden, daß man sie trennen soll. Er setzt bloß bürgerliche Strafe darauf, sie sollen ihre Schuld tragen.*)

Hier ein Verzeichniß derjenigen Ehen, welche Moses namentlich verboten hat. Es ist verboten: 1) die Ehen zwischen leiblichen Eltern und Kindern, s. das 3. B. Mos., 18, 7. „Du sollst deines Vaters und deiner Mutter Blöße nicht aufdecken. Da nun Moses sein Verbot an die Mannspersonen und nicht an die Weibspersonen gerichtet hat, so werden diese Worte von Einigen so übersetzt: Du Mannsperson sollst deiner Mutter Blöße, die als die eigene Blöße deines Vaters angesehen wird, nicht aufdecken, das ist, sie wieder heirathen, noch dich ausser der Ehe fleischlich mit derselben vermischen. Die Ehe des Vaters mit der Tochter, wird von Moses nicht erwähnt; allein diese Ehe soll für so abscheulich geachtet worden seyn, daß dieser Schriftsteller nicht für nöthig gefunden, solche zu verbieten, besonders da dieselbe nach dem 1. B.

*) 3ten Buch Mos. 20, 12. 14. 17. 21. 29.

Mos., Cap. 19, 31. selbst zu Sodom, der lasterhaftesten Stadt des ganzen Landes Canaan, wider die Sitten des Landes war. Auch erhellt schon aus dem 17. Vers des gedachten Capitels, worin Moses denjenigen, der Mutter und Tochter zugleich zur Ehe nimmt, zu verbrennen befiehlt, daß seine eigene Tochter zu heirathen, noch strafbarer sei, da sie immer die Tochter einer Frau ist, die der Mann erkannt hat. Dergleichen Ehen zwischen Eltern und Kindern entehren die Natur. Der Rabbi Meinon führt einige vortreffliche Gründe davon an. Er sagt: es ist eine gewisse natürliche Schamhaftigkeit, welche nicht verstattet, daß diejenigen, welche einer Person das Leben gegeben haben, einen fleischlichen Umgang mit ihr pflegen. Die freie und vertrauliche Art, mit welcher Personen, die so nahe mit einander verwandt sind, umgehen, würde zu unzähliger Hurerey und Ehebruch Anlaß geben. Hierzu kommt noch, daß solches die Ehrfurcht und Unterthänigkeit nicht gestattet, daß sich solche Personen in eine Gleichheit setzen.

2) Die Ehe mit der Stiefmutter, auf welche Moses, V. 8, die Lebensstrafe setzt. Er sagt: verflucht sei, wer bei seines Vaters Weibe schläft. Ruben beging eine solche Blutschande, indem er seines Vaters Concubine beschlief; auch Absalom machte sich einer gleichen schuldig. Ein berühmter Lehrer sagt: eine Person, die mit meinem Vater nur ein Fleisch ist, ist mir eben so nahe verwandt, als mein Vater selbst.

3) Die Ehe mit der Enkelin, V. 10.

4) Die Ehe mit der Schwiegermutter, Stieftochter und Stiefenkelin, V. 17. In dem 20. Cap. wird Lebensstrafe, und im 5. B. Mos. 27, 23. der Fluch darauf gesetzt. Unter eben dieser Strafe ist

auch V. 15. die Ehe mit der Schwiegertochter verboten.

5) Die Ehe der Geschwister, sowohl der leiblichen, als der Halbgeschwister, V. 9 und 11. Aus dem 9. Verse ist offenbar, daß von allen Geschwistern die Rede ist, sie mögen nun vollbürtig oder nur einen Vater oder eine Mutter mit einander gemein haben; und damit gar kein Unterschied gemacht werde, so wird noch dazu gesetzt: sie mögen im Hause oder ausser dem Hause geboren seyn. Daß dieser Zusatz nicht auf die leiblichen Schwestern geht, ist klar, weil solche ordentlich im Hause geboren worden; er bezieht sich daher auf die Halbschwestern, die einen Vater haben. Es konnte ein Vater ausser seinem Hause eine Concubine haben und mit ihr Töchter zeugen, auch diese durften die Söhne nicht heirathen. Im Vers 11. wird die Ehe mit der Halbschwester noch einmal besonders verboten; daher glauben Einige, dieses sei deswegen geschehen, damit sich nicht Juden, die ihre Halbschwester heirathen wollten, mit dem Beispiele Abrahams entschuldigen möchten, welcher seine Halbschwester zur Ehe hatte; auch scheint es, daß dergleichen Ehen unter den Vorfahren der Israeliten, nicht ganz ungewöhnlich gewesen seyn müssen. Moses erklärt dergleichen Ehen für unzuläßig, und Cap. 20, 17. setzt er die Ausrottung, und B. 4, Cap. 27, 22. den Fluch darauf. Es haben Einige dieses Verbot auch auf die Ehe zugebrachter Kinder ausdehnen wollen; allein diese Erklärung soll nicht grammatisch richtig seyn.

6) Die Ehe mit des Vaters und der Mutter Schwester, Cap. 18, 12. 13. 20, 19.

7) Die Ehe mit der verstorbenen Frauen Schwester. Sie wird von Moses nicht verboten; er verbietet aber zwei Schwestern zugleich zur Ehe zu haben.

8) Die Ehe mit des verstorbenen Bruders Wittwe wird V. 16. ausdrücklich verboten.

9) Die Ehe mit des Vaterbruders Wittwe, 18, 14. 20, 20.

10) Die Ehe mit der Stiefmutter der verstorbenen Frauen, wird von Moses nicht verboten; denn das Gesetz 18, 17. geht auf die leibliche Mutter der Frau, und nicht auf ihre Stiefmutter, welche letztere in der Bibel niemals Mutter, sondern des Vaters Frau genannt wird.

Dieses sind nun die Ehen, welche Moses namentlich verbietet. Versteht man nun diese Gesetze Moses nicht von Personen, sondern von Graden, und zieht aus jenen Folgerungen, so wird die Anzahl der verbotenen Ehen noch größer. Diesem zufolge wären folgende Ehen verboten: 1) Mit der Mutter; 2) Großmutter; 3) Eltermutter; 4) Vaters Schwester; 5) Großvaters Schwester; 6) Eltervaters Schwester; 7) Tochter; 8) Enkelin; 9) Urenkelin; 10) Bruders Tochter; 11) Bruders Enkelin; 12) Bruders Urenkelin; 13) des Bruders mit der Schwester; 14) des Bruders mit der Schwester Tochter; 15) Stiefeltern und Stiefgeschwister, wie von Nr. 1 — 9. 16) Vaters und Großvaters Bruders Frau; 17) Bruders Frau; 18) Sohnes-Enkels und Urenkels Frau; 19) Frauen Mutter; 20) Frauen Vaterschwester; 21) derselben Mutterschwester; 22) derselben Vatersbruders Frau; 23) derselben Mutterbruders Frau; 24) derselben Tochter, Schwester, Bruder- oder Schwestertochter; 25) derselben Brudersfrau. Andere machen dieses Verzeichniß noch größer. Die Rabbinen nehmen zwar diejenige Erklärung der Ehegesetze Mosis, die solche bloß von den genannten Personen verstehen, an; sie machen aber verschiedene Zusätze und Einschränkungen, die man in ihrem Rechtsbuche Eben

haeser angeführt findet, und deren Aufzählung hier zu weitläuftig seyn würde.

Bei den Griechen war die Blutschande gleichfalls ein bekanntes Laster. Die Meisten von ihnen sahen es als eine anstößige Sache an, wenn Jemand eine in gewissen Graden der Blutsfreundschaft mit ihm verwandte Person heirathete. Hermione redet beim Euripides von dem Gebrauche, nach welchem Brüder ihre Schwestern heiratheten, mit nicht geringerem Abscheu, als von der Heirath zwischen Sohn und Mutter, oder zwischen Vater nnd Tochter. „Dies, sagt sie, ist die Weise aller Barbaren. Der Vater vermischt sich mit seiner Tochter, der Sohn mit der Mutter, die Schwester mit dem Bruder. Selbst durch Mordthaten bahnen sich die Verliebten einen Weg zu einander. Nichts von diesem allen ist durchs Gesetz verboten." Die Lacedemonier durften keine ihrer nahen Verwandten weder in geradeaufsteigender, noch in herabsteigender Linie heirathen. Diejenigen jedoch, die durch Nebenlinien mit einander verwandt waren, wurden an der ehelichen Verbindung dadurch nicht gehindert. So konnte ein Neffe seines Vaters oder seiner Mutter Schwester, und ein Oheim seines Bruders oder seiner Schwester Tochter heirathen. So nahm, nach dem Herodot, Anaxandridas seiner Schwester Tochter zur Frau. Die ehelichen Verbindungen zwischen Bruder und Schwester waren bei ihnen gesetzwidrig, obgleich einige Beispiele ihrer Götter sie begünstigten. Umständlich redet hiervon die in ihren Bruder Caunus verliebte Byblis bei dem Ovid, und gesteht, daß so heftig und überwältigend auch ihre Leidenschaft sei, dennoch kein Beispiel stark genug wäre, ihre blutschänderische Begierde zu rechtfertigen. An einigen Orten Griechenlands wurde es aber dennoch nicht für unerlaubt gehalten, wenn Brüder

ihre Halbschwestern heiratheten. Die Lacedemonische Gesetzgeber erlaubten die Ehen zwischen denen, die einerlei Mütter, aber verschiedene Väter hatten. Die Athenienser durften ihre Schwestern heirathen, die mit ihnen einen Vater, aber nicht die, welche mit ihnen eine gemeinschaftliche Mutter hatten. So heirathete Cimon seine Schwester Elpinice, weil er sie aus Armuth nicht standesmäßig verheirathen konnte, welche Handlung nach dem Zeugniß des Athenäus gar nicht mit den Athenienſischen Gesetzen und Gebräuchen stritt. Nach der Versicherung des Cornelius Nepos, soll Solon die Erlaubniß gegeben haben, Schwestern zu heirathen, die von einerlei Vater gezeugt worden. Cimon wurde zwar zuweilen wegen seines vertrauten Umganges mit der Elpinice, seiner Schwester, getadelt, welches aber deswegen geschah, weil er in seiner Vertraulichkeit fortfuhr, als sie nach der Hand mit dem Callios war verheirathet worden; denn alle Umstände zeugen, daß Cimon seine Schwester, wie schon oben erwähnt worden, erst selbst zur Frau genommen, sie aber darauf dem Callios, einem reichen Athenienser, abgetreten; er habe aber dennoch fortgefahren mit ihr vertraut zu leben. Diejenigen Griechen, welche sich nach dem Tode des Alexanders unter der Regierung der Ptolomäer befanden, ahmeten das Beispiel ihrer Könige, so wie diese dasjenige der Isis und des Osiris, zweier leiblicher Geschwister, nach, und heiratheten ihre leiblichen Schwestern. — Bei den Römern wurde der incestus sehr strenge genommen und solche Verbrecher vom Tarpegischen Felsen hinabgestürzt. Wenn Jemand mit einer Vestalischen Jungfrau zu thun hatte, so wurde es gleichfalls ein incestus genannt, und sie, die Jungfrau, lebendig begraben, er dagegen in den Comitiis zu tode gepeitscht. Bei den übri-

gen alten Völkern, Aegyptiern, Persern ꝛc. wurde hierin kein Gesetz beobachtet, oder sie hatten vielmehr in diesem Punkte vollkommene Freiheit; denn es war bei ihnen nicht selten, daß sich wieder Mutter und Sohn fleischlich vermischten. Besonders findet man dieses bei den Persern; denn ihre Magi, die bei ihnen im größten Rufe der Heiligkeit standen, waren Abkömmlinge, welche die Söhne mit ihren Müttern zeugten, welches in einem Klima, wo das Frauenzimmer schon im zehnten oder zwölften Jahre mannbar ist, nichts Unmögliches hat.

Man hat sich Mühe gegeben Gründe aufzusuchen und zu bestimmen, warum besonders die Ehen der ersten Klasse gegen die Natur gehen; allein man ist damit bei allem Philosophiren, nicht aufs Reine gekommen. Einige haben sie in einem gewissen natürlichen Abscheu finden wollen, den der Mensch von Natur gegen dergleichen Ehen hat; allein, sagt ein gewisser Schriftsteller, die Gründe der Sittenlehre dürfen nicht in den schwankenden Trieben der Neigungen, sondern in den gewissen Aussprüchen der Vernunft gesucht werden. Sie können uns vielleicht unsere Pflicht zuerst entdecken, aber sie sind nicht der einzige Grund dieser Pflicht. Was will man sagen, wenn Jemand einen solchen Widerwillen nicht fühlt. Die Geschichte des Menschen zeigt uns große Völkerschaften bei denen es allgemein Sitte war in die nahe Freundschaft zu heirathen. Es wird freilich keiner eine Neigung haben, eine alte Tante zu heirathen, wenn solche aber jünger wäre, als er, und dabei schön und reizend, und er niemals gehört hätte, daß eine solche Ehe unerlaubt wäre, so wird er wohl keine natürliche Abneigung gegen sie empfinden. Der Grund einer solchen Ehe kann man also nicht in der natürlichen Abneigung finden. Unkultivirte Völker, bei

denen die natürlichen Triebe am ſtärkſten und ungeändertſten ſind, müßten dieſe Abneigung am lebhafteſten fühlen, und wir finden bei ihnen gerade das Gegentheil. Moſes kann alſo bei dem Verbote dergleichen Ehen nicht auf die natürliche Abneigung geſehen haben. Der Grund, den Einige aus der Colliſion der Pflichten hernehmen, die bei Heirathen in die zu nahe Freundſchaft unvermeidlich ſind, ſcheint wichtiger zu ſeyn. Man ſagt: die Ehe ſtiftet zwiſchen beiden Gatten die vollkommenſte Freundſchaft, Vertraulichkeit und Gleichheit. Dieſe aber würde aufgehoben, wenn z. B. eine Frauensperſon denjenigen heirathete, den ſie vorher die Hochachtung einer Tochter ſchuldig war, oder wenn eine Mannsperſon ein Frauenzimmer heirathete, der ſie Hochachtung ſchuldig war, und beſonders nach Morgenländiſchen Sitten, wo die Weiber nicht ſo viel Achtung genießen, als bei uns, wo ſie alſo ſo weit unter ihn heruntergeſetzt würde, daß er ihr nach jüdiſcher Sitte einen Scheidebrief geben konnte. Selbſt rohe Völker haben in den Ehen zwiſchen Eltern und Kindern das Schändliche mit einem unwiderſtehlichen Abſcheu gefühlt, ſo daß es ſcheinen möchte, daß die Natur ſelbſt dergleichen blutſchänderiſche Verkuppelungen fühle; denn ſelbſt die ausgearteſte Natur eines Indianers muß erſchüttert werden, wenn er den Sohn an der Stelle ſeines Vaters auf dem Lager ſeiner Mütter ſieht. Ueberhaupt würde durch die Zulaſſung ſolcher Ehen die größte Unordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft entſtehen. Schamhaftigkeit und Tugend würde gänzlich verloren gehen. Noch ſchrecklicher ſind die Folgen, wenn dem Vater erlaubt iſt ſeine Tochter zu heirathen; ein ſchwaches Mädchen wird ſich alsdann leichter von ihrem Vater verführen laſſen, als von jedem andern. Wo die Vielweiberey erlaubt iſt, würde er ſie zu ihrer

Mutter nehmen, welches dieser der tödlichste Verdruß seyn und zwischen Mutter und Tochter die unversöhnlichste Feindschaft stiften würde. Wo die Vielweiberey im Gegentheil nicht erlaubt ist, würde eine solche Entehrung die Hand des Vaters und der Tochter mit Gift und Dolch gegen die Mutter waffnen, oder der Vater würde sich bemühen, einen Schwiegersohn zu betriegen, dessen Ehre auch künftig nicht vor seinem Schwiegervater sicher seyn würde. Eine wollüstige Mutter, Stiefmutter oder Tante würde ihren Sohn, Schwiegersohn oder Neffen in den ersten Jahren der Mannbarkeit, da er oft die Größe seines Verbrechens noch nicht recht kennt, zu einer Unzucht verführen, wodurch der Vater auf das äußerste beleidiget, er selbst entkräftet und in ein unabsehbares Elend gestürzt werden würde; und so ginge nicht nur alle Tugend verloren, sondern es wird auch allen Lastern Thor und Thür geöffnet. Wenn man diese Folgen überlegt, so wird man leicht einsehen, daß die nahen Heirathen, besonders der ersten Klasse, offenbar gegen die Natur sind. Man kann daher die Mosaischen Verbote mit Recht natürliche Gesetze nennen, die alle Menschen verbinden; dagegen wenden Andere ein, welche die Mosaischen Ehegesetze nicht für Natur- sondern positive Gesetze halten, Christus und seine Apostel berufen sich niemals auf die Mosaischen Ehegesetze. Die Strafen, die Moses darauf setzet, seien keine natürliche Strafen, welche von der Uebertretung der inneren Natur derselben zu Folge, unzertrennlich wären, sondern es waren bürgerliche Strafen, womit auch solche wären belegt worden, die andere Ceremonialgesetze übertreten hatten.

Die Auslegungsregeln, nach welchen man, die in den Mosaischen Gesetzen angeführten verbotenen Ehen erklären soll, sind nicht gleich; denn hier theilen

ſich die Gelehrten in zwei Klaſſen. Einige verſtehen unter denen, im 3ten B. Moſ. Cap. 18 und 20 benannten und verbotenen Ehen, nicht bloß die Ehen der namentlich benannten Perſonen, ſondern überhaupt die Ehen aller ſolcher Befreundeten, welche in dem Grade der Blutsfreundſchaft und Schwägerſchaft einander eben ſo nahe ſind, als jene, das iſt, welche mit jenem von Moſe benannten Perſonen von dem gemeinſchaftlichen Stamme in gleicher Entfernung ſtehen. Von jenen ſagt man, ſie rechnen die Ehen nach Perſonen, von dieſen, ſie rechnen ſolche nach Graden. Hier die Gründe von beiden. Diejenigen, die dieſe Geſetze in ihrer größern Ausdehnen annehmen, erklären ſich alſo darüber. In gerader, ſowohl aufſteigender, als abſteigender, Linie ſind alle und jede Ehen durchaus verboten; in den Seitenlinien iſt der erſte Grad in gleicher Linie, das iſt, zwiſchen Geſchwiſtern, und der zweite Grad in ungleicher Linie verboten, oder wie Andere dieſe Regel ausdrücken, in ungleicher Seitenlinie dürfen diejenigen einander nicht heirathen, welche anſtatt der Eltern und Kinder ſind; in der Schwägerſchaft ſind eben die Perſonen einander verboten, die in der Blutsfreundſchaft einander nicht heirathen dürfen, die der Blutsfreunde des einen Theils, werden als eine Seitenlinie des andern angeſehen. Die Gründe, die ſie zur Beſtättigung dieſer Erklärung anführen, ſind folgende: Erſtlich, wo gleiche Gründe und Urſachen vorhanden ſind, da müſſen auch gleiche Gebote und Verbote vorhanden ſeyn; zweitens enthalten die genannten Geſetze einige Fälle in aufſteigender und abſteigender Linie, die doch offenbar unter denen daſelbſt genannten Graden verſtanden werden müſſen, daher könne man auch in den Seitenlinien etwas Aehnliches thun, und einige der von Moſe benannten ähnlichen Glieder mit begreifen. Andere aber, de-

nen dieſe Grundſätze nicht hinlänglich vorkommen, ziehen die Berechnung nach Perſonen vor. Sie bleiben genau bei den Worten Moſis ſtehen und ſetzen zum Grunde, daß die Worte des Geſetzes: Vater, Mutter, Sohn, Tochter von allen Eltern in der aufſteigenden und von allen Nachkommen in der abſteigenden Linie verſtanden werden müſſen; ferner, daß man alle Verbote von beiden Geſchlechtern umgekehrt annehmen müſſe. Die Gründe, die ſie für ihre Meinung anführen, ſind folgende: 1) Wenn in den Moſaiſchen Geſetzen auch die Stufen der Verwandtſchaft verſtanden werden müſſen, ſo wären die Geſetze in einer Abſicht zu weitläuftig und in einer andern zu unvollſtändig. Was wäre es zum Beiſpiel nöthig geweſen, nachdem er bereits verboten hatte, des Vaters Schweſter zu heirathen, auch noch der Mutter Schweſter zu nennen, wenn dieſes zweite Verbot ſchon in dem erſt genannten Grade lag. — 2) Moſes hat ſeine Geſetze zu verſchiedenen Malen, nämlich 3 Buch Moſ. 18 und 20 gegeben, und in beiden behält er gerade die nämlichen Fälle, hätten ſie Beiſpiele der Grade ſeyn ſollen, ſo würde er unfehlbar damit abgewechſelt haben. Will man ſagen, daß die Ehe mit des Bruders Tochter, mit der Schweſter Tochter, mit des Mutterbruders Wittwe, mit der Schweſterſohns Wittwe, mit der verſtorbenen Frauen Schweſter, in gleichem Grade mit denjenigen ſtehe, die ausdrücklich verboten ſind; z. B. Vaters Schweſter, Vatersbruders Wittwe ꝛc., ſo iſt dieſes zwar nicht zu leugnen; allein nach den Hebräiſchen Sitten war zwiſchen beiden Ehen ein ſo merklicher Unterſchied, daß man von der einen nicht auf die andere ſchließen konnte. Bei den Morgenländern wird die Nichte für eine weitläuftigere Verwandte angeſehen, als die Tante. Ein eben ſo gro-

ſter Unterſchied war zwiſchen der Wittwe des Vaterbruders an einem, und der Wittwe des Mutterbruders am anderen Theile. Nach einem alten Rechte bekam der Neffe, wenn ſein Vater nicht mehr lebte, ſeines Vaters Bruders Wittwe in die Erbſchaft, nicht aber diejenige ſeines Mutterbruders, weil ſie zu einer ganz andern Familie gehörte. Drittens iſt der verſtorbenen Frauen Schweſter mit dem Manne in dem Grade verwandt, als des Bruders Wittwe; jene erlaubt Moſe, dieſe verbietet er; folglich kann es nicht auf die Grade, ſondern auf die Perſonen gehen. 4) Nehmen auch die Rabbinen die Berechnung nach Perſonen und nicht nach Graden an, und endlich 5) wenn die Juden nach Graden gerechnet hätten, ſo hätte es nicht fehlen können, es hätte unzählige Rechtsfragen beim Moſe angebracht werden müſſen; und wir finden davon keine Spur, als nur ein einziges Mal 4 Buch Moſ. 36. Wenn man nun beide Gründe gegen einander hält, ſo wird man die Erklärung nach Perſonen weit wahrſcheinlicher finden, als nach Graden.

Was die Strafe der Blutſchande anbetrifft, ſo verordnet Karl der Fünfte, in der Hals-Gerichts-Ordnung, daß dieſelbe beſtraft werden ſoll, wie davon in unſerer Vorfahren und unſern kaiſerlichen geſchriebenen Rechten geſetzt. Art. 117. Man erklärt dies vom Römiſchen Rechte, und weil daſſelbe die Strafe der Blutſchande nicht deutlich genug beſtimmt, ſo ſah man einzig auf die beſonderen peinlichen Landesgeſetze, und wo dieſe nichts verordneten, verfuhr man ehemals nach dem Sächſiſchen Rechte. Man machte nämlich einen Unterſchied zwiſchen verwandten und verſchwägerten Perſonen. I. Die Blutſchande, a) zwiſchen Verwandten in auf- und

abſteigender Linie wurde mit dem Schwerdte, b) zwiſchen Seitenverwandten aber und zwar 1) zwiſchen Brüdern und Schweſtern und anderen Perſonen, die respectum parentelae gegeneinander haben, mit Fuſtigation, 2) zwiſchen den übrigen aber mit Relegation oder Kerker beſtraft. II Die Blutſchande der Verſchwägerten a) in auf- und abſteigender Linie, wie auch im erſten Grade der Seitenlinie wurde mit Fuſtigation, b) der übrigen aber mit Relegation, Kerker oder Geldſtrafe belegt. Die neuere Praxis weicht aber von dieſen Grundſätzen ab und dictirt gelindere Strafen; auch in Sachſen, in welchem Reiche noch bis auf die neuere Zeit das alte Geſetz angewendet wurde. Beſonders nimmt man auf die Diſtinction zwiſchen dem incestu Iuris divini und humani Rückſicht und beſtraft jenen härter, als dieſen. Uebrigens kann die Strafe der Blutſchande ganz wegfallen, wenn dieſelbe nicht erwieſen werden kann, oder verjährt worden iſt, welches innerhalb fünf Jahren geſchieht. 2) Kann dieſelbe gemildert werden, wenn es noch nicht ganz außer Zweifel iſt, daß ein gewiſſer Fall incestus Iuris divini ſei. 3) Kann auch geſchärft werden, wenn dieſelbe ſchon mehrere Male begangen worden, oder noch andere Verbrechen dabei concurriren, z. B. Hurerey, Ehebruch ꝛc. Zuweilen hat auch eine außerordentliche Strafe Statt. 1) Wenn das Verbrechen nicht conſummirt worden iſt; anderer Umſtände wegen, welche machen, daß es nur ein quasi delictum iſt, z. B. wenn Bruder und Schweſter von Kindheit an in einem Bette gelegen und ſich fleiſchlich vermiſcht haben. In ſolchen Fällen pflegt man ſowohl den Kindern, als den Eltern, Kerkerſtrafe zu dictiren.

Schänden*), ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, Schande zufügen, in der fünften Bedeutung dieses Hauptwortes. 1) Eigentlich, so fern Schande ehedem körperliche Verletzungen bedeutete, ist schänden verletzen überhaupt, in welcher Bedeutung es doch nur in einigen Oberdeutschen Gegenden üblich ist. Die Rinde eines Baumes schänden, verletzen. Der Blitzstrahl fuhr den Thurm hinunter und schändete die Sacristey, Bluntschli ein Zürcher. Im Hochdeutschen braucht man es nur im engeren Verstande, so verletzen, daß daraus eine völlige Verunstaltung erfolge. Wer sich die Nase abschneidet, der schändet sein Gesicht. Ein Bild, ein Gemälde schänden. Einen Braten schänden, ihn auf eine unschickliche Art anschneiden. Im gemeinen Leben in allen diesen Fällen auch verschänden. — 2. Figürlich (1) Schande, das ist, thätige Beschimpfung zufügen, wo es in engerer Bedeutung häufig für schmähen, schimpfen gebraucht wird, und in der niedrigen Sprechart mit der ausländischen Endung auch wohl schändiren lautet. Jemanden schänden, schmähen. Er hat geschändet den Zeug des lebendigen Gottes, 1 Sam. 17, 36.

*) Schon bei dem Kero scantan, der es aber für beschämen braucht, bei dem Notker schenden, für zu Schanden machen, beschämen, im Niederf. schennen, im Schwed. skaenda, im Engl. shend. Es stammt entweder unmittelbar von Schande her, oder es ist auch das Intensivum von dem veralteten Zeitworte schanen; schänden für schännen. S. Schande. Opitz berührt es einmal in einer sonst ganz ungewöhnlichen Bedeutung.

Die Pein, mit der ich mich bei Nacht und Tag schände. Wo es für quälen zu stehen kommt.

Es lobt mich ins Geſicht, es ſchändet mich im Rücken, Logau. (2) In weiterer Bedeutung iſt ſchänden oft grobe Unvollkommenheiten überhaupt andichten, zufügen; entehren. Wie lange ſoll meine Ehre geſchändet werden? Pſ. 4, 3. Wenn mich mein Feind ſchändete, Pſ. 55, 13. Der Gottloſe ſchändet ſich ſelbſt, Sprichw. 13, 5. Armuth ſchändet nicht, bringt keine wahre Schande oder Unehre. Seine Familie ſchänden, ihr durch ſein Betragen Unehre, Schande bringen. Den Sabbath ſchänden, ihn vorſetzlich und auf eine grobe Art entheiligen. Sie trotzen Freund und Feind und ſchänden die Geſetze, Weiße. (3) In der engeſten Bedeutung iſt eine Perſon weiblichen Geſchlechtes ſchänden, ſie der weiblichen und jungfräulichen Ehre berauben, wo es doch jetzt ſchon unter die harten und minder anſtändigen Ausdrücke gehört, wofür entehren üblicher iſt. Eine Jungfrau ſchänden, ſie entehren. So fern Schande jedes grobe Verbrechen wider das ſechſte Gebot bedeutet, wird auch wohl ſchänden in dieſer Bedeutung gebraucht. Zu ſchänden ihre eigene Leiber an ihnen ſelbſt, Röm. 1, 24. Knaben ſchänden.

Schänder, Jemand, welcher ſchändet. In der Deutſchen Bibel wird es einige Male in der ungewöhnlichen Bedeutung eines Verläumders gebraucht. Die Schänder muß ich hören, Pſ. 44, 17. Die Menſchen werden ſeyn Schänder, 2. Tim. 3, 3. Am üblichſten iſt es in den Zuſammenſetzungen Ehrenſchänder, Sabbathsſchänder, Knabenſchänder ꝛc.

Schandfleck, eigentlich ein Schmutzfleck, ſo fern er ein Ding entſtellt, eine verunſtaltende Stelle an einem Dinge. Figürlich, eine jede Perſon oder

Sache, welche einer andern wahre Schande bringt oder macht. Die Lüge ist ein häßlicher Schandfleck, Sir. 20, 25. Seiner Ehre einen Schandfleck anhängen, Cap. 47, 22. Sie sind Schandflecken und nicht seine Kinder, 5. Mos. 32, 5. Der Schandfleck seiner Familie syn. Hier steht Schandfleck für Schandflecken.

Schandgebot, im gemeinen Leben ein ungewöhnliches niedriges Gebot, welches mit dem Werthe der Sache, auf welcher es geschieht, in keinem Verhältnisse steht; in einigen Gegenden das Schandbot.

Schandgeld, ein durch schändliche Mittel erworbenes Geld, und im gemeinen Leben ein ungewöhnlich geringes Geld, welches mit dem Werthe der Sache in keinem Verhältnisse steht.

Schandgemälde, ein Gemälde, welches schändliche Vorstellungen enthält; auch ein Gemälde, in so fern es Jemanden grobe persönliche Unvollkommenheiten andichtet, ein Pasquill, in Gestalt eines Gemäldes; auch wohl, doch ungewöhnlich, wird eine schlechte Sudelei, worin man einem Meister hat nachahmen wollen, ein Schandgemälde genannt.

Schandglocke, in einigen Gegenden eine Glocke, unter deren Läutung ein Verbrecher des Landes verwiesen wird.

Schandhure, im gemeinen Leben eine öffentliche Hure von der niedrigsten Art.

Schändiren, s. Schänden.

Schandkauf, im gemeinen Leben, ein Kauf für einen ungewöhnlich niedrigen Preis, dessen sich sowohl der Käufer, als der Verkäufer zu schämen hat.

Schändlich, Bei- und Nebenwort, von dem Hauptworte Schande und dem Suffixo lich. 1) Verunstaltet, durch Verletzung seiner Gestalt nach

verderbt, in welcher Bedeutung es nur im gemeinen Leben üblich ist. Ein schändliches Gesicht, ein verunstaltetes. Schändlich aussehen. Schändlich verstörrt werden. Dan. 2, 5. 2. Figürlich. (1) So fern Schande ehedem mit Scham gleichbedeutend war, ist schändlich, beschämt, in welchem Verstande es nur noch in der Deutschen Bibel vorkommt. Wie schändlich hingen sie die Köpfe. Jer. 48, 39. (2) Mit Schande, das ist, Unehre in der bürgerlichen Gesellschaft verbunden, Schande und Unehre haben. Ein schändlicher Mensch. Eine schändliche Lebensart. Noch mehr (3) Schande bringend, schandbar. Eine schändliche Handthierung. Schändlich leben. Schändliche Gewohnheiten. Ein Verläumder ist schändlicher, als ein Dieb, Sir. 5, 17. Ein schändlicher Tod, da es dann im weiteren Verstande im gemeinen Leben häufig von allem gebraucht wird, dessen man sich zu schämen hat. (4) In der engsten Bedeutung ist schändlich, im hohen Grade wider die Ehrbarkeit und den Wohlstand laufend. Schändliche Reden führen. Sich schändlich betragen. Ein schändlicher Mensch. Schon bei dem Willeram scantlih.

Schändlichkeit. 1) Die Eigenschaft eines Dinges, da es schändlich ist. Da wo die Schändlichkeit in menschlicher Gestalt jetzt herrscht, Weiße. 2) Schändliche Handlungen, Worte ꝛc.

Schandlüge, im gemeinen Leben, eine grobe schändliche Lüge, deren man sich im hohen Grade zu schämen hat.

Schandmahl, ein, Jemanden zur Schande, zur öffentlichen Beschimpfung verursachtes Mahl; ein Schandzeichen, ein Brandmahl, z. B. der Galgen, Rad ꝛc., welches gewissen Theilen des Kör-

Was nun das Brandmarken oder das Schandmahl, als Strafe, anbetrifft, ſo werden noch jetzt dergleichen Schandzeichen großen Verbrechern, Vagabunden ꝛc. auf die Hand, den Arm oder den Rücken gebrannt. Man brennt ſie aber auch auf die Stirn, um ſicher vor einem Böſewichte zu warnen; ſ. auch den Art. Strafe.

Schandmaul, im gemeinen Leben, ein ſchändliches Maul, das heißt, die Fertigkeit beſitzen, ſowohl an und für ſich ſchändliche Sachen zu reden, als auch Andere auf eine grobe Art zu verunglimpfen; daher ein Schandmaul haben. Man nennt auch eine mit dieſer Fertigkeit begabte Perſon Schandmaul.

Schandpfahl, ein Pfahl, an welchem die Verbrecher zur öffentlichen Beſchimpfung ausgeſtellt werden; der Pranger, ſ. Th. 117, S. 80. Das Halseiſen, ſ. Th. 20, S. 297, und die Schandſäule. Ein zu Jemandes Schande errichteter Pfahl wird auch Schandſäule genannt. Man errichtet ſie zum Andenken der Freveltha[illegible] die mit dem Tode beſtraft worden, auf der Landſtraße oder am Wege.

Schandſack, im gemeinen Leben, eine im höchſten Grade ſchändliche oder unzüchtige Weibesperſon. Logau ſagt: Ein Biederweib im Angeſichte, ein Schandſack in der Haut iſt manche.

Schandſäule, ſ. Schandpfahl.

Schandſchrift, eine ſchändliche Schrift; eine Schrift, welche darauf abzielt, Jemanden grobe perſönliche Unvollkommenheiten anzudichten; ein Pasquill, eine Schmähſchrift.

Schandſtein, ſ. Laſterſtein, Th. 35.

Schandthat, eine ſchändliche That, welche dem, der ſie begeht, der öffentlichen Unehre ausſetzt.

Plutarch Σαμίων ν' Δημος ε'ις πολυγραμματος, jedoch führt dieſer Schriftſteller ſelbſt mehrere andere Urſachen dieſer Benennungen an. So ſagen zum Beiſpiel Einige, daß gleich wie die Samier den gefangenen Athenienſern das Bild der Nachteule, dieſes der Minerva heiligen Vogels, hätten verbrennen laſſen, ſo hätten im Gegentheil die Athenienſer die gefangenen Samier mit einer Samäna brandmarken laſſen, das iſt, mit dem Bilde eines von den Samiern erfundenen Schnellſchiffes, deſſen Vordertheil wie ein Schweinrüſſel ausgeſehen. Die Griechen bezeichneten ihre böſen Sklaven an die Stirn mit dem Buchſtaben φ, welcher entweder φευκτος ein Menſch, dem nicht zu trauen iſt, oder φευκτικος, einer, der gern davon läuft, bedeutete. Die Lateiner bedienen ſich in dieſer Abſicht des Buchſtaben F, welches fur, ein Dieb, oder fugitivus ein Davongelaufener heißt. Die Sklaven wurden aber nicht der Verbrechen allein wegen gebrandmarkt, ſondern auch öfters deswedamit, wenn ſie ihren Herren entliefen, ſie wieder erkannt werden konnten. Nicht nur die Sklaven, ſondern auch die Kriegesgefangenen wurden in dieſen Zeiten, wo der Samier ſich noch Alles erlaubte, und die Kriegesgefangenſchaft dem Menſchen die Menſchheit, das heißt, ſeine Freiheit raubte, gebrandmarkt; ſo wurde den in Sicilien gefangenen, und zu Sklaven verkauften Athenienſern ein Pferd auf die Stirn gebrannt; auch die angehenden Soldaten, tirones, pflegten in den ſpäteren Zeiten Roms gebrandmarkt zu werden, nicht um ſie zu beſchimpfen, ſondern um ſie, wofern ſie entflohen oder ſonſt etwas übles thaten, deſto leichter wieder zu erkennen. Was für ein Zeichen denſelben eigentlich eingebrannt worden, iſt noch nicht völlig ausgemacht. Auguſtin nennt es an irgend

einem Orte ganz unbeſtimmt regium characterem. Im Griechiſchen heißt dieſes Zeichen überhaupt στίγμα auch ἐπιγέγραμμα. Man glaubt gemeiniglich, daß dieſes stigma der Name des Kaiſers geweſen ſei, welcher auf die Hand eingebrannt worden. Es ſcheint nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Art des Bezeichnens der jungen Soldaten mit jener ſo fürchterlichen, ſchmerzhaften und entehrenden der Sklaven einerlei geweſen. Vegetius der über die Kriegskunſt der Alten, als ein Kenner und Zeitgenoſſe geſchrieben, giebt zu verſtehen, wie dieſe Bezeichnung eigentlich geſchehen ſei. Er ſagt: Non statim punctis signorum scribendus est tiro, und an einem andern Orte: victuris in cute punctis milites scripti jurare solent. Aus beiden Stellen geht hervor, daß dieſe Bezeichnung der Soldaten ungefähr eben diejenige geweſen, welche man zuweilen auf den Händen oder an den Armen der Levantefahrer ſieht, die ſich damit in Jeruſalem oder den andern Orten in Paläſtina durch einen Prieſter verſehen laſſen, welches man tatowiren nennt. Dieſe Erklärung wird durch die Beſchreibung des Prudentius beſtätiget, welcher er von der religieuſen Stigmatiſation macht, womit abergläubiſche und eifrige Verehrer irgend einer Gottheit ſich dem Dienſte derſelben, ſo wie die Tyronen ihrem Kaiſer, widmeten. Die eifrigen Abgötter, von welchen Prudentius redet, beobachteten einen Aberglauben, der in dem heidniſchen Alterthume ziemlich üblich war. Lucian ſagt von den Dienern der Syriſchen Göttin, daß ſie theils in der Hand, theils im Nacken gewiſſe Charaktere gehabt. Die Charaktere dieſer Göttin oder der Cybele waren mancherlei; bald hatte ſie in der einen Hand einen Blitz und in der andern einen Schlangenſtab, einen Spinnrocken, eine

lactus. Die Schanze glückt ihm wohl; es ist ihm eine Schanze mißrathen; diese Schanze wollte ihm nicht gelingen ꝛc.; in welchen bei dem Frisch befindlichen Redensarten, es überall so viel als Wurf bedeutet, welche Redensarten dann aber auch figürlich gebraucht wurden, in seinem Unternehmen, in seinem Versuche glücklich seyn ꝛc.

Ist nun sach das mir nicht gerat.
Gegen den Held einmal ein schanz,
Theuerd., Kap. 28.

Figürlich, ein Versuch, ein Streich. Sie dürfen um den Rock die Schanze schlagen, übersetzt Opitz die Stelle Ps. 22, 19. Sie werfen das Loos um mein Gewand, nach Luthers Uebersetzung. Ohne Zweifel rühren daher noch die figürlichen Redensarten: etwas in die Schanze schlagen, es wagen, es auf gut Glück dahin geben, wie ein auf ein Spiel gesetztes Geld. (2) Figürlich. a) Das Würfelspiel, und in weiterer Bedeutung ein jedes Spiel und dessen Zustand; Franz. Chance, ohne Zischlaut, im Holländischen und Niedersächsischen Kansse, im Schwed. Kans; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, wovon noch die in einigen Gegenden üblichen figürlichen Redensarten abstammen: auf seine Schanze sehen, auf sein Spiel, seine Sache wahrnehmen; die Schanze versehen, das Spiel, und figürlich, hintergangen werden, vernachläßigen; seine Schanze bewahren, sich nicht in das Spiel sehen lassen, auf seiner Hut seyn, wo dann auch die folgende dritte Bedeutung Statt findet. Ehedem war die Mummenschanze, das Mummenspiel, das ist, eine Maskerade. Im mittleren Latein ist Biscatia, das Würfelspiel, Ital. Biscazza, Bischenza. b) Ein jeder Zufall, er sei glücklich

oder unglücklich, ein Ungefähr, ein Glücks- oder Unglücksfall. Im Niederſ. ohne Zuſchlaut Kâns, im Engl. Chance, wo auch to chance, ſich zutragen iſt, Ital. Cianza. Henlſch erklärt Schanz ausdrücklich durch Abentheuer, Zufall, Gefahr. Wa inen eine ſchanz beſtund, das ſie ein ſchlacht gewünnen, in dem 1514 gedruckten Livius. Im Hochdeutſchen iſt es auch in dieſer Bedeutung veraltet. In der Lotharingiſchen Provinzial-Sprache iſt Dehance, Glück, und Meschance, Unglück.

c) Günſtige Gelegenheit, ein gleichfalls veralteter Gebrauch.

So hoff ich noch er werd einmal
Ueberſehen die rechten Schanz,
Theuerd. Kap. 17.

Sie iſt gar ſehr ergrimmt, erſtehet
ihre Schanze
Und ſchlägt auf ihn zu, Opitz. 2. Eine Bekleidung, Bedeckung, wo es ehedem mit Schande gleichbedeutend war, aber gleichfalls veraltet iſt. Eine Larve kam ehedem unter dem Namen einer Schanze vor; ſ. auch Schanzkleid. 3) In der Befeſtigungskunſt iſt die Schanze, eine jede kleine Verſchanzung, in Geſtalt eines Vier-, Fünf- oder Sechseckes. Ital. Scanso; Engl. Sconce; Schwed. Skans; Poln. Szanc; Wend. Schanza. Eine Erdſchanze, wenn ſie nur von Erde aufgeworfen iſt. Eine Feldſchanze, welche auf freiem Felde aufgeworfen wird. An manchen größeren Feſtungen befinden ſich gleichfalls mit gemauerten Gräben, Auſſenwerken ꝛc. verſehene Schanzen, welche in anderen Rückſichten Caſtelle, Citadellen ꝛc. heißen. Vielleicht führt dieſes von ſchanzen, graben her, da es denn eigentlich ein aus ausgegrabener Erde beſte-

So auch noch einige andere Zusammensetzungen, als Schandname, Schandort, Schandreden, Schandworte ꝛc.

Schändung, die einer Weibesperson, s. unter Schwängerung.

Schäuen, beim Korbmacher, die zerspaltenen Weiden, womit Körbe geflochten werden, und von welchen er den Kern oder Peddig der Weiden abhobelt und solche glatt macht. Er zieht die gespaltene Weise zwischen dem Hobeleisen durch und glättet sie solcher Gestalt.

Schang, s. Schan.

Schank, von dem Zeitworte schenken, im Kleinen verkaufen, der Verkauf im Kleinen und das Recht gewisse Waaren im Kleinen verkaufen zu dürfen, wo es doch nur in denjenigen Fällen üblich ist, in welchen das Zeitwort schenken gebraucht wird. Der Bierschank, s. Th. 5, S. 177. Weinschank s. diesen Artiekel, Salzschank, s. Th. 135, S. 43; der öffentliche Verkauf des Bieres, Weines oder Salzes im Kleinen, und das Recht, sie verkaufen zu dürfen. Das Oberdeutsche Schank, ein Schrank, gehört zu einem andern aber verwandten Stamme.

Schank, Cchank, Sjanko, Birne, Opferhorn, Voluta pyrum, testa obovata subcaudata, spiraeanfractibus striatis apice producto glaberrimo, columella triplicata. Linn. Syst. Nat. ed. 12. F. 1. P. II. p. 1195. Fr. Murex oder Buccin d'offrande. H. A. Wit Offerhoorn. Jüdisch Tsjankos. Diese Conchylie gehört unter die wichtigsten Schaalenthiere, welche Ostindiens Gewässer zum Handel bringen. Der Fang ist in vielen Gegenden ein landesherrliches Einkommen, welches jährlich verpachtet wird. Der Bau dieser Conchylie ist etwas eyförmig und einiger-

Weise gelegt zu werden. Sie werden gemeiniglich mit drei oder vier halben Bollwerken gemacht, und man nimmt zu einer jeden Seite nicht über sechs Ruthen. Wenn man im Felde in Eile eine viereckigte Schanze mit ganzen Bollwerken machen will, so macht man erstlich ein rechtes Quadrat, und zieht hernach mit den Linien durch die vier gegen einander stehenden Winkel zwei Diagonallinien, verlängert solche über die Winkel hinaus, so lang, als die Hauptlinie seyn soll, und fährt dann weiter mit der Eintheilung fort. Von Anlegung der Feldschanzen bei der Preußischen Armee, s. Th. 51, S. 130 u. f. Ein Mehreres hierüber, s. unter Verschanzungskunst, in V.

Schanze, im Schiffbau, s. unter Verdeck.

Im Koblenzischen ist Schanze ein Gebünd Reiser, eine Welle.

Schanzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches vermöge der Endsylbe zen, ein Intensivum von einem veralteten Zeitworte schanden oder schanen ist, welches gewisse heftige Bewegungen machen, bedeutet hat; s. Schande. Auch unser schanzen scheint diese Bedeutung gehabt zu haben, ob es gleich nur noch von gewissen Arten heftiger Bewegungen gebraucht wird. 1) Mühsame Arbeit verrichten, wo es noch hin und wieder im gemeinen Leben von jeder beschwerlichen und mühsamen, besonders körperlichen, Arbeit gebraucht wird. Im Bergbau ist anschanzen, Anstalt machen, daß die Arbeiter an ihre Arbeit kommen, welches auch anschaffen genannt wird. In engerer Bedeutung war es ehedem graben, wo es aber auch nur von dem zur Befestigung eines Ortes nöthigen Graben üblich ist. Schanzen müssen. Die Bauern zum Schanzen zusammentreiben, zur Arbeit und besonders zum Graben

der Vertheidigungswerke eines Lagers, eines Ortes ꝛc. ſ. Verſchanzungskunſt. Man ſagt: Sich verſchanzen, gegrabene Werke um ſich her aufwerfen. Sich einſchanzen, zur Sicherheit eingraben. Umſchanzen, mit ringsumher aufgeworfenen Werken vertheidigen. Der Argliſt vorſchanzen, Günther, vorbauen.

2) Werfen, wo es ehemals von dem Werfen im Würfelſpiele ſehr üblich war, aber auch für ſpielen überhaupt gebraucht wurde. Daher war erſchanzen, ehedem im Spiele gewinnen, einem etwas abſchanzen, es ihm im Spiele abgewinnen. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer Bedeutung veraltet; nur die Redensart jemanden etwas zuſchanzen ſcheint noch ein Ueberbleibſel davon zu ſeyn, wenn nicht die allgemeinere Bedeutung der Bemühung in derſelben zum Grunde liegt; ſ. auch Zuſchanzen.

Von der zu Kriegeszeiten vom Feinde auferlegten Schanz- und Wallarbeit, ſ. unter Krieges-Schäden und Laſten, Th. 51, S. 807 u. f. Ob von den zu Kriegeszeiten vom Feinde auf verpachteten Feldern aufgeworfenen Schanzen, den davon entſtehenden Schaden der Verpachter oder der Pachter zu tragen habe, ſ. Th. 51, S. 811.

Schanzenherr, ſ. Ingenieur, Th. 30, S. 19.

Schanzengeld, wird diejenige Art von Abgaben genannt, welche die Unterthanen entweder zur Erbauung oder Ausbeſſerung einer Feſtung und der dazu nöthigen Werke aufbringen müſſen.

Schanzgräber, Schanzer, Fr. Pionniers, im Feſtungsbaue und Kriegesweſen diejenigen Arbeiter, welche Schanzen im weiteſten Verſtande, das heißt, alle zur Vertheidigung gehörigen Werke

graben. Man hält gewöhnlich eine gewisse Anzahl bei der Artillerie.

Schanzkarren, s. Wüppe.

Schanzkleid, im Schiffbaue, ein vermittelst aufgerichter Hölzer um das Kriegesschiff gezogener Streifen Leinwand. Er dient zum Theil die kleinen Kugeln abzuhalten, zum Theil auch zum Verbergen dessen, was auf dem Verdecke vorgeht. Bei Einigen sind auch die Mastkörbe im Gefecht damit umzogen. Die verschiedenen Nationen haben jede eine besondere Farbe zu den Schanzkörben. So haben z. B. die Holländer roth; die Franzosen blau mit gelben Lilien ꝛc. Hinter dem Schanzkleide, gleich unmittelbar über dem Bord, sind die Serwings Boovenets mit Stutzen festgestellt; sie bestehen aus Matten von zusammengeflochtenen Stricken, fünf bis sechs Finger dick, sind zwei bis drittehalb Fuß hoch und dienen zur Bedeckung der Soldaten. Man kann auch nach Matzerat's Vorschlag eine von Tau geflochtene Arbeit gegen die Schüsse unter Wasser anbringen, welche von dem Wasserrand des Schiffes an einige Fuß herunter längst beiden Borden ins Wasser gesenkt werden können.

Schanzkorb, bei der Artillerie, ein aus Weidenreisern geflochtener Korb, der bald groß, bald klein gemacht wird; daher sein Durchmesser 2 bis 5 Fuß hält, die Höhe hingegen 3 bis 8 Fuß. Man füllt diese Körbe mit bloßer Erde oder Sand; jedoch müssen keine groben Steine darin seyn. Sie werden auf den Hauptwerken, Batterien, Hauptgräben ꝛc., wo etwas eingeschlossen ist, und wo man eine Bedeckung des groben Geschützes und der Soldaten nöthig hat, gebraucht. Man bedient sich derselben auch öfters in den Laufgräben, um die Arbeiter vor dem Geschütze des Feindes

der Vertheidigungswerke eines Lagers, eines Ortes ꝛc. ſ. Verſchanzungskunſt. Man ſagt: Sich verſchanzen, gegrabene Werke um ſich her aufwerfen. Sich einſchanzen, zur Sicherheit eingraben. Umſchanzen, mit ringsumher aufgeworfenen Werken vertheidigen. Der Argliſt vorſchanzen, Günther, vorbauen.

2) Werfen, wo es ehemals von dem Werfen im Würfelſpiele ſehr üblich war, aber auch für ſpielen überhaupt gebraucht wurde. Daher war erſchanzen, ehedem im Spiele gewinnen, einem etwas abſchanzen, es ihm im Spiele abgewinnen. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer Bedeutung veraltet; nur die Redensart jemanden etwas zuſchanzen ſcheint noch ein Ueberbleibſel davon zu ſeyn, wenn nicht die allgemeinere Bedeutung der Bemühung in derſelben zum Grunde liegt; ſ. auch Zuſchanzen.

Von der zu Kriegeszeiten vom Feinde auferlegten Schanz- und Wallarbeit, ſ. unter Kriegeſ-Schäden und Laſten, Th. 51, S. 807 u. f. Ob von den zu Kriegeszeiten vom Feinde auf verpachteten Feldern aufgeworfenen Schanzen, den davon entſtehenden Schaden der Verpachter oder der Pachter zu tragen habe, ſ. Th. 51, S. 811.

Schanzenherr, ſ. Ingenieur, Th. 30, S. 19.

Schanzengeld, wird diejenige Art von Abgaben genannt, welche die Unterthanen entweder zur Erbauung oder Ausbeſſerung einer Feſtung und der dazu nöthigen Werke aufbringen müſſen.

Schanzgräber, Schanzer, Fr. Pionniers, im Feſtungsbaue und Kriegesweſen diejenigen Arbeiter, welche Schanzen im weiteſten Verſtande, das heißt, alle zur Vertheidigung gehörigen Werke

graben. Man hält gewöhnlich eine gewisse Anzahl bei der Artillerie.

Schanzkarren, s. Wüppe.

Schanzkleid, im Schiffbaue, ein vermittelst aufgerichter Hölzer um das Kriegesschiff gezogener Streifen Leinwand. Er dient zum Theil die kleinen Kugeln abzuhalten, zum Theil auch zum Verbergen dessen, was auf dem Verdecke vorgeht. Bei Einigen sind auch die Mastkörbe im Gefecht damit umzogen. Die verschiedenen Nationen haben jede eine besondere Farbe zu den Schanzkörben. So haben z. B. die Holländer roth; die Franzosen blau mit gelben Lilien ꝛc. Hinter dem Schanzkleide, gleich unmittelbar über dem Bord, sind die Serwings Boovenets mit Stutzen festgestellt; sie bestehen aus Matten von zusammengeflochtenen Stricken, fünf bis sechs Finger dick, sind zwei bis drittehalb Fuß hoch und dienen zur Bedeckung der Soldaten. Man kann auch nach Matzerat's Vorschlag eine von Tau geflochtene Arbeit gegen die Schüsse unter Wasser anbringen, welche von dem Wasserrand des Schiffes an einige Fuß herunter längst beiden Borden ins Wasser gesenkt werden können.

Schanzkorb, bei der Artillerie, ein aus Weidenreisern geflochtener Korb, der bald groß, bald klein gemacht wird; daher sein Durchmesser 2 bis 6 Fuß hält, die Höhe hingegen 3 bis 8 Fuß. Man füllt diese Körbe mit bloßer Erde oder Sand, jedoch müssen keine groben Steine darin seyn. Sie werden auf den Hauptwerken, Batterien, Hauptgräben ꝛc., wo etwas eingeschlossen ist, und wo man eine Bedeckung des groben Geschützes und der Soldaten nöthig hat, gebraucht. Man bedient sich derselben auch oftets in den Laufgräben, um die Arbeiter vor dem Geschütze des Feindes

zu bedecken. Es kommt entweder von Schanze, so fern es noch im Niederrhein ein Reisbündel bedeutet, oder auch von Schanze, Bedeckung oder endlich auch von schanzen, graben, weil solcher Korb sowohl mit ausgegrabener Erde gefüttert wird, als auch zur Bedeckung der Schanzgräben dient, her. Die ganz kleinen Schanzkörbe zu den Brustwehren werden Franz. Corbeilles genannt. Auch die rund geflochtenen Körbe, die mit Soden gefüllt, an beiden Enden gleichfalls zugeflochten sind, und dann zur Füllung einer Zuschlagskiste oder zum Senkwerk an Schleusen gebraucht werden, erhalten den Namen der Schanzkörbe. In Niederdeutschland, beim Deichbau, heißt ein Schanzkorb, ein mit Erde gefüllter Korb, womit man den Bruch in einem Deiche oder Damme ausfüllt, auch die kleinen Grundwasen.

Schanzläufer, s. den folgenden Artikel.

Schanzloper, in der Schiffahrt, ein kurzer Oberrock von dickem Frieß oder Tuch, den die Seefahrenden anziehen, wenn es kalt ist. Man nennt daher auch eine Frauenzimmer-Tracht, welche in einem Redingot oder Ueberrock besteht, der nur bis ans Knie geht, einen Schanzloper, Schanzläufer.

Schanzpfahl, Schanzpfähle, Pfähle, welche zu den Schanzen oder beim Verschanzen gebraucht werden; s. unter Verschanzungskunst.

Schanzzeug, in der Kriegeskunst, alle zum Verschanzen im Kriege nöthigen Werkzeuge und Geräthe, als Spaten, Schippen, Hacken, Beile ꝛc.

Schapel, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, welches ehemals unter andern auch einen Kranz bedeutete. Ein Schapel ist bald gemacht, wenn man die Blumen beisammen hat, Kai-

sersberg, bei dem Frisch. Auch der Rosenkranz führte ehemals diesen Namen, und im Französischen heißt er noch Chapelet. Die letzte Sylbe ist das Suffixum el, ein Subject, ein Ding, ingleichen ein Werkzeug. Die erste Sylbe, auf welche es hier allein ankommt, gehört zu dem Zeitworte schaffen und kann wegen des weiten Umfanges der Bedeutung desselben, eine Bewegung in die Runde, in die Tiefe, und figürlich auch eine Bedeckung bedeuten, daher sowohl das Italienische Capello, ein Hut, als auch unser Schaube und andere mehr damit verwandt sind; s. auch Scapulier.

Schapelschnabel, Schabbelschnabel, Plotus recurviroster Klein, eine Art Wasservögel oder Patschfüße, welcher zu den Platten des Klein gehört und den Namen von seinem krummen, einer umgekehrten Sichel oder einem kurzen Säbel ähnlichen Schnabel hat; s. Wasservogel.

Schapp, s. Schaff.

Schappenholz, s. Sapanholz.

Schäppes, im Oesterreichischen, die halb ausgedroschenen Garben, welche man Kloppen nennt.

Schaquerille, s. Casçarille, Th. 6, S. 683.

Schar, ein uraltes Stammwort, welches unter den gewöhnlichen Veränderungen und mit den gewöhnlichen Suffixis, scharb, scherb, schirm, schart, schurz ꝛc. im Deutschen und den verwandten Sprachen in tausend Fällen vorkommt, daher hier etwas darüber überhaupt gesagt werden muß, damit man die Verbindung so vieler, dem Anscheine nach sehr verschiedener, Bedeutungen desto besser übersehen kann. Es wird hierbei s, sch und z als gleichbedeutend vorausgesetzt, obgleich das sch wegen seines vollen Zischers oft eine In-

tenſion bezeichnet, welche das z in einem noch höheren Grade ausdrückt. Schar iſt, wie alle Stammwörter, urſprünglich die Nachahmung eines Lautes, welcher laut mit vielen Arten von Veränderungen verbunden iſt. Bei dem Notker iſt ohne Ziſchlaut Char, der Ruf, das Geſchrei. Sirmen, furmen, ſind noch im gemeinen Leben Nachahmungen einer Art eines Murmelns und Summens, wie das lateiniſche susurrare. Im Schwediſchen iſt Sorl das Getöſe, und die Sirenen der Alten hatten vermuthlich von ihrem Singen den Namen. Aus dem lateiniſchen Sermo, und serere in disserere, asserere ꝛc. erhellt, daß es auch die menſchliche Rede, die Sprache bedeutet habe. Unſer zirpen, das lateiniſche sorbere, das Intenſivum ſcharren, die Scharbe oder Schärbe, ein gewiſſer Vogel, beziehen ſich alle zunächſt auf den eigenthümlichen Laut. Nach einer ſehr gewöhnlichen Figur bezeichnet es gewiſſe mit dieſem Laute verbundene Veränderungen und Bewegungen, welche dann von ſehr vielfacher Art ſind. 1) In Anſehung der Geſchwindigkeit oder des Grades der Stärke. (1) Gewiſſe ſchnelle oder heftige Bewegungen und Veränderungen, daher die im gemeinen Leben üblichen ſchergen, ſchürgen, antreiben, forttreiben; ſ. Scherge; ſchüren, ſcheren, vexare, ſehr, ſchier ꝛc. Im Schwediſchen iſt surra, herumtreiben, und serda. Das lateiniſche Servire, bezieht ſich vermuthlich zunächſt auf mühſame Handarbeit, wie unſer Scharwerk. In der Monſeeiſchen Gloſſe iſt Scara, Frohne. Im Meklenburgiſchen bedeutet ſcharwachen, ſich ſchlaflos im Bette herumwälzen. Beſonders gehört hierher der Begriff des Gehens, Wanderns, Reiſens. Im Hebräiſchen iſt ohne

Ziſchlaut שר, wandern, woher auch unſer nichtsnutziges ſich fortſcheren, ſich herſcheren, ſich hinſcheren und das Lateiniſche serere in deserere gehört. Beſonders des Reißens, Theilens, Schneidens, Grabens ꝛc., eine in allen Sprachen ſehr häufige und fruchtbare Bedeutung. Es gehören dahin unſer Saraß, verſehren, Schere, ſcheren, Scharte, ſcharben, ſchürfen, Scharte, Scherbe, ein zerbrochenes Stück, zerren, Sarter, Zerter, das Schwediſche skarda, verletzen, Skara, eine Wunde, Skaerf, ein Stückchen, Scherf, die Franzöſiſchen dechirer, Serpe ꝛc. Die Lateiniſchen Scarabaeus, von dem Scharben oder Nagen, wie Käfer von kauen, Kiefer. Serra, eine Säge, serpere, ſchneiden, sarrire ausreißen. Hebr. חרש; das Griechiſche χειρειν, ſchneiden; das Oberdeutſche Schar, ein Maulwurf, lat. Sorex, Griechiſch ὑραξ, Schwediſch sork, Wend. Kart; das ſcheeren oder theilen der Weber, Schar, ein Theil in Heimſchar und Ueberſchar, vermuthlich auch das Lateiniſche Sors, unſer Sorte und hundert andere mehr. Das Licht iſt in allen Sprachen und in allen Fällen eine Figur der ſchnellen Bewegung. Daher das Niederſächſiſche ſchier, hell Schwed. skaer, das Lateiniſche serenus, unſer zier, das Franzöſiſche charbon, Kohle, eigentlich glühende Kohle, Sirius, der Hundsſtern wegen ſeines hellen Lichtes, vielleicht auch die erſte Sylbe von Scharlach ꝛc.

Eine andere eben ſo gewöhnliche Figur iſt die Bedeutung der unangenehmen Empfindung; daher unſer ſauer, ſo fern man es als eine Erweiterung von ſaur anſieht, das veraltete Sehr, Seer, der Schmerz, unſer Sorge. Das Hebr. שרר, brennen ꝛc. (2) Gewiſſe langſame

Bewegungen. Beſonders des Kriechens, daher das Lat. serpere, kriechen, Siro, eine Filzlaus, serus, langſamer, wovon vielleicht vermittelſt einer neuen Figur serius, ernſthaft iſt.

2) In Anſehung der Leichtigkeit der Bewegung, wo es in manchen Fällen ein Ausdruck der Flüſſigkeit iſt, wie das Lateiniſche Serum, vielleicht auch das alte Schor, Hor, Gohr, Koth; Schwed. Skarn, Griech. ορος und das Lateiniſche Sordes. Der Begriff der weichen Beſchaffenheit läßt ſich als eine Figur der Flüſſigkeit anſehen, daher σαρξ das Fleiſch, vielleicht auch sericus, ſeiden.

3) In Anſehung der Menge der in Bewegung befindlichen Theile, wo es vornähmlich ein Ausdruck des ſirmenden Lautes, vieler um und nebeneinander befindlichen Theile iſt. Dahin das Lateiniſche serere, ſäen, ingleichen ordnen, zuſammenſetzen, unſer Schar, und ohne Ziſchlaut das Hebräiſche חבר verſammeln. Figuren davon ſind die Begriffe des Gerinnens, Vereinigens und Verbindens; wie sarcire, nähen, ſticken, Soror, die Schweſter, das Schwed. skaera, gerinnen, vielleicht auch Sera, ein Schloß, und serare, aufſchließen. Ingleichen der Begriff der Maſſe, wovon die Härte, Schwere und vielleicht auch die Trockenheit neue Figuren ſind. Daher das Schwediſche sär, ſchwer, welches aber auch zu der Bedeutung der unangenehmen Empfindung gehören kann. Skare, harter, feſt gefrorner Schnee, das Niederſ. ſor, trocken, Griech. σαρω, trocknen.

4) In Anſehung der Richtung der Bewegung oder Ausdehnung. (1) In die Länge, wie Series, eine Reihe, Sarmentum, die Rebe, Surus, ein Pfahl, Sorex die Spitzmus, Scirpus, die Binſe, das veraltete Serle ein langer Balken.

(2) In die Höhe. Im mittlern Latein iſt

Essarum ein Damm, im Hebr. שרה, aufgehen, im Schwedischen Skaer, ein Felsen, wo aber auch die Bedeutung der Masse, ingleichen der senkrechten Richtung mit eintritt, wie in dem veralteten scharf, für schroff. Eine Figur davon ist das in vielen Sprachen übliche Sir, ein Herr, Hebräisch שר, und — שרה ein Fürst. (3) In die Länge und Breite, eine Fläche, Gegend zu bezeichnen, wie Schar und Oberschar; s. dasselbe. (4) In die Runde, wie Sertum, ein Kranz und unser Schurz, so fern es auch eine Art des Kranzes ist. (5) In die Tiefe; daher die Bedeutung eines hohlen Raumes, eines Gefäßes, wie Sarg, Geschirr, Scherben, ein Gefäß, das lateinische Seria, ein Faß, und Sarracum, ein Lastwagen, welches aber auch mit dem Französischen Charrue und unserem Karren zu der Bedeutung des Reisens, Gehens gehören kann; die Zarge, der Scharren, für Schranne, das Griechische σειρα, eine Höhle, Sirus ꝛc. Die Decke, Bedeckung, ist eine gewöhnliche Figur des hohlen Raumes. Ehedem war Särge eine Tapete, Lat. ist Scortea, eine lederne Decke, Schwed. Saerk, ein Weiberhemd, unser Schürze Schaur oder Schauer ꝛc. Nach einer noch weitern Figur gehört auch Schirm hieher. Im Hebr. ist סור, ein Schild; und so noch andere Bedeutungen mehr, welche in obige Hauptklassen leicht einzuschalten sind.

Schar *), ein Collectivum, mehrere bei und

*) Bei dem Ottfried Skara, im Schwed. Skara, im Italienischen Sciera. Es drückt das Geräusch aus, welches mehrere bei und nebeneinander befindliche lebendige Dinge machen, welche Bedeutung auch in dem Lateinischen serere, säen, zum Grunde liegt; s. oben Schar, und Scharen. Ohne Zischlaut gehört auch unser Herr, die letzte Hälfte des Lateinischen Cohors und

Bewegungen. Besonders des Kriechens, daher das Lat. serpere, kriechen, Siro, eine Filzlaus, serus, langsamer, wovon vielleicht vermittelst einer neuen Figur serius, ernsthaft ist.

2) In Ansehung der Leichtigkeit der Bewegung, wo es in manchen Fällen ein Ausdruck der Flüssigkeit ist, wie das lateinische Serum, vielleicht auch das alte Schor, Hor, Gohr, Koth; Schwed. Skarn, Griech. ϰρως und das lateinische Sordes. Der Begriff der weichen Beschaffenheit läßt sich als eine Figur der Flüssigkeit ansehen, daher ϰρεας das Fleisch, vielleicht auch sericus, seiden.

3) In Ansehung der Menge der in Bewegung befindlichen Theile, wo es vornähmlich ein Ausdruck des sirmenden Lautes, vieler um und nebeneinander befindlichen Theile ist. Dahin das lateinische serere, säen, ingleichen ordnen, zusammensetzen, unser Schar, und ohne Zischlaut das Hebräische ברר versammeln. Figuren davon sind die Begriffe des Gerinnens, Vereinigens und Verbindens; wie sarcire, nähen, sticken, Soror, die Schwester, das Schwed. skaera, gerinnen, vielleicht auch Sera, ein Schloß, und serare, aufschließen. Ingleichen der Begriff der Masse, wovon die Härte, Schwere und vielleicht auch die Trockenheit neue Figuren sind. Daher das Schwedische sär, schwer, welches aber auch zu der Bedeutung der unangenehmen Empfindung gehören kann. Skare, harter, fest gefrorner Schnee, das Niederf. sor, trocken, Griech. ϰειρω, trocknen.

4) In Ansehung der Richtung der Bewegung oder Ausdehnung. (1) In die Länge, wie Series, eine Reihe, Sarmentum, die Rebe, Surus, ein Pfahl, Sorex die Spitzmus, Scirpus, die Binse, das veraltete Serle ein langer Balken.

(2) In die Höhe. Im mittlern Latein ist

Essarum ein Damm, im Hebr. שרה, aufgehen, im Schwediſchen Skaer, ein Felſen, wo aber auch die Bedeutung der Maſſe, ingleichen der ſenkrechten Richtung mit eintritt, wie in dem veralteten ſcharf, für ſchroff. Eine Figur davon iſt das in vielen Sprachen übliche Sir, ein Herr, Hebräiſch סר, und — שרה ein Fürſt. (3) In die Länge und Breite, eine Fläche, Gegend zu bezeichnen, wie Schar und Oberſchar; ſ. daſſelbe. (4) In die Runde, wie Sertum, ein Kranz und unſer Schurz, ſo fern es auch eine Art des Kranzes iſt. (5) In die Tiefe; daher die Bedeutung eines hohlen Raumes, eines Gefäßes, wie Sarg, Geſchirr, Scherben, ein Gefäß, das lateiniſche Seria, ein Faß, und Sarracum, ein Laſtwagen, welches aber auch mit dem Franzöſiſchen Charrue und unſerem Karren zu der Bedeutung des Reiſens, Gehens gehören kann; die Zarge, der Scharren, für Schranne, das Griechiſche σηρος, eine Höhle, Sirus ꝛc. Die Decke, Bedeckung, iſt eine gewöhnliche Figur des hohlen Raumes. Ehedem war Särge eine Tapete, Lat. iſt Scortea, eine Lederne Decke, Schwed. Saerk, ein Weiberhemd, unſer Schürze Schaur oder Schauer ꝛc. Nach einer noch weitern Figur gehört auch Schirm hieher. Im Hebr. iſt סרר, ein Schild; und ſo noch andere Bedeutungen mehr, welche in obige Hauptklaſſen leicht einzuſchalten ſind.

Schar *), ein Collectivum, mehrere bei und

*) Bei dem Ottfried Skara, im Schwed. Skara, im Italieniſchen Sciera. Es drückt das Geräuſch aus, welches mehrere bei und nebeneinander befindliche lebendige Dinge machen, welche Bedeutung auch in dem Lateiniſchen serere, ſäen, zum Grunde liegt; ſ. oben Schar, und Scharen. Ohne Ziſchlaut gehört auch unſer Herr, die letzte Hälfte des Lateiniſchen Cohors und

neben einander befindliche Dinge einer Art, wo es nur von lebendigen Dingen gebraucht wird. Eine groſse Schar, eine kleine Schar. Der Herr giebt das Wort mit groſsen Scharen Evangelisten, Pſ. 68, V. 12. Sie, die Würmchen, fliegen zu Scharen empor, Geſsn. Bei den Jägern ſind Schar, Trupp und Rudel gleichbedeutende Worte. Die Schar der Muſen, die Muſenſchar bei den Dichtern. Gemeiniglich ſchleicht ſich bei dieſem Worte der Begriff der Menge, der Vielheit mit ein; allein für Zahl oder Menge überhaupt, wie Apoſtelgeſchichte 1, 15, die Schar der Namen war bei hundert und zwanzig, iſt es im Hochdeutſchen veraltet. In engerer Bedeutung war, die Schar ehedem ein Haufe Soldaten von einer beſtimmten Anzahl. Die Kinder Iſrael ſollen ſich lagern, ein jeder bei dem Panier ſeiner Schaar, 4 Moſ. 1, 52. Notker nennt eine Legion Scara. Gottſched that den Vorſchlag, ein Regiment im Deutſchen einen Schar und das Bataillon eine halbe Schar zu nennen. Ehedem wurde es aber 2) auch von kleineren Haufen Soldaten, Wächtern ꝛc. gebraucht. Luc. 22, 47, nahm die Schar Chriſtum gefangen, wo es nur einen abgeſonderten Haufen bedeutet. Scharwache. In beiden Fällen iſt es heut zu Tage veraltet.

---

das Hebr. ברד hierher. Gemeiniglich ſchreibt man dieſes Wort Schaar; allein die Verdoppelung des Selbſtlauters iſt das unſchicklichſte Mittel, welches man nur hat, einen langen Selbſtlaut zu bezeichnen, und da man viele der folgenden Verwandten dieſes Wortes von jeher nur mit einem a geſchrieben, ſo iſt daſſelbe auch hier hinreichend.

3) Die Schar *), von Schar, ein ſchneidendes Werkzeug, und ſcheeren, ſchneiden. 1) Ein breites vorne ſpitzig zulaufendes Eiſen, welches die Geſtalt einer umgekehrten 4 hat und das vornehmſte Stück an einem Pfluge iſt, indem es die Furche von unten aus losſchneidet und ſie aufhebt. Die Pflugſchar, ſ. Th. 112, S. 390, wenn ſie ſich in einem Haken befindet, die Hakenſchar, zum Unterſchiede von der Sech e, welches ſie auf der Seite abſchneidet. 2 Im Bergbaue wird der Einſchnitt an einem Schach, oder Trageſtämpel die Schar genannt.

Schar, eine Art Baumwollenzeug, ſ. Senden.

Schar, im Holländiſchen, allerhand Gattungen von kleinen trocknen Fiſchen, dergleichen die kleinen Plateiſen, Schellfiſche, Schollen ꝛc. ſind. Man gebraucht es beſonders von dem kurzen oder kleinen Stockfiſch, welchen man Kortſchar oder Kortſtockfiſch nennt.

Scharaſi, eine in Aegypten ehemals geſchlagene goldene Münze, welche ſo viel als die Sultanin gilt, das heißt, ungefähr ſo viel, als der Franzöſiſche Ecu d'or. Die Araber nennen ſie Dinar

*) In beiden Fällen iſt die Bedeutung des Schneidens die herrſchende, ſ. 1 Schar. Dem Ital. Curetta, die Pflugſchar fehlt nur der Zifchlaut, auch das Lateiniſche Securis ſcheint hierher zu gehören. Daß der Maulwurf wegen ſeines Wühlens noch in einigen Gegenden Schar genannt wird, iſt ſchon oben bemerkt worden. Am Ober-Rhein wird das Wort Schar noch in einer andern Bedeutung gebraucht, welche gleichfalls hierher zu gehören ſcheint. So heißt es zum Beiſpiel in einer Naſſauiſchen Verordnung: Einem jeden ſoll vergönnt ſeyn, die Schaar und Abnutzung der beſamten Aecker mit der Senſe einzuſammeln, und nach eingebrachter Schaar dieſelbe offen liegen zu laſſen, wo es das abgeſchnittene oder abzuſchnidende Getreide zu bezeichnen ſcheint. — (Adelung.)

neben einander befindliche Dinge einer Art, wo es nur von lebendigen Dingen gebraucht wird. Eine groſse Schar, eine kleine Schar. Der Herr giebt das Wort mit groſsen Scharen Evangelisten, Ps. 68, V. 12. Sie, die Würmchen, fliegen zu Scharen empor, Geſsn. Bei den Jägern sind Schar, Trupp und Rudel gleichbedeutende Worte. Die Schar der Musen, die Musenschar bei den Dichtern. Gemeiniglich schleicht sich bei diesem Worte der Begriff der Menge, der Vielheit mit ein; allein für Zahl oder Menge überhaupt, wie Apostelgeschichte 1, 15, die Schar der Namen war bei hundert und zwanzig, ist es im Hochdeutschen veraltet. In engerer Bedeutung war, die Schar ehedem ein Haufe Soldaten von einer bestimmten Anzahl. Die Kinder Israel sollen sich lagern, ein jeder bei dem Panier seiner Schaar, 4 Mos. 1, 52. Notker nennt eine Legion Scara. Gottsched that den Vorschlag, ein Regiment im Deutschen einen Schar und das Battaillon eine halbe Schar zu nennen. Ehedem wurde es aber 2) auch von kleineren Haufen Soldaten, Wächtern ꝛc. gebraucht. Luc. 22, 47, nahm die Schar Christum gefangen, wo es nur einen abgesonderten Haufen bedeutet. Scharwache. In beiden Fällen ist es heut zu Tage veraltet.

---

das Hebr. ברד hierher. Gemeiniglich schreibt man dieses Wort Schaar; allein die Verdoppelung des Selbstlauters ist das unschicklichste Mittel, welches man nur hat, einen langen Selbstlaut zu bezeichnen, und da man viele der folgenden Verwandten dieses Wortes von jeher nur mit einem a geschrieben, so ist dasselbe auch hier hinreichend.

3) Die Schar *), von Schar, ein ſchneidendes Werkzeug, und ſcheeren, ſchneiden. 1) Ein breites vorne ſpitzig zulaufendes Eiſen, welches die Geſtalt einer umgekehrten 4 hat und das vornehmſte Stück an einem Pfluge iſt, indem es die Furche von unten aus losſchneidet und ſie aufhebt. Die Pflugſchar, ſ. Th. 112, S. 390, wenn ſie ſich in einem Haken befindet, die Hakenſchar, zum Unterſchiede von der Sechе, welches ſie auf der Seite abſchneidet. 2 Im Bergbaue wird der Einſchnitt an einem Schach, oder Trageſtämpel die Schar genannt.

Schar, eine Art Baumwollenzeug, ſ. Senden.

Schar, im Holländiſchen, allerhand Gattungen von kleinen trocknen Fiſchen, dergleichen die kleinen Plateiſen, Schellfiſche, Schollen ꝛc. ſind. Man gebraucht es beſonders von dem kurzen oder kleinen Stockfiſch, welchen man Kortſchar oder Kortſtockfiſch nennt.

Scharaſi, eine in Aegypten ehemals geſchlagene goldene Münze, welche ſo viel als die Sultanin gilt, das heißt, ungefähr ſo viel, als der Franzöſiſche Ecu d'or. Die Araber nennen ſie Dinar

*) In beiden Fällen iſt die Bedeutung des Schneidens die herrſchende, ſ. 1 Schar. Dem Ital. Curetta, die Pflugſchar fehlt nur der Biſchlaut, auch das Lateiniſche Securis ſcheint hierher zu gehören. Daß der Maulwurf wegen ſeines Wühlens noch in einigen Gegenden Schar genannt wird, iſt ſchon oben bemerkt worden. Am Ober-Rhein wird das Wort Schar noch in einer andern Bedeutung gebraucht, welche gleichfalls hierher zu gehören ſcheint. So heißt es zum Beiſpiel in einer Naſſauiſchen Verordnung: Einem jeden ſoll vergönnt ſeyn, die Schaar und Abnutzung der beſamten Aecker mit der Senſe einzuſammeln, und nach eingebrachter Schaar dieſelbe offen liegen zu laſſen, wo es das abgeſchnittene oder abzuſchnidende Getreide zu bezeichnen ſcheint. — (Adelung.)

oder Methcal-Ald-Hegel. Jetzt sind die Scharafi rar. Nach Einigen soll es diejenige Münzsorte seyn, welche die Griechen goldene Batzen nannten.

Scharbe, ein nur in Bergbaue in dem zusammengesetzten Korbscharbe übliches Wort, einen der starken senkrechten Stäbe zu bezeichnen, aus welchen der Korb am Göpel besteht. Die erste Hälfte gehört vermuthlich zu Schar, so fern die Ausdehnung in die Länge der herrschende Begriffe daselbst ist. S. 1 Schar. Das Lateinische Scirpus leidet eben dieselbe Ableitung. Diesen Namen führt auch eine Art von Pelikane, Pelecanus Carbo Linn., Pelecanus Graculus; Fr. Cormoran, welche in andern Gegenden Wasserrabe genannt wird; s. Th. 108, S. 298. Geßner beschreibt auch unter dem Namen Scharb einen Wasservogel, welchen er Tauchreiher nennt. — Auch eine Art wilder Enten, welche auch Baumente, Eisente und goldäugige Ente, Anas clangula Linn., genannt wird, führt in einigen Gegenden gleichfalls den Namen der Scharbe. In beiden Fällen soll es eine Nachahmung des natürlichen Geschreies dieser Vögel seyn, um welches willen auch das Bläßhuhn, Fulica atra Linn., in einigen Gegenden Kritschschärbe genannt wird. Adelung sagt es könnte auch seyn, daß die kohlschwarze Farbe eines oder des andern dieser Vögel zu ihrer Benennung Anlaß gegeben; da denn Schärbe, Carbo, und das Französische Charbon zusammengehören würden. S. 1 Schar.

Schärben, regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben üblich ist, mehrere zusammengefaßte Dinge in schmale lange Stückchen zerschneiden; so werden Petersilie, Kohl ꝛc. in

den Küchen geſchärbt. Niederſ. ſcharven, Holländiſch scherven. Es iſt hier eine unmittelbare Nachahmung des mit dieſer Art des Schneidens verbundenen Lautes, und iſt mit kerben, dem nur der Ziſchlaut mangelt, genau verwandt. Im Angelſ. iſt scearpan, ſchneiden, im Lat. sarpere, beſchneiteln, im Fr. echarper, zerfetzen, und Sarpe, Serpe, ein Schnittmeſſer, Slavoniſch Sirp; ſ. auch 1. Schar und Scheeren.

Scharbier, ſ. Kofent.

Scharbock, eine Krankheit, ſ. Scorbut. — Der Name Scharbock ſoll nach Adelung aus den nördlichen Gegenden zu uns gekommen ſeyn, da die Einwohner der Seeküſte, wegen der ſalzigen Seeluft und die Seefahrer wegen der vielen ſalzigen Speiſen dieſer Krankheit am häufigſten und ſchrecklichſten ausgeſetzt ſind. Die älteſten Beiſpiele, welche Friſch in dem inländiſchen Deutſchlande gefunden, ſind aus dem 15ten Jahrhunderte. Im Niederſächſiſchen heißt dieſe Krankheit Schärbuck, im Holländ. Scheurbuyk, im Schwed. Skörbing, im Engl. Scurvy, woraus denn das neuere Latein. Scorbutus gemacht worden. Man hat von dieſem Worte mehrere Ableitungen. Wachter leitet es von Schärfe her, weil die Schärfe des Geblütes die wirkende Urſache dieſer Krankheit iſt, andern von Schorf, der Rinde eines Ausſchlages, Engl. Scurv, wovon im Engliſchen auch Scurvy, räudig, iſt. Friſch, Ihre und Andere leiten es aus dem Holländiſchen her, von ſcheuern und Bauch, Holländ. Buyk, und erklären es durch eine Krankheit, wobei beſonders der Unterleib leidet. Dieſe Ableitung wird dadurch beſtätiget, daß die Holländer dieſe Krankheit, wenn ſie ſich vornämlich im Munde äußert, und eine Art der Mundfäule

ist, Scheurmond, und wenn sie vor andern Theilen die Beine angreift, Scheurbeen nennen. Die letzte Hälfte kann auch aus dem Suffixo — ig oder icht verderbt seyn. Auch eine Art des Hahnenfußes, welche wegen des scharfen und bitteren Geschmackes ein Heilmiteel des Scharbocks ist und in einigen Gegenden auch Feigwarzenkraut, Ranunculus Ficaria Linn., genannt wird; s. unter Ranunkel, Th. 120, S. 576.

Scharbocksheil, s. Scharbockskraut.

Scharbocksklee, s. Fieberklee, Th. 13, S. 333.

Scharbockskraut, ein jedes Kraut, welches wegen seiner Bitterkeit ein gutes Heilmittel wider den Scharbock ist. Besonders benennt man damit die Braunwurz, s. Th. 6, S. 556; dann auch eine Art des Löffelkrautes, Cochlearia officinalis Linn., s. unter Löffelkraut, Th. 80, S. 142. In einigen Gegenden führt dieses Kraut auch den Namen Scharbocksheil.

Scharbolten, beim Zimmermann, der Bolten, womit die Schare an dem Rimme oder einem Stellpfahle der Hölzung verbunden wird.

Scharchal, s. Schakal.

Scharchanst, eine Benennung der großen Gazelle, s. Th. 16, S. 503.

Scharde, Flünder, Pleuronectes Flesus Linn. Passer sordidi coloris, Klein, eine Fischart, welche zu den Platteißen gehört, und unter Scholle abgehandelt werden wird. — Auch eine Benennung der Scharte, ein Färberkraut, s. diesen Artikel.

Schardeich, im Wasserbau, Deiche, welche keinen Verband haben, sondern an einem Fluß liegen.

Schare, beim Zimmermann, ein zur Sträbung

ſchräge an eine Verbindung geſchlagener Pfahl; ſ. auch Strebe.

Schäre, eine Klippe in der See, ſ. Schere.

Scharen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, verſammeln, ſich ſcharen, ſich verſammeln, zuſammen kommen

Die gedanke min si luket
Die vliegent zuo zir geschart.
Burkart von Hohenfels.

Da ſich die unerforchten Heden paidenthalben, Horneck, das iſt verſammelt. Tho scareten sich thie haithene, in dem alten Fragmente auf Karl den Großen, bei dem Schilter. Im gemeinen Sprachgebrauche iſt es veraltet und nur noch im Bergbaue üblich, wo ſich zwei Gänge ſcharen, wenn ſie ſich miteinander vereinigen und eine Zeitlang in dieſer Vereinigung fortgehen. Ein Gang ſcharet dem andern zu, wenn er ſich mit dem andern vereiniget; daher denn auch diejenigen Gänge, welche ſich auf ſolche Art vereinigen, und beſonders die Nebengänge, welche ſich mit einem Hauptgange vereinigen, Schargänge genannt werden; ſ. Schar 1 und 2.

Scharf *), Bei- und Nebenwort, welches vermit-

*) Bei dem Kero sarf, bei dem Ottfried sarph, bei dem Notker sarf, in dem alten Gedichte auf den heiligen Anno sceirph, im Niederſ. ſcharp, im Angelſ. scearp, im Engl. sharp, im Holl. sarp, sarb, wo es auch rauh bedeutet; im Schwed. skarp. Da Dinge, welche trocken ſind, ſich gemeiniglich ſcharf anfühlen laſſen, ſo iſt skarp im Schwediſchen auch trocken, wohin auch das Niederſächſ. ſor, das Hebr. שרר, austrocknen und ohne Ziſchlaut das Griechiſche ξηρος, austrocknen, gehören. Scharf, ſtammt von 1 Schar her, und kann alle die Bedeutungen haben, deren dieſes Wort fähig iſt, daher die oben angeführten nicht

telst des Suffixi s. von scharen, scheren abstammt, in so fern es ehemals schneiden überhaupt bedeutete. 1) Eigentlich, schneidend, im Gegensatz des stumpf. Ein Messer ist scharf, wenn es gut oder gehörig schneidet. Ein scharfes Messer, ein scharfes Schwert, eine scharfe Axt, eine scharfe Sichel ꝛc. Ein scharfer Stein. Scharfe Ecken haben, gleichsam schneidende, im Gegensatz der stumpfen. Ein Messer, eine Axt scharf machen, im gemeinen Leben, in der anständigern Schreibart schärfen. — 2) In weiterer Bedeutung ist scharf oft dem runden entgegengesetzt. Bei den Malern und Bildhauern müssen die Muskeln am männlichen Körper scharf seyn, dagegen sie an weiblichen Figuren kaum merklich seyn müssen. In den männlichen Bildsäulen oder Statüen müssen die Muskeln scharf seyn, wenn der Stand, in welchem dieselben vorgestellt werden, gewaltsam ist, als der Stand eines Mannes, der eine schwere Last zieht oder trägt, der im Zorn, in der Verzweiflung, oder in einer andern heftigen Leidenschaft eine Handlung thut; der Fechter, Boxer ꝛc. müssen mit scharfen angespannten Muskeln dargestellt werden. Bei den Weibern hingegen müssen überall die Züge markigt, die Umrisse rundlicht, und die Muskeln sehr wenig, und nur daß man sie errathen kann, an-

---

eben alle Figuren der schneidenden Beschaffenheit seyn dürfen, obgleich einige es wirklich sind. Ehedem wurde es auch für schroff, jäh, steil, gebraucht, in welchem Verstande es noch im Theuerdanke vorkommt. Opitzens schärflich für scharf, etwas schärflich gebieten, ist im Hochdeutschen ungewöhnlich. (Adelung.)

gedeutet seyn, weil es ihre Zärtlichkeit so mit sich bringt. — In der Kupferstecherkunst sagt man, ein Ort einer Figur, welcher scharf seyn, das ist, welcher mehr Stärke haben und welchen man durch Züge und nicht durch Punkte formiren soll; diese Züge müssen gleichwohl, wenn es im Fleische ist, mit einigen Punkten, oder, wenn es Gewänder sind, um ihre Dürftigkeit und Trockenheit zu vermeiden, mit einigen Schnitten und Schraffirungen begleitet werden. — 3) Figürlich. (1) Auf eine wirklich verletzende Art. Ein Gewehr scharf laden, mit Kugeln, im Gegensatz des blind. Scharf feuern. Ein scharfer Schuß. Das Scharfrennen, eine ernstliche Art des Thurnieres mit scharfem Gewehre. Im Kriege geht es scharf her. Scharf geladen ist die Kanone oder das Handgewehr, wenn es, außer dem Pulver, auch mit Kartätschen, Kugeln oder Schrot geladen ist, da im Gegentheil die Ladung mit bloßem Pulver nur eine blinde Ladung genannt wird. (2) Eine beißende Empfindung verursachend. Ein scharfer Wind, ein rauher schneidender. Ein scharfes Geblüt, welches viel salzige und sauere Theilchen hat. Eine scharfe Lauge. Besonders in Ansehung des Geschmackes. Das Bier ist scharf, wenn dessen geistige Stärke eine Art einer schneidenden Empfindung auf der Zunge macht. Nieders. schrell, dergleichen etwas auch die Oberdeutschen hantig und räß ausdrücken. Ein scharfer Essig, der Senf, der Rettig, der Käse ist scharf. (3) Nach einer noch weitern Figur für strenge, hart, im Gegensatz des gelinde; am häufigsten im gemeinen Leben. Jemanden in scharfer Zucht halten. Einem scharf seyn. Ein scharfer Vater. Scharf mit Jemanden ver-

fahren. Alles auf das schärfste beurtheilen, untersuchen. Etwas auf das schärfste verbieten. Ein scharfer Befehl. Jemanden scharf anreden, hart, auf eine empfindliche Art; die scharfe Frage in den Rechten, die Tortur. Scharf aneinander kommen, hitzig. (4) Für genau, enge. Jemanden scharf bewachen. Scharf geschlossen seyn. Eine scharfe Nachfrage halten. Das Gewehr scharf schultern, fest an die Schultern anlegen. (5) Mit Bemerkung aller Umstände und Kleinigkeiten. Besonders von dem Sinne des Gehöres, und Gesichtes. Ein scharfes Gehör haben, scharf hören. Scharf sehen, ein scharfes Gesicht haben. S. Scharfsichtig. Du hörst so scharf, als sie, Haged. Jemanden scharf ansehen, starr, hart, als wenn man alle Kleinigkeiten in seinem Gesichte beobachten wollte. Haarscharf, im gemeinen Leben, überaus scharf, so daß man auch kein Haar übersieht. Ingleichen von gewissen Fähigkeiten des Geistes. Ein scharfes Gedächtniß, welches alle Kleinigkeiten faßt und behält. Eine scharfe Beurtheilungskraft, einen scharfen Verstand haben. Scharf auf etwas denken. Scharf denken, alle kleine Umstände an einer Sache überdenken. Bei Leuten, die nicht scharf denken können, thun witzige Blendwerke oft gute Dienste, Gell.

(6) Von dem Schalle oder Tone ist scharf zuweilen durchdringend und zugleich hell. Nieders. schrell. Einen scharfen Ton haben. In einem etwas anderen Verstande ist in der Sprachkunst ein scharfer Ton, der ungedehnte Ton, mit welchem eine Sylbe kurz aber deutlich, und mit merklicher Erhebung der Stimme ausgespro-

chen wird. So haben die erſten Sylben von machen, ſterben, Hölle, einen ſcharfen, in leben, ſtehen, fließen aber einen gedehnten Ton.

(7) In manchen Fällen, beſonders des gemeinen Lebens, wird es für ſchnell, und figürlich von einem merklichen Grade der inneren Stärke gebraucht. Scharfe Waſſer, im gemeinen Leben, ſchnell fließende. Scharf zu gehen, ſcharf zu fahren, ſchnell. Scharf arbeiten. Es geht hier ſcharf her. Der Weihrauch dampfte ſcharf, Günth.

Scharf, in der Zimmermannskunſt, das abgeſchrägte Ende eines Balkens oder Rimmes, womit ſolche vor dem Ende eines andern Balkens oder Rimmes, das gleichergeſtalt abgeſchrägt iſt, anſchließen, anſcharfen, oder Balken, Rimmen, Legden ꝛc. mit Schärfen zuſammenfügen. Ein abgebrochener Pfahl oder Pfoſten kann ſolchergeſtalt angeſcharfet werden. Zuſchärfen, das Ende eines Balkens oder Pfoſtens ſchräge abhauen oder abſägen.

In der Brückenbaukunſt, iſt ſcharf, an den Ecken der Brückenpfeiler, die ſcharfe Kante. Der Pfeiler einer Brücke iſt bei ſchnellfließenden Strömen der Gewalt des Waſſers, des Eiſes und dem Triebholze ſehr unterworfen, beſonders muß aber die Fläche, ſo gegen den Strom ſteht, das meiſte ertragen. Damit nun die Gewalt gebrochen werde, ſo werden die Pfeiler mit einer ſcharfen Ecke gemacht, daß ſich dieſelbe zertheilen muß, welches den ſehr großen Vortheil ſchafft, daß die Pfeiler ſelbſt nicht ſo leicht beſchädiget werden. Es iſt eben das, was an den Deichen und Dämmen wider das Waſſer in Marſch- und Seeländern geſchieht, die, wenn ſie ſenkrecht gegen die Fluth ſtänden, nicht lange Stand halten würden.

Wie scharf aber dieser Winkel oder Ecke zu machen sei, läßt sich nicht beschreiben, oder etwas Gewisses darüber genau bestimmen, sondern die Güte der Materialien muß solches mehrentheils verrichten. Unterdessen kann er, in Ansehung eines guten Erfolges, niemals zu spitzig seyn.

Scharf, bei den Jägern, wenn von den angränzenden Nachbarn der Wildbahnen nichts geschont, sondern Alles, was über die Gränze kommt, todt geschossen wird. — In der Artillerie, ist scharfe Metzen, die Stücke von außerordentlicher Größe, die noch größer sind, als die doppelten Karthaunen und bis 96 Pfund schießen, wegen ihrer Schwere aber heut zu Tage nur zur Zierrath der Zeughäuser dienen. — Scharf, beim Diamantschleifer, derjenige Stein, so beschneidet.

Schärf, s. Scherf.

Scharfbauch, eine Art Strömmlinge, s. diesen Artikel.

Schärfe, von dem Beiworte scharf. 1) Als ein Abstractum und ohne Mehrheit, die Eigenschaft, der Zustand eines Dinges, da es scharf ist, in allen Bedeutungen des Beiwortes. Die Schärfe eines Messers, eines Schwerdtes, des Geblütes, des Essigs, des Meerrettigs, des Gesichtes, des Verstandes, des Gesetzes, eines Vaters ꝛc. Die Schärfe des Richters, da er alle Umstände auf das genaueste untersucht und die Strafe darnach bestimmt, ohne etwas zu übersehen oder nachzulassen. Die Schärfe des Nachdruckes, des Verstandes, da man alle Kleinigkeiten an einer Sache und ihr Verhältniß gegen das Ganze gewahr wird. Bei dem Willeram Scarfe, bei dem Ottfried, mit einem andern Suffixo Sarphida. In mehr eigent-

lichem Verſtande iſt bei den Müllern die Schärfe die Art und Weiſe, die Mühlſteine zu ſchärfen. Die Märkiſche Schärfe, die Art, die Mühlſteine mit Hauſchlägen zu ſchärfen.

2) Als ein Concretum. (1) Der ſcharfe und ſchneidende Theil eines Dinges. Jemand ein mit der Schärfe ſchlagen, des Degens, im Gegenſatze der Fläche. In die Schärfe fallen, des Meſſers. Sich an der Schärfe eines Pfeilers ſtoßen, an der ſcharfen Ecke. (2) Ein ſcharfes Verfahren, die Strenge. Schärfe gebrauchen. Schärfe anwenden. Einen Miſſethäter mit der Schärfe angreifen, mit der Tortur. (3) Eine ſcharfe, ätzende Flüſſigkeit. Die Schärfe im Geblüt, verdorbene ſalzige oder ſaure Theile.

Schärfe, im Schiffbau, iſt das an der Vorderſteve befeſtigte, vorne ausſtehende Holz, worauf gemeiniglich der voran befindliche ausgeſchnitzte Löwe die Vordertazzen legt und welches das Waſſer zertheilt. —

In der Medizin iſt die Schärfe ſowohl eine Verderbtheit des Blutes, als auch der übrigen Säfte. Da übrigens die Schärfe der Säfte ꝛc. bei den verſchiedenen Krankheiten, worin ſie ſich zeigt, nämlich bei der Galle, im Magen, im Blute ꝛc., in der Encyklopädie vorkömmt, ſo übergehe ich ſie hier, und bemerke nur noch, daß die gallichte Schärfe nur durch vegetabiliſche Säuren, aber nicht, obgleich es einige Aerzte glauben, durch mineraliſche zu überwinden iſt, letztere ſind dagegen oftmals die beſten Hülfsmittel gegen die dünne Säure in den erſten Wegen.

Schärfen, regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nicht ſowohl von ſcharf, als vielmehr mit demſelben und mit ſchärben von 1 Schar abſtam-

met und schneiden bedeutet, aber nur in einigen Fällen üblich ist. Die Jäger gebrauchen dieses Wort und dessen Zusammensetzungen abschärfen, aufschärfen ꝛc. durchgehends für schneiden, und man würde einen Verstoß gegen die Weidemännische Sprache machen, wenn man dieses letztere Zeitwort, nämlich schneiden, gebrauchen wollte. Bei den Buchbindern wird das Leder geschärft oder abgeschärft, wenn es auf dem Schärfsteine am Rande dünner geschnitten, oder vielmehr geschärbt wird. In einigen Gegenden schärft man sich an etwas, schärft man sich die Haut auf, wenn man sich ritzet, wund stößt, daran schneidet ꝛc., wo es dann auch wohl für streifen ohne Verletzung gebraucht wird: Mit der Hand ein wenig an die Mauer anschärfen. S. auch das Hauptwort Schärfen.

2. Schärfen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches unmittelbar von scharf abstammt, scharf oder schärfer machen. 1) Eigentlich, wo es in der anständigeren Sprechart, als ein allgemeiner Ausdruck für die gemeinern scharf machen und wetzen ꝛc. gebraucht wird. Ein Messer schärfen, wetzen. Eine Art, ein Beil schärfen. Die Sensen und Sicheln schärfen, welches, in so fern es durch Hämmern geschieht, dängeln, und in Niedersachsen haaren genannt wird, welches letztere gleichfalls mit schärfen verwandt ist. Einen Mühlstein schärfen, bei den Müllern, scharfe Furchen in denselben hauen. Einem Pferde die Hufeisen schärfen, auch wohl ein Pferd schärfen, die Stollen schärfer und spitziger machen, damit es auf dem Eise nicht ausgleite. In manchen Fällen wird es auch für spitzen gebraucht, obgleich scharf für spitzig im Hochdeutschen nicht üblich ist. Die Bohnen-

ſtangen ſchärfen, ſie zuſpitzen. 2) In verſchiedenen figürlichen Bedeutungen. Eine Strafe ſchärfen, ſie ſchärfer, empfindlicher machen. Einen Befehl ſchärfen, ihn mit mehrerem Nachdruck, mit drohenden Klauſeln ertheilen. Einem etwas ſchärfen, es ihm ſcharf, mit Nachdruck anbefehlen oder auch nur empfehlen. Du ſollt die Worte, die ich dir heute gebiete, deinen Kindern ſchärfen, 5. Moſ. 6, 7, wofür jetzt im Hochdeutſchen einſchärfen üblicher iſt. Einen Beweis ſchärfen, ihn bündiger machen, ihn auf alle einzelne Umſtände der zu beweiſenden Sache ausdehnen. Das Geſicht, das Gehör, die Aufmerkſamkeit ſchärfen, ſie ſchärfer machen, auf alle einzelnen Merkmale eines Dinges erſtrecken. Seine Einſicht, ſeinen Verſtand ſchärfen. Viel denken ſchärft den Sinn, Opitz. Da es dann auch zuweilen von der Erhöhung des Grades der inneren Stärke gebraucht wird. Ihr ſchadenfrohes Gelächter ſchärfte den Schmerz, den ich empfand. Mit der Empfindſamkeit für das Schöne ſchärft ſich auch Ekel und Widerwillen vor allem Schlechten. So auch das Hauptwort Schärfen und die Schärfung.

Scharfen, Tündel, zweifacher Doppelhaken, in der Artillerie, ein aus gutem Eiſen geſchmiedetes Geſchütz, deſſen Rohr 6½ Fuß lang iſt. Es wiegt mit dem Schafte 47 Pfund, ſchießt 16½ Loth Bley, und ſteht auf einem Bock, wie ein Doppelhaken.

Scharfenberger Blende, im Bergwerke, eine beſondere Art Blende, welche bei vielen halbdurchſichtig iſt und phosphoresciret, welches die rothe mehr thut, als die gelbe, beſonders wenn ſie mit

einer Kralle in einer Reibschale unter Wasser gerieben wird. Sie hat den Namen von dem Scharfenberg bei Meißen, woselbst sie gebrochen wird. Sie hält Zink, selten etwas Silber.

Scharfhammer, in den Messingwerken, der erste Hammer beim Kesselschlagen, der die in Schnitten gelegte Messingtafeln vergrößert und ausdehnt. Er gleicht dem Breithammer, nur daß er eine etwas schmälere und völlig cylindrische Bahn hat.

Scharfhobel, Schrothobel, ein Hobel, womit die Arbeit aus dem Gröbsten behobelt wird. Das Hobeleisen ist nach einem Bogen etwas gerundet, greift folglich tiefer ins Holz ein und nimmt die rauhe Fläche der Bretter desto besser weg.

Schärfkammer, auf den Papiermühlen diejenige Kammer, wo das fertige und gebundene Papier beraspelt wird, so daß die äußere Randfläche ein rauhes Ansehen bekommt.

Scharfkantig, in der Baukunst, ein Stück Holz, welches ganz kantig ist und keine stumpfen Ecken hat, die man Wahnkanten nennt.

Scharfkraut, Frauenkrieg, Asperugo, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentendria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat: Der Kelch ist in seiner ersten Periode in fünf Theile gespalten, und es stehen gewöhnlich zwischen jedem Einschnitte zwei kleine Zähnchen; nach der Blüthe erweitert er sich, wird viel größer und ist, so wie die Frucht, von beiden Seiten flach zusammengedrückt, wodurch er eine andere Gestalt bekommt. Die Blumenkrone ist einblättrig, hat eine kurze Röhre und fünf polsterförmige Erhöhungen, welche den Schlund verschließen. Es befinden sich dann noch in der

Blume fünf kurze Staubfäden und ein kleiner, mit einer ſtumpfen Narbe gekrönter Griffel. Die zuſammengedrückte Samen haben eine längliche Form.

1) Liegendes Scharfkraut, blaues Klebkraut, Asperugo procumbens, calycibus fructus compressis. Fl. lapp. 76; Fl. Succ. 159. 166; Hort. cliff. 114; Roy lugdb. 404. Hall. helv. 522. Dalib. paris. 61. Buglossum Sylvestre, caulibus procumbentibus. Bauh. pin. 257. Moris. hist. 3, p. 439.

Der krautartige ſchwache und rauhe oder ſcharfe Stängel dieſer Pflanze, liegt größtentheils auf der Erde hingeſtreckt, und iſt mit länglich eyförmigen Blättern beſetzt, welche mit ſehr vielen ſcharfen Erhabenheiten verſehen ſind. Die oben am Stängel ſtehenden Blätter ſind ſchmäler, als die unteren, und lanzettförmig. Die blauen Blumen entſpringen gewöhnlich Paarweiſe aus den Winkeln der Blätter im Mai und Junius. Das Vaterland dieſer einjährigen Pflanze iſt Deutſchland, wo ſie auf wüſten, jedoch fetten Plätzen hin und wieder angetroffen wird. Sie vermehrt ſich ſehr ſtark durch den ausfallenden Samen. Nach Dietrich ſoll daher in den botaniſchen Gärten, wo ſie in die Gartenbeete mit aufgenommen wird, einigermaßen Vorſicht nöthig ſeyn, damit die Pflanze nicht in der Folge in ein läſtiges Unkraut ausartet. Für Blumenfreunde iſt ſie ohne Intereſſe, da die Blumen kleiner ſind, als die Boretſche, Borago officinalis. Die Stängel und Blätter können wie der Boretſch als Gemüſe geſpeiſet werden.

2) Aegyptiſches Scharfkraut, Asperugo Aegyptiaca, calycibus fructus

ventricosis. Lycopsis Aegyptiaca, foliis calloso-verrucosis, caule diffuso, corollis regularibus. Spec. plant. 138.

Diese gleichfalls jährige Pflanze, mit einem krautartigen, gelbgefleckten steifborstigen Stängel, wächst in Aegypten an verschiedenen Stellen wild. Der Stängel liegt auf der Erde und ist mit eyrunden lanzettförmigen, spitzigen, mit weißen Adern versehenen, Blättern besetzt. Die Kelche sind bauchigt. Man kann den Samen im Frühjahr in einem Mistbeete aussäen, und dann die Pflänzchen an einer sonnenreichen Stelle ins Land setzen; setzt man sie in ein Laubbeet, so gedeihen sie noch besser und sie können sogleich an der Stelle, wo der Samen ausgesäet worden, stehen bleiben. In nicht zu rauhen Gegenden kann man auch den Samen ohne Bedeckung in einem Gartenbeete, wo die Pflanze Blüthen und Samen tragen soll, aussäen.

Dietrich's Lexicon der Gärtnerei und Botanik, 1r Bd., S. 797.

Scharfküpe, s. unter Küpe.

Scharfmeißel, bei dem Klempner, gewöhnlich kleine und geschärfte Meißel, womit derselbe auf dem Werkbley die Löcher der durchbrochenen Arbeit ausschlägt, und daher muß er Meißel dieser Art mit breiten und schmalen Schärfen gebrauchen.

Scharfrand, Helix albella Linn., eine Conchylie, s. unter Schnecke.

Scharfribbe, Scharfrippe, Turbo acutangulus, s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 431.

Scharfrichter, Nachrichter, Henker, ein Richter, welcher die zuerkannten Leib- und Lebensstrafen an den Verbrechern vollzieht, weil er scharf, das ist, an Leib und Leben richtet. Das Wort Scharfrichter ist die anständigere Benennung, da man sie sonst Nachrichter, Henker nannte. Die

Benennung ſtammt vermuthlich noch aus denjenigen Zeiten her, da noch der jüngſte Richter oder Beiſitzer eines Gerichtes, die Todesurtheile an den Verbrechern zu vollziehen pflegte; im Schwed. skarpraettare. In einem andern Verſtande des Wortes ſcharf heißt in Graubünden der Cenſor, Scharfrichter, deſſen Beiſitzer aber Gaumer, von dem veralteten Gaum, Sorge, Aufſicht.

Bei den Römern waren die Carnifices oder Henker, von den Lictoren ſowohl in ihren Amtsverrichtungen, als Rechten, ſehr verſchieden; denn letztere wurden nur am meiſten zur Beſtrafung unruhiger Römiſcher Bürger gebraucht, dahingegen erſtere alle Arten von peinlichen Strafen unter der Anordnung und Aufſicht der Triumvirorum Capitalium, meiſtens auſſerhalb der Stadt, vollziehen mußten, und geſchah es zuweilen, daß eine peinliche Strafe in der Stadt vollzogen wurde, ſo bedeckte man entweder die Bildſäulen der Götter, Simulacra Deorum, oder brachte ſie an einen andern Ort. Die eigenthümlichen Henker (Carnifices) waren gewöhnlich Fremde und lebten bei den Römern in großer Verachtung; denn man glaubte ihre Gegenwart verunreinige die Luft und die Menſchen. Sie konnten kein Römiſcher Bürger ſeyn, daher durften ſie auch nicht in den öffentlichen Verſammlungen (Comitiis) erſcheinen, mußten außerhalb der Stadt, vor dem Esquiliniſchen oder Mäciſchen Thore wohnen, und unterſchieden ſich bei ihren Amtsverrichtungen durch das Tragen eines beſonderen Glöckchens. Wegen dieſer Glocke, welche diente das Volk zu warnen, ſich in Acht zu nehmen, nannte man ſie auch Viros Titinnaculos. Zuweilen wird auch der Carnifex bei den Schriftſtellern Servus publicus, Stadtdiener, genannt, und war wieder von

den Speculatoren verschieden; denn die letzteren waren gewissermaßen nur als die Unterbedienten oder Handlanger der ersteren in einigen Fällen anzusehen, sie pflegten sich die Kleidung und dasjenige, was der verurtheilte Missethäter mit in das Gefängniß gebracht hatte, anzumaßen, wenn solche nicht den Werth von fünf Goldgulden übertrafen. Der Gerichtsplatz vor dem Esquilinischen oder Mäcischen Thore (Ante portam Maetiam) worauf in der Folge unter den Kaisern viele vornehme Römer hingerichtet wurden, war eigentlich ein Schindanger, worauf man das todte Vieh schleppte. Man nannte ihn auch Sestertium, weil er drittehalb Meilen, Semitertio lapide milliari, das ist, 12,500 Schuh von Rom entfernt war. Der Henker vollzog nur an Knechten, Räubern, Mordbrennern ꝛc. Die zuerkannten Strafen, indem er sie zuweilen zu todt geißelte oder kreuzigte. Wurden aber Freigeborne zum Tode verurtheilt, so wurden sie von einem Gerichtsdiener (Lictor) entweder zu todt geprügelt oder enthauptet.

Was die alten Deutschen anbetrifft, so hatten diese, was die Verfassung der Vollstreckung peinlicher Strafen anbelangt, sehr verschiedene Grundsätze; denn anstatt besondere Personen zur Vollziehung peinlicher Urtheile anzusetzen oder dieselben wohl deshalb gar für unredlich zu halten, lag die Pflicht, die peinlichen Urtheile zu vollziehen, zuweilen den Priestern ob, besonders in Absicht solcher Verbrechen, die in dem Kriege oder in den Versammlungen begangen waren. Sie wurden dieserhalb auch Gottes Frohnen genannt. Häufig vollzog der jüngste Gerichtsschöpfe die peinlichen Urtheile, und man pflegte ihn wegen seiner letzten Stimme, die er bei der Entscheidung hatte, und von der ihm obliegenden Eröffnung der

peinlichen Urtheile, den Nachrichter zu nennen. Man findet jedoch Beispiele, daß die Deutschen die Vollziehung peinlicher Strafen dem Ankläger, dem nächsten oder ältesten Schwerdtmagen des Beleidigten, oder auch wohl gar den Mitschuldigen und andern Verbrechern überlassen haben. Die Verrichtungen eines Scharfrichters wurden bei den alten Deutschen so wenig für schimpflich angesehen, daß vielmehr, nach dem Zeugnisse verschiedener Geschichtsschreiber, sogar Deutsche Fürsten und regierende Landesherren solche freiwillig übernommen haben. Unter andern behaupten die Geschichtsschreiber, daß der Herzog Heinrich von Mecklenburg, Herzog Alberts Sohn, welcher von den Geschichtsschreibern bald der Erste, bald der Fünfte und bald der Achte genannt wird*), um den Ermahnungen seines Vaters möglichst eine Genüge zu thun, und das Land von Straßenräubern zu reinigen, sich keine Mühe habe verdrießen lassen, die Freibeuter in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, unvermuthet anzusprengen und sie auf der Stelle zu bestrafen. Man erzählt, daß er, um die Hinrichtung sogleich vollziehen zu können, jederzeit einen Vorrath von Stricken an dem Sattel seines Pferdes geführt, und beim Erwischen der Räuber ihnen sogleich den Strick um den Hals mit den Worten: Du moist my durch den Ring

*) Wenn man mit Franken in der Aufzählung Mecklenburgischer Fürsten, die den Namen Heinrich geführt haben, die Burewine, den Pilger und Heinrich den Löwen ausläßt, so muß man von ihm anfangen, und dann ist er der Erste. Rechnet man aber mit Buchholzen die vier genannten Fürsten dazu, so ist er der Fünfte. Zählet man außer diesen noch Heinrich Burewin den Dritten, dessen Sohn Heinrich und den Vater Bruder jenes Heinrichs, der im Jahre 1321 starb, mit dazu, so ist er der Achte.

kleken, geworfen habe. So sollen auch Kirchen und andere heilige Oerter, den Räubern keine Freistatt vor den Verfolgungen des Fürsten gegeben, und ihm daher die genannten Verrichtungen den Beinamen eines Scharfrichters oder Henkers zu Wege gebracht haben. Man hat ihm zu Dobberan, wo er begraben liegt, zum Andenken seiner angeblichen Thaten, folgende besondere Grabschrift gesetzt:

Nobilis Henricus Magnopolis pacis amicus,
Defuncto patre jam cum Magno Duce fratre
Coepit reguare per regnum strenue gnare
Forte Scholis didicit male doctos quomodo vicit,
Pax et Justitia fuit ejus Philosophia
Per quam purgata stetit ejus Publica strata.
Tute mercator ivit quivisque viator
Tectos sub larvis nequam silvis vel inarmis
Noctibus errantes fractis domibusque locantes
Sub doliis gentes et earum res rapientes
Investigavit, suspendit vel gladiavit,
His nunquam vere pacem permisit habere
Non obdormivit ablativos, ubi scivit
Ecclesiae postes subit et lucis rapit hostes
Noluit ad regimen patriae committere crimen
Intulit tamen ipse claustris quandoque gravamen
Noscitur expresse, quod erat sibi saepe necesse
Hic graviter cecidit, sicut gens plurima vidit,
In torneamentis sub equi mole prementis
Ducitur ad lectum, quem visit plebs ibi tectum
Cernitur urina, nil juvit eum medicina
Flet populus moritur, juxta patrem sepelitur
De quo gaudebat mala gens, sed justa dolebat.
Sicut viventes sic sunt socii morientes
Quorum majestas nihil est modo sive potestas
Liquit eas rerum substantia pompa dierum
In tenebris vermes lacerant nudos et intermes
Sed quae gesserunt hinc secum nulla tulerunt
Esto Deus lenis pie judex his sine poenis.
Ducet eos pone simul in vitae regione
Nate, Pater flamen sacer hoc fac poscimus, Amen.

Man findet davon auch eine Deutsche, aber sehr fehlerhafte, Uebersetzung, die ich hier nicht anführen will. Nach der vorstehenden Grabschrift scheint es außer Zweifel zu seyn, daß der oft bemeldete Herzog Heinrich eigentliche Henkerverrichtungen unmittelbar übernommen habe; allein andere Geschichtsschreiber zweifeln dennoch daran, daß es ganz seine Richtigkeit habe; denn diejenigen Geschichtschreiber, die solches vertheidigen, berufen sich auf Kranz, der aber so wenig ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber ist, als seine angeführten Quellen, woraus er geschöpft haben will. Aus diesem Grunde bedient sich Buchholz folgender gemäßigter Ausdrücke: „Heinrich war ein eifriger Verfolger der Straßenräuber, welche er ohne Barmherzigkeit zum Galgen verdammte.“ Andere wollen auch den Beinamen des Fürsten Heinrichs nicht gelten lassen, und behaupten, daß man ihm nicht sowohl den Beinamen Suspensor, als vielmehr Superbus gegeben habe. Nach Frank's Zeugniß ist es der genannte Fürst Heinrich von Mecklenburg nicht allein gewesen, der es seiner Würde nicht nachtheilig gehalten hat, in eigener Person Scharfrichter- und Henkerarbeiten zu verrichten, sondern der Herzog Otto von Lüneburg, mit dem schiefen Beine, soll auch um dieselbe Zeit, nämlich im Jahre 1380 und den folgenden Jahren, gleiche Geschäfte übernommen haben. Frank berichtet von diesem letzten Fürsten, daß er bei dem Mangel eines Strickes, den Räubern sogar den Halfter seines Pferdes um den Hals geworfen habe. Noch andere angesehene Fürsten im Deutschen Reiche, haben die angestellten Scharfrichter ebenfalls einer ganz vorzüglichen Gnade gewürdiget.

Bei den Israeliten wurde der Missethäter von dem ganzen Volke gesteiniget, woraus erhellt, daß nach den Grundsätzen jener Völker, die Vollstreckung

der Lebensstrafen keinesweges für schimpflich angesehen worden; wenn gleich bei Mordthaten der Bluträcher das Recht hatte, dem Mörder und Todschläger, der ihm überliefert wurde, und den er außerhalb der Freistatt antraf, auch ohne gerichtliche Untersuchung und Warnung das Leben zu nehmen, so wurden nach dem Mosaischen Gesetze, zur Vollziehung peinlicher Strafen, in der Regel keine besondere Leute angesetzt, sondern nach dem Unterschiede der Fälle die peinlichen Strafen von dem Ankläger, dem Richter, den Zeugen oder den Kriegsknechten vollzogen, und zuweilen wurde sogar die Rache den nächsten Verwandten überlassen. Was die spätere Anrüchtigkeit der Scharfrichter anbetrifft, besonders in dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderte, so ist diese so wenig dem Mosaischen Gesetze, als den Sitten der alten Deutschen gemäß, besonders da nach den letzteren, sogar Geistliche und Gerichtsschöpfen Scharfrichter-Arbeiten verrichteten. Sie liegt wohl vorzüglich in den Eindrücken, welche die Amtsverrichtungen der Scharfrichter verursachen. Jene Anrüchtigkeit faßte zuerst bei Einführung des Römischen Rechtes in Deutschland Wurzel, und wurde durch die angenommenen Grundsätze des Canonischen Rechtes völlig bestätiget. Denn mit die Aufnahme des Römischen Rechtes in Deutschland im vierzehnten Jahrhunderte, fingen die Gerichtsschöpfen an, sich der Vollziehung peinlicher Strafen zu entziehen, und das Amt eines Nachrichters mußte nothwendig in Verachtung kommen, da das Canonische Recht dem Scharfrichter eine Irregularität beilegte, und überhaupt alle diejenigen, die in den Blutgerichten saßen, sowohl von der Tonsur, als von der Erwerbung geistlicher Beneficien gänzlich ausschloß. Daß die Gerichtsschöpfen ehemals Scharfrichter-Arbeiten verrichteten, geht aus vielen Stadtrechten hervor.

So heißt es unter andern in einem gewissen Stadtrechte von dem Amte des jüngsten Schöpfen: „Zu siene Ambacht höret och, daß er de Verurtheilten zu den Galgen us soll vüren, und die Degen mit einem Tuche verbinden, den Galgen uffrichten, die Leiter anlegen, den Dieb an die Leiter welzen, und ze Jungst, der an des Vogtes stadt ist, der nimmet in und knüpfet ime das Seil an den Hals und heinket in, so eine aber die Hand verurtheilet wirdt, da soll der Stockwärter die Banken haben, und der an des Vogtes stadt da ist, der hebt einen Hulcinschlegel uf und schlegt ihm die Handes ab — der an des Vogtes stadt da ist, der stichet die Degen uß, die Hocken schneidet er us, die hobet schlecht er abe.“

In dem 16ten Jahrhunderte finden sich bereits verschiedene Beispiele, daß die Vollziehung peinlicher Strafen gewissen Leuten als ein besonderes Amt übertragen worden. Aus den eingeführten Grundsätzen des Römischen und Canonischen Rechtes in Deutschland ist es ohne Zwang zu erklären, warum der Reichsabschied von 1530 es den Nachrichtern zu einer besondern Pflicht macht, sich durch ihre Kleider von einander auszuzeichnen, und warum nach andern statutarischen Rechten dieselben von Erlangung des Bürgerrechts und der Gewerbe ausgeschlossen und dagegen angehalten werden, sogar außerhalb der Stadt zu wohnen. Nach dem Tit. von Nachrichtern heißt es in dem Reichsabschiede wegen der Kleidung: Es soll auch eine jede Obrigkeit ein fleißiges Einsehen thun, daß sich die Züchtiger, Nachrichter und Feldmeister oder Abdecker mit ihrer Kleidung tragen, damit sie vor andern mögen erkannt werden.“ Diese Vorschrift der Reichsgesetze wegen der besonderen Kleidung der Scharfrichter ist fast völlig außer Gebrauch gekommen, man findet selten Beispiele ihrer Anwendung. Noch im Jahre 1517

erhielt der Scharfrichter zu Worms eine besondere päbstliche Erlaubniß das Abendmal zu genießen. Nach einigen statutarischen Verordnungen ist es noch heutiges Tages den Scharfrichtern nicht erlaubt, öffentlich mit andern Bürgern zu communiciren. In den neueren Reichsgesetzen ist die vormalige Anrüchtigkeit, die den eigentlichen Scharfrichtern oder Nachrichtern anklebte, gänzlich aufgehoben, und es kann ihnen so wenig die Erlangung des Bürgerrechts, nebst der Zulassung zu Zünften und Handwerkern, als ihren Kindern die Erlernung eines Handwerkes oder eines andern ehrlichen Gewerbes streitig gemacht werden. Es versteht sich jedoch hier, daß nur von solchen Scharfrichtern die Rede ist, die nicht zugleich Abdecker sind; denn in Absicht solcher Nachrichter, die zugleich Abdecker sind, hat es bei dem angeführten Reichsschluß, nach denen die Schinder, bis auf die zweite Generation, nachdem die erste eine andere ehrliche Lebensart erwählet und darin mit den Ihrigen zum wenigsten an dreißig Jahre fortfährt, von Innung, Zünften und Gewerben ausgeschlossen werden, lediglich das Bewenden. Würde jedoch einem Scharfrichter die Cavillerey zwar mit verliehen seyn, derselben sich aber zum Abdecken des todten Viehes besondere Leute oder Knechte halten, so versteht es sich von selbst, daß unter solchen Umständen aller Vorwurf wegfallen müsse, indem ein Scharfrichter den Schindern nicht gleich geachtet werden kann, ihn auch sodann die Fähigkeit, das Bürgerrecht in einer Stadt zu erlangen, bei dem Mangel entgegenstehender Gesetze nicht abzusprechen ist, am wenigsten ist aber seinen Kinder der Zugang zu Innungen und Zünften zu versagen. Im Reichsschluß wegen der Handwerksmißbräuche von 1731 § 4 und 5 heißt es: „Demnach auch allbereit in der Polizey-Ordnung de Anno 1548, Tit. 37 und 1577, Tit. 38 wegen gewisser Personen versehen, daß deren Kinder von

denen Gaſſeln, Aemtern, Gülten, Innungen, Zünfften und Handwerkern nicht ausgeſchloſſen werden ſollen, ſo hat es dahin ſein feſtes Bewenden und ſollen berührte Constitutiones künftig durchgängig genau befolgt, nicht weniger auch die Kinder derer Landgerichts- und Stadtknechte, wie auch derer Gerichts-, Frohn-, Thürn-, Holz- und Feldhüter, Todtengräber, Nachtwächter, Bettelvögten, Gaſſenkehrer, Bachfeger, Schäfer ꝛc., in Summa keine Profeſſion und Handthierung, dann bloß die Schinder allein bis auf die zweite Generation, in ſofern allenfals die erſtere eine andere ehrliche Lebensart erwählet und darinn mit denen ihren 30 Jahre lang continuiret hätten, ausgenommen, verſtanden, und bei denen Handwerkern ohne Weigerung zugelaſſen werden.“ Nach dem Gerichtsgebrauch, wird daher in Beiſtimmung der Reichsgeſetze einem Scharfrichter niemals verwehrt, in der Stadt zu wohnen, ſich eine eigene Wohnung anzuſchaffen und ſogar das Bürgerrecht zu erlangen. Eben ſo wenig iſt darüber ein gegründeter Zweifel, ob ein Scharfrichter ein gültiger Zeuge ſeyn und ob derſelbe in einem Teſtamente zum Erben eingeſetzt und ſogar einen Bruder und einer Schweſter vorgezogen werden kann? Dieſe Fragen werden gegenwärtig ohne Bedenken zum Beſten der Scharfrichter beantwortet und kein Rechtsgelehrter hält die Frage mehr zweifelhaft: Ob ein Scharfrichter, als eine persona turpis im rechtlichen Verſtande anzuſehen ſei? zu verneinen. Der mit Scharfrichtern gepflogene Umgang, oder der bloße Gebrauch ihrer Werkzeuge, oder das Heirathen ihrer hinterlaſſenen Wittwe bewirkt eben ſo wenig eine Art von Anrüchtigkeit. Die neueren Grundſätze, daß der Nachrichter nicht für unredlich oder anrüchtig zu halten, weil er ein ſehr nützlicher Mann im Staate iſt, vertheidiget ſchon Luther in ſeiner Poſtille über das Evangelium am 4ten Trinitatis Sonntage, es

heißt daselbst: „Darum ist Meister Hans ein sehr nützlicher und dazu ein barmherziger Mann; dann er steuert den Schalk, daß er es nicht mehr thue, und wehret den andern, daß sie es nicht nachthun. Denn für ihm schlägt er den Kopf ab, den andern, hinter ihm, dräuet er, daß sie sich fürchten für den Schwerdt und Friede halten; das ist eine große Gnade und eitel Barmherzigkeit.“ Ob aber dennoch die entgegengesetzten Grundsätze nicht vielleicht wenigstens entfernte Mittel werden könnten, die Lasterhaften von Begehung der Verbrechen abzuhalten? wäre eine Frage, sagt Quistorp, die um so mehr eine gründlichere Untersuchung verdiente, als von den Römern, diesem so klugen Volke, wohl zu vermuthen steht, daß ihre Meinung von der Anrüchtigkeit der Scharfrichter auf guten Gründen gebaut gewesen sei; denn, zugegeben, daß, um die Menschen vom Verbrechen abzuhalten, der Gedanke, dadurch in die Hände unehrlicher Leute zu gerathen, nicht bei allen Lasterhaften gleich groß seyn mag, und bei vielen erst ein gewisser Schwung der Gedanken und eine nicht gemeine Seele vorausgesetzt werden müsse, so würde doch im Allgemeinen nicht füglich gesagt werden können, daß er bei Niemanden ein Mittel, ihn vom Verbrechen abzuhalten, gewesen sei. Ich bin vielmehr davon völlig überzeugt, daß auch sogar die bloßen Vorurtheile, womit der gemeine Mann die Gerichtsbediente, besonders den Scharfrichter und Schinder noch heutiges Tages anzusehen pflegt, allerdings vielen Nutzen haben, auch zuweilen gleiche Furcht, als die bevorstehende Strafe selbst verursacht, hervorbringen, und vielleicht dazu mitwirken, daß Laster und Verbrechen nicht allgemeiner werden. Ohnedies lassen sich überhaupt keine solche Mittel gedenken, die stark genug

wären, die Entstehung aller und jeder Verbrechen zu verhindern und die nicht bei diesem und jenem ihre Kraft verlören. Eine genauere Prüfung und weitere Nachforschung, besonders bei peinlichen Verhören, dürften vielleicht ergeben, daß vorstehende Gedanken bei der Criminal-Gesetzgebung sehr viele Aufmerksamkeit verdienten.

Quistorp hat hierin nicht Unrecht; denn in den jetzigen aufgeklärten Zeiten, wo man den Nimbus von so machen Ehrfurcht, Furcht ꝛc. einflößenden Gegenstände wegzuziehen sucht oder verscheucht, hat die Moralität nicht gewonnen, sondern verloren.

Die Befugniß, einen Scharfrichter zu bestellen, gebührt der Gerichtsherrschaft, und ist daher nach der Regel für kein Regal zu achten; eben so pflegt auch die Cavillerey in Deutschland gewöhnlich mit dem Scharfrichterdienste verbunden zu seyn, obgleich verschiedene Rechtslehrer jene der Regel nach zu den Regalien gerechnet wissen wollen.

Unter der Benennung eines Scharfrichters versteht man im allgemeinen meistentheils diejenige Person, die von der Obrigkeit dazu bestellt worden ist, um die in peinlichen Fällen ausgesprochenenen Urtheile zur Vollziehung zu bringen; es ist daher sehr fehlerhaft, wenn man im gemeinen Leben hier und da den Henker für gleichbedeutend mit dem Worte Scharfrichter und Schinder nimmt; auch Rechtsgelehrte haben sich dieses zu Schulden kommen lassen. Es ist aber ein großer Unterschied unter Schinder, Henker und Scharfrichter. Die Arbeiten des Schinders, welcher auch Abdecker, Rasenmeister, Kleemeister, Wasenmeister, Caviller, Halbmeister, Racker, Abschälner, Feldmeister, Kaltschlächter ꝛc. genannt wird, welche von diesen Leuten nur allein und von keinen andern verrichtet zu werden

pflegen, sind stinkend und schmutzig. Hierzu gehören die Reinigung der Cloacken und heimlichen Gemächer, die Abdeckung des verreckten Viehes, die Einscharrung des an der Viehseuche gefallenen Viehes, das Todschlagen der mit Zeichen nicht versehenen Hunde, die Lieferung des Luders auf den Schindanger und an die Jägerey zu den Wolfs- und Luchshütten, die Wegbringung des geschlachteten untüchtigen Viehes, die Besorgung des Schindangers, auch hier und da, Kraft besonderer Verträge; die Aufziehung einiger Jagdhunde für die Herrschaft, Säuberung der Gefängnisse von Wust und Unflat ꝛc. Der Henker und Scharfrichter haben die grausamen Arbeiten zu verrichten, welche bestehen, theils in der Angreifung des Missethäters, zum Beispiel in dem Angriff und Auskleiden zur Folter, theils in der Peinigung selbst und in Vollstreckung der peinlichen Strafen; dahin werden gerechnet das Köpfen, Henken, Ausstäupen, Abschneiden der Ohren und Nase, Ausschneiden der Zunge, Abhauen der Hand oder Finger, Brandmarken, das Zwicken mit glühenden Zangen, Wippen, Ersäufen, Rädern, Schleifen, Viertheilen, Verbrennen, das schimpfliche Zerbrechen der Wappen, Schilde und Helme, die Execution am Bildniß, die Anschlagung des Namens an den Galgen, die Zerbrechung des Degens, Erklärung und Wegjagung eines Schelmen, das Vergraben unter dem Galgen, der Widerruf in eines andern Namen, das Schwören der Urphede in eines andern Seele, das Verbrennen der Pasquille und anderer ärgerlicher Schriften. Der Scharfrichter auch Nachrichter, Freymann, Meister Hans, Meister Hämmerling, Meister Fix, Femer, Angstmann, Peinlein, Nothbote und Frohnbote genannt, berührt nie den Verbrecher, sondern verrichtet nur das Köpfen. Bei der Folter und Vollziehung anderer Lebens-, Leibes-

und Ehrenſtrafen macht er nur die Anordnung und läßt ſie durch den Henker oder Meiſter, und den Knechten verrichten. Wenn von der Obrigkeit, außer dem Scharfrichter, kein Henker beſtellt iſt, ſo hält ſich jener, außer zum Köpfen, welches er, wie ſchon oben angeführt worden, ſelbſt verrichtet, ſeine eigenen Leute, durch welche er die Peinigung und übrigen grauſamen Arbeiten unter ſeiner Anordnung verrichten läßt. An manchen Orten verſieht auch der Scharfrichter die Arbeiten des Henkers und ſogar des Abdeckers; er verliert dann aber auch die Vorzugsrechte des Scharfrichters, und wird in die Klaſſe der Henker und Schinder herabgeſetzt; dieſes ſcheint auch die Urſache zu ſeyn, warum an vielen Orten dieſe ſo verſchiedene Benennungen mit einander verwechſelt werden. Wenn daher die Rechtswohlthaten oder nachtheiligen Rechtsverfügungen dieſer Leute beſtimmt werden ſollen, ſo iſt nicht auf ihren Namen, ſondern allein auf die Art ihrer Verrichtungen Rückſicht zu nehmen, und ein Verbrecher, der ohne Verluſt ſeiner Ehre mit dem Schwerdte hingerichtet werden ſoll, muß gehört werden, wenn er ſich einen Scharfrichter, der zugleich Henker iſt, verbittet, und einen ſolchen verlangt, der weder Henkers- noch Abdeckers-Arbeiten verrichtet. Einem bloßen Henker iſt es auch nicht erlaubt, eine Arbeit des Scharfrichters zu verrichten, und ein bloßer Abdecker kann nicht anders, als auf den Nothfall zu Henkersarbeiten gebraucht werden. Nach Mecklenburgiſchen Landesgeſetzen muß ſich der Scharfrichter, wenn mit ſeinem Dienſte zugleich die Cavillerey verbunden iſt, zwei tüchtige Knechte halten, wobei ſo viel als möglich auf einheimiſche und ſolche Leute geſehen werden ſoll, die mit guten Päſſen verſehen ſind. Durch dieſe Knechte ſollen nun die Scharfrichter, in Ermangelung eines beſondern Untermeiſters, die öffentliche Ausſtäupung der Verbrecher, die Strafe des Henkens, Räderns

und Verbrennens, ingleichen das Verbrennen der öffentlichen Schmäh- oder ketzeriſchen Schriften, das Anſchlagen der Namen der Verbrecher an den Galgen, das Begraben der Leichname an ehrloſen Plätzen, das Todſchlagen der Hunde bei vorhandener Gefahr und anderer abgängig gewordenen Hausthiere ꝛc. verrichten laſſen.

Die Obliegenheiten der Scharfrichter und der ihnen dafür gebührende Lohn, ſind, nach der ihnen bei dem Antritte ihres Dienſtes ertheilten Inſtruction am meiſten zu beurtheilen. Nach deren Inhalt iſt auch vorzüglich zu beſtimmen, ob der Scharfrichter allein zu denjenigen Pflichten, die ihm nur in engerer Bedeutung obliegen oder überhaupt zu allen denen, wozu ſonſt nur Halb- oder Untermeiſter verbunden ſind, gehalten werde. Auf die ihnen ertheilte Inſtruction, auf eine getreue Amtsführung, ſowohl bei Vollziehung der Strafen, als bei dem Gebrauche der Marter, wo ſolche noch üblich ſind, ferner auf eine genaue Verſchwiegenheit der Dinge, die ſie bei der Marter, oder ſonſt bei Verrichtung ihres Amtes erfahren, und endlich auf einen ſtrengen Gehorſam gegen das peinliche Gericht, pflegen die Scharfrichter beſonders vereidet und vor geſchehener Vereidung nicht leicht zu Amtsverrichtungen zugelaſſen zu werden. Ein einmal geleiſteter Amtseid pflegt aber auf alle nachfolgende Verrichtungen, ohne daß in jedem beſondern Fall, eine Wiederholung nöthig wäre, Beziehung zu haben. Die Bambergiſche Halsgerichtsordnung ſchreibt das Formular des Scharfrichter-Eides genau vor. Er lautet Art. IX: „Ich ſol und wil meines genedigen Herrn von Bamberg und ſeiner genaden Stifft ſchaden warnen, frommen werben, in meinem Ampt getreulich dienen, peinlich fragen und ſtraffen, wie mir von ſeiner Gnaden weltlichen Gewalt jedesmals bevolhen wurdt, auch

darumbt nit mer dann zymlich belonung nemen, alles nach laut diſer Ordnung, was ich auch in peynlicher Frage höre oder mir ſunſt in geheym zu halten, bevolhen wirdet, daſſelbige will ich nymant ferner eröffnen, auch alle erlaubung genanntes meines gnedigen Herrn Hoffmeiſters, Marſchalks oder Haußwoydts uyedert zyhen und derſelben geſchefften und gebotten gehorſam und willig ſein, alles getreulich und one allerley geverd, alſo helff mir Gott und die Heiligen." — In der Karoliniſchen peinlichen Gerichts-Ordnung findet man es zwar nicht, indeſſen hat es keinen Zweifel, daß die vorgängige Vereidung der Scharfrichter auch nach der letztern nothwendig und ſolchergeſtalt ſtillſchweigend beſtätiget worden ſei. Art 96 der peinlichen Gerichts-Ordnung heißt es: „Item wenn der Beklagt entlich zu peynlicher ſtraff geurtheylt wirt, ſoll der Richter an den Orten da es gewonheyt, ſeinen ſtab zerbrechen, und den Armen dem Nachrichter bevelhen und bei ſeinem Eydt gebieten, die gegeben Urtheyl getrewlich zu volnziehen." — In Ermangelung eines beſonders angeſtellten Scharfrichters muß man ſich in vorkommenden Falle denſelben von einem nahe gelegenen Orte erbitten, der aber ſodann auf die gegenwärtige oder bevorſtehende Execution zu vereiden iſt.

Zu den beſondern Rechten und Privilegien der Scharfrichter gehörte ehemals, daß ſie die geſprochenen Urthel eröffnen und verkündigen mußten, woher ſie auch den Namen Nachrichter erhielten. Es heißt nämlich im 218ſten Art. der peinlichen Gerichts-Ordnung. „Item das die Urtheyl durch den Nachrichter und nit den Richter oder Urtheiler ausgeſprochen und eröffnet werden." Allein die peinliche Gerichts-Ordnung verwirft dieſe Gewohnheit ausdrücklich und zählt ſie zu den unzuläßigen und daher zu den eigentlichen Mißbräuchen, dahingegen gehört

zu den gegründeten Gerechtsamen der Scharfrichter, daß sie bei der Verrichtung ihres Amtes völlige Sicherheit genießen und daß sogar nach der peinlichen Gerichts-Ordnung auf dem Richtplatze öffentlich ausgerufen und bei Leib und Gut verboten werden soll, den Scharfrichter auf keine Weise zu behindern, auch wenn es ihm mißlänge, nicht Hand an ihm zu legen.

Im Art. 97 der peinlichen Gerichts-Ordnung heißt es: „Item so der Richter nach der endturtheyl sein stab gebrochen hat, desgleichen auch so der Nachrichter den Armen auff die Richtstat bringet, soll der Richter öffentlich ausrufen oder verkünden lassen und von Oberkeyt wegen bei Leib und gut gebieten, dem Nachrichter keynerley Verhinderung zu thun, auch ob jm mislüng nit Handt anzulegen.“ Das in der peinlichen Gerichts-Ordnung bestätigte Friedausrufern ist wahrscheinlich zur Sicherheit der Scharfrichter von der Zeit an nothwendig geworden, als mit der Einführung des Römischen Rechtes in Deutschland die vormalige Begriffe von der Anständigkeit, peinliche Urtheile zu vollziehen, aufhörten, und man an deren Stelle die dazu besonders angestellten Leute oder Scharfrichter zu hassen anfing, weil man sie als solche Leute ansah, die um des Lohnes willen an den Martern und dem Blute der Sterbenden sich vergnügten und deren ordentliches Handwerk es mit sich brachte, wehrlose Menschen, die ihnen keine Beleidigung zugefügt hatten, zu quälen. Das feierliche Friedausrufen zur Sicherheit des Scharfrichters, pflegte späterhin, ja selbst noch bis auf die neuere Zeit, bei dem Mangel besonderer Landesgesetze nur dann zu geschehen, wenn dazu gegründete Besorgnisse eine Veranlassung geben; obgleich nach einigen statutarischen Rechten die dem Scharfrichter zugefügte Gewaltthätigkeit am Leben

und mit dem Verluſte der Güter zu beſtrafen iſt, ſo wird doch in Entſtehung derſelben, der beſchriebene Unfug nach den Grundſätzen von Aufruhr und Gewaltthätigkeiten beſtraft, man läßt es aber meiſtentheils bei einer Leibesſtrafe bewenden, macht inzwiſchen dieſe ſofort bei der Verkündigung des Friedens namhaft. Nach dem Lübeckſchen Rechte Tit. 18, Art. 1 heißt es: „Wenn ſich Jemand ſo keck dünken laſſen würde, er ſei jung oder alt, der ſich an dem Bödel oder Frohnen oder ſeinen Dienern in Verrichtung ſeines Amts der Iustitien, unangeſehen, ob es ihm mislingen möchte, mit der That, und Hand, in was Weiſe ſolches geſchehen könnte, oder möchte, vergreiffen, beſchädigen und verletzen, der oder dieſelben ſollen mit ihren Helffern und Helffers Helffern, wo ſie angeben und überwieſen, am Leben mit dem Schwerdt geſtrafft werden.“ Auch im Verdenſchen Statute beim Puffendorf *). „Vorhalede jemand einen Rathman oder Rades Dener in der Stadt Denſte mit ſcheldeworten, de ſchall in des Rades Broke ſtaen, und bidden den Sakewolden dorch Gott dat he idt eme vorgeven will. Schlöge oder wundede averſt jemand einen Radtman oder Rades Dener in der Stadt Denſte, ſin Liff und Gut ſchall ſtaen in des Rades gewalt.“

Wenn es gleich als ein beſonderes Vorrecht der Scharfrichter angegeben zu werden pflegt, daß ſie bei vorgefallenen Entleibungen die Befugniß haben, den Wagen, worauf vielleicht der Selbſtmord geſchehen, das Pferd, das der Selbſtmörder geritten, ingleichen alles dasjenige, was an dem Orte, wo der Körper des Selbſtmörders befindlich iſt und dem letzteren eigenthümlich zugehört hat, ſich anzumaßen, in ſofern der Scharfrichter bei dem Körper ſte-

*) In Obs. Iur. vniu. T. 1 statut. 160.

hehend unten und oben, auch auf allen Seiten in dem Umfange, es mit seinem Richtschwerdt erreichen kann, so lassen sich gleichwohl diese Gerechtsame im Allgemeinen um so weniger vertheidigen, als nach der ausdrücklichen Vorschrift der peinlichen Gerichts-Ordnung, den Erben eines Selbstmörders ihr Erbrecht allenthalben völlig ungekränkt und ohne die mindeste Kürzung oder Einschränkung frei bleiben muß. Vermöge dieser Grundsätze mag einem Scharfrichter, der sich in Absicht der hinterlassenen Güter eines Selbstmörders diese, oder jene Befugniß anmaßt, den Beweis einer etwanigen gegenseitigen Observanz um so weniger frei gelassen werden, als derselbe, wenn er auch nach aller Strenge geführt werden könnte, dennoch, was die Sache selbst anbetrifft, verderblich seyn würde, indem die Gesetze dergleichen angebliche Rechte des Scharfrichters in keine Wege bestätigen, vielmehr schlechterdinges verwerfen; dagegen pflegt man aber dem Scharfrichter diejenige Kleidung, die ein Verurtheilter am Tage seiner Hinrichtung getragen hat, gewöhnlich nicht streitig zu machen. Wegen des Ersteren lautet der 135ste Artikel der peinlichen Gerichts-Ordnung: „Wo sich aber eyn Person ausserhalb obgemelter offenbaren Ursachen, auch in Fällen, da er sein Leib alleyn verwirkt oder sunst aus Krankheytten des Leibes, Melancolei, gebrechlichkeyt jrer Sin, oder ander dergleichen Blödigkeiten selbst töttet, derselben erben sollen deshalb an jrer Erbschaft nicht verhindert werden, und darwider keyn alter gebrauch, gewonheyt oder satzung statt haben, sondern hiemit revociret, cassiret und abgethan sein und inn disem und andern dergleichen Fällen, unser Keyserlich geschriben Recht gehalten werden.“

Zu den besonderen Privilegien der Scharfrichter kann man ferner rechnen, daß sie in demjenigen

Gerichtszwange, wobei ſie angeſtellt worden, nicht allein von Wachen, Frohn- und andern perſönlichen Dienſten, ingleichen den ſonſtigen gewöhnlichen Abgiften und Steuern befreit ſind; auch, wenn nach des Ortes Verfaſſung öffentlich gebrauet werden muß, ihr eigenes Bier brauen dürfen, ſondern auch die Vollziehung peinlicher Strafen und die Anordnung der Folter ſich mit gänzlicher Ausſchließung anderer anmaßen können. An einigen Oertern haben die Scharfrichter an öffentlichen Marktagen, bei feierlichen Begebenheiten, und bei Bekanntmachung obrigkeitlicher Verordnungen verſchiedene Gerechtſame und damit zugleich einige zugebilligte Vortheile. Nach den Lübeckſchen Rechten wird die dem Scharfrichter, ſeiner Familie und ſeinen Leuten zugefügte Beleidigung allemal doppelt beſtraft. Die Strafe ſelbſt kann aber nach den Bemerkungen der Ausleger, nach der Verſchiedenheit der Vergreifung und wenn daraus großes Unheil, Mord und Aufruhr entſtanden iſt, zur Gefängniß-, Leib- und Lebensſtrafe anwachſen. Es heißt daher im Lübeckſchen Rechte, Tit. 18. Art. 2. „Wenn ſich jemand an ihm, ſeinem Weib und Knechten in gerichtlichen bürgerlichen Sachen, im Vorladen, Pfanden und ſonſt ungebührlich erzeigen und verhalten würde, derſelbe ſoll mit doppelter Strafe belegt werden.“ Daſſelbe verordnet auch das Sächſiſche Landrecht L. 1, Art. 8. „Des Frohnen Buß iſt auch zwiefältig und ſein wehrgeld nach ſeiner Gebuhrt, nach der Zeit, da er zum Frohnboten gekohren wird.“ In der Gloſſe heißt es unter andern merklich: „Daß er Buß und wehrgeld zwiefach hat, daß nimmt er einmal von ſeiner Perſon wegen, das andere mahl von ſeines Amptes wegen.“ — Wenn gleich die peinliche Gerichts-Ordnung dem Scharfrichter erlaubt, nach geſchehener Execution die Frage an den

Richter: „Ob er recht gerichtet habe? ergehen zu lassen, und die ihm zu ertheilende Antwort ebenfalls genau bestimmt, so ist jedoch diese überflüssige Förmlichkeit fast ganz außer Gebrauch oder doch wenigstens ohne Nutzen, die Warnungsrede an die Zuschauer nach einer vollzogenen Todesstrafe, pflegt jetzt an einigen Orten meistentheils nur von dem Prediger oder dem Richter, nicht aber von dem Scharfrichter gehalten zu werden.

Außer den angeführten Rechten sind die übrigen Befugnisse der Scharfrichter am meisten aus den ihnen ertheilten Instructionen zu beurtheilen, und darnach ist auch die Frage: Ob dem Scharfrichter das Recht, von den Zentpflichtigen für sich eine gewisse Abgabe zu begehren, zustehe? vorzüglich zu beantworten. Von Andern wird den Scharfrichtern noch das Recht, Arm- und Beinbrüche, auch andere körperliche Gebrechen zu heilen, gegeben; allein derselbe kann sich solches nur dann anmaßen, wenn er seine Geschicklichkeit genugsam bewiesen und die obrigkeitliche Vergünstigung dazu erhalten hat. Dagegen ist an den mehrsten Orten die Gewohnheit, daß den Scharfrichtern, wenn sie anders die Kunst verstehen, das Schneiden der Hunde und Katzen, wie auch überhaupt die Heilung der Thiere, wenn solche krank sind, ausschließungsweise überlassen zu werden pflegt. Das Recht, Arm- und Beinbrüche, auch andere körperliche Schäden zu heilen, findet nur in den Staaten Statt, wo die Wundarzneikunst noch in einem tiefen Schlummer liegt, wo sich aber diese erhoben hat, da dürfte wohl der Scharfrichter keine Kur übernehmen, da sie dabei überhaupt nur empirisch zu Werke gehen, und keine gründlichen Kenntnisse der Anatomie des Körpers und der Wirkungen der Mittel, die sie zu verordnen pflegen, besitzen. Indessen wenn wir auf den Grund, auf die Ent-

ſtehung der Arzneikunſt ſehen, ſo möchte wohl die Erfahrung, wenn ſie mit einem geſunden Beobachtungsgeiſte gepaart iſt, manche Heilung bewirken, die der ſchulgerechteſte oder vielmehr der Kandidat der Heilkunſt, der das ſtrengſte Examen beſtanden, nicht zu bewirken im Stande iſt. — Auch wo Thierarzneiſchulen ſich befinden, wird das Praktiſiren in dieſem Zweige der Heilkunſt dem Scharfrichter unterſagt; allein es wird damit nicht ſo ſtrenge genommen, weil man auch dem Schäfer dergleichen Kuren zu verrichten nicht nur erlaubt, ſondern es ſogar ausdrücklich verlangt wird, daß er ſie verſtehe. Auch was die Entleibung der Selbſtmörder anbetrifft, ſo iſt es nicht überall gebräuchlich, daß der Scharfrichter die Hinwegbringung derſelben zu beſorgen hat, ſondern es ſind dazu beſondere Armenwächter beſtellt, die auch die Verlaſſenſchaft oder vielmehr dasjenige, was ſich bei dem Körper und an demſelben befindet, nach ſich nehmen und behalten.

Nach dem Zeugniſſe einiger Rechtslehrer ſuccediren die Scharfrichter im Heergeräthe; der älteſte Sohn eines Nachrichters bekommt das beſte Richtſchwerdt, die anderen Söhne aber die übrigen, die noch vorhanden ſind. — An einigen Orten haben die Scharfrichter beſondere Vorrechte erlangt, ſo zum Beiſpiel in Zürich, wo man den Scharfrichter zur adelichen Zunft rechnet. Er ſitzt bei feierlichen Mahlzeiten mit im Zimmer, doch an einem beſonderen Tiſch. Dieſes ſoll von einer Unternehmung des Adels gegen die Freiheit des Volkes herrühren, wo ſolches die Oberhand behielt und dafür zur Strafe den Scharfrichter in die adeliche Zunft ſetzte.

Daß auch ein Scharfrichter die Befugniß habe, ſeine Knechte nach Gefallen anzunehmen und zu entlaſſen, auch ſie wegen ihrer Vergehungen, in ſo fern dieſe nicht in eigentliche Verbrechen ausarten, zu

bestrafen, soll nach Quistorp keinem Zweifel unterworfen seyn; indessen pflegen den Scharfrichtern in den meisten Ländern bei der Annahme ihrer Knechte gewisse Einschränkungen gemacht zu werden. In Berlin steht der Scharfrichter mit seinen Knechten unter dem Kammergerichte; s. weiter unten.

Was den Henker anbetrifft, so hat ihn nach der Regel derjenige zu bestellen, welchem die peinliche Gerichtsbarkeit zusteht, und also auch derjenige, welcher die patrimonialpeinliche Gerichtsbarkeit hat; wo aber dem Scharfrichter zugleich die Besorgung des Henkeramtes aufgetragen wird, da versteht es sich von selbst, daß die Bestellung der zur Henkersarbeit nöthigen Leute von ihm abhängt. Der Henker muß die zu seinem Amte erforderlichen Gaben besitzen, und also von allen denjenigen Gebrechen des Leibes und der Seele frei seyn, welche ihn an der Ausübung seiner Amtsverrichtungen hindern; er muß vornämlich sein Amt in jedem Falle nach der vom Richter erhaltenen Vorschrift, nach den Gesetzen und dem Herkommen verrichten, und wird, wenn er gelinder oder grausamer verfährt, als das Urtheil vorschreibt, billig gestraft. Bei der Annahme zum Amte wird er von der Obrigkeit beeidiget, getreulich zu dienen, die Vorschriften des Richters genau zu befolgen, was er bei der peinlichen Frage hört oder ihm sonst geheim zu halten befohlen wird, Niemanden zu eröffnen ꝛc. Es kann ihm niemals die Wahl der Strafen, der Folterwerkzeuge oder der Art, jene zu vollziehen, oder diese anzulegen, wie es ehemals durch Mißbräuche öfters geschehen ist, überlassen werden, und der Richter muß in allen solchen Fällen genaue Aufsicht auf ihn haben. Man hielt den Henker ehemals mehr als den Scharfrichter für unehrlich, daher ihm auch z. B. in der Kirche ein eigener Stand angewiesen und er bei

Verſammlungen ehrlicher Bürger, z. B. in Wirthshäuſern, bei Hochzeiten, nicht zugelaſſen, in keine Zunft und zu keinem Ehrenamte aufgenommen wird, und ein brüderliches Teſtament, in welchem derſelbe einem Bruder des Teſtirers vorgezogen worden, als pflichtwidrig angefochten werden kann.

Was nun die Belohnungen oder den Gehalt der Scharfrichter anbetrifft, ſo iſt hierüber nichts Genaues oder vielmehr nichts allgemein Uebliches feſtgeſetzt. Er bekommt an einigen Orten einen jährlichen Gehalt, an andern wird ihm ſtatt deſſen die Abdeckerey, welche mit manchen Vortheilen verbunden iſt, verliehen, wofür er der Herrſchaft etwas Gewiſſes entrichten muß, oder ſie wird ihm auch wohl förmlich verpachtet, wie die Scharfrichterey bei Berlin. Es wird ihm hierbei noch jede Arbeit beſonders belohnt, und dieſe Bezahlung nennt man Henkersgeld, ſ. auch Th. 23, S. 16. Dieſes Henkersgeld iſt weder der Ankläger, noch der Angeklagte oder Inquiſit, ſondern der peinliche Gerichtsherr zu tragen ſchuldig, weil es zu der Beſtellung der peinlichen Gerichte, welche ihm obliegt, gehört; jedoch beſteht an einigen Orten die Gewohnheit, daß die Unterthanen zur Beſtreitung des Henkersgeldes bald nach den Häuſern, bald nach den Hufen ihrer Ländereyen beitragen müſſen; allein der Gerichtsherr, welcher eine ſolche Gewohnheit behauptet, hat die Vermuthung wider ſich, und muß ſie alſo beweiſen. Die Scharfrichter und Henker trieben ehemals die Erhöhung ihres Lohnes bis zur größten Ausſchweifung, da ſie z. B. die Verrichtungen, welche zu einer Handlung gehörten, ohne Noth vermehrten und für jede beſonders bezahlt zu werden verlangten; da ſie für begnadigte Verbrecher das Henkersgeld forderten, für ſich und ihre Leute Zehrungskoſten verlangten, wenn gleich die Execution in der Stadt oder

nahe am Thore geschah, und überhaupt große Belohnungen nach Willkühr forderten. Die meisten Landesherren sahen sich dadurch bewogen, den Scharfrichtern gewisse Taxen vorzuschreiben und in denselben den Lohn für jede Arbeit genau zu bestimmen, und die üblich gewesenen Mißbräuche, daß sie sich zum Beispiel für jede zu einer Execution erforderlichen besonderen Handlung, als für die erste Besteigung eines neuen Galgens, für die Führung des Schinderkarrens an den Ort, wo der Leichnam eines Selbstmörders sich befindet, für die bei der Execution gebräuchlichen Geräthschaften besonders bezahlen ließen, abzuschaffen.

Daß die Scharfrichtereyen auch ehemals zum Lehn gegeben worden, erhellt aus einer Urkunde des Kaisers Sigismund vom Jahre 1436, worin er dem Pfalzgrafen Stephan aufträgt einen Streit in seinem Namen zu entscheiden, den die Stadt Ehenheim im Elsaß mit den Gebrüdern Wepfermann wegen der Kosten bei den Blutgerichten hatten. Die Urkunde, welche dieses Lehn deutlich ausdrückt, steht beim Schoepflin *) abgedruckt; sie lautet: „Uns haben unsere und des Reichs libe Getrewe die von obern Ehenheim fürbracht, wie Heinrich und Franz Wepfermann gebrüdere, von uns und dem Reiche ein Lehn haben, genannt das Hengker Lehn und was dazu gehört zu Ehenheim in der Stadt, davon sie derselben Stadt pflichtig sin, was die Stadt übelthätiger Lüte richten thut, dafs danne die Wepfermanne dem Richter lohnen sollen mit allen Kosten, der doruff geht, als ihre Vorderen — one alle Wiederrede gethan haben, dem sie aber nun nicht mehr genug thun uud dennoch solch ihr Lehn nutzen und

*) Alsat. Illust. Tom. II., p. 355.

niessen wollen.“ Aus dieser angeführten Stelle läßt sich mit Gewißheit schließen, daß die Wepfermanne aus dem Grunde ein Lehnstück in der Stadt Ehenheim vom Römischen Reiche hatten und nutzten, wofür sie schuldig waren die Kosten zu bezahlen und zu tragen, wenn in der Stadt Uebelthäter hingerichtet wurden. Der Ausdruck der Urkunde: den Richter lohnen mit allen Kosten, der doruff geht, ist zwar etwas dunkel, weil man nicht genau weiß, ob darunter die Kosten zu verstehen sind, die der Kriminalrichter, so die Untersuchung führt ꝛc. macht, oder die so der Scharfrichter verursacht, der den Uebelthäter executirt, da aber die Urkunde diese sonderbare Gattung von Lehen deutlich ein Henkerlehn nennt, so muß man fast vermuthen, daß darunter der Scharfrichter und dessen Kosten eigentlich zu verstehen ist. Auch in der Mark werden die Henker mit ihrem Amte belehnt, und sie bezahlen, oder der Scharfrichter für sie, bei der Belehnung die Lehenwaare, sonst darf aber kein weiteres ungewöhnliches Lehngeld von ihnen genommen werden, sondern bloß zur Anerkennung der lehnbaren Verbindung geben sie jährlich ein gewisses Geld, Leder, Eimer oder Handschuhe.

Hier noch Einiges über den Scharfrichter nach neueren Grundsätzen, besonders des Preußischen Rechts. Der Scharfrichter wird gegenwärtig vom Magistrate bestellt, und ist der peinlichen Gerichtsherrschaft unterworfen, dahingegen wird der Henker vom Forstamte bestellt und hat dort seinen Gerichtsstand, jedoch kann ihn kein landsäßiger Edelmann setzen, wenn er gleich das Forstrecht besitzt, weil dieser Gegenstand zur forstlichen Hoheit oder zum landesherrlichen Forstpolizeyrechte gehört. Dies ist auch der Grund, warum in den Preußischen Ländern, desgleichen im Hessischen, Nassauischen, Mecklenbur-

gischen ꝛc. die Scharfrichter mit den Feldmeistereyen von dem Oberjägermeisteramte, unter welchem sammt dem Hausvogteiamte zu Berlin, sie in Amtssachen ihren Gerichtsstand behalten, förmlich beliehen werden, wie davon ein Königlicher Lehenbrief vom 28. August 1727 beim Siegel nachzusehen ist. Die Annahme und Beeidigung des Scharfrichters darf nicht eher vorgenommen werden, als bis er sein Kunststück im Kopfabschlagen abgelegt, und bewiesen hat, daß von ihm niemals ein Aaß abgedeckt worden, obgleich er nachher dergleichen Verrichtungen durch Halbmeister und seine Knechte vornehmen lassen kann, wie schon oben angeführt worden. Begeht er bei der Hinrichtung Fehler, so darf ihn der Pöbel nicht mißhandeln; die Obrigkeit bestraft ihn. Auch ist ihm genau die Art und Weise vorgeschrieben worden, wie er bei der Marter, wo er zugleich die Inquisiten mit Salben zu versehen hat, und beim Staupenschlagen, desgleichen bei andern Executionen zu verfahren hat; er ist jedoch nicht schuldig, dabei die Zubehörungen an Rädern, Leitern und Ketten herzugeben. Beobachtet er nicht die Verordnungen wegen Abdeckung des Viehes bei Viehseuchen, so wird er mit dem Verluste der Feldmeistereyen an Leib und Leben gestraft. Was die Belohnung für die scharfrichterlichen Amtsverrichtungen anbetrifft, so ist davon schon oben, S. 231, Erwähnung geschehen, daß sie theils auf Verträgen, theils auf dem Herkommen, und theils auf landesherrlichen Verordnungen beruht; außerdem müssen noch bei Reisen das Fuhrlohn, Futter, Essen und Trinken vergütet werden. Nach den Preußischen Gesetzen müssen sich die Scharfrichter grau kleiden, welches aber nicht mehr befolgt wird, und für ihre Abdecker haften, und verbleiben in Ansehung ihrer peinlichen Verrichtung, unter der Gerichtsbarkeit des Kammergerichts und des Krimi-

nalgerichts, aber in Ansehung der Bestallung, Patente, Lehngelder, Eimer-, Hunde- und Abzugsgelder, ingleichen der Polizeysachen, stehen sie unter dem Oberjägermeister- und Hausvogteiamte, oder an deren Statt unter dem Stadtmagistrate, von welchem sie, besonders bei Viehseuchen, Befehle annehmen müssen. Was die Anrüchtigkeit oder Unehrbarkeit der Scharfrichter anbetrifft, so beruht der ehemalige Wahn derselben nicht auf dem Römischen Rechte, wie schon oben bemerkt worden, nach welchem die Hinrichtung mit dem Schwerdte eben so wenig unehrlich macht, sondern auf den kanonischen Rechtsprinzipien, daß er Menschenblut vergieße, und seine Hände damit besudle; eben so rührt auch die Anrüchtigkeit des Henkers aus dem kanonischen Rechte her, und sie ist noch im Reichsschlusse vom Jahre 1731, Art. 4. beibehalten, und auf sein Weib und seine Nachkommenschaft bis ins zweite Glied ausgedehnt worden. In dem neueren Reichsschlusse, vom Jahre 1772, sind aber die Kinder und Abkömmlinge der Abdecker, welche die Arbeit ihrer Eltern nicht mitgetrieben haben, noch treiben wollen, für zunftfähig und bei ehrlichen Gesellschaften für zulässig erklärt worden. Die Söhne der Scharfrichter können dagegen akademische Würden erlangen, und es darf ihnen das Praktiziren nicht verwehrt werden. Eben so wenig dürfen sie von Handwerken und allen Gewerben ausgeschlossen werden, und ihre Töchter können sich an ehrliche Handwerker verheirathen.

Bei der peinlichen Urthelsvollstreckung pflegte der peinliche Richter zum Scharfrichter zu sagen: Meister Hans findet ihm das Urthel. Dieser antwortete: Wenn ich ihm das Urthel finden soll, so will ich ihn hinaus führen und legen auf vier Räder, auch richten über ihn zwischen Himmel und Erde, damit ers nicht mehr thue. Was nun den

Abdecker anbetrifft, so dürfen alle Thiere, die nicht eßbar sind, des Gewinnstes wegen von Niemanden anders, als vom Abdecker getödtet und abgezogen werden. Man darf das verreckte Vieh bloß aus den Ställen und dem Hofe schaffen, und allenfalls auch auf den Schindanger schleppen. Wer ihm hierin Eingriffe thut, dem kann er durch Aufsteckung des Messers oder Stellung des Karrens vor die Thür beschimpfen. Hiervon sind bloß die Aerzte und Barbiere ausgenommen. Dann muß er insbesondere Aufsicht über die Hunde tragen, und kann sie im Sommer bei Ermangelung eines Zeichens und jetzt, im Preußischen, eines Halsbandes mit dem Namen und der Wohnung des Inhabers, aufgreifen. Das Todtschlagen auf freier Straße, welches sonst üblich war, ist jetzt, als den Sitten entgegen, abgeschafft worden. Auch ist den Knechten im Preußischen anbefohlen worden, herrenlose oder mit keinem Halsbande versehene Hunde, zu allen Tageszeiten im Winter und Sommer aufzugreifen. Er darf ferner kein Luder frei liegen lassen, sondern muß es binnen 24 Stunden wegschaffen. Bei einer ausgebrochenen Viehseuche muß er das verreckte Vieh, welches man ihm nebst dem kranken Viehe jedesmal anzuzeigen hat, 5 Ellen oder 5 Schue tief auf dem Schindanger, der nicht zu nahe an der Landstraße oder am Orte angebracht seyn darf, unabgedeckt vergraben, und einen Rauch von Wachholder oder Brennholz umher machen. Wo keine Veterinärschulen vorhanden sind, sollen sie sich auch Kenntniß von der Vieharzneykunst erworben haben, und darüber examinirt werden. Es ist ihnen verboten, ihre Hunde weder in die Heiden, noch an infizirte Oerter mitzunehmen; auch dürfen sie nicht mit ihrem Karrengewinde, Geschirre und ihren Kleidern, die sie bei der Verscharrung des an der Seuche gefallenen Viehes gebraucht

haben, durch andere Oerter fahren, oder ſich derſelben an geſunden Oertern wieder bedienen.

Was die öffentlichen Abgaben anbetrifft, ſo ſind ſie davon ganz befreiet; ſie erhalten das Holz zum Bauen aus der Stadtheide umſonſt geliefert, genießen die Acciſefreiheit wegen ihrer Karrenpferde, nicht aber von andern Sachen. Was den Abdecker anbetrifft, ſ. auch den Art. Feld-Meiſter, Th. 12, S. 521 u. f.

Klein's Annalen, 5r Bd., S. 85.

Hirſch, Landpolizeirecht, 1r Bd., S. 134.

Dan. Nettelbladt's Abhandlungen von der Scharfrichterey-Gerechtigkeit, wie auch der davon unterſchiedenen Abdeckerey-Gerechte; in deſſen Sammlung kleiner juriſtiſcher Abhandlungen. Halle, 1792. S. 269—288. — In Nr. 20 — 22, der wöchentlichen halliſchen Anzeigen vom Jahre 1777.

Müller's Preußiſches Kriegsrecht, Th. III. C. VII., S. 741 u. f.

Dreyer's Sammlung vermiſchter Abhandlungen, 2r Th., S. 673. — Deſſen Nebenſtunden, S. 177 u. f.

Jo. Sam. Frid. Boehmer, Diss. de executionis poenarum capitalium honestate. Hal. 1733.

Abr. Kaestner Pr. de carnifice fama non laborante, Lips. 1745.

Moller de Speculatoribus. Traj. ad Rhen., 1771.

Klüver, Beſchreibung des Herzogthums Mecklenburg, S. 533.

Buchholz, Verſuch der Geſchichte des Herzogthums Mecklenburg, S. 325.

Verſuch über die geſetzgebende Klugheit, Verbrechen ohne Strafen zu verhüten. Frankfurt und Leipzig, 1778, S. 110, 112, 113.

Doepler, in dem Schauplatz der Leib- und Lebensſtrafen, 1r Th., Cap. 6, 85.

Ludovici, Diss. de jure carnificis in bona propricidarum. Hal. 1706.

Stein's Abhandlung des Lübſchen Rechts, 3r Th., 4s B., Tit. 18. §. 583.

Quiſtorp's Beiträge zur Erläuterung verſchiedener,

mehrentheils unentschiedener, Rechts-Materien aus der bürgerlichen und peinlichen Rechtsgelahrtheit. 2te Aufl. Rostock und Leipzig, 1787, S. 767 u. f.

Mecklenburg Schwerinisches Patent wegen der Gebühren der Scharfrichter v. 28. Febr. 1789. Monatschrift von und für Mecklenburg, 1789, Col. 288.

Taxe für die Scharfrichter im Herzogthume Holstein v. 21. October 1780; Bergius Landesgesetze, Th. 18, S. 302.

Haller's gerichtliche Arzneiwissenschaft, 2r Bd., 2r Th., S. 85.

Vergleichende Beiträge zur juristischen Literatur in den Preußischen Staaten, Samml. VI., S. 134, 136.

Estor's bürgerliche Rechtsgelahrtheit, 1r Th., §. 1009, 3r Th., §. 1023.

Corp. Const. March. T. II, Abth. I, p. 159, 171, 174, 175, 179, 187, 190, 382, 190, 176. T. II, Abth. III, p. 69, 70, 97, 99. T. V, Abth. V, p. 109, 110, 119; Abth. IV, p. 436, 437, 446, 448, 464, 423, 427, 429, 430, 431, 450, 452, 464. T. VI, Abth. I, p. 420, 539. Cont. I. p. 157; Abth. II. p. 449, 431, 432.

Scharfrichter, Scarabaeus carnifex, s. Ballenwälzer, im Supplement.

Scharfrichterey, der Ort, oder vielmehr das Gebäude, außerhalb der Stadt, worin der Scharfrichter mit seinen Knechten wohnt. Es muß geräumig seyn, mehrere Ställe und einen bedeutenden Hofraum haben.

Scharfschießen, wenn die Gewehre und Kanonen mit bleyernen, eisernen, auch wohl mit steinernen Kugeln geladen sind und abgefeuert werden.

Scharfschütz, ein Schütz, Soldat, welcher scharf schießt, nicht allein von scharf, das heißt, mit geladenem Gewehre, sondern von scharf, genau auf ein Haar, der also besonders im Schießen geübt ist und genau den aufgestellten Gegenstand trifft. Man versteht darunter 1. auch einen Jäger, welcher nur allein mit gezogenem Gewehre schießt,

und daher in allen Fällen ſchärfer und genauer trifft, als ein anderer. Die Scheibenſchützen ſind gleichfalls ſolche Scharfſchützen. Bei der Infanterie und Cavallerie giebt es dergleichen Schützen, die beſonders nach der Scheibe zu ſchießen geübt worden; ſie werden im Felde auf Vorpoſten zum Necken des Feindes gebraucht; ſ. auch den Art. Schütz. 2. Ein Schütz oder Jäger, welcher ein Wild ſowohl im Fluge, als im Laufe trifft. 3. Auch ein Gränzjäger, welcher Alles über die Gränze tretende Wild wegſchießen darf.

Scharfſichtig, Bei- und Nebenwort, von dem veralteten ſichtig, ſehend, ſcharf ſehend, ſowohl eigentlich, alle Merkmale an einem Dinge deutlich erkennend, als auch, und noch mehr figürlich, von dem Verſtande, Fertigkeit beſitzend, die einzelnen Merkmale an einer Sache mit Deutlichkeit und Richtigkeit zu erkennen und zu unterſcheiden, und darin gegründet.

Scharfſichtigkeit, am häufigſten im figürlichen Verſtande die Fertigkeit, auch die kleinſten Umſtände, die geringſten Merkmale an einer Sache deutlich und richtig zu erkennen.

Scharfſinn, eigentlich, ein ſcharfer Sinn, in welchem jetzt ungewöhnlichen Verſtande ein ſcharfes Geſicht, ein ſcharfes Gehör ꝛc. ein Scharfſinn ſeyn würde. Im figürlichen Verſtande iſt Scharfſinn die Eigenſchaft des Verſtandes, die verborgenen Unterſchiede der Dinge oder Verſchiedenheiten an einem Dinge zu erkennen und zu entdecken, da es dann auch zuweilen für Scharfſinnigkeit, das iſt, der Fertigkeit dieſer Eigenſchaft gebraucht wird. In dieſem Verſtande iſt der Scharfſinn eine Art der Scharfſichtigkeit; indeſſen wird dieſe doch mehr von den Merkmalen

eines Dinges überhaupt, jener aber auch von den Unterschieden mehrerer Dinge gebraucht.

Scharfsinnig, Bei- und Nebenwort, Scharfsinn habend und darin gegründet. Es ist mancher scharfsinnig und doch ein Schalk, Sir. 19, 22; wo es in der veralteten Bedeutung für verständig überhaupt steht.

Scharfsinnigkeit, der Scharfsinn, als eine Fertigkeit betrachtet.

Scharfstein, bei den Buchbindern, ein Stein, worauf das Leder geschärft, das heißt, seiner scharfen Ecken beraubt wird.

Schargang, im Bergwerke, ein Gang, welcher nicht gerade gegen die Weltgegend, sondern in der Mitte zwischen zwei derselben sein Streichen hat, selten etwas vor sich thut, sondern nur Erz macht, wenn er zu andern Gängen kommt; man nennt sie auch Scharkluft. S. auch Scharen.

Scharge, Schärge, s. Serge.

Scharkluft, s. Schargang.

Scharkreuz, im Bergwerke, ein Kreuz, welches zwei Linien streichender Gänge, welche eine andere mit scharfen Winkeln durchschneiden, macht.

Scharkramme, eine Kramme oder Krampe an dem unteren Theile des Pfluges, woran die Pflugschar vermittelst eines eisernen Keiles befestiget ist.

Scharlach*), lat. Scarlatum, eine Pflanze, s. Scharley. 2. Ein hellrothes feines Tuch, von

---

*) In der zweiten Bedeutung im Nieders. Scharlaken, im Schwed. Skarlakan, im Ital. Scarlato, im Engl. Scarlet, im Französischen Ecarlate, im Böhm. Ssarlat, im Isländ. Skarlat. Unser deutsches Scharlach würde sich leicht von Deutschen Stämmen ableiten lassen, indem Laken, Oberdeutsch Lachen, Tuch, bedeutet, Schar aber, wie aus mehreren Spuren erhellt, auch durch hell, feuerfarben erklärt werden kann; allein es ist wohl

einer brennenden Röthe, welche ſich ein wenig in das Gelbe zieht und aus Carmoiſinroth mit etwas Citronengelb gemiſcht, zu ſeyn ſcheint, ſ. Scharlachtuch. In der Bibel kommt es mehrere Male vor. Das Weib war bekleidet mit Scharlaken (Scharlach) und Roſinfarb, Offenb. 17, 4. Der Scharlacken, den ſie um haben, wird von den Motten gefreſſen werden, Bar. 6, 71. Sich in Scharlach kleiden. Von dem Urſprunge des lateiniſchen Wortes Scarlatum, ſ. im Art. Kermes, Th. 37, S. 39. Anmerkung.

Scharlachabſchnitzel, in der Lebertapenmanufaktur, Abſchnitzel, mit welchen man Kreide färbt, die dann mit geſottenem weißem Firniß abgerieben wird. Mit dieſem Gemiſch werden auf das vergoldete Leder rothe Stellen gemalt.

Scharlachbaum, Kermsbaum, Quercus coccifera Linn., ſ. unter Kermes, Th. 37, S. 38 u. f.

---

wahrſcheinlicher, daß dieſes Wort morgenländiſchen Urſprungs iſt und mit dieſem koſtbaren Tuche zugleich mit aus den Morgenländern, dem Vaterlande der Künſte und der Ueppigkeit, zu uns gebracht worden. Im Arabiſchen heißt der Scharlach Yxquerlat, im Türkiſchen Iskerlet, im Perſiſchen aber Sagallat; man müßte denn erweiſen können, daß die Morgenländer dieſes Wort von den Europäern entlehnt hätten. Indeſſen ſcheint es eigentlich eine brennendrothe Farbe zu bezeichnen, und im Slavoniſchen iſt escarlyen gleichfalls roth. Voß bemerkt, daß dieſes Wort ſchon 1134 bei dem Matth. Pariſ. vorkomme. In einer alten im 15ten Jahrhundert gedruckten Deutſchen Bibel, welche Schelhorn in den Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache S. 1. u. f. beſchrieben, ſteht für Scharlach allemal Sammatt, zwirgedunkt, vielleicht zweimal eingetunkter oder gefärbter Sammet.

(Adelung.)

Scharlachbeere, Scharlachkorn, Alkermes, ſ. unter Kermes, Th. 37, S. 35.

Scharlachblume, Zinnoberblume, ſ. Scharlachlilie.

Scharlachbohne, eine Art ſcharlachrother Bohnen.

Scharlacheiche, Quercus coccinea, ſ. unter Kermes, Th. 37, S. 38 u. f.

Scharlacheichenholz, ein grobes, mürbes, nicht ſehr dauerhaftes Holz, welches ſich aber gut ſpaltet und nur in Ermangelung beſſerer Sorten zum Schiff- und Bauholz genommen wird.

Scharlachen, Beiwort, von Scharlach. Ein ſcharlachnes Kleid. Eine ſcharlachne Weſte. In der Deutſchen Bibel nach der Niederdeutſchen Mundart, ſcharlacken oder vielmehr ſcharlaken.

Scharlachfarbe, die dem Scharlach ähnliche hellrothe, ein wenig in das Gelbe ſpielende Farbe, ſ. Scharlachroth.

Scharlachfieber, Febris Scarlatina, Purpura Scarlatina, Rubores, Rubeolae; Fr. Fievre pourprée, Rouge, Scarlatine; Engl. Scarlet-fever; Belg. Purper-Koorts, ein mit Ausſchlägen verbundenes Fieber, beſonders der Kinder, wobei der ganze Körper ſo roth wie ein Scharlach wird. Dieſes Fieber hat ſeinen Namen von der Scharlachröthe, womit der ganze Körper in dieſer Krankheit überzogen iſt. Zuweilen ſind nur die oberen Theile beſetzt und die unteren frei, und ſo umgekehrt; dieſes iſt aber allemal Anomalie. Wie es ſcheint, ſo war das Scharlachfieber den Alten nicht bekannt; jedoch wollen Einige behaupten, daß die Erythemata und Papulae der Alten, die zuweilen in Fiebern vorkamen, dergleichen geweſen ſeyn ſollen. Vor dem 16ten Jahrhunderte

iſt es nicht beſchrieben worden. Man hat es anfangs oft mit andern ähnlichen Ausſchlägen, z. B. den Frieſeln, Röthein ꝛc. verwechſelt. Nach Smetius, hat Storch zuerſt eine genaue deutliche Beſchreibung davon gegeben. Die Rossalia des Ingassias ſcheinen dem Scharlach mehr ähnlich zu ſeyn. Der Name Scarlatina ſoll zuerſt von den Engliſchen Aerzten eingeführt worden ſeyn. Am meiſten ſind dieſer Krankheit Kinder, Knaben, zärtliche Frauenzimmer und ſchwächliche ſchlaffe Mannsperſonen unterworfen. Sie graſſirt mehrentheils epidemiſch, beſonders im Herbſte, Winter, und im erwachenden Frühling, ſonſt auch zu allen Jahreszeiten. In Schweden hat es nach Roſenſtein zu ganz verſchiedenen Jahreszeiten und bei jeder Witterung geherrſcht; am meiſten ſcheint es aber eine feuchte veränderliche Luft zu begünſtigen, obgleich die Urſache in der Luft nicht allein liegt, auch nicht in ſonſt einer bekannten Sache. Zuweilen ſieht man dieſes Fieber auch ſporadiſch. In einigen Gegenden und Orten wird es ſelten oder gar nicht beobachtet. Nach dem zuletzt erwähnten Schriftſteller, kam es in Upſal und Stockholm in achtunddreißig Jahren nur einmal vor; auch Ziegler hat es in fünfundzwanzig Jahren nur zweimal geſehen.

Das Scharlachmiasma iſt ein eigenes, ſcharfes, unbekanntes Gift, das ſich, nach der Erfahrung vieler Aerzte, als Collin, Roſenſtein, Stoll ꝛc. durch die Anſteckung, beſonders wenn es bösartig iſt, fortpflanzt, und das man durch die bei bösartigen Epidemien gewiß höchſt wünſchenswerthe Inoculation mittheilen könnte. In einer im Baldingerſchen Magazin I, 1, beſchriebenen Epidemie war es ſehr auffallend, daß Kinder, welche außer der Gemeinſchaft mit Kranken gehalten wurden, verſchont blieben, und ſo umgekehrt. Daſſelbe

hat man auch in andern Epidemien deutlich geſehen. Wagner, welcher eine Epidemie im Frankfurter Mediciniſchen Wochenblatte, 1783, 23 und 24s St., ſehr gut beſchrieben hat, wurde ſelbſt nach einem zweimaligen Krankenbeſuche angeſteckt. In einer andern Epidemie blieb er zwar nachher verſchont; allein er kam nie von zwei kranken Kindern zurück, wovon auch eines ſtarb, ohne jedesmal eine unangenehme Empfindung im Halſe zu ſpüren, die aber nach dem Gurgeln mit Waſſer und Sauerhonig ſogleich verging. Whitering glaubt, es ſetze ſich zuerſt in den Schleim, welcher in der Schleimhaut, die die Naſe und den Schlund überzieht, abgeſondert wird, es wandere von da nach dem Magen, durch die Luftröhre zu den Lungen, längs den Euſtachiſchen Röhren zu den Ohren, von der Naſe zu den Augen, und dann zum Gehirne ſelbſt fort. Nach Brüning ſoll das Miasma dieſer Krankheit eine Abänderung des Frieſelgiftes ſeyn; allein ſowohl dieſe, als andere Ausſchläge, womit man es hat in Verwandſchaft ſtellen wollen, ſchützen nicht vor einander, und zeigen auch ſonſt weſentliche Verſchiedenheiten von einander. Es iſt aber dennoch ſchwer, alle Verbindungen unter ihnen zu leugnen. Sie vereinigen ſich mehr wie einmal in einem Körper, ſo daß man ſie deutlich unterſcheiden kann. Den Unterſchied aller dieſer hitzigen Ausſchläge hat Roſenſtein vorzüglich gut bemerkt. Nach Elsner ſoll der Scharlach eine modificirte Roſe ſeyn, welches aber nicht wahrſcheinlich iſt.

In Epidemien ſieht man zuweilen nur das Fieber ohne Ausſchlag, ſogar mit Jucken und Brennen und Abſchuppung der Haut; auch dies ohne Fieber und Ausſchlag, zuweilen nur einen böſen Hals ohne Fieber und Ausſchlag; auch den Ausſchlag ohne Fieber ꝛc. Ueberhaupt macht das Scharlachgift nach Beſchaffenheit der Conſtitution, des Alters, des in-

dividuellen körperlichen Zuſtandes verſchiedene Wirkungen, und verbirgt ſich unter allerlei Geſtalten. Es kann zum Theil daher kommen, daß es ſcheint, als werden nicht ſo viele Menſchen von dem Scharlachfieber befallen, als von den Pocken und Maſern. Man will ſonſt auch behaupten, daß es einen Menſchen nicht leicht öfter als einmal befalle. Hoffmann glaubt dies auch nach ſeinen Erfahrungen behaupten zu können. Ein Recenſent in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, Bd. 92, St. 2, S. 395, iſt durch mehr als zwanzigjährige Beobachtungen überzeugt worden, daß kein einziger von mehreren Hunderten die Krankheit zum zweiten Male bekommen hat; auch Vogel erinnert ſich nicht, es zweimal an einem Menſchen beobachtet zu haben; er macht aber dabei die Bemerkung, daß es in den Gegenden, wo er mit Kranken umzugehen hatte, überhaupt nur ſelten vorkäm; nur im März 1788 herrſchte in ſeiner Nachbarſchaft und auch an andern Orten eine ſolche Epidemie, wobei der Hals am meiſten litt. Ein bloßer böſer Hals während einer Epidemie ſchützt aber nicht vor dem Scharlachfieber ſelbſt, welches oft bald nachher von Anſteckung erfolgt, wobei der böſe Hals auch wiederkommt. Es iſt auch merkwürdig, daß das Scharlachgift, ehe es den Ausſchlag macht und ſich dadurch zu erkennen giebt, vorher zuweilen im Körper herumwandert und allerlei Zufälle verurſacht. Von dieſer Art war zum Beiſpiel ein Fall, den Dr. de Haen erzählt, wo ein heftiger Schmerz, mit Röthe und Geſchwulſt, des einen Ohrläppchens, der ſich nachher in den linken Fuß, und endlich in den ganzen Leib zog, vor dem Ausbruche des Scharlachs vorherging.

Der gewöhnliche Verlauf des Scharlachfiebers iſt folgender: Einen oder zwei Tage vor dem Ausſchlage, wenn er nicht, wie nicht ſelten, ſchleunig,

ohne alles Vorgefühl die Kinder befällt, und wäh-
rend des Ausbruchs werden hauptsächlich folgende
Zufälle bemerkt: Müdigkeit und Trägheit, schwindel-
hafte Schwere des Kopfes, einige Steifigkeit des
Halses, Mangel an Appetit, auch wohl öfters einige
Heiserkeit, die oft erst später nachkommt. Hierauf
folgen Anfälle von Frösteln mit abwechselnder Hitze,
die endlich allein fortdauert, mit trockner und brenn-
ender Haut, Kopfschmerzen, Aengstlichkeit, Unruhe,
trockner Nase, trockenem Halse, manchmal kleinem
trockenem Husten, beständiger Neigung zum Schlafen
bei Kindern, aus welchem sie beängstiget und kurz-
athmend erwachen; Erwachsene können dagegen nicht
schlafen, und werfen sich rastlos im Bette umher.
Der Puls ist gemeiniglich überaus schnell. Einige
haben Uebelkeiten und brechen auch Galle aus. In
manchen Epidemien ist immer Brechen vorhanden,
nur in verschiedenem Grade. Durchfälle sind seltener.
Einige haben Stiche in der Seite, welches mit
Pleuresie (Seitenstechen) aussieht: es sind aber mehr-
entheils Gallenstiche. Auch empfindliche Zahnschmer-
zen sind damit, jedoch seltener, verbunden; unge-
wöhnlicher sind auch Stuhl- und Harnzwang. Der
Leib ist mehrentheils verstopft. Sehr gewöhnlich und
fast charakteristisch ist eine Beschwerde zu schlingen;
zuweilen ist es nur Brennen im Halse; aber sehr
oft ist der ganze Schlund, so weit man sehen kann,
mit allen umliegenden Theilen und Drüsen roth und
geschwollen; selbst die Zunge ist zuweilen dick und
auch mit kleinen Blätterchen besetzt. Die Entzündung
erstreckt sich in schlimmen Fällen sogar manchmal in
den Magen und die Gedärme herunter. Nicht selten
sind die Kinnbacken- und Ohrendrüsen auch angelau-
fen, und lassen sich nicht ohne Schmerzen berühren.
Diese Geschwulst kann so groß werden, daß sie die
Gestalt ganz verstellt; oft ist sie nur mit wenigen

Schmerzen und Entzündung verbunden und verliert ſich ſo wieder. Bei Einigen kommt das Halsweh erſt mit dem Ausbruche des Ausſchlages; oft iſt es ſogleich beim Anfange der Krankheit und vor dem Fieber da, es kann aber auch ganz fehlen. So ſah es C. G. Hofmann in einer Epidemie im Jahre 1786 nur ſelten, oft aber dagegen Verſetzungen nach der Lunge. In einer andern Epidemie zu London, im Jahre 1786, die Sims ſehr gut beſchreibt, war das Halsweh unzertrennlich damit verbunden. Die Muskeln der untern Kinnlade können ſo ſteif ſeyn, daß der Mund kaum geöffnet werden kann. Zuweilen entſtehen ſogar bei dieſem Halsübel, Ohnmachten und Zuckungen unter großen Schmerzen, die ſich nicht eher verlieren, als bis die Geſchwulſt Oeffnung erhält, und ein gemeiniglich ſcharfes Eiter ausfließt. Dies geſchieht aber erſt in der Folge der Krankheit. Außerdem verliert ſich der böſe Hals oft mit der Abſchuppung des Ausſchlages, und es bleibt nur eine Heiſerkeit zurück, die der Auswurf und die übrigen Criſes der Krankheit vollends wegnehmen. Bei Einigen geſchieht auch eine Abſchuppung im Halſe, wenn dieſer beſſer wird. Die Beſchwerden im Halſe verurſachen zuweilen eine Schwierigkeit im Reden, daher die Kranken durch die Naſe ſprechen. Zuweilen zeigen ſich gleich anfangs weiße Borken im Halſe, die einige Tage ſtehen bleiben, und ſich dann abſondern, worauf die Geſchwulſt fällt, und auf einer oder beiden Mandeln kleine Geſchwüre mit gutem Eiter bemerkt werden, die nachher zuheilen. Gewöhnlicher iſt der Hals mit einem weißen Schleime überzogen, der endlich ausgeworfen wird. Zuweilen fließt in der Folge eine ſcharfe ſtinkende Feuchtigkeit aus der Naſe, und ein manchmal abſcheulich ſtinkender Speichel aus dem Munde. Je röther die Flecken ſind, deſto leichter ſind öfters die Zufälle des

Ausbruche vorher; es kann sogar unvermuthet gleich anfangs ein phrenitischer schlagflüssiger Tod erfolgen. Die Augen thränen oft in dieser Krankheit, sind etwas roth und glänzend, doch mehrentheils ohne Jucken und ohne große Empfindlichkeit gegen das Licht, wie bei den Masern. Die Nase fließt nicht, ist vielmehr trocken und verstopft, und der Leib verschlossen. Während der Verschlimmerung des Fiebers ist einiges Irrereden nichts Seltenes. Nach einigen Tagen, ungefähr zwischen dem sechsten und neunten Tage, nimmt die Röthe der Flecken allmählig ab, die Haut wird rauh, braun und schilfert sich am Körper in kleyenartigen Schilfern ab, so daß das ganze Bette davon voll ist; an den Händen und Füßen, wo zugleich das Jucken am stärksten ist, geschieht es in so großen lederartigen Stücken, daß sie sich beinahe wie Handschuhe abziehen läßt. Mund, Zunge und Gaumen schälen sich auch bei Vielen ab, zuweilen selbst die Nägel. In der allgemeinen Deutschen Bibliothek, 93r Bd., S. 396, wird ein Fall erzählt, wo ein Mann am ganzen Leibe nicht ein Stückchen Oberhaut behielt. Vom Leib und Rücken zog man sie in Stücken wie ein Quartblatt und größer ab; sie glich dem feinsten Seidenpapiere. Die Abschüppung geschieht zuweilen zwei bis dreimal hinter einander und dauert manchmal acht Tage, ja einige Wochen; dabei ist die Haut immer sehr empfindlich gegen die Luft. Je ärger und allgemeiner die Abschälung ist, desto schwerer ist nachher die wässerige Geschwulst zu verhüten. Einige Flecken verschwinden, indem sie allmählig blässer werden, ohne Abschuppung. Uebrigens vergehen sie in der Ordnung, wie sie hervorgekommen sind; einige blühen daher noch, wenn andere schon verbleichen. Gewöhnlich folgt nun auch ein häufiger Schweiß und hypostatischer Harn; auch Auswurf, Durchfälle,

Blutflüſſe. Einige werfen blutigen Eiter mit häutigen Borken aus; andere bekommen auch kritiſche, auch oft ſymptomatiſche Schwämmchen im Munde, Eitergeſchwüre der Ohrendrüſen und an anderen Theilen des Körpers. Nach unvollkommenen Kriſen, ſchlechter Behandlung, Verwahrloſung, und wenn die Krankheit einen bösartigen Charakter annimmt, entſtehen nicht ſelten nachher ein neues Fieber mit vieler Hitze, Schmerzen in allen Gliedern, Anſchwellung der Füße und des ganzen Körpers, außerdem hin und wieder rothe, wie mit Blut unterlaufene Striefen und Stippen, Iſchurieen, allerlei Geſchwüre, Strangurien, Gicht, hartnäckiger Huſten, Gelbſucht, heftige Schmerzen in den Ohren. Manche verlieren Gehör und Geſicht. Bei einem Kinde von ſieben Jahren warf ſich die Materie auf die innere Theile des Kopfes, und nach dem ſiebenten Tage lief ein grüner ſtinkender Eiter aus den Naſenlöchern, und in dem rechten Ohre fand ſich eine weiße Materie, wie geronnene Milch ꝛc. Die Scharlach-Materie hat ſich auch nach dem Hüftgelenke geworfen und daſelbſt eine Verrenkung des Schenkelbeins verurſacht. Ein ganz beſonderer Fall war eine Erweichung des Schenkelknochens; ein noch merkwürdigerer Fall iſt eine tödliche Verblutung von zerfreſſenen großen Blutgefäßen, welche von einer Vereiterung der Ohrendrüſe veranlaßt worden war. Zuweilen bleibt ein ſchleichendes Fieber nach, welches den Menſchen allmählig verzehrt. Manche erſticken an den Geſchwülſten der Ohrendrüſen, wenn ſie gleich ordentlich eitern, oder ſie zehren allmählig dabei aus. Hufland beſchreibt eine Verſetzung des Scharlachgiftes auf die Halsmuskeln und Drüſen, wobei der Kopf ganz auf die linke Achſel und vorwärts gezogen, völlig ſteif und unbeweglich und auch der Rückgrad ſeitwärts gekrümmt war ꝛc. derſelbe Schrift-

steller bestätiget auch, daß das Scharlachgift eine corrosivische Schärfe annehmen und große Verwüstungen anrichten kann. Die Wassersucht oder Leucophlegmatie, die so oft nach dem Scharlachfieber folgt, ist als eine zweite besondere Krankheit, zu betrachten, und von großer Gefahr; denn sie hat sehr viele Kinder getödtet. Sie entsteht gemeiniglich zehn bis vierzehn Tage nach der Abschuppung, auch früher, schon einige Tage nach der Krankheit und später, sogar nach dem Ausbruche des Scharlachs, zuweilen erst nach der dritten Woche, vom ersten Anfange der Krankheit an gerechnet. Nicht selten fängt dann der Hals von neuem an weh zu thun, der Appetit verliert sich wieder, der Urin geht sparsam ab, ist roth, dick, trübe, mit Bodensatz, zuweilen blau, schwarzbraun, blutig, oder sieht aus wie Fleischwasser und brennt beim Abgange. Dabei ist der Patient müde, zerschlagen, mürrisch, verdrießlich, oder er ist sehr gleichgültig, und bekümmert sich um nichts. Bei der mindesten Bewegung entsteht leicht Schauder und Frösteln. Nicht selten sind auch fieberhafte Bewegungen dabei, besonders des Abends. Die Geschwulst fängt bei vielen an den Füßen an und verbreitet sich allmählig über den ganzen Körper, zuweilen in dem Maaße, daß die Haut bersten möchte, auch wirklich zuweilen berstet und eine Menge Feuchtigkeit ergießt. Bei Andern schwillt erst das Gesicht. Fast immer ist der Athem etwas beengt, mit öfteren Seufzern und Unruhe. Zuweilen verschwindet die Geschwulst des Gesichts oder der Füße wieder, ohne weitere Folgen. Je häufiger der Ausschlag und stärker die Abschuppung ist, desto eher ist die Wassersucht zu erwarten, weil dann die Ausdünstung am leichtesten unterdrückt wird. Dergleichen Geschwülste sind aber auch entstanden, wenn keine merkliche Abschuppung geschehen war. Sie

erfolgt, besonders auf ein bösartiges Scharlachfieber, aber auch auf das gutartigste, wenn die nöthige Vorsicht und Verwahrung versäumt wird. Erwachsene sind ihr weniger ausgesetzt. Sie entsteht leichter im Winter, als im Sommer, und besonders bei solchen, die sich zu früh der Luft aussetzen. Sie scheint nicht immer verhütet werden zu können, obgleich Whitering sie bei seiner Methode niemals gesehen hat, auch Schoenmezel bei Keinem, der sich nicht unzeitig der Luft aussetzte ꝛc. Chr. Gottl. Hofmann sah sie bei einer Epidemie 1787 bei Allen, trotz aller Vorsicht und Verwahrung gegen Kälte. In manchen Epidemien entsteht sie weit seltener, als in andern. Die Annährung dieser Wassersucht erkennt man besonders, wenn nach vierzehn Tagen, und später, der Urinabgang von neuem anfängt beschwerlich zu werden, der Appetit sich wieder verliert und das Aussehen blaß wird, mit Ermattung ꝛc. Immer hat man Ursache für die Wassersucht besorgt zu seyn, wenn im Verlaufe des Scharlachfiebers der Urin schon sparsam und kümmerlich abgeht. Sogleich ist Hülfe nöthig; denn nicht allein häuft sich das Wasser unter der Haut an, sondern es ist auch keine Cavität des Körpers davor sicher; es kann daher sich auch Wasser im Gehirn sammeln; welches ein schlafsüchtiger und gefährlicher Zustand ist. Man hat auch Beispiele von Wassersucht der Brust. Die Geburtstheile und der Hodensack sind bei Vielen bis zu einer ungeheuern Größe angeschwollen. Am Ende, wenn überhaupt keine Hülfe mehr ist, kommen Rose, Zuckungen und mehrere andere den Tod verkündigende Zufälle hinzu. Man hat sorgfältig die heiße und kalte Wassersucht zu unterscheiden. Bei dieser ist die Haut weich, kalt und läßt sich leicht eindrücken; der ganze Körper ist matt, der Puls niedrig, schwach, nicht

fieberhaft; bei jener ist die Geschwulst hart, brennendheiß, und giebt nicht nach; der Puls schlägt hart, geschwind; der Athem geht schwer; die Zunge ist trocken; der Durst ist mehrentheils groß; es kommt wenig rother oder gar kein Urin. Wenn aber die Gewulst abnimmt, fließt der Urin wieder häufiger und klar. Diese leucophlegmatische Geschwulst ist aber dem Scharlachfieber nicht allein eigen, sondern auch dem Frieselfieber; denn Selle hat sie darauf folgen gesehen. Sehr oft kommen gegen den vierten Tag des Scharlachsfiebers noch ganz kleine dicht zusammenstehende gelbliche oder weißliche Bläschen von der Größe eines kleinen Nadelknopfs heraus, welche sich auf den Scharlachflecken und zwischen ihnen setzen; zuweilen sind die Flecken auch gleich anfangs mit kleinen Pusteln besetzt. Man nennt diese Art pustulare, so wie die andern simplex oder maculatum. Jene sieht aus wie Frieseln und wird auch oft mit Unrecht dafür gehalten. Die Bläschen sind hohl und scheinen manchen Aerzten nichts anders, als der Anfang der Abschuppung. Whitering meint, daß in den kleinen Bläschen anfangs immer eine Feuchtigkeit enthalten sei, die aber allgemach eingesogen werde und die Bläschen leer lasse. Nach Vogel soll man einen Unterschied unter den wirklichen Pusteln mit einiger Feuchtigkeit und den Bläschen ähnlichen Erhebungen der Haut, die sich dann abschuppt, machen. Diese entstehen auch erst dann, wenn die Flecken blaß werden. Störck sah unter starkem Schweiße und Jucken viele weiße undurchsichtige Pusteln am Halse, auf der Brust und auf dem Unterleibe, die den Tag darauf, nachdem die ganze Haut scharlachroth geworden, herauskamen. Im Gesichte befanden sich keine und an den Extremitäten nur wenige. Einige davon flossen zusammen und machten ganz große Blasen, die sich

nach einigen Tagen mehr erhoben und durchſichtig wurden. Manche brachen endlich auf und gaben eine dünne Feuchtigkeit von ſich, andere fielen zuſammen und trockneten aus, worauf die Oberhaut in Schichten abging. Man bemerkte bei einer Epidemie auch dergleichen Blaſen, vorzüglich im Geſiche. Sie füllten ſich mit einer waſſerhellen Feuchtigkeit, welche Farbe nach und nach ins Gelbe fiel. Beim Zerplatzen gaben ſie eine dicke, gelbe, eiterähnliche Feuchtigkeit. Außerdem entſtanden auf einigen Flecken ſehr viele ganz kleine Bläschen, die ſich füllten und endlich aufſprangen. Hier waren auch rother Friefel, Neſſelausſchlag und Roſe in verſchiedenen Kranken mit dem Scharlach verbunden. Dieſe Krankheit iſt oft ſo gelinde und gutartig, daß ſich die Patienten gar nicht einmal zu Bette zu legen brauchen, und ſie nur in einer leichten Ephemera, mit den beſchriebenen Flecken beſteht, wobei höchſtens binnen ſieben Tagen Alles überſtanden iſt. Sie nimmt aber nicht ſelten eine ſehr ſchlimme und gefährliche Geſtalt an. Daß ſie ſehr ſchnell und gleich im Anfange tödten kann, iſt ſchon oben bemerkt worden, nämlich durch Schlaffſucht, Schlagfluß, Erſtickung, Zuckungen, Hirnwuth ꝛc. Das Scharlachgift greift auch jedes Eingeweide der Bruſt und des Unterleibes an, macht Entzündung und Brand, und eine große Menge der heftigſten Zufälle nach Beſchaffenheit des vorzüglich leidenden Theils und des wirkenden Giftes. Es macht ſehr böſe Geſchwüre im Halſe, im Munde und überall. Es frißt ſelbſt die Knochen an. Schwangern wird dieſe Krankheit leicht tödtlich. Außerdem hängt die Gefahr von der böſen Beſchaffenheit des beigemiſchten Fiebers ab, vermöge welcher ſolches in einem Zeitraume von drei Tagen ſchon tödten kann, und von den ſonſtigen Complicationen. Anfangs täuſcht es gewöhnlich

durch eine tückische Gelindigkeit, sagt Vogel. Das Scharlachfieber nimmt sowohl jede einfache, als auch complicirte Fiebergestalt an, woraus man sich auch die mannigfaltigen Zufälle wird erklären können, unter und mit welchen diese Krankheit von verschiedenen Aerzten ist beobachtet und beschrieben worden.

Das Scharlachfieber, dessen Natur man nicht recht kennt, ist entweder rein inflammatorisch, oder inflammatorisch gallicht, oder schleimicht gallicht, oder gallicht faul, oder ein wahres faules Blutfieber, oder nervös, wo weder Abschuppung, noch Geschwulst erfolgt. In dieser verschiedenen, einfachen oder vermischten Beschaffenheit des Fiebers, verbunden mit den eigenen Wirkungen des Scharlachmiasma, liegt der Grund von allem, was sich hier zuträgt. Dann gesellen sich auch noch zu diesem Fieber Entzündungen aller Eingeweide, Peripneumonie, Pleuresie, Phrenitis ꝛc., wahrer Frieſel, Petechien, Schwämmchen. Es vereiniget sich auch mit den Pocken, Masern, mit der Krätze, mit der englischen Krankheit ꝛc. Man wird leicht gewahren, daß jene fremde Zumischungen in dem Ausbruche des Ausschlages, in dem Fortgange, Farbe, Figur, Dauer, Stetigkeit desselben vielfältige Verschiedenheiten und Veränderungen hervorbringen müssen. Bald folgt daher der Ausschlag früher und schneller, bald später und langsamer, leichter oder beschwerlicher, ist bald blasser, bald röther, dunkel, mißfarbig, blau, schwarz, einige Flecken sind rund, andere länglich, eckig, breit, klein und groß, sie stehen lange, oder verschwinden bald, verändern oft ihre Stellung, gehen zurück ꝛc.

Dem Scharlachfieber sind folgende schlimme Zufälle eigen: Schwindel, große Schläfrichkeit und Schlafsucht, oder auch aller Mangel des Schlafes, phrenitische Rasereyen, große anhaltende Kopfschmerzen, beschwerliches starkes Niesen, Zuckungen und

Ohnmachten. Ferner heftiges, ununterbrochen anhaltendes Fieber, mit großer Unruhe, unauslöschlichem Durste, häufigen Schweißen, kurzem, schwerem Athem, dicken entzündeten Augen und überaus brennender Haut; ein irgendwo festsitzender oder auch in einem Theile herumschweifender Schmerz, ohne offenbare Ursache und ohne irgend eine Veränderung des leidenden Theiles, anhaltender Stuhl- und Harnzwang, heftiges Würgen und saures, schwarzes ꝛc. oder leeres Erbrechen, ohne Erleichterung; blutiger Speichel und Urin, schneller Verfall des Körpers, so daß die Kranken in wenigen Tagen schon Gerippen ähnlich sehen; bösartige, faule Bräune; Lähmungen, innere Entzündungen aller Art; unmäßige unzeitige Bauch- und Blutflüße; trockne, wie verbrannte Augen; scharfer Speichelfluß; stinkender Athem; allgemeine spastischen Zufälle, Epilepsien, Tetanus ꝛc.; unveränderliche Fortdauer der mehrsten Zufälle nach dem Ausbruche aller Flecken; unsteter, flüchtiger Stand der Flecken; öfterer Veränderung ihrer Farbe; grüne, blaue, schwarze, ganz blasse Farbe derselben; zu später oder auch zu früher und schneller und zu häufiger Ausbruch, so daß die Haut an den beiden ersten Tagen mit einer allgemeinen Rosenröthe überzogen ist mit sehr starker Geschwulst, unleidlichem Brennen; bleibende und unveränderte Röthe der Flecken bei jedem Drucke ꝛc. Weniger Ausschlag mit allmähliger Eruption ist meistentheils ein Zeichen der gutartigsten Krankheit. Wenn gleich Erwachsene mehr am Scharlachfieber leiden, als Kinder, so können doch diese, besonders von Zahnen, Würmern, wenn sie zu gleicher Zeit damit zu thun haben, in große Gefahr gerathen. Die Gefahren des Scharlachfiebers rühren überhaupt von seinem scharfen, caustischen, flüchtigen Gifte, wodurch es so leicht Entzündungen, Exulcerationen, Brand, Krämpfe,

durch eine tückische Gelindigkeit, sagt Vogel. Das Scharlachfieber nimmt sowohl jede einfache, als auch complicirte Fiebergestalt an, woraus man sich auch die mannigfaltigen Zufälle wird erklären können, unter und mit welchen diese Krankheit von verschiedenen Aerzten ist beobachtet und beschrieben worden.

Das Scharlachfieber, dessen Natur man nicht recht kennt, ist entweder rein inflammatorisch, oder inflammatorisch gallicht, oder schleimicht gallicht, oder gallicht faul, oder ein wahres faules Blutfieber, oder nervös, wo weder Abschuppung, noch Geschwulst erfolgt. In dieser verschiedenen, einfachen oder vermischten Beschaffenheit des Fiebers, verbunden mit den eigenen Wirkungen des Scharlachmiasma, liegt der Grund von allem, was sich hier zuträgt. Dann gesellen sich auch noch zu diesem Fieber Entzündungen aller Eingeweide, Peripneumonie, Pleuresie, Phrenitis ꝛc., wahrer Frieſel, Petechien, Schwämmchen. Es vereiniget sich auch mit den Pocken, Masern, mit der Krätze, mit der englischen Krankheit ꝛc. Man wird leicht gewahren, daß jene fremde Zumischungen in dem Ausbruche des Ausschlages, in dem Fortgange, Farbe, Figur, Dauer, Stetigkeit desselben vielfältige Verschiedenheiten und Veränderungen hervorbringen müssen. Bald folgt daher der Ausschlag früher und schneller, bald später und langsamer, leichter oder beschwerlicher, ist bald blasser, bald röther, dunkel, mißfarbig, blau, schwarz, einige Flecken sind rund, andere länglich, eckig, breit, klein und groß, sie stehen lange, oder verschwinden bald, verändern oft ihre Stellung, gehen zurück ꝛc.

Dem Scharlachfieber sind folgende schlimme Zufälle eigen: Schwindel, große Schläfrichkeit und Schlafsucht, oder auch aller Mangel des Schlafes, phrenitische Rasereyen, große anhaltende Kopfschmerzen, beschwerliches starkes Niesen, Zuckungen und

Ohnmachten. Ferner heftiges, ununterbrochen anhaltendes Fieber, mit großer Unruhe, unauslöschlichem Durste, häufigen Schweißen, kurzem, schwerem Athem, dicken entzündeten Augen und überaus brennender Haut; ein irgendwo festsitzender oder auch in einem Theile herumschweifender Schmerz, ohne offenbare Ursache und ohne irgend eine Veränderung des leidenden Theiles, anhaltender Stuhl- und Harnzwang, heftiges Würgen und saures, schwarzes ꝛc. oder leeres Erbrechen, ohne Erleichterung; blutiger Speichel und Urin, schneller Verfall des Körpers, so daß die Kranken in wenigen Tagen schon Gerippen ähnlich sehen; bösartige, faule Bräune; Lähmungen, innere Entzündungen aller Art; unmäßige unzeitige Bauch- und Blutflüße; trockne, wie verbrannte Augen; scharfer Speichelfluß; stinkender Athem; allgemeine spastischen Zufälle, Epilepsien, Tetanus ꝛc.; unveränderliche Fortdauer der mehrsten Zufälle nach dem Ausbruche aller Flecken; unsteter, flüchtiger Stand der Flecken; öfterer Veränderung ihrer Farbe; grüne, blaue, schwarze, ganz blasse Farbe derselben; zu später oder auch zu früher und schneller und zu häufiger Ausbruch, so daß die Haut an den beiden ersten Tagen mit einer allgemeinen Rosenröthe überzogen ist mit sehr starker Geschwulst, unleidlichem Brennen; bleibende und unveränderte Röthe der Flecken bei jedem Drucke ꝛc. Weniger Ausschlag mit allmähliger Eruption ist meistentheils ein Zeichen der gutartigsten Krankheit. Wenn gleich Erwachsene mehr am Scharlachfieber leiden, als Kinder, so können doch diese, besonders von Zahnen, Würmern, wenn sie zu gleicher Zeit damit zu thun haben, in große Gefahr gerathen. Die Gefahren des Scharlachfiebers rühren überhaupt von seinem scharfen, caustischen, flüchtigen Gifte, wodurch es so leicht Entzündungen, Exulcerationen, Brand, Krämpfe,

Convulsionen und andere Nervenzufälle ꝛc. macht, von seinen unsicheren Crisen und den Metastasen und bösen Folgen her, die ihm so gewöhnlich sind

Was nun die Heilmittel in dieser Krankheit anbetrifft, so sind diese nach dem Grade des Uebels verschieden. Ein specifikes Gegengift gegen das Scharlachfieber kennt und hat man nicht; denn die China, welche de Haen dafür auszugeben scheint, paßt gewiß tausendmal in dieser Krankheit, sagt Vogel, wie die Faust aufs Auge. Nach Hufeland soll das rohe Spießglas von einigem Erfolge in dieser Krankheit seyn. Am besten ist es, sich zuerst nach den allgemeinen Fiberanzeigen überhaupt zu richten. Man gebe kühlende Mittel, Brechmittel, Abführungen, lasse Ader, setze Klystiere ꝛc., je nachdem dieses oder jenes angezeigt und erforderlich ist. Brechmittel beugen, besonders hier, oft der schlimmsten Krankheit vor, wenn sie unter den gehörigen Umständen zeitig genug angewendet und oft genug wiederhohlt worden. Hofmann gab in allen Zeiträumen den Brechweinstein mit Nutzen. Vogel sagt: So bedenklich es wegen des bösen Halses oft scheinen möchte, geradezu ein Brechmittel zu geben, so gewiß ist es doch, daß oft nichts so kräftig, und schnell diese Halsbeschwerde erleichtert, als ein Brechmittel, nur muß man Brechmittel in flüssiger Gestalt wählen, damit nicht etwa etwas von dem Pulver im Halse hängen bleibe und durch seinen Reiz die Entzündung vermehre. — Ist die Entzündung im Halse beträchtlich, so suche man dieser zuvor durch einen Theil der unten angezeigten Mittel etwas freier zu machen. Sind Abführungen nöthig, so müssen diese gegen die Zeit des Ausbruchs mit Vorsicht gegeben werden; auch soll man sich um diese Zeit vor zu reitzenden Klystieren hüten, damit der flüchtige Ausschlag durch nichts gestört

werde. In dieſer Hinſicht, ſagt Vogel, hat Herr Hofrath Ziegler Recht, wenn er vor ausführenden Mitteln warnt. Er ſagt: „es wären ihm Fälle bekannt, daß Kinder nach genommenen Brechmitteln in achtzehn und vier und zwanzig Stunden ſtarben.“ Unreinigkeiten jeder Art können aber auch den Ausſchlag erſchweren, zurückhalten und dann wird er durch nichts ſo ſehr begünſtiget und befördert, als durch ausleerende Mittel, mit Wahl und Klugheit angewandt. Brechmittel leiſten mit doppelter Kraft dieſen Nutzen, indem ſie zugleich wohlthätig auf die Haut wirken. Nur nach jenen kommt der Ausſchlag zu Stande, nimmt die große Schnelligkeit des Pulſes ꝛc. ab. Durch dieſe Mittel werden auch in vielen andern Fällen unzeitige, unmäßige und den Abſichten der Natur ganz entgegenſtrebende Bauchflüſſe verhütet, die zu den gefährlichſten Verſetzungen und mehreren böſen Zufällen Anlaß geben können. Aderlaſſen iſt bei Erwachſenen oft unentbehrlich, und überall, wenn Vollblütigkeit, ein inflammatoriſcher Zuſtand, die Bräune und andere innere Entzündungen, Peripneumonie, Pleureſie, Phrenitis, Schlafſucht, große Kopfſchmerzen, ſchwerer Athem, Blutſpeien ꝛc. es anzeigen. Es bleiben aber immer die ſelteſten Fälle, wo man einen reinen inflammatoriſchen Zuſtand annehmen darf, und wo Blutausleerungen paſſen. Die epidemiſche Conſtitution giebt in zweifelhaften Fällen vorzüglich Licht. Die Urſache dieſer Umſtände liegt eines Theils in den erſten Wegen, wo denn das Aderlaſſen entweder gar nicht paßt oder allein nicht hinreichend iſt. Das Aderlaſſen darf aber überhaupt eben ſo wenig, als andere Ausleerungen, gewiſſe Schranken überſchreiten, damit der Ausſchlag nicht zurückgehe und der Natur nicht die Kräfte genommen werden, das Gift nach der Haut zu treiben und daſelbſt zu erhalten.

Sonſt iſt kein Zeitpunkt der Krankheit, wo es nicht Platz habe, ſobald es nöthig iſt. Bei Kindern ſind oft Blutigel hinreichend, und dieſe hinter die Ohren geſetzt, beſonders auch dann hülfreich, wenn ſie an den Zahnen leiden. Blutigel an den Schläfen, hinter den Ohren, und am Halſe herunter, Schröpfen im Nacken, Abſcheeren des Kopfes, nach vorher gegangenem Aderlaſſen und zu gleicher Zeit Fußbäder, Senfteige, Blaſenpflaſter an die Waden, ſind auch Mittel bei Gefahr eines Schlagfluſſes, bei den geringſten Zeichen von Entzündung des Gehirns und allen daherrührenden Folgen. Die übrigen entzündungswidrigen Mitteln ſind bekannt. Man muß immer dahin ſehen, daß die anzuwendenden Mittel zugleich auf die Haut wirken; daher iſt der Kampher in gehöriger Verbindung mit kühlenden und andern Mitteln, wenn ſonſt nichts dagegen iſt, hier ſehr wohlthätig, ebenfalls der Minderiſche Spiritus, Hollunderblütenaufgüſſe ꝛc. Gegen den böſen Hals, der hier oft viel, ja das meiſte zu thun macht, dienen, nach den verſchiedenen Umſtänden, Aderläſſe, Blutigel an die Kehle, Scarificationen des Schlundes, zuweilen Oeffnung der Halsader, Senfteige und Blaſenpflaſter um den Hals, bis die Haut davon roth geworden; Eſſig und Kampferdämpfe, das flüchtige Liniment, Fomentationen und Breiumſchläge von erweichenden Dingen mit Milch, auch von bloßer Milch mit Flanell umgeſchlagen, Gurgel-Mundwaſſer und Einſprützungen von abgekochten Kräutern und Wurzeln, als: Herb. Malv. c. Fl.; Rad. Alth.; Fl. Samb.; Fl. Verbasc.; Rad. Dauci., Sem. Lin., Foenugr. mit Feigen, Rob. Sorb., Moror. Oxymel. simpl; und squill. oder ſchwarzen Johannisbeerenſyrub, und wenn es die Empfindlichkeit leidet, mit etwas Prunellenſalz, Salmiak und Salpeter, das von Loeffler ſo ſehr gerühmte Mittel von Spirit. Mind. 2 Loth

und 1 Quentchen Salmiak, Theelöffelweise genommen. Ist die Bräune aphtoser, bösartiger, brandiger Art, dann sind diese Mittel nicht hinreichend, sondern noch andere nöthig.

Die Diät ist keine andere, als die in jedem Fieber erforderlich ist, s. auch unter Fieber, Th. 13, S. 275 u. f., nur müssen die Getränke zugleich den Zweck zu erreichen suchen, daß sie auch auf die Haut wirken, daher schickt sich hier keins so gut, als ein Graswurzeldekoct oder ein kalter Aufguß von Chinawurzel, mit Zucker, Citronensaft, Holundersaft ꝛc. Auch dienen für Kinder sonst auch Milch und Wasser, Emulsionen ꝛc.

Wenn das Fieber nur einen mäßigen Grad hat, so kann man es der Natur allein überlassen und hat gar keine Arzeneien anzuwenden nöthig, wenn man nur ein gutes Verhalten beobachtet. Nach Cornwell muß sich der Kranke im Bette warm halten, und eine große Menge warmer verdünnter Getränke trinken, welche entweder mit Limoniensaft oder mit Schwefelsäure (Vitriol) säuerlich gemacht sind; dann muß er alle vier oder sechs Stunden Tränke von kühlenden und verdünnenden Arzneyen nebst kühlenden und gelind schweißtreibenden Pulvern nehmen; während der Kur hat er dagegen alle hitzige Dinge sorgfältig zu vermeiden, sowohl im Essen, als auch in den Arzneien, weil diese Sachen die Krankheit schlimmer machen.

Bei gutartigen Scharlachfiebern verschwinden die Flecken in ein paar Tagen und die Haut fällt in Schuppen ab, oder schilfert sich ab, wie man zu sagen pflegt. Jetzt thun wiederholte gelinde Ausleerungen durch alle Wege; Friktionen, Hollunder- und Wachholdermittel, ein noch wochenlang fortgesetztes vorsichtiges Regime, keine Verkältung, keine Ueberladung, täglich wiederholte laue Bäder, in welchen

der Körper mit Seife, Eydotter, Kleye abgerieben wird, verbunden mit der gehörigen Stärkung des Körpers, sehr große Dienste zur Verhütung der Wassersucht, der Gicht und anderer böser Folgen. In Etrurien, wo diese Krankheit sehr gewöhnlich ist, erlauben die guten Aerzte den Kranken nicht vor dem vierzigsten Tage das Zimmer zu verlassen.

Die Heilung der Wassersucht richtet sich vor allen Dingen darnach, ob sie mit, oder ohne Fieber, und heiß, oder kalt ist. Für jene passen Cremor Tartari mit oder ohne Kermes min., Spiritus Mindereri, Spiritus nitri dulcis, Terra foliata tartari, und eröffnende Kräuterdekocte. Oft ist auch Aderlassen nöthig, zumal wenn sich Entzündungen der Lungen und anderer Theile damit verbinden, und dann das öfters wiederholte Baden in lauem Wasser, worin Eydotter zerlassen, Seifenkraut, Weitzenkleien gekocht worden, sehr hülfreich, indem es fast alle Wege eröffnet, wodurch das Wasser ausgeleert werden kann. Eben diese Bäder dienen in der kalten Wassersucht nebst dem Thedenschen diuretischen Pulver, Wachholderthee und Wachholdermus, Squilla in allerlei Formen, Millepedes, Schwefelmilch, Calomel, bittere Extracte, Arcanum duplicatum, Canthariden, Pimpinellenwurzel, Oximel scilliticum, Terpentingeist oder das diuretische Liniment, täglich Morgens in die Nierengegend eingerieben; manchmal sind bei diesen Mitteln zugleich stärkende nöthig. Plenciz, de Haen ꝛc. rühmen auch das Knallgold in dieser Krankheit an; allein Vogel sagt, daß er sich dafür im Nothfall des Gummi Guttae bediente. Oft thun Brechmittel in dieser Wassersucht große Dienste und mehr, als alle andere Mittel. Sie leeren oft eine Menge Schleim und Galle aus, so wie nicht selten durch den Stuhl viel verdorbenes, zähes, schwarzes Zeug abgeht. Nur in den Fällen, wo schon von

ſelbſt alles weggebrochen wird, paſſen Brechmittel nicht. Wenn das Waſſer fort iſt, thun China, Stahl, Friktionen, Bewegung ꝛc. die beſten Dienſte. Stark hält den Saft der Kellereſel, mit Rheinwein vermiſcht, für eines der bewährteſten Mittel. Die Heilung der zuweilen noch folgenden Gichtſchmerzen iſt ebenfalls verſchieden, nachdem ſie mit Hitze, Röthe und Geſchwulſt der Gelenke verbunden, oder mehr kalter lymphatiſcher Natur ſind, und richtet ſich theils nach dem, was bei dem rheumatiſchen Fieber davon geſagt worden, theils iſt ſie dieſelbe, wodurch die Waſſerſucht geheilt wird. Blaſenpflaſter ſind hier zugleich oft angezeigt. Die Drüſengeſchwülſte, Geſchwüre und andere äußerliche und innerliche Metaſtaſen, müſſen, als eigene Krankheiten ihrer Natur nach behandelt werden. Cornwell räth bei der Waſſerſucht gelinde Abführungsmittel, nach kurzen Zwiſchenzeiten zu geben an, und dem Wege ſorgfältig zu folgen, welchen die Natur anzeigt, indem man in den Zwiſchentagen harntreibende Mittel geben ſoll; da der braune, trübe Harn, welcher in dieſem Falle ausgeleert wird, eine Bemühung der Natur iſt, die Materie durch dieſen Weg abzuführen. Das beſte unter allen harntreibenden Mitteln in dieſem Falle iſt eine Tinktur aus Weinſteinſalz und verſüßter Salpetergeiſt untereinander gemiſcht, und des Tages dreimal 20 Tropfen oder mehr genommen. Bei jungen Perſonen, welche auf die gewöhnliche Art kein Abführungsmittel nehmen, führt ein Klyſtier von einem Sennesblätteraufguß ſehr gut ab und entſpricht dem Endzwecke. Die gewöhnlichen hitzigen und ſchweißtreibenden Mittel, müſſen in dieſen Fällen nicht gegeben werden, weil man in dieſer Krankheit ſchwerlich durch irgend ein Mittel Schweiß zuwege bringen kann; auch muß man große Sorge tragen, die aufgeſchwollenen Theile vor der kalten Luft zu

verwahren, sonst wird der Kranke, wenn er sich erkältet, oft auf einmal weggeraft. Wenn mit dieser zweiten Krankheit ein Fieber verknüpft ist, wie dies gewöhnlich geschieht, so muß man die kühlenden Arzneien des Nachmittags und des Abends geben, und nach ihnen gelinde harntreibende Tränke. Auch will der zuletzt angeführte Schriftsteller, daß in dieser Krankheit, so wie überhaupt in allen andern Ausschlagsfiebern, nicht einmal das Bett neu gemacht noch ein anderes Hemd angezogen werde, so lange nämlich die Krankheit dauert, damit sich der Kranke nicht erkälte; auf der andern Seite ist unmäßige Hitze fast eben so schlimm, und ein mittelmäßiges Verhalten ist das einzige, so man zu beobachten hat. Wenn sich der Kranke ruhig und in gleicher mäßiger Hitze verhalten hat, so muß er in diesem, so wie in allen andern Ausschlagsfiebern, im Anfange in seinem Zimmer herumgehen, und sich sehr vor der Kälte in Acht nehmen, und er hat nicht nöthig, sich so lange, als seine Kräfte ihm erlauben auf zu seyn, im Bette aufzuhalten. Die Drüsengeschwülste werden oft gleich anfangs durch das flüchtige Liniment geheilt. Zur Verhütung der Krankheit für diejenigen, die einer Ansteckung ausgesetzt sind, und schon die ersten Zufälle der Krankheit haben, empfiehlt Whitering, aus ziemlich häufigen Erfahrungen, sogleich ein Brechmittel, und dann öfters den Mund und die Nase mit Seifensiederlauge, welche mit Wasser verdünnt worden, auszuspülen. Nach genommenem Brechmittel läßt er den Kranken gemeiniglich zu Bette gehen und reichlich Weinmolken mit etwas Hirschhorngeist trinken. Ueber das Scharlachfieber sehe man nach:

Storch, praktischer und theoretischer Traktat vom Scharlachfieber. Gotha, 1742.

Cornwell's Hausarzt, Erfurt, 1788, S. 189 u. f.

Jos. von Plenciz Bemerkungen von dem Scharlachfieber; in Mohrenheims Wienerischen Beiträgen, 2r Bd., S. 39.

Tissot, in dem Kapitel von den Halskrankheiten.

Whitering, An account of the Scarletfever etc. Lond. 1779; übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen von J. A. J. Saur. Frankfurt a. M., 1781. Am Ende dieses Werkes ist auch der größte Theil der Schriftsteller mit kurzen Auszügen aufgeführt.

Wilmer, vom Scharlachfieber, in den Sammlungen auserlesener Abhandlungen für Aerzte, 5r Bd., S. 691.

Wagner, über das epidemische Scharlachfieber vom Jahre 1782 — 1783; in dem Frankf. Medec. Wochenblatte, 1783, 23 und 24s St. Zwei andere Beschreibungen ebendaselbst, St. 20 und 27.

Navier, sur plus. maladie populaire qui ont regné depuis à Châlon sur Marne, 1753.

Bicker, in den Sammlungen auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte, 9r Bd., 1s St.

Grant, neue Beobachtungen über die Fieber.

Hufeland, über die Pocken, 2te Aufl., S. 528.

Grundmann, Abriß der Scharlachfieberepidemie zu Hohenstein ꝛc. 1786 — 87. Gera, 1788.

Hagström, in den Sammlungen auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte, 14r Bd., S. 463.

Vogel's Handbuch der praktischen Arzneiwissenschaft, zum Gebrauch für angehende Aerzte. 3r Th. 2te Ausg. Stendal, 1794.

Scharlachfink, Fringilla cardinalis. Dieser Vogel gehört auf dem Vorgebürge der guten Hofnung zu Hause, und wird auch der Kardinal genannt. Er ist oben scharlachroth; die Brust, der Bauch, die Flügel und die Seiten sind schwarz, die Deckfedern braun und die Schwungfedern haben einen weißen Rand; s. Fink, im Supplement.

Scharlachgift, wird das ansteckende Wesen in der Scharlachfieberepidemie genannt.

Scharlachgrün, Quercus ilex; s. Scharlachbaum.

Scharlachhyacinth, s. unter Hyacinth, Th. 27, S. 365.

Scharlachkehlchen, Scharlachkehllein. Sylvia gula Phoenicea Klein; Rubecula viridis elegantissima; Engl. The green Sparrow, green Humming Bird. Raj. Sloane T. 263. Dieser Vogel, eine Art Rothkehlchen, ist 4 Zoll lang, hat in Vergleichung mit dem Körper einen ziemlich großen Kopf, geraden Schnabel, einen schwarzen Unter- und einen mit dunkelbrauner Farbe vermischten Oberschnabel, grüne Scheitel, Rücken und Flügel. Der scharlachne Flecken der Kehle hält im Durchschnitt ungefähr ½ Zoll. Der Bauch ist gelbweiß, die Brust grün, die Füße ganz dunkelroth und die Federn so weich, wie Seide.

Scharlachkessel, bei dem Zinngießer, ein aus Zinn gegossener großer Kessel, worin Scharlach gefärbt wird. Er ist vierundzwanzig und mehr Centner schwer. Man gießt sie nach dem Lehrbrette in der Erde, wie eine Glocke von dem Rothgießer. Man macht nämlich einen Kern, der die künftige innere Höhlung des Kessels bildet, mauert ihn von Lehm und Steinen, und gleicht ihn mit der Schablone ab. Der Hobel oder die Dicke ist von Lehmerde, die Kappe oder der Mantel aber von Lehm und Haaren, und wird mit eisernen Ringen umgeben. Man macht auch dergleichen Farbekessel von Zinnplatten; sie werden auf dem Eisen des Klotzes getrieben, wie es der Kupferschmid mit den kupfernen Kesseln macht, und die Fugen werden verlöthet. Diese Art Kessel ist schlechter, weil der Scharlach von dem bleyichten Lothe fleckig wird.

Scharlachkirsche, Fr. d'écarlate, eine Art süßsäuerlicher Kirschen von scharlachrother Farbe.

Scharlachkomposition, bei dem Färber, eine Komposition oder Zusammensetzung, wodurch man die Scharlachfarbe hervorbringt. Man gieße Salzsäure, (Scheidewasser), mit Salmiak und etwas reinem Wasser vermischt, nach und nach auf zerhacktes, oder gekörntes, oder auch zu dünnen Blechen geschlagenes Zinn, und lasse dieses nach und nach darin auflösen. Man wähle dazu feines Zinn, ohne allen Zusatz; am liebsten nimmt man dazu das Mulacker Zinn, welches besser, wie das Englische ist. Durch diese Auflösung entstehen rothe Dünste, die man in dem irdenen Gefäße, worin das Zinn aufgelöset wird, zu erhalten sucht, weil sie zur Schönheit der Farbe das ihrige beitragen. Ist das Zinn völlig aufgelöset, so hat die Solution eine röthliche Farbe. Ein ungefähres Verhältniß zu einer guten Scharlachkomposition ist folgendes. Ein halbes Pfund Salpetergeist wird mit ¾ Pfund Wasser versetzt und in dieser Mischung löse man nach und nach in kleinen Portionen auf, 1 Loth fein gestoßenen Salmiak, ½ Loth Salpeter, und darin 2 Loth des feinsten Englischen Zinns, entweder geraspelt, oder in dünnen Spänen. Man muß nun das Gefäß (Glas), so viel, als es nur gehen will, damit es nicht springe, verstopft halten. Ueberhaupt muß man das Ganze in Ruhe auflösen lassen, damit es sich nicht erhitze. Nach vier und zwanzig Stunden wird die Solution goldgelb und zum Gebrauch gut seyn. Am besten macht man das sogenannte Königswasser zur Scharlachkomposition aus zwei Theilen Salpetergeist und einem Theile eines guten, fast rauchenden Salzgeistes. In dieser Feuchtigkeit löset man nun das reinste Zinn, das man sich verschaffen kann, auf. Nach Macquer ist

das Indianiſche Zinn in kleinen Hüten hierzu am beſten. Die beſte Art der Auflöſung iſt, das Zinn in ſein Auflöſungsmittel nur Theilweiſe einzutragen. Es iſt daher ſehr vortheilhaft, das gedachte Metall, wie ſchon oben erwähnt worden, zu körnen, und dann von dieſen Körnern einen Theil auflöſen zu laſſen, welcher in Vergleichung der ganzen Menge des Königwaſſers nur ſehr wenig beträchtlich ſeyn muß, ungefähr nur der zwanzigſte oder dreißigſte Theil, beſonders wenn bei warmer Witterung gearbeitet wird. Dieſe Auflöſung erfolgt für ſich ſelbſt mit vieler Lebhaftigkeit auch wird derſelben ein gewiſſer Grad von Wärme mitgetheilt. Nachdem ſich dieſer erſte Antheil von Zinn gänzlich aufgelöſet hat, oder nur ſehr wenig davon übrig geblieben iſt, wird ein zweiter Antheil davon eingetragen, welchen man auf eben dieſe Art auflöſen läßt; und ſo fährt man fort Zinn aufzulöſen, bis man gewahrt, daß die laue oder ſehr wenig warme Feuchtigkeit aufhört, auf das neue Zinn, welches man hinzuträgt, auf eine merkliche Art zu wirken. Dann wird ſie abgegoſſen und zum Gebrauch aufgehoben. Wenn ſich während der Arbeit die Feuchtigkeit ſo weit erhitzt, daß man Mühe hat, die Hand lange an das Gefäß, darin ſie iſt, zu halten, ſo iſt es unumgänglich nöthig, ſie erkalten zu laſſen und mit dem Eintragen des Zinns ſo lange anzuſtehen, bis ſie nicht mehr als lauwarm, das heißt, ſechs bis acht und zwanzig Grad nach Reaumurs Thermometer warm iſt; denn eine größere Hitze würde nach Pörner zu viel Brennbares verflüchtigen, welches zur Erhöhung der Farbe Vieles beizutragen ſcheint. Die Menge des Zinns, welches ſich in dieſer Arbeit auflöſet, iſt nach der Stärke der Säure des Königswaſſers

oder rauchenden Salpetergeiſtes, deſſen man ſich dazu bedient, und nach der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit, mit welcher die Auflöſung erfolgt, verſchieden; ſie iſt aber überhaupt beträchtlich und beläuft ſich ungefähr auf ein Drittel von dem Gewichte des Königswaſſers, wenn nämlich die Säuren mäßig ſtark ſind und die Auflöſung gehörig behandelt wird; wenn ſie jedoch nur hell iſt und ſich in ihr kein Zinnkalk erzeugt hat, und wenn ſie aufhört auf das neue Zinn ſehr merklich zu wirken, ſo trägt die Menge des aufgelöſeten Metalls nicht eben ſo viel dazu bei, daß die Farbe gut ausfällt. Ein Mehreres über die Kompoſitionen des Scharlachs, ſ. unter Roth, Th. 127, S. 434 u. f.

Scharlachkorn, ſ. Scharlachbeere; Polniſche Scharlachkörner ſ. den Art. Kermes, Th. 37. S. 35. Auch die Cochenille und das Johannisblut bekommen mitunter dieſen Namen.

Scharlachkraut, Gartenſcharlach, Römiſche Salbey, Scharley, Scharlach, Salvia Horminium, ſ. unter Salbey, Th. 131, S. 52.

Scharlachlilie, ſ. unter Lilie, Th. 79, S. 90.

Scharlachlory, Scharlachvogel, eine Art Papageyen.

Scharlachmiasma, ſ. oben, unter Scharlachfieber.

Scharlachocher, bei den Glasmalern, die Ochererde oder vielmehr das durch das Kaliciren der Schwefelſäure geſchiedene Eiſen, welches einen pomeranzenfarbigen Scharlach giebt. Man braucht ihn, ſeiner Zähigkeit und ſeiner zu großen Stärke wegen, die der Stärke des natürlichen Ochers gleicht, niemals zu den Gründen und in den Carnationsſchatten, ſondern man nimmt denſelben, als eine geſchmolzene Farbe, zu allen Ar-

ten der Malerey, nur nicht zur Emaillemalerey, woselbst er, wenn der Grund zu stark ist, eine durchsichtige braungelbliche Farbe bekommt. Als Farbe bereitet man solchen auf folgende Art: Man nimmt von dem grünen Vitriol so viel als man will, füllt mit demselben einen Schmelztiegel bis auf zwei Drittheil an und läßt solchen am gewöhnlichen Feuer so lange sieden, bis die Materie sich zur Trockenheit neiget, wodurch ihre Substanz viel vermindert wird. Hierauf füllt man den Tiegel wieder, mit eben so viel Materie, als das erste Mal und wiederholt diese Operation so lange, bis der Tiegel von besagter trockner Materie voll ist. Nun nimmt man den Tiegel aus dem Feuer, thut ihn in einen Windofen, oder, wenn man von der Materie nur wenig macht, so fährt man mit der Operation in dem ersten Ofen fort, nur muß man rings um den Tiegel Kohlen legen und dies Ganze so lange kälciniren, bis daß es, indem es kalt wird, vollkommen roth werde. Damit man aber gewiß versichert seyn möge, dies Ganze in dem gehörigen Grade kalcinirt zu haben, so nimmt man mit der Spitze eines eisernen Stäbchens von der Materie mitten aus dem Tiegel, und läßt solche kalt werden; denn so lange sie noch warm ist, wird man kein offenbares Anzeichen von der rothen Farbe, wenn solche auch gleich hinlänglich kalcinirt worden, haben. Hierauf nimmt man den Ocher aus dem Tiegel, wenn er noch warm ist, wirft ihn ins Wasser, zerschlägt den Tiegel und wirft dessen Trümmer gleichfalls in dasselbe Wasser, um den noch an demselben hängenden Ocher herauszuziehen. Man rührt nun das Ganze noch so lange im Wasser herum, bis das etwa noch zurückgebliebene schwefelsaure Eisen (Vitriol) zergangen ist. Man läßt nun dasselbe ruhen, gießt

das Wasser, sobald es hell geworden, langsam in ein anderes Gefäß, und gießt eben so viel frisches Wasser, als das erste Mal, daran. Die Stücke aus dem Tiegel werden noch einmal, wie oben, abgewaschen; hierauf schüttet man zum letzten Male frisches Wasser daran, um den Ocher von allem Schmutze zu säubern oder reinigen. Wenn dieses geschehen, so treibt man das Ganze durch ein mit Papier zugemachtes Haarsieb, und läßt es auf einem Brette vollkommen wieder trocken werden.

Scharlachpfirsiche, Scarlet Nectarine, eine Art Pfirsichen, welche eine Scharlachröthe besitzt.

Scharlachroth, Scharlachfarbe, roth wie Scharlach, der rothen Farbe des Scharlachs gleich, zinnoberroth. Das Scharlachroth oder die Scharlachfarbe hat erst in der neueren, ja neuesten Zeit, die vorzüglichste Güte erhalten; denn dasjenige Roth dieser Art, welches die Alten erwähnen, und deren eigentliche Zubereitung und Güte uns nicht bekannt ist, scheint wohl dem jetzigen in vieler Hinsicht nicht gleich gewesen zu seyn, besonders da die Wirkung der Zinnauflösung ihnen unbekannt war. Diese Erfindung gehört zu den wichtigsten Verbesserungen der Scharlachfärberey. Der bekannte Cornelius Drebbel, welcher im Jahre 1572 zu Alkmar geboren wurde, und im Jahre 1634 zu London gestorben ist, hatte ein mit kochendem Wasser gemachtes Cochenillen-Extract, um Thermometer damit zu füllen, vor seinem Fenster stehen, worin von ungefähr das aus einem zerbrochenen Glase am Fenster heruntergelaufene Königswasser gefallen war, und die kirschrothe Farbe in die schöne hochrothe Farbe verändert hatte. Nach einigen Vermuthungen und

Versuchen erkannte derselbe, daß das Zinn, womit die Fensterscheiben gelöthet waren, vom Königswasser aufgelöset und die Ursache dieser Veränderung seyn müsse. Er erzählte diese Beobachtung dem Schönfärber Küsselar in Leyden, und dieser brachte die Erfindung zur Vollkommenheit und nutzte sie einige Jahre allein bei seiner Arbeit, daher kam der Name Küffelarscouleur auf. Späterhin entdeckte ein Mennonist, Namens von Gülich, und ein anderer, von der Vecht das Geheimniß und von diesen sollen es die Gebrüder Gobelins in Frankreich erlernt haben. Ueber das Scharlachroth in der Malerei, s. unter Roth, Th. 127, S. 573. Wenn das Scharlachroth in der Malerei noch dunkler, als Chinesischer Zinober ausfallen soll, so setzt man letzterem noch etwas rothen Lack zu, soll es hingegen heller ausfallen und der gewöhnliche Zinober genügt nicht, so setzt man zu den Chinesischen etwas hellgelben Lack in der Oelmalerey, in der Miniatur-Gouache- ꝛc. Malerie aber Gummi Guttae. — In der Färberkunst auf Wolle, Seide ꝛc.; s. den oben angeführten Theil, S. 434 u. f., 448 u. f., 456 u. f., S. 467 u. f.; S. 511, S. 517 u. f. — Auf Holz, s. das. S. 514. — Auf Stroh, s. das. S. 541. — Auf Emaille, s. das., S. 549 u. f.

Scharlachroth auf Kattun, nach Habicht. Man nehme zur Komposition 8 Pfund Flußwasser, 10 Pfd. Alaun, $1\frac{1}{2}$ Pfd. Salmiak, 3 Pfd. Sode, $\frac{1}{2}$ Pfd. Zinnsolution, 2 Pfd. Weingeist und 6 Pfd. Zinnzucker. Nach Heller, 7 Maaß Flußwasser, 5 Pfund. Alaun, $\frac{1}{2}$ Pfund Salmiak, 1 Pfd. Sode, $\frac{3}{4}$ Pfd. Zinnsolution, 2 Pfd. Weingeist und 6 Pfd. Zinnzucker. Das Färben geschieht, wie es beim Kattun, Th. 36, angezeigt worden.

Den Liqueur scharlachroth zu färben. Man nehme 2 Quentchen Kermes, ½ Quentchen Alaun und halb so viel Cremor Tartari auf 6 Kannen und verfahre damit, wie unter Liqueur, Th. 79, S. 529 ist gezeigt worden.

Scharlachröthe, die hellrothe, ein wenig in das Gelbe spielende Farbe.

Scharlachschlange, s. unter Schlange.

Scharlachtaube, s. unter Taube, in T.

Scharlachtuch, s. unter Tuch, in T.

Scharlachvogel, s. Scharlachlory.

Scharlachwurm, Scharlachwürmer, s. unter Cochenille, Th. 8, S. 200; auch die Schildlaus, Cocus, s. unter Kermes, Th. 37, S. 36, führt diesen Namen.

Scharley *), ein Name verschiedener Pflanzen. 1) Des Scharlachkrautes oder der Römischen Salbey, s. Scharlachkraut. 2) Einer Art des Alants, Inula Oculus Christi Linn., auch Christauge, wilder Scharley genannt. 3) Der Borago, Borago Linn. 4) In einigen Gegenden auch der Scharte, des Schartkrautes, Serratula Linn., s. Scharte. — Nr. 1, nämlich das Scharlachkraut, Muskatellerkraut, der Scharley gebraucht man auch zur Verfälschung des Weines, indem betriegerische Weinhändler Kraut und Blumen in den Wein mischen, um demselben dadurch einen Muskatellergeschmack zu geben. Dergleichen Wein ist

*) Die Sylbe ley ist das Suffixum. In dem letzten Falle gehört die Sylbe Schar, zu scheeren, schneiden, theilen; s. Scharte. In dem zweiten und dritten Falle scheint die haarige Beschaffenheit der Stängel und Blätter der Grund der Benennung zu seyn; indem Haar und Schar nur durch den Zischlaut verschieden sind. (Adelung.)

sehr berauschend, verursacht Kopfschmerzen und Schwindel, greift die Nerven an, erregt heftige Blutwallungen ꝛc.

Scharmützel *), ein nur im Oberdeutschen, besonders in Baiern, Oesterreich und Böhmen übliches Wort, eine papierne Deute oder Tüte zu bezeichnen. In den Obersächsischen Bergwerken, wo dieses Wort gleichfalls üblich ist, s. unten, lautet es Scarnitzel. Frisch leitet es von dem Italienischen Scaramuccio, ein Pickelhering her, weil sich diese zuweilen Halskrägen von Papierdüten machen. Es scheint Slavonischen Ursprunges zu seyn, obgleich es sich auch aus dem Deutschen nach Adelung würde ableiten lassen. Die Endsylbe el ist das Suffixum, Mutz, Mütze, bedeutet ursprünglich einen jeden Raum, Schar kann aber die unten spitzig zulaufende

---

*) Im Oberdeutschen, auch ohne Suffixum — el der Scharmutz, in der Schweitz Schalmütz, im Ital. Scaramuccia und Scarmiglia, im Fr. Ecarmouche. Wachter leitet es von dem Griechischen χαρμη, ein Gefecht, ab, Frisch von dem Böhmischen Ssermier, ein Fechter. Junius und Ihre von dem veralteten Oberdeutschen schirmen, fechten, Fr. escrimer; Ital. scrimare; im Schwed. ehemals Skirma, welche insgesammt eines Geschlechtes sind und vermittelst des Suffixi m, von 1 Schar, in so fern es der nachahmende Ausdruck einer heftigen Bewegung ist, abstammen. Dann wäre die Sylbe itz aus dem Suffixo itz verderbet, welches in dem Englischen Skirmis und Skirmish noch unverstellter vorhanden ist. Allein um des Suffixi el willen ist es wahrscheinlicher, daß unser Scharmützel aus Schar, ein Haufen, und metzeln zusammengesetzt ist, und daher ein Gemetzel, ein Gefecht, unter mehreren bedeutet, obgleich andere es durch Schar und mischen erklären; da es dann ein Handgemenge unter mehreren bedeuten würde. In einigen Gegenden ist es männlichen Geschlechts der Scharmützel.

Höhlung oder ſonſt einen andern Umſtand bezeichnen. — Im Hüttenwerk, iſt Scharmützel, Fr. Capsule, ein Papierchen, darein etwas gewickelt wird, ſo auf den Probierſchärbel oder Tiegel oder die Kapelle zu tragen iſt, damit im Eintragen nichts davon verſchüttet wird. — Im Kriegsweſen oder in der Kriegskunſt, ein Gefecht zwiſchen zwei Partheien, beſonders wird es gebraucht von kleinen Haufen, welche von ungefähr auf einander ſtoßen. Ein Scharmützel iſt daher noch keine Schlacht, auch kein Treffen. Man ſagt: unter den leichten Truppen fielen häufige Scharmützel vor, ſtatt des ungewöhnlichen, ein Scharmützel halten, und liefern, wofür im Theuerdanke, Kap. 89, das noch ungewöhnlichere Scharmützel pflegen vorkommt. S. auch den Art. Schlacht.

Scharmützeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert. Ein Scharmützel liefern, fechten, von kleineren Haufen. Mit einander ſcharmützeln. Mit der fremden Endung iſt dafür jetzt ſcharmutzieren üblicher; ſ. auch Schlacht.

Scharmutzieren, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Scharn, ſ. Scharren.

Scharnitzel, im Oeſterreichiſchen, beſonders in Wien, die kleinen Papierdüten, darin 100, 50, 25 oder wenigſtens 12 Stück Dukaten gewickelt werden; welche der Römiſche Kaiſer ſonſt den Audienzbrüdern bei verſtatteter Audienz auszutheilen pflegte, welches jetzt aber abgekommen iſt.

Schärpe, Fr. Echarpe, ein Wort, welches überhaupt eine Binde bedeutet und bei den Wundärzten, wenigſtens einiger Gegenden, noch von denjenigen Binden üblich iſt, worin ein beſchädigter Arm getragen wird. Am häufigſten braucht

man es noch bei den Bortenwirken, eine Leibbinde der Officiere zu bezeichnen, welche sie um den Unterleib binden, zum Zeichen, daß sie im Dienste sind. Es ist ein netzartiges Gewebe von Silber- oder Goldfaden mit Seide vermischt. Es werden gemeiniglich dreifache Faden zusammen auf der Spinnmühle gedreht, und wenn sie reich werden sollen, zwei Silber- oder Goldfaden und ein Faden Seide, und umgekehrt, wenn sie nur einfach werden soll, genommen. Zu den Schärpen der Preußischen Officiere wird Silber und schwarze Seide genommen, als das bekannte Feldzeichen der Armee. Diese also gesponnenen Faden werden nach der Länge der Schärpe auf einen langen Rahm ausgespannt, und eben solche Faden nach der Breite der ausgespannten Faden; man macht bei jedem einen Kreuzknoten, wie bei Verfertigung der Netze, so daß die Schärpe aus lauter kleinen Rauten besteht. Auf beiden Enden bleiben aber die Faden, welche nach der Länge ausgespannt sind, einige Hände breit unbestrickt hängen, und hieraus entstehen die Franzen der Schärpe. Ueber diesen Franzen wird endlich die Schärpe mit Seide zusammengezogen, so daß die Franzen eine Troddel bilden. Oefters verziert man die Troddel mit Krepinen. Diese Schärpe führt auch den Namen der Feldbinde, s. auch Th. 52, S. 642. Im Niederf. Scherf, im Schwed. Skärp, im Franz. Echarpe, im Engl. Scarf. Vermittelst des Suffixi b oder p von 1 Schar, so fern es eine Ausdehnung in die Länge oder auch eine Verbindung, ein Band, bedeutet. — Ehemals trugen auch die Damen Schärpen, welches breite gewirkte, seidene Bänder von verschiedenen Farben waren, je nachdem sich die Farbe des Bandes zu dem Kleide schickte.

Scharpfahl, Scharpfähle, s. Strebepfahl.

Scharpie, Scarpie, Carpei, Schables, in der Wundarzneikunst, geschabte oder in Fasern zerpflückte Leinwand, welche in die Wunde gelegt wird.

Scharre, von dem Zeitworte scharren. 1) Ein Werkzeug zum Scharren, das Scharreisen, in einigen Mundarten die Schore, der Schorrer. So ist die Pflugscharre ein kleines scharfes Eisen an einem langen Stiele die Erde damit von der Pflugschar abzustoßen, welches auch der Reitel heißt. Die Pech-, Harz- oder Holzscharre, das Harz damit von den Bäumen zu scharren. Die Rußscharre der Schornsteinfeger, ein gekrümmtes Eisen, welches mit dem Stiele einen rechten Winkel macht und eine breite Klinge hat, mit welcher der Ruß in den Feuermauern ausgekratzt oder gescharrt wird. — Bei dem Schiffs-Zimmermann ein dünnes meisselartiges Eisen, womit derselbe in die kleinen Risse (Scheren) einer Bohle zu mehrerer Dichtigkeit Werg einschlägt. Es hat eine gerade Bahn. — 2) Was abgescharret wird. So ist im gemeinen Leben dasjenige, was sich von dem Breie und andern Speisen an die Töpfe anhängt, die Scharre, welche in andern Gegenden das Schwärtchen genannt wird. — 3) Die Oberdeutsche Benennung einer Art Krammetsvögel, s. Schnarre. — 4) Eine Benennung des kleinen Zungenfisches, Pleuronectes Linguatula, s. Zungenfisch.

Scharren, Scharn, in einigen Gegenden, besonders Niederdeutschlands, der beschränkte Ort in den Städten, wo Brod oder Fleisch verkauft wird. Im Oberdeutschen die Schranne, der Brodscharren, der Fleischscharren, im Hochdeutschen die Brodbank, die Fleischbank, in Ober-

deutschland die Brodschranne, die Fleischschranne, in einigen Niederdeutschen Gegenden auch die Schrange. Es scheint damit auf das Pfahl- oder Gitterwerk gesehen zu seyn, womit dergleichen öffentliche Plätze ehemahls versehen waren und es an einigen Orten noch sind. In den Niederdeutschen Marschländern sind die Scharren breite Pfähle, welche zur Abhaltung des Wassers vor den Deichen in die Erde geschlagen werden; s. 1 Schar, besonders so fern es eine Ausdehnung in die Länge bezeichnet.

Scharren, *) regelmäßiges thätiges Zeitwort, und Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzten Falle das Hülfswort haben erfordert, der Form nach das Intensivum von dem veralteten scharen ist, und eigentlich eine unmittelbare Nachahmung eines gewissen Lautes ist. Im gemeinen Leben ist das Scharren mit dem Halse eine Art des Räusperns. Eine Art Krammetsvögel, die

---

*) Schon bei dem Kero ist skerran, auskratzen, und bei dem Ottfried scerran, ausreissen, welches aber zunächst zu dem verwandten zerren gehört. Scheuern, schürfen, schurren ꝛc. sind gleichfalls damit verwandt, weil sie ähnliche Laute bezeichnen. Im Niederdeutschen ist für scharren schragen üblich, und im Oberdeutschen hat man auch die Hauptwörter Scharrsal und Scharricht, was ab- oder ausgescharret wird. In einigen, besonders Oberdeutschen Gegenden, geht dieses Zeitwort irregulär:

Dieweil du uns so arg mit Drohen angeregt.
Durchschorren wir den Sand.

Opitz.

für durchscharreten. Will mit der Aschen mich, wie er verschorren seyn, ebenderselbe. In andern Stellen hat er dagegen richtiger verscharrt und eingescharrt. Im Hochdeutschen ist es ohne Ausnahme regulär, indessen sagt man doch in einigen Gegenden schoren für scharren; s. Scharrerde.

unter dem Namen der Schnarre bekannt iſt, heißt daher im Oberdeutſchen die Scharre. Beſonders ahmet es den Laut nach, welcher durch eine heftige Art des Reibens oder Kratzens verurſacht wird, da es denn auch diejenige Handlungen ausdrücket, welche mit dieſem Schalle verbunden ſind: Mit den Füßen ſcharren, mit den Fußſohlen auf einem feſten, beſonders mit Sand beſtreuten Boden, ſtark hin und her fahren, wodurch dieſer Laut hervorgebracht wird. Darum, daß du mit deinen Händen geklitſchet und mit den Füßen geſcharret und — ſo höniſch dich gefreuet haſt, Ezech. 25, 6; ſ. auch Ausſcharren. Die Hühner ſcharren mit den Füßen in den Miſt; auch die Pferde ſcharren, wenn ſie mit den Vorderfüßen die Erde aufkratzen. Das Roß tobet und ſcharret in die Erde. Hiob 39, 24. S. auch Ausſcharren, Einſcharren, Verſcharren. Das auf dem Tiſche liegende Geld zuſammenſcharren, zuſammen raffen, oder ſchieben. Figürlich iſt Geld zuſammen ſcharren Geld auf jede nur mögliche Art, ohne Wahl der Mittel, mit ängſtlicher Begierde zuſammen zu bringen ſuchen. Ingleichen mit gewiſſen Werkzeugen, wo es eine heftige Art des Reibens, Schabens oder Kratzens iſt. Das Harz von den Bäumen ſcharren, mit einer Art eines Meſſers. Die Schornſteinfeger ſcharren den Ruß aus den Schornſteinen. Im Oberdeutſchen ſcharret man auch die Rüben, welche man in Ober- und Niederſachſen ſchabet.

Scharreiſen, ſ. Scharre.

Scharrenzins, ſ. Th. 33, S. 538.

Scharrer, derjenige, welcher ſcharret, beſonders in den zuſammengeſetzten Harzſcharrer oder Pechſcharrer, wofür auch nur Scharrer, Harzer und Pecher üblich ſind, ſ. Harzſcharrer,

Th. 22, S. 98. — Scharrer, Vespa ruspatrix, s. unter Wespe.

Scharrerde, Gassenkoth, Erde, welche auf den Wegen und Straßen zusammengescharret und als Dünger gebraucht wird; in einigen Gegenden Schurerde, Schorerde, von dem provinziellen schoren, für scharren; s. auch den Art. Koth, Th. 46, S. 370 u. f.

Scharriegel, von Schar, Pflugschar, an einem Pfluge ein Stückchen Eisen, welches in den Bolzen gesteckt wird, die Pflugschar zu halten.

Scharrireisen, s. unter Steinmetz.

Scharrkäfer, Aftermaulwurfskäfer, Geotrupes, Fabr. sup.; Oryctes, Verzeichniß der Käfer, Preuß.; Copres Geoffroi; Scarabaei exscutellati Linn. Fr. Les Scarabées proprement dits. Der Körper ist länglich und gewölbt, der Kopf klein, die Kinnbacken hornig, nicht hervorstehend, keine Lefzen. Der Kopfschild ist halbmondförmig und bedeckt die Kiefer. Die Fühlhörner zehngliedrig, das erste Glied der Fühlhörner so lang, als die übrigen zusammen, am Ende mit einem dreiblättrigen länglichten Knopf. Die Kinnlade ist hornig; die hintern Freßspitzen knopfig. Die Kinnladen und die Lippen ändern in der Gestalt hinlänglich ab, um noch mehrere Unterabtheilungen zu bilden. Die Hinterbrust bedeckt zwei Drittheile des Hinterkörpers. Die Flügeldecken bedecken die Afterringe, welche zugleich stark unterwärts eingebogen sind, niemals. Das Schildchen ist nicht sichtbar, sondern liegt unter den Flügeldecken verborgen. Die Fußblätter sind breit gedrückt, nehmen in der Breite nach außen ab, und haben am Ende zwei sehr kleine Krallen. Die zwei Mittelfüße stehen an der Wurzel weit von einander. Die hierher gehörenden Arten sind zahlreich, und

haben zuweilen sehr auffallende Gestalten. Ihre Larve wohnt in Pflanzenerde und in Mistbeeten, unter Baumwurzeln ꝛc. Das vollkommene Insekt soll man in der Nähe, aber niemals im frischen Miste finden. Folgende sind die bekanntesten Käfer dieser Gattung:

Ausländer. Der Neger, Copris Sabaeus. Er hat die Größe und Gestalt der Capensischen Randlinie (Jacchus). Der Kopfschild steht hervor, ist rund, sein Rand ist nur gering umgebogen und kaum ausgeschnitten; auf demselben steht ein einfaches, gerade aufgerichtetes Horn, das so lang, als der Thorax ist. Der Brustschild ist wie der Kopfschild schwarz, glänzend, und hat in der Mitte eine doppelte Hervorragung, welche stumpf ist. An der Seite ist der gewöhnliche eingedrückte Punkt. Die Flügeldecken sind gestreift, schwarz, glänzend. Das Vaterland Coromandel. Herbst Käf. II, 13,47.

Der Zwerg, Copris Nanus. Fabricius hat diesen Käfer zuerst als das Weibchen des vorhergehenden aufgestellt. Er nimmt aber späterhin seine Behauptung zurück, und stellt ihn unter dem oben angeführten Namen, als eine neue Art auf. Er ist kleiner, als der vorhergehende. Der Kopfschild ist rund und hat ein einfaches gerades Horn, das so lang, als der Kopf ist. Der Brustschild hat auch eine doppelte Hervorragung, und die Flügeldecken sind gestreift. Der genannte Entomologe giebt aber dabei keine Farbe an, er wird daher wohl, wie der vorige schwarz, und nichts weiter als eine Abart seyn. Das Vaterland Tranquebar.

Der Glanzschild, Copris Splendidulus. Dieser Käfer hat die Größe des Carnifex. Der Kopfschild desselben ist rund, etwas ausgeschnitten, schwarz, mit erzgrünen Seiten und einem großen aufrechtstehenden, an der Spitze zusammengedrückten stumpfen Horn. Der Brustschild ist an der

deutschland die Brodschranne, die Fleischschranne, in einigen Niederdeutschen Gegenden auch die Schrange. Es scheint damit auf das Pfahl- oder Gitterwerk gesehen zu seyn, womit dergleichen öffentliche Plätze ehemahls versehen waren und es an einigen Orten noch sind. In den Niederdeutschen Marschländern sind die Scharren breite Pfähle, welche zur Abhaltung des Wassers vor den Deichen in die Erde geschlagen werden; s. 1 Schar, besonders so fern es eine Ausdehnung in die Länge bezeichnet.

Scharren, *) regelmäßiges thätiges Zeitwort, und Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzten Falle das Hülfswort haben erfordert, der Form nach das Intensivum von dem veralteten scharen ist, und eigentlich eine unmittelbare Nachahmung eines gewissen Lautes ist. Im gemeinen Leben ist das Scharren mit dem Halse eine Art des Räusperns. Eine Art Krammetsvögel, die

*) Schon bei dem Kero ist skerran, auskratzen, und bei dem Ottfried scerran, ausreissen, welches aber zunächst zu dem verwandten zerren gehört. Scheuern, schürfen, schurren ꝛc. sind gleichfalls damit verwandt, weil sie ähnliche Laute bezeichnen. Im Niederdeutschen ist für scharren schragen üblich, und im Oberdeutschen hat man auch die Hauptwörter Scharrsal und Scharricht, was ab- oder ausgescharret wird. In einigen, besonders Oberdeutschen Gegenden, geht dieses Zeitwort irregulär:

Dieweil du uns so arg mit Drohen angeregt.
Durchschorren wir den Sand.

Opitz.

für durchscharreten. Will mit der Aschen mich, wie er verschorren seyn, ebenderselbe. In andern Stellen hat er dagegen richtiger verscharrt und eingescharrt. Im Hochdeutschen ist es ohne Ausnahme regulär, indessen sagt man doch in einigen Gegenden schoren für scharren; s. Scharrerde.

unter dem Namen der Schnarre bekannt iſt, heißt daher im Oberdeutſchen die Scharre. Beſonders ahmet es den Laut nach, welcher durch eine heftige Art des Reibens oder Kratzens verurſacht wird, da es denn auch diejenige Handlungen ausdrücket, welche mit dieſem Schalle verbunden ſind: Mit den Füßen ſcharren, mit den Fußſohlen auf einem feſten, beſonders mit Sand beſtreuten Boden, ſtark hin und her fahren, wodurch dieſer Laut hervorgebracht wird. Darum, daß du mit deinen Händen geklitſchet und mit den Füßen geſcharret und — ſo höniſch dich gefreuet haſt, Ezech. 25, 6; ſ. auch Ausſcharren. Die Hühner ſcharren mit den Füßen in den Miſt; auch die Pferde ſcharren, wenn ſie mit den Vorderfüßen die Erde aufkratzen. Das Roß tobet und ſcharret in die Erde. Hiob 39, 24. S. auch Ausſcharren, Einſcharren, Verſcharren. Das auf dem Tiſche liegende Geld zuſammenſcharren, zuſammen raffen, oder ſchieben. Figürlich iſt Geld zuſammen ſcharren Geld auf jede nur mögliche Art, ohne Wahl der Mittel, mit ängſtlicher Begierde zuſammen zu bringen ſuchen. Ingleichen mit gewiſſen Werkzeugen, wo es eine heftige Art des Reibens, Schabens oder Kratzens iſt. Das Harz von den Bäumen ſcharren, mit einer Art eines Meſſers. Die Schornſteinfeger ſcharren den Ruß aus den Schornſteinen. Im Oberdeutſchen ſcharret man auch die Rüben, welche man in Ober- und Niederſachſen ſchabet.

Scharreiſen, ſ. Scharre.

Scharrenzins, ſ. Th. 33, S. 538.

Scharrer, derjenige, welcher ſcharret, beſonders in den zuſammengeſetzten Harzſcharrer oder Pechſcharrer, wofür auch nur Scharrer, Harzer und Pecher üblich ſind, ſ. Harzſcharrer,

Th. 22, S. 98. — Scharrer, Vespa rus-patrix, s. unter Wespe.

Scharrerde, Gassenkoth, Erde, welche auf den Wegen und Straßen zusammengescharret und als Dünger gebraucht wird; in einigen Gegenden Schurerde, Schorerde, von dem provinziellen schoren, für scharren; s. auch den Art. Koth, Th. 46, S. 370 u. f.

Scharriegel, von Schar, Pflugschar, an einem Pfluge ein Stückchen Eisen, welches in den Bolzen gesteckt wird, die Pflugschar zu halten.

Scharrireisen, s. unter Steinmetz.

Scharrkäfer, Aftermaulwurfskäfer, Geotrupes, Fabr. sup.; Oryctes, Verzeichniß der Käfer, Preuß.; Copres Geofroi; Scarabaei exscutellati Linn. Fr. Les Scarabées proprement dits. Der Körper ist länglich und gewölbt, der Kopf klein, die Kinnbacken hornig, nicht hervorstehend, keine Lefzen. Der Kopfschild ist halbmondförmig und bedeckt die Kiefer. Die Fühlhörner zehngliedrig, das erste Glied der Fühlhörner so lang, als die übrigen zusammen, am Ende mit einem dreiblättrigen länglichten Knopf. Die Kinnlade ist hornig; die hintern Freßspitzen knopfig. Die Kinnladen und die Lippen ändern in der Gestalt hinlänglich ab, um noch mehrere Unterabtheilungen zu bilden. Die Hinterbrust bedeckt zwei Drittheile des Hinterkörpers. Die Flügeldecken bedecken die Afterringe, welche zugleich stark unterwärts eingebogen sind, niemals. Das Schildchen ist nicht sichtbar, sondern liegt unter den Flügeldecken verborgen. Die Fußblätter sind breit gedrückt, nehmen in der Breite nach außen ab, und haben am Ende zwei sehr kleine Krallen. Die zwei Mittelfüße stehen an der Wurzel weit von einander. Die hierher gehörenden Arten sind zahlreich, und

haben zuweilen sehr auffallende Gestalten. Ihre Larve wohnt in Pflanzenerde und in Mistbeeten, unter Baumwurzeln ꝛc. Das vollkommene Insekt soll man in der Nähe, aber niemals im frischen Miste finden. Folgende sind die bekanntesten Käfer dieser Gattung:

Ausländer. Der Neger, Copris Sabaeus. Er hat die Größe und Gestalt der Capensischen Randlinie (Jacchus). Der Kopfschild steht hervor, ist rund, sein Rand ist nur gering umgebogen und kaum ausgeschnitten; auf demselben steht ein einfaches, gerade aufgerichtetes Horn, das so lang, als der Thorax ist. Der Brustschild ist wie der Kopfschild schwarz, glänzend, und hat in der Mitte eine doppelte Hervorragung, welche stumpf ist. An der Seite ist der gewöhnliche eingedrückte Punkt. Die Flügeldecken sind gestreift, schwarz, glänzend. Das Vaterland Coromandel. Herbst Käf. II, 13,47.

Der Zwerg, Copris Nanus. Fabricius hat diesen Käfer zuerst als das Weibchen des vorhergehenden aufgestellt. Er nimmt aber späterhin seine Behauptung zurück, und stellt ihn unter dem oben angeführten Namen, als eine neue Art auf. Er ist kleiner, als der vorhergehende. Der Kopfschild ist rund und hat ein einfaches gerades Horn, das so lang, als der Kopf ist. Der Brustschild hat auch eine doppelte Hervorragung, und die Flügeldecken sind gestreift. Der genannte Entomologe giebt aber dabei keine Farbe an, er wird daher wohl, wie der vorige schwarz, und nichts weiter als eine Abart seyn. Das Vaterland Tranquebar.

Der Glanzschild, Copris Splendidulus. Dieser Käfer hat die Größe des Carnifex. Der Kopfschild desselben ist rund, etwas ausgeschnitten, schwarz, mit erzgrünen Seiten und einem großen aufrechtstehenden, an der Spitze zusammengedrückten stumpfen Horn. Der Brustschild ist an der

Seite eckigt, erzgrün, glänzend, und hat in der Mitte zwei zusammengedrückte, etwas gebogene, stumpfe, schwarze Hörner. Die Flügeldecken sind gefurcht, grün, düster. Die Füße schwarz, mit erzgrünen Schenkeln. Das Vaterland Amerika.

Der Staatskäfer, Copris Festivus. Der Kopfschild ist schwarz und hat ein langes und etwas rückwärts gekrümmtes Horn. Der Brustschild ist glatt, hoch gewölbt, und die Farbe roth mit einem Metallglanze. Vorne ist er abgestumpft und auf beiden Seiten ausgehöhlt, mit zwei Hörnern, welche an der Wurzel breit, und an den Seiten scharf sind, versehen. Diese Hörner sind schwarz. Die Flügeldecken haben eben die rothe Farbe und tiefe Furchen. Der Körper ist unten, wie die Füße, schwarzbraun. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß es kein Kopfhorn hat, sondern an dessen Stelle eine gekrümmte bogenförmige Mittelkannte, aus welcher zwei gerade nach der Seite auslaufen. Der Brustschild ist flacher und hat fast in der Mitte einen großen schwarzen lappichten Flecken, und einen andern kleineren hinter diesem zu beiden Seiten. Sonst ist Alles wie bei dem Männchen. Unten haben beide noch braune Haare an dem Körper und den Füßen, und zwischen den Mittelfüßen ein vorgestrecktes Brustbein. Das Vaterland ist Surinam. Herbst Käf. II., 20, 50.

Der Indianer, Copris Pithecius. Dieser Käfer soll nach Fabricius ganz rostfarbig seyn. Sein Kopfschild ist rund und vollständig und hat ein aufrechtstehendes, pfriemenförmiges, einfaches Horn. Der Brustschild ist rund und hat in der Mitte zwei aufrechtstehende, sehr kleine Hörner. Der von Jablonsky und Herbst beschriebene Käfer ist aber ganz schwarz. Der Kopfschild ist vorne eingekerbt, so daß er zwei stumpfe Zähne bil-

det. Mitten darauf steht das lange, gerade aufgerichtete Horn. Der Brustschild ist gewölbt, breit, und hat auf der Höhe zwei kleine, dicke, zugespitzte Hörner, zwischen welchen sich vom Kopfschilde an eine Auskehlung befindet, welche oberhalb als eine feine Furche bis an die Naht fortgeht. Außerdem hat dieser Brustschild weder Vertiefungen, noch Erhabenheiten, außer kleinen Grübchen an den Seiten. Die Flügeldecken sind punktirt gestreift und mit dem Brustschilde polirt. Unten hat der Käfer rostfarbiges Haar; das Weibchen hat einen größeren Kopfschild und auf demselben nur eine abgestumpfte Erhöhung mit zwei zugerundeten Spitzen. Der Brustschild ist rund, ohne Höcker, in der Mitte eine Längsfurche. Die Mitte ist glänzend glatt, das übrige vertieft-punktirt. Die Flügeldecken mit der untern Seite gleichen dem Männchen. Das Vaterland ist Tranquebar. Herbst Käf. II. 25, 51.

Der Gabelschild, Copris Seniculus, Scarabaeus Seniculus, Copris brevipes. Der Kopfschild des Männchens dieses Käfers ist vorne ein wenig zugespitzt, schwarz, und hat hinten zwei sehr kurze in die Höhe gerichtete Hörner. Der Brustschild ist vorne doppelt ausgehöhlt, auf der Höhe stehen zwei von einanderstehende, zusammengedrückte, stumpfe, nicht allzulange Hörner. Der Außenrand ist gelb eingefaßt, sonst aber schwarz, mit einem matten grünen Metallglanz. Die Flügeldecken sind braun und fein punktirt-gestreift, mit drei Querreihen rostfarbiger kleiner Mackeln besetzt. Die erste an der Wurzel hat acht, die zweite in der Mitte vier und die dritte am Ende der Flügeldecken sechs Mackeln. Unten ist der Körper dunkelbraun und hat am Brustschilde und an der Brust auf jeder Seite eine große gelbe Mackel und eben so auf der Unterseite aller Schenkel. Die Füße sind

kurz, glänzend, und die Vorderschienbeine haben vier Zähne. Das Weibchen hat einen runden Kopfschild und auf demselben eine doppelte Quererhöhung, davon die hinterste an jedem Ende einen kleinen Höcker hat. Der Brustschild hat keine Hörner, statt derselben aber zwei stumpfe Zähne; auch fehlt die tiefe Aushöhlung. Das Uebrige ist Alles wie beim Männchen. Das Vaterland ist Indien.

Nach dem Fabricius sollen die Flügeldecken schwarz sind und bei den angegebenen Abänderungen fehlen die Mackeln an den Spitzen der Flügeldecken. Der Gabelschild des Panzer ist doppelt kleiner, als der Herbstische und hat auch weder die Kopfhöcker, noch die stumpfen Zähne des Brustschildes, welches das oben beschriebene Weibchen hat. Herbst Käf. II, 29, 52.

Das Amerikanische Sägehorn, Copris Rosalius. Von diesem Insekt sagt Fabricius ganz kurz: daß der Brustschild vorne zwei Hörner hat, hinten ist er dagegen erhöht mit drei Hörnern; das Kopfhorn ist zusammengedrückt, sägezähnig. Das Vaterland ist Amerika. Herbst Käf II., 32, 53.

Der Seidenkäfer, Copris Lar. Der Kopfschild dieses Käfers ist vorne rund ausgeschnitten, und auf demselben steht ein unten breites, spitzig auslaufendes, gerades, sehr zusammengedrücktes Horn, welches kaum die Höhe des Brustschildes erreicht. Der Brustschild ist vorne ausgehöhlt, nicht so hoch gewölbt, auch nicht mit einer so starken Kante versehen, als beim Copris Lunaris, sondern er hat in der Mitte eine herzförmige Erhöhung, deren Spitzen zwei stumpfe Zähne sind; an jeder Seite oben ist ein kurzes dreikantiges spitziges Horn. Mitten durch den Brustschild zieht eine Längsfurche, welche hinten in die Spitze des Brustschildes, welche wie ein Schildchen gestaltet ist, zieht. Die Flügeldecken

sind tief gefurcht. Unten ist der Körper, so wie das ganze Thier auf der Oberseite glänzend schwarz und die Haare unter dem Brustschilde und an der Brust sind gleichfalls schwarz. Die Fühlspitzen und die ersten Glieder der Fühlhörner sehen pechbraun, die Lamellen des Kopfes aber bräunlichtgrau aus. Das Vaterland ist Indien. Herbst Käf. II, 48, 58.

Das Stumpfhorn, der größte schwarze Mistkäfer, Copris Abbreviatus, welcher die Größe des vorhergehenden hat. Der Kopfschild ist am Rande verschiedentlich eingekerbt, und hat oben ein dickes, nicht allzulanges, an der Spitze stumpfes Horn. Der Brustschild ist zurückgestumpft und hat oben in der Mitte zwei kleine Höcker und auf jeder Seite ein ziemlich dickes zugespitztes Horn. Die Flügeldecken sind glatt, fein gestreift. Der ganze Käfer ist kohlschwarz und der Kopf- und Brustschild unmerklich chagrinirt, unten mit fuchsrothen Haaren. Das Vaterland ist nicht bekannt. Herbst Käf. II, 53, 59.

Der Tranquebarische Kopfhornkäfer mit drei Hörnern, Copris Bonasus. Der Käfer ist gewöhnlich zweimal größer als Taurus. Das Männchen hat einen großen runden Kopfschild, mit aufgebogenem Rande und einem Ausschnitte in der Mitte. Auf seinem Hintertheile stehen zwei große sichelförmig-gekrümmte, zugespitzte Hörner, an deren Wurzel noch ein Zahn hervortritt. Vor diesen Hörnern steht in der Mitte noch ein kleines gerades stumpfes Horn, und vor diesem eine krumme erhöhete Querlinie. Die Farbe dieses Kopfschildes ist grün glänzend, nach vorne etwas braun. Der Brustschild ist glatt, grünglänzend, gelbbraun eingefaßt, vorne etwas bucklicht, mit zwei in der Mitte vorne befindlichen Spitzen, zwischen welchen eine Furche über den Brustschild bis an die Flügeldecken zieht. An den Seiten ist der eingedrückte Punkt.

Die Flügeldecken sind braun, der innere Rand grünglänzend, vertieft-punktirt und schwach gestreift; unten braun. Auf den Schenkeln befindet sich ein grünglänzender Flecken. Die Fühlhörner sind rostfarbig. Das Weibchen hat keine Kopfhörner, sondern nur zwei erhöhete Querlinien, und der Brustschild zwei stark hervortretende stumpfe Zähne hinter dem Kopfe. Herbst Käf. II., 180, 112.

Das Carolinische Nashorn, Copris Carolinus. Dieser Käfer ist größer, als der Mistkäfer, Scarabaeus stercorarius, s. unter Käfer, Th. 42, S. 79, und viel breiter. Der Kopfschild ist rund, vorne etwas ausgeschnitten; in der Mitte ist er erhaben; auf demselben liegt eine viereckigrunde Lamelle, welche sich nach vorne in die Höhe schiebt und sich fast zu einem stumpfen, breiten Horn erhebt. Der Brustschild ist kurz und hoch, vorne in die Höhe geworfen und ausgehöhlt. Oben theilt in der Mitte eine Längsfurche den dicken vorstehenden Theil in zwei stumpfe Erhöhungen. Die Längsfurche geht nur bis in die Mitte des Brustschildes, der mit vielen Hohlpunkten bestreut ist. An der Seite gegen den Rand ist eine tiefe Höhlung hinter dem vordern Aufwurf, und der äußere Rand selbst hat gelbrothe Haarfranzen. Die Flügeldecken sind stark gewölbt, und tief punktirt gestreift; man trifft meistens die tiefen Furchen nach hinten mit Erde ausgefüllt an; sonst ist der ganze Käfer schwarz und glänzend, und unten an dem Körper und Füßen mit fuchsrothen Haaren besetzt. Herbst Käf. II., 192, 117.

Copris Aeneus, Scarabaeus truncaticornis. Dieser Ostindische Käfer hat die Größe eines kleinen Nuchicornis. Der Kopfschild ist schwarz mit röthlichem Kupferglanz, der Brustschild ist grünglänzend und die Flügeldecken schwärzlicht mit röthlichem Kupferglanz. Auf dem Kopfschilde,

der vorne rund ist, hat das Männchen ein hinten, auf einer erhabenen Schärfe stehendes, nach hinterwärts gerichtetes Horn, das von der Wurzel aus beinahe in gleicher Dicke in die Höhe steigt und oben gerade abgeschnitten ist. Das Weibchen aber hat statt des Hornes zwei gebogene, erhöhete, parallele Querlinien, deren hintere etwas höher ist. Der Brustschild des Männchens ist vorne ausgehöhlt, um dem Haare Raum zu geben. Bei dem Weibchen stehen vorne in der Mitte zwei stumpfe abgerundete Spitzen. Die Oberfläche ist punktirt und behaart, und so auch der eingedrückte Punkt an den Seiten. Die Flügeldecken sind punktirt und gestreift. Die Füße sind haarig, braun, mit einem grünen Metallglanze. Herbst Käf. II., 209, 125.

Copris Puchellus. Dieser Käfer hat die Größe und Gestalt des Nuchicornis; der Kopfschild ist schwarz, mit zwei erhöheten Linien, deren hinterste viel höher und in der Mitte ausgeschnitten ist, so daß die Ecken als kleine Hörner in die Höhe stehen. Der Brustschild ist schwarz, stark gewölbt, vorne etwas aufgeworfen und daselbst mit drei stumpfen Spitzen bewaffnet, davon die mittelste hervortritt. Die Flügeldecken sind schwarz. An der Wurzel befindet sich eine röthlichgelbe Binde, welche die Naht nicht erreicht, und in der Mitte einen schwarzen Punkt hat. Nach der Mitte zu ist sie ausgezackt. Hinten ist eine gleiche Binde von eben der Farbe, welche auch die Naht nicht erreicht, inwendig ausgezackt ist, und in ihrer Mitte am hinteren Rande einen schwarzen Punkt hat; ferner sind sie noch punktirt und fein gestreift. Unten ist der Körper schwarz und glänzend. Das Vaterland ist unbekannt. Herbst Käf. II., 211, 127.

Der Spießträger, der Pickenträger.

Copris Lancifer. Die Größe dieses Käfers gehört zu der ersten und übertrifft noch etwas den Hamadryas. Der Kopfschild ist glatt, vorne rund, schwach gerandet, meistens zweimal eingeschnitten, wodurch Zähne entstehen. Auf der Mitte steht ein langes, viereckiges, und etwas hinterwärts gebogenes Horn. Der Brustschild ist sehr bucklicht; die Ränder sind etwas zurückgebogen, und innerhalb steht eine bucklichte Erhöhung, welche der Richtung des Randes folgt. Weiter oberwärts sind noch zwei große Buckeln, an deren Wurzel eine kleine Erhöhung ist, und zwischen diesen beiden großen befindet sich eine dritte, welche vorwärts über die Aushöhlung herüberhängt, die man an dem Brustschilde über dem Halse findet. Die Flügeldecken sind tief gefurcht und diese Furchen mit vertieften Querpunkten besetzt. Die Schenkel sind dick; die Schienbeine der Vorderfüße haben Zähne; alle Füße sind mit Haaren besetzt. Der Kopf, der Brustschild, der Bauch und die Schenkel sind schwarz, aber der Rand und die Wölbung auf dem Rücken haben einen glänzend blauen Schein; eben diesen Glanz haben auch die Flügeldecken. Das Vaterland ist das Vorgebirge der guten Hoffnung. Herbst Käf. II, 217, 130.

Copris Nemestrinus, Scarabaeus tricornutus. Ein etwas über 1 Zoll langer, pechfarbig, schwarz und glänzender Käfer. Der Kopfschild ist groß, mondförmig, vorne ein wenig ausgeschnitten, so daß er hier zwei kleine Zähne bildet, oben auf steht an der Wurzel ein dünnes, gerades aufgerichtetes, nur ein wenig nach vornhin gebogenes Horn. Der Brustschild ist vorne zurückgestumpft und hat oben zwei vorgestreckte runde, spitzige Hörner. Die Flügeldecken haben acht deutliche Furchen. Unten ist der Körper mit feuerrothen Haaren bekleidet. Das Vaterland ist das Kap. Herbst Käf. II, 6, 44.

Copris Pactolus. Der Kopfschild dieses Käfers ist ganz rund und hat einen aufgeworfenen Rand. Die Farbe ist gelbbräunlich, ins Grüne spielend, mit einem Metallglanze. An der Wurzel erhebt sich auf demselben ein gerades, nur an der Spitze sich hinterwärts biegendes Horn, welches beinahe die Länge des Brustschildes und in der Mitte an jeder Seite einen sehr kleinen Zahn hat. Uebrigens ist der Schild und der untere Theil des Horns vertieft-punktirt. Der Brustschild ist herzförmig, und hat an der Naht eine getheilte Spitze. Er ist gewölbt, vorne stark ausgeschnitten, mit zwei kleinen stumpfen Zähnen, und erzglänzend grün, an den Seiten gelblicht, mit Glanz. Mittendurch läuft eine feine Längsrinne. Die Flügeldecken sind ochergelb, mit einigem Metallglanze, fein punktirt und gestreift. Die Naht ist grün. Unten ist der Körper mit den Füßen glänzend grün und mit fuchsrothen Haaren bekleidet. Die Fühlhörner mattgelb. Das Vaterland Brasilien. Herb. Käf. II., 14, 48.

Die Doppelwinde, Copris Bifasciatus. Dieser Käfer ist so groß, als Nuchicornis und schwarz; der Kopfschild rund, vollständig und hat auf der Mitte ein aufgerichtetes, kurzes, stumpfes Horn. Der Brustschild ist rund, glänzend, punktirt, und hat vorne eine dreifache Hervorragung. Die Flügeldecken sind gestreift und mit zwei fuchsrothen Binden gezeichnet, davon die eine sich an der Wurzel, die andere an der Spitze befindet; beide berühren jedoch die Naht nicht. Das Vaterland Coromandel. Herbst Käf. II., 57.

Der Kapuziner, Copris Capucinus. Der Kopfschild dieses Käfers ist rund, etwas ausgeschnitten und hat oben ein Horn, das zu beiden Seiten einen Zahn hat. Der Brustschild ist erhöhet, wie der Schild schwarz, vorne vierzähnig, und auf

beiden Seiten mit einem eingedrückten Punkte versehen. Die Flügeldeckeln sind gestreift, schwarz und zuweilen pechbraun. Das Vaterland ist Ostindien. Herbst Käf. II. 63, 64.

Copris Guineensis. Dieser Käfer hat die völlige Gestalt des Gabelschildes, nur ist er doppelt kleiner. Die Fühlhörner sind ziegelfarbig; der Kopfschild rund, erzfarbig, mit einem dunklern, ein wenig zurückgebogenen Rande und einem erhöhten kurzen Horn. Der Brustschild ist eben so gefärbt, rund, und hat vorne zwei Zähne. Die Flügeldecken sind etwas gestreift, schwarz; ein ununterbrochener Streif an der Wurzel, und die Spitze der Flügeldecken selbst sind ziegelfarbig. Der Körper ist schwarz. Das Vaterland Guinea.

Copris Pygmaeus. In der Gestalt und Größe gleicht er einem kleinen Nuchicornis. Kopf und Brustschild sind dunkelgrün glänzend. Der Kopfschild ist vorne zurückgebogen und ausgeschnitten, sonst ungehörnt. Auf dem Brustschilde stehen vorne zwei nach vorwärts gerichtete stumpfe Spitzen nahe beisammen, sonst ist derselbe noch mit vertieften Punkten bestreut. Die Flügeldecken sind hellbraun, gestreift, schwarzgefleckt. Die Naht schwarzbraun. Der Leib und Füße schwarz. Einige, welche vielleicht die Weibchen sind, haben auf dem ungehörnten Kopfe in der Mitte eine erhabene Schärfe, und vorne auf dem Brustschilde statt der stumpfen Spitzen nur kleine Buckeln. Das Vaterland ist Malabar. Schaller, in den Abh. der Holl. N. f. Ges. I., S. 239.

Copris Catta, ein Coromandelscher Käfer, welcher einen runden, etwas ausgeschnittenen Kopfschild, mit zwei erhöhten überzwerchen, kielförmigen Linien hat. Der Brustschild ist erzgrün und an allen

Ränden gelblicht, vorne mit zwei ſtarken ſtumpfen Zähnen und auf beiden Seiten einem eingedrückten Punkt. Die Flügeldecken ſind geſtreift, braun, mit einem gelblichten Rand. Die Schenkel gelb, mit einem großen ſchwarzen Flecken.

Copris Tarandus, ein kleiner Oſtindiſcher Käfer, mit einem etwas winklicht ſchwarzen Kopfſchilde, hinten mit einer erhöheten Linie, welche ſich auf beiden Seiten mit einem kurzen, zuſammengedrückten Horn endiget, das ſich zwiſchen die äußeren Hörner des Bruſtſchildes verbergen kann. Der Bruſtſchild iſt etwas rauh, ſchwarz und hat vier gleiche Hörner, davon die mittlern an der Wurzel zuſammengewachſen, die Seitenhörner aber ſpitz ſind. Die Flügeldecken ſind ziegelfarbig, an der Naht ſchwarz. Der Körper iſt ſchwarz; die Füße ziegelfarbig.

Copris Antenor, ein Senegaliſcher Käfer, welcher unter die großen Arten gehört. Der Kopfſchild iſt vorne zurückgeſchlagen und hat ein erhöhetes, breites, abgeſtumpftes, dreizähniges Horn, davon der mittlere Zahn größer iſt. Der Bruſtſchild iſt abgeſtutzt, vielzähnig; der Seitenzahn iſt ſpitz und der mittlere vordere erhöht, abgeſtutzt und gezähnt. Die Flügeldecken ſind geſtreift.

Der Neuyorkiſche Dornträger, Copris Spinipes Noveborascensis. Dieſer Käfer, welchen Herbſt mit ſeinem Sphinx verbindet, iſt nur $\frac{3}{8}$ Zoll lang. Der Kopfſchild iſt breit und hat ein kleines vorwärts ſich neigendes Horn. Der Bruſtſchild iſt aufgeworfen und hat vorne einige kleine Erhabenheiten. Die Flügeldecken ſind gefurcht. Der ganze Käfer iſt ſchwarz. Das Vaterland Neuyork. Götze. Drury Ins. I., tab. 35, Fig 6.

Das Krummbein, Sperrbein, Copris Valgus. Der Körper iſt länglicht, ſchwarz. Der

Kopf ist bei einigen etwas oval, mit einer Erhabenheit auf der Oberseite, bei andern mondförmig, vorne gespalten, und oben gehörnt. Das Horn ist bei einigen einfach, zugekrümmt, so lang als der Brustschild; bei andern aufgerichtet, kurz, ausgerändet. Der Brustschild ist vorne zurückgestumpft, bucklicht, an der Seite haarig, hinten aber rund. Das Schildchen fehlt. Die Flügeldecken sind kurz, glatt, niederhängend und ohne Punkte gestreift. Die Füße, welche sonst gewöhnlich Paar für Paar mit ihren Schenkeln an der Wurzel beisammen stehen, sind im zweiten Paare bis auf den dritten Theil des ganzen Leibes von einander an der Wurzel getrennt. Die Fußblätter sind stärker haarig, als an andern. Er kommt aus Amerika. Herbst Käf. 236, 142.

Copris Reflexus hat ein rundes, zurückgebogenes und ausgeschnittenes Kopfschild, und an der Stirne drei schwarze Höcker. Der Brustschild ist unbewaffnet, die Flügeldecken gestreift, der ganze Käfer schwarz. Das Vaterland ist China.

Copris Nicanor, welcher ein breites, vorne rundes und etwas ausgeschnittenes Kopfschild und hinten ein kurzes, gerades, rückwärts sich neigendes Horn hat, welches auf beiden Seiten mit einem kleinen Höcker versehen ist. Er hat Jamaika zum Vaterlande. Der Brustschild ist geründet, und vorwärts mit verschiedenen Erhabenheiten versehen; durch die Mitte zieht eine gezähnte Furche der Länge nach und verliert sich hinten an der Naht, wo zwei kleine Vertiefungen stehen. An den Seiten des Brustschildes ist der gewöhnliche vertiefte Punkt. Die Flügeldecken sind gefurcht. Die Farbe des ganzen Körpers ist schwarz und ohne Glanz. Die Schenkel sind glänzend und haarig; die vordern haben sehr kleine Fußblätter.

Copris Fricator ist so groß, als der

vorhergehende und ganz schwarz und glänzend. Der Kopfschild ist rund, vorne ausgeschnitten und hat oben ein abgestutztes, etwas ausgerändetes Horn. Der Brustschild ist vorne erhöhet und hat auf jeder Seite einen eingedrückten Punkt. Die Flügeldecken sind gefurcht. Das Vaterland ist Ostindien.

Copris Bicornis, mit einem flachen, etwas ausgeschnittenen Kopfschilde, mit zwei stumpfen Hörnern bewaffnet. Der Brustschild ist unbewaffnet, jedoch durch viele Körner rauh, welches verschiedene Zeichnungen vorstellt. Die Flügeldecken sind gerippt oder gefurcht. Die Farbe ist durchgängig braun. Herbst Käf. II., 235, 140.

Copris Ligiceps. Er ist etwas kleiner, als der Copris Berbicaeus, s. den folgenden Käfer. Der Kopfschild ist spitzer und hervorstehender, als es bei andern gewöhnlich ist, und sein scharfer Rand ist nicht eingeschnitten. Hinten steht ein kleiner stumpfer Dorn. Die Flügeldecken sind nur wenig gerippt. Die Schenkel der mittlern und Hinterfüße sind sehr dick. Der ganze Körper ist kohlschwarz und wenig glänzend. Das Vaterland die Türkey. Herbst Käf. II., 234, 139.

Copris Berbicaeus, welcher die Größe des Carolinus hat. Der Kopfschild ist nicht ausgeschnitten, groß und rund. Mitten auf demselben eine Erhabenheit und auf deren Spitze ein kleines Horn. Der Brustschild ist zurückgestumpft, oberwärts glatt und unter der Loupe chagrinartig. Die Flügeldecken sind vollkommen glatt. Der ganze Käfer ist kohlschwarz. Nach Voet soll er das Männchen seyn. Das Weibchen hat nur einen kleinen Höcker ohne Hörnchen auf dem Kopfschilde. Panzer zweifelt ob beide zusammengehören.

Der Capensische Pfeilträger, Copris Sagittarius, von der Gestalt des Nuchicornis.

Der Kopfschild ist rund, vollständig, schwarz, und hat ein aufgerichtetes Horn, welches so lang, als der Schild ist. Die Keule der Fühlhörner ist blaß. Der Brustschild ist schwarz, am Rande blaß; vorne steht eine Spitze in Gestalt eines starken Dornes hervor. Die Flügeldecken sind gestreift, braungrau. Die Vorderfüße sind schwarz, mit einem Goldflecken an der Wurzel; die übrigen sind scheckicht. Er kommt vom Kap. Herbst Käf. II., 235, 141.

Copris Tridens, welcher in der Größe dem Ballenträger, s. Scharfrichter, gleich kommt, hat einen runden, vollständigen, vorne schwarzen, hinten kupferfarbigen Kopfschild, welches einen überzwerchen, erhöhten, vollständigen Streif in der Mitte, und einen andern dreizähnichten an der Wurzel hat. Der Brustschild ist auch kupferfarbig und von erhöheten Punkten rauh, vorne zurückgestumpft. Die Flügeldecken sind wie der Körper schwarz und kaum sichtbar gestreift. Das Vaterland ist Afrika. Herbst Käf. II. 239, 145.

Copris Spinifex, welcher in Coromandel zu Hause gehört, hat die Gestalt und Größe des Nuchichornis. Der Kopfschild ist rund, vollständig, mit einem Dorne, von der Länge des Brustschildes versehen, welcher zurückgekrümmt ist. Der Brustschild ist glatt und hat einen platten Rücken; seine Farbe ist schwarz, mit grünem Schimmer. Die Flügeldecken sind gestreift, auch schwarz mit grünem Glanze. Die Füße sind schwarz mit dicken Schenkeln. Herbst Käf. II., 240, 146.

Der Neuholländische Vierblatter, Copris Quadripustulatus. Dieser Käfer ist doppelt kleiner, als Copris Schreberi, dabei schwarz und glänzend. Der Kopfschild ist rund, und hat an der Wurzel zwei beisammenstehende und fest zusammengewachsene Höcker. Der Brustschild ist bucklicht, rund, schwarz, glänzend, glatt. Die Flü-

geldecken haben Streifen, eine schwarze Farbe und zwei rothe Flecken, einen an der Wurzel und den andern an der Spitze. Das Vaterland ist Neuholland. Herbst Käf. II., 242, 149.

Copris Nisus. Der Kopfschild ist ausgeschnitten und hat ein sehr kurzes Horn, welches oben ausgerändet ist, auf der Mitte stehen. Die Fühlhörner sind schwarz mit einer gelben Keule. Der Brustschild ist unbewaffnet und hat auf beiden Seiten einen eingedrückten Punkt. Die Flügeldecken sind gestreift. Das Vaterland ist Cajenne. Dieser Käfer gleicht des Fabricius Emarginatus oder dem Weibchen des Lunaris. Oliv. Ins. I., 3, 157, 192.

Copris Orientalis, welcher die Gestalt des vorigen hat, aber dreimal kleiner ist. Der Kopfschild ist rund, vollständig, auf dem Kopfe ein erhöheter, fast zusammengedrückter Zahn. Der Brustschild ist rund, unbewaffnet, vorne zweihöckerig, glatt und dunkel. Die Flügeldecken sind gestreift, schwarz.

Copris Unguiculatus, welcher die Größe des Bison hat, hat Senegal zum Vaterlande. Der Kopfschild ist vollständig, schwarz, mit zwei überzwerchen erhabenen Linien. Der Brustschild ist groß, glänzend, hat auf jeder Seite einen eingedrückten Punkt und zwei an der Wurzel. Die Flügeldecken sind kurz und gestreift; die Füße besonders gestaltet. Alle Schenkel haben an der Spitze einen starken Zahn. Die Schienbeine haben auf der unteren Seite in der Mitte eine starke, eingekrümmte Klaue, aber keine Fußblätter. Das Weibchen hat unbewaffnete Füße, aber auch keine Fußblätter. Oliv. Ins. I. 3, 157, 192.

Copris Ibex, welcher in Ostindien zu Hause gehört, ist ein kleiner Käfer. Sein Kopfschild ist rund, vollständig, schwarz, und hat zwei sehr kurze, etwas zusammengedrückte, spitze Hörner.

Die Fühlhörner sind ziegelfarbig. Der Brustschild ist unbewaffnet, schwarz und hat einen etwas gelbgefleckten Rand, hinten ist er rund. Die Flügeldecken sind gestreift, schwarz, ebenfalls etwas gelbgefleckt. Unten ist der Körper schwarz, die Schenkel gelb. Das Vaterland Ostindien.

Copris Gazella, welcher die Gestalt des Taurus hat, hat ein zurückgebogenes Kopfschild, welches vollständig schwarz ist; oben hat er eine erhöhete kielförmige Linie in der Mitte, und im Nacken zwei gekrümmte schwarze Hörner. Der Brustschild ist metallgrün und an allen Ränden gelb, mit einem eingedrückten Punkt auf beiden Seiten; die Flügeldecken sind ziegelfarbig, gestreift. Die Schenkel sind gleichfalls ziegelfarbig, mit einem metallgrünen Punkte.

Copris Oryx. Er ist wie der vorhergehende gestaltet. Die Fühlhörner sind blaß, ziegelfarbig. Der Kopfschild rund, schwarz, gar nicht zurückgebogen, vorne mit zwei in die Höhe gerichteten, starken Hörnern. Der Brustschild ist punktirt, vorne mit einer kleinen Erhabenheit gezeichnet, und braungrau; die Flügeldecken gestreift, graubraun. Der Körper schwärzlich, mit ziegelfarbigen Füßen. Die Schenkel haben einen großen metallgrünen Flecken. Das Vaterland ist China.

Copris Tragus, welcher die Gestalt des vorigen hat, hat einen runden vollständigen Kopfschild, und oben zwei lange, ganz gerade und gar nicht gekrümmte Hörner. Der Brustschild ist punktirt, schwarz, vorne abgestumpft, unbewaffnet. Die Flügeldecken sind gestreift. Der Körper ist schwarz. Das Vaterland ist dasjenige des vorigen.

Copris Mopsus, welcher in Ostindien zu Hause gehört, ist kleiner, als Nuchicornis und schwarz. Der Kopfschild ist rund, und hat in der

Mitte ein kurzes, aufgerichtetes, spitzes Horn. Die Fühlhörner sind ziegelfarbig. Der Brustschild ist hinten rund, ungefleckt; die Flügeldecken gestreift. Die Füße sind schwarz.

Copris Thoracicus. Er hat die Gestalt des Nuchicornis. Der Kopfschild ist rund, vollständig und hat oben ein etwas zurückgekrümmtes Horn von der Länge des Brustschildes. Der Brustschild ist glatt, kupferfarbig, glänzend. Die Flügeldecken sind glatt, ziegelfarbig, mit einer ungleichen braunschwarzen Binde. Das Vaterland ist Senegal.

Copris Bacchus, einer von den größten unbewaffneten Käfern dieser Familie. Der Kopfschild ist groß, halbmondförmig, vorne zweimal eingekerbt, und der Zwischenraum zwischen beiden Kerben wieder eingeschnitten, so daß er das Ansehen zweier Zähnchen hat. Von den Seiten laufen einige erhöhete Linien nach dem Nacken zu. Der Brustschild ist groß, breit, kugelförmig, glatt, und nur an den Seiten sieht man einige undeutliche Punkte. Die Flügeldecken sind kaum so lang, als der Brustschild und nicht völlig so breit. Hinten hängen sie kugelförmig herunter und der Außenrand ist etwas zurückgebogen. Sie sind schwarz, glatt, etwas punktirt, auch sieht man einige schwache Furchen hervorschimmern. Nach Pallas sollen die Flügeldecken zusammengewachsen seyn. Die Schenkel sind breit und eckig, und die Schienbeine stark und vielfach gezahnt. Das ganze Thier hat eine schwarze Farbe. Das Vaterland ist das Vorgebürge der guten Hoffnung.

Der Tranquebarische Königskäfer, Copris Koenigii, hat einen runden Kopfschild und einen in die Höhe gebogenen, vorne ausgeschnittenen Rand, wodurch zwei Zähne gebildet werden. Von diesem Einschnitte geht eine glatte, erhöhete Linie nach

dem Nacken zu, mit welcher sich zwei andere vereinigen, welche von der Seite herziehen. Uebrigens ist der Schild punktirt und schwarz, mit ein wenig Kupferglanz. Der Brustschild ist groß und breit, stark gewölbt, schwarz, mit einigem Kupferglanze, und durch Punkte und gelbe Härchen rauh. Durch die Mitte zieht eine ästige erhöhte Linie, und hier und da finden sich auch einige glatte Erhöhungen. An den Seiten und über der Naht steht ein eingedruckter Punkt. Die Flügeldecken sind schmäler, als der Brustschild, schwarz, hinten enger, an den Seiten eingebogen und haben sieben Reihen unordentlicher Punkte. Die Zwischenräume sind uneben, punktirt, und hier und da stehen weißlichte länglichte Haarflecken. Der Bauch ist gewölbt, schwarz, mit einigen Haarflecken an den Seiten. Die Füße sind schwarz, mit etwas violettem Schimmer, die Schienbeine dreimal gezahnt, und die hintersten lang und etwas gekrümmt. Dieser Käfer ist fast doppelt so groß, als Nuchicornis, und hat Ostindien zum Vaterland. Herbst Käf. II., 300, 195.

Copris Variolosus. Er hat die Gestalt des Sacer, ist aber etwas kleiner. Der Kopfschild hat sechs Zähne. Der Brustschild hat Haarfranzen; der erste ist glatt, Brustschild und Flügeldecken sind aber von eingedrückten Punkten narbicht. Die Vorderschienbeine sind stark gezahnt, die übrigen Füße aber haarig. Der Käfer ist schwarz und kommt von Fiume. Herbst Käf, II., 321, 205. Mit diesem stimmt der folgende sehr genau überein, so daß er nur eine Abart zu seyn scheint, und sich in dem Thierkothe in der Barbarey aufhält; nämlich der

Copris Semipunctatus. Er hat Alles, was den vorhergehenden charakterisirt, nur sind seine Flügeldecken ganz glatt.

Copris Miliaris. Er ist nur klein, von

der Gestalt des Koenigii. Der Kopfschild ist rund und hat sechs Zähne. Der Brustschild ist rund, dunkelfarbig, mit größern erhöhten, schwarzen, glänzenden Flecken; der gewöhnlich eingedrückte Punkt steht zu beiden Seiten. Die Flügeldecken sind auch dunkelfarbig und haben kleine erhöhete, schwarze, glänzende Flecken. Das Vaterland ist Indien.

Copris Profanus Fabr., ein kleiner Käfer, mit kurzem Kopfschilde und sechszähnig; die mittleren Zähne länger; der Brustschild und die Flügeldecken schwarzblau, metallglänzend, fast glatt. Die Füße blau. Das Vaterland ist Guinea.

Copris Gibbosus, welcher ein wenig größer, als Scarabaeus stercorarius ist, ist dunkelschwarz und ohne Glanz. Der Kopfschild ist rund und vorne viermal gezahnt; die Freßspitzen und die Fühlhornkeule sind rostfarbig. Der Brustschild ist glatt, dunkel, vorne zu Aufnehmung des Kopfes ausgeschweift, mit hervorstehenden Ecken. Hinten ist er rund, ohne Schildchen. Die Flügeldecken sind kürzer, als der Leib, glatt, dunkel; die Wurzel ist an der Naht mit einem erhöhten Höcker bezeichnet. Die Vorderschenkel sind schwarz und haben an der Wurzel einen rostfarbigen Punkt. Die Hinterfüße sind etwas länger, eingekrümmt. Das Vaterland ist Amerika. Herbst Käf. II, 323, 208.

Copris Hollandiae Fabr. Er hat die Größe des Ovatus, und ist ganz schwarz. Der Kopfschild viermal gezahnt; der Brustschild etwas punktirt; die Flügeldecken gefurcht. Das Vaterland ist Neuholland.

Copris Leei, von der Gestalt des Koenigii. Kopf, Brustschild und Flügeldecken sind obenher dunkel, kupferfarbig, welches etwas in das Seidenhafte geht; unten schwarz. Der Kopfschild ist ausgeschnitten; die Füße sind schwarz und die Schien-

beiden Seiten mit einem eingedrückten Punkte versehen. Die Flügeldeckeln sind gestreift, schwarz und zuweilen pechbraun. Das Vaterland ist Ostindien. Herbst Käf. II. 63, 64.

Copris Guineensis. Dieser Käfer hat die völlige Gestalt des Gabelschildes, nur ist er doppelt kleiner. Die Fühlhörner sind ziegelfarbig; der Kopfschild rund, erzfarbig, mit einem dunklern, ein wenig zurückgebogenen Rande und einem erhöhten kurzen Horn. Der Brustschild ist eben so gefärbt, rund, und hat vorne zwei Zähne. Die Flügeldecken sind etwas gestreift, schwarz; ein ununterbrochener Streif an der Wurzel, und die Spitze der Flügeldecken selbst sind ziegelfarbig. Der Körper ist schwarz. Das Vaterland Guinea.

Copris Pygmaeus. In der Gestalt und Größe gleicht er einem kleinen Nuchicornis. Kopf und Brustschild sind dunkelgrün glänzend. Der Kopfschild ist vorne zurückgebogen und ausgeschnitten, sonst ungehörnt. Auf dem Brustschilde stehen vorne zwei nach vorwärts gerichtete stumpfe Spitzen nahe beisammen, sonst ist derselbe noch mit vertieften Punkten bestreut. Die Flügeldecken sind hellbraun, gestreift, schwarzgefleckt. Die Naht schwarzbraun. Der Leib und Füße schwarz. Einige, welche vielleicht die Weibchen sind, haben auf dem ungehörnten Kopfe in der Mitte eine erhabene Schärfe, und vorne auf dem Brustschilde statt der stumpfen Spitzen nur kleine Buckeln. Das Vaterland ist Malabar. Schaller, in den Abh. der Holl. N. f. Ges. I., S. 239.

Copris Catta, ein Coromandelscher Käfer, welcher einen runden, etwas ausgeschnittenen Kopfschild, mit zwei erhöhten überzwerchen, kielförmigen Linien hat. Der Brustschild ist erzgrün und an allen

Ränden gelblicht, vorne mit zwei ſtarken ſtumpfen Zähnen und auf beiden Seiten einem eingedrückten Punkt. Die Flügeldecken ſind geſtreift, braun, mit einem gelblichten Rand. Die Schenkel gelb, mit einem großen ſchwarzen Flecken.

Copris Tarandus, ein kleiner Oſtindiſcher Käfer, mit einem etwas winklicht ſchwarzen Kopfſchilde, hinten mit einer erhöheten Linie, welche ſich auf beiden Seiten mit einem kurzen, zuſammengedrückten Horn endiget, das ſich zwiſchen die äußeren Hörner des Bruſtſchildes verbergen kann. Der Bruſtſchild iſt etwas rauh, ſchwarz und hat vier gleiche Hörner, davon die mittlern an der Wurzel zuſammengewachſen, die Seitenhörner aber ſpitz ſind. Die Flügeldecken ſind ziegelfarbig, an der Naht ſchwarz. Der Körper iſt ſchwarz; die Füße ziegelfarbig.

Copris Antenor, ein Senegaliſcher Käfer, welcher unter die großen Arten gehört. Der Kopfſchild iſt vorne zurückgeſchlagen und hat ein erhöhetes, breites, abgeſtumpftes, dreizähniges Horn, davon der mittlere Zahn größer iſt. Der Bruſtſchild iſt abgeſtutzt, vielzähnig; der Seitenzahn iſt ſpitz und der mittlere vordere erhöht, abgeſtutzt und gezähnt. Die Flügeldecken ſind geſtreift.

Der Neuyorkiſche Dornträger, Copris Spinipes Noveborascensis. Dieſer Käfer, welchen Herbſt mit ſeinem Sphinx verbindet, iſt nur ¾ Zoll lang. Der Kopfſchild iſt breit und hat ein kleines vorwärts ſich neigendes Horn. Der Bruſtſchild iſt aufgeworfen und hat vorne einige kleine Erhabenheiten. Die Flügeldecken ſind gefurcht. Der ganze Käfer iſt ſchwarz. Das Vaterland Neuyork. Götze. Drury Ins. I., tab. 35, Fig 6.

Das Krummbein, Sperrbein, Copris Valgus. Der Körper iſt länglicht, ſchwarz. Der

Kopf ist bei einigen etwas oval, mit einer Erhabenheit auf der Oberseite, bei andern mondförmig, vorne gespalten, und oben gehörnt. Das Horn ist bei einigen einfach, zugekrümmt, so lang als der Brustschild; bei andern aufgerichtet, kurz, ausgerändet. Der Brustschild ist vorne zurückgestumpft, bucklicht, an der Seite haarig, hinten aber rund. Das Schildchen fehlt. Die Flügeldecken sind kurz, glatt, niederhängend und ohne Punkte gestreift. Die Füße, welche sonst gewöhnlich Paar für Paar mit ihren Schenkeln an der Wurzel beisammen stehen, sind im zweiten Paare bis auf den dritten Theil des ganzen Leibes von einander an der Wurzel getrennt. Die Fußblätter sind stärker haarig, als an andern. Er kommt aus Amerika. Herbst Käf. 236, 142.

Copris Reflexus hat ein rundes, zurückgebogenes und ausgeschnittenes Kopfschild, und an der Stirne drei schwarze Höcker. Der Brustschild ist unbewaffnet, die Flügeldecken gestreift, der ganze Käfer schwarz. Das Vaterland ist China.

Copris Nicanor, welcher ein breites, vorne rundes und etwas ausgeschnittenes Kopfschild und hinten ein kurzes, gerades, rückwärts sich neigendes Horn hat, welches auf beiden Seiten mit einem kleinen Höcker versehen ist. Er hat Jamaika zum Vaterlande. Der Brustschild ist gerändet, und vorwärts mit verschiedenen Erhabenheiten versehen; durch die Mitte zieht eine gezähnte Furche der Länge nach und verliert sich hinten an der Naht, wo zwei kleine Vertiefungen stehen. An den Seiten des Brustschildes ist der gewöhnliche vertiefte Punkt. Die Flügeldecken sind gefurcht. Die Farbe des ganzen Körpers ist schwarz und ohne Glanz. Die Schenkel sind glänzend und haarig; die vordern haben sehr kleine Fußblätter.

Copris Fricator ist so groß, als der

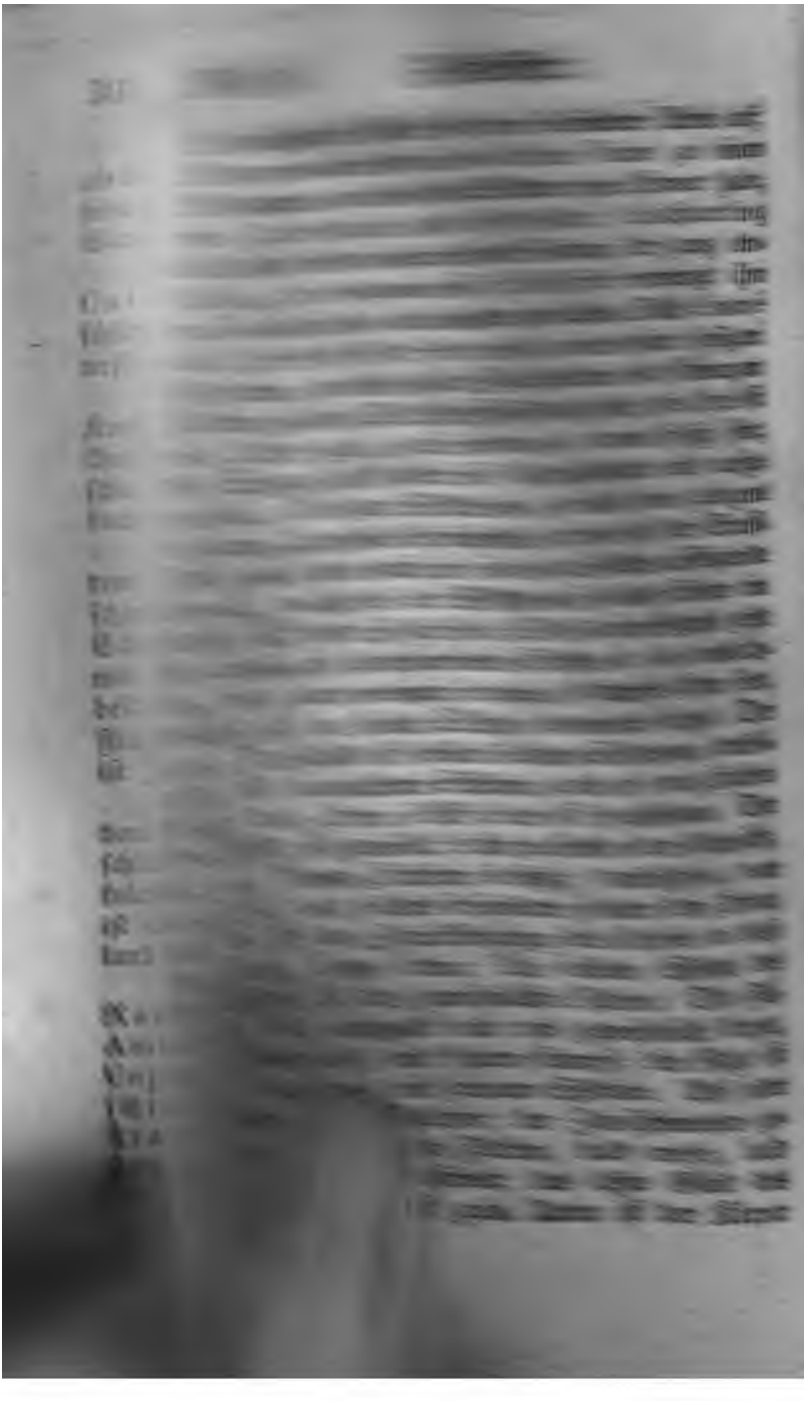
vorhergehende und ganz schwarz und glänzend. Der Kopfschild ist rund, vorne ausgeschnitten und hat oben ein abgestutztes, etwas ausgerändetes Horn. Der Brustschild ist vorne erhöhet und hat auf jeder Seite einen eingedrückten Punkt. Die Flügeldecken sind gefurcht. Das Vaterland ist Ostindien.

Copris Bicornis, mit einem flachen, etwas ausgeschnittenen Kopfschilde, mit zwei stumpfen Hörnern bewaffnet. Der Brustschild ist unbewaffnet, jedoch durch viele Körner rauh, welches verschiedene Zeichnungen vorstellt. Die Flügeldecken sind gerippt oder gefurcht. Die Farbe ist durchgängig braun. Herbst Käf. II., 235, 140.

Copris Ligiceps. Er ist etwas kleiner, als der Copris Berbicaeus, s. den folgenden Käfer. Der Kopfschild ist spitzer und hervorstehender, als es bei andern gewöhnlich ist, und sein scharfer Rand ist nicht eingeschnitten. Hinten steht ein kleiner stumpfer Dorn. Die Flügeldecken sind nur wenig gerippt. Die Schenkel der mittlern und Hinterfüße sind sehr dick. Der ganze Körper ist kohlschwarz und wenig glänzend. Das Vaterland die Türkey. Herbst Käf. II., 234, 139.

Copris Berbicaeus, welcher die Größe des Carolinus hat. Der Kopfschild ist nicht ausgeschnitten, groß und rund. Mitten auf demselben eine Erhabenheit und auf deren Spitze ein kleines Horn. Der Brustschild ist zurückgestumpft, oberwärts glatt und unter der Loupe chagrinartig. Die Flügeldecken sind vollkommen glatt. Der ganze Käfer ist kohlschwarz. Nach Voet soll er das Männchen seyn. Das Weibchen hat nur einen kleinen Höcker ohne Hörnchen auf dem Kopfschilde. Panzer zweifelt ob beide zusammengehören.

Der Capensische Pfeilträger, Copris Sagittarius, von der Gestalt des Nuchicornis.



glänzend schwarz, mit einem grünlichten Schimmer. Die Seiten des Brust- und Kopfschildes sind mit gelben Haaren besetzt; auch findet man dergleichen unter dem Kopfe und an den Füßen, die Fußblätter und der Fühlhornstiel sind braunröthlich. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen dadurch, daß der Kopfschild runder ist. Mitten auf dem Kopfschilde befindet sich eine erhöhete Querlinie, welche aber keinen Rand berührt; und hinten im Nacken ist eine andere, noch höhere Querlinie, oder vielmehr eine Lamelle, welche sich an ihren Enden in ein gerade in die Höhe gerichtetes, bald kürzeres, bald längeres Horn verlängern, so daß, da bei dem Männchen sich die Lamelle in der Mitte in ein einfaches Horn endiget, eben diese bei dem Weibchen zwei Hörnchen zu beiden Seiten ohne ein mittleres Horn trägt. Nach dieser veränderten Structur des Horns, ist auch der Brustschild vorne anders ausgeschnitten; denn dieser hat nun für jedes Horn seine besondere, und also zwei Vertiefungen, wodurch der mittlere Theil als eine stumpfe Spitze erscheint, welche, wenn der Kopf sich in die Höhe richtet, gerade zwischen die zwei Hörner tritt. Alles übrige kommt mit dem Männchen überein, nur daß meistens die schwarzen Flecken auf den Flügeldecken bei dem Weibchen stärker sind.

Das kleine Nackenhorn, der nackhörnige Dungkäfer, Copris Nuchicornis, ein sehr gemeiner Käfer, welchen man fast den ganzen Sommer hindurch im Viehdung antrifft. In Gestalt gleicht er dem Vacca, nur ist er [illegible] und selbst ist er auch unter sich in der Größe verschieden. Kopf- und Brustschild sind schwarz. Kopfschild des Männchens ist nach [illegible] schmäler, als bei dem Weibchen, [illegible] schnitten, und der Rand in die H[illegible]

der Mitte des Kopfschildes befindet sich eine obsolete, krumme, erhöhete Querlinie, von welcher sich der Schild nach dem Nacken in eine Lamelle erhebt und sich in der Mitte in einem größeren oder kleineren Horn endiget. Wo das eigentliche Hörnchen angeht, hat die Lamelle auf beiden Seiten eine oft unmerkliche Ecke; auch ist das Horn mehr gerade, als nach vorne gebogen zu nennen; dann ist der Schild noch mit vertieften Punkten, auch oft mit kleinen Härchen besetzt, und glänzend. Der Brustschild ist gewölbt, hat vorne hinter dem Horne eine kleine Vertiefung, deren Seiten bei Einigen als zwei kleine Körner erscheinen. Die Oberfläche ist dicht, vertieft-punktirt, oft sichtbar behaart; an beiden Seiten steht eine warzigte Erhöhung. Die Flügeldecken sind braungelb, schwarz gefleckt, siebenmal schwach gestreift. Der Körper ist unten schwarz, glänzend, mit gelben Härchen an den Seiten des Kopfes, Brustschildes und der Füße besetzt. Das Weibchen hat statt des Hornes nur hinten eine hohe Querlinie und vor derselben eine andere etwas niedrigere, gegen die hintere etwas gekrümmte. Der Brustschild hat aber vorne in der Mitte eine hervorstehende stumpfe Spitze, welche in der Mitte unmerklich gebogen ist.

Das Bruchhorn, Copris Fracticornis. Dieser Käfer ist mit dem vorhergehenden immer verwechselt worden; er unterscheidet sich aber merklich von demselben; ist auch im südlichen Deutschland nicht so häufig, als der Nuchicornis, obgleich Preyßler ihn in seiner Gegend als häufig angiebt. Der Kopfschild läuft bei diesem etwas spitziger zu, ist auch vorne etwas mehr ausgeschnitten und aufgeworfen, und kupferbraunglänzend; mitten auf demselben befindet sich eine deutliche, bogenförmige, erhöhete Linie, von welcher sich der Schild nach hinten in eine fünfeckige Lamelle ausbreitet, davon die zwei

unterſten Ecken von der bogigten Linie gemacht werden, wo die Lamelle mit dem Bruſtſchilde noch ein Stück ausmacht; indem ſie aber durch eine Einbiegung an den Seiten in den Nacken zieht, ſo erweitert ſie ſich hinten, wo ſie in eine ſtärkere zahnförmige Ecke zu beiden Seiten in die Höhe ſteigt und das dritte und vierte Eck formirt. Von dieſe Ecken zieht nun die Lamelle ſich in das fünfte Eck in die Höhe, und zwar in ein kurzes, dünnes und rundlichtes Hörnchen, welches ſich bei ſeinem Anfange ſtark vorwärts beugt. Der Bruſtſchild iſt auch braun, etwas metallicht und dicht punktirt, gewölbt und wie der Kopfſchild dicht mit kurzen Härchen beſetzt; rund um den Kopfſchild iſt er vorne ausgehöhlt, aber der Rand iſt oben für das Horn nicht ausgeſchnitten und alſo vollſtändig. Das Uebrige kommt mit Nuchicornis überein. Das Weibchen hat einen mehr vorne abgerundeten Kopfſchild, und ſtatt des Horns nur hinten eine Querſchärfe. Der Bruſtſchild iſt aber ohne alle Erhabenheit an dem Vorderrande.

Der ſchimmernde Kolbenkäfer, der metallgrünſchildige Scharrkäfer; der dünnhörnigte Nackenhornkäfer; der dünnhörnigte Dungkäfer; Copris Coenobita, Fabr. Herbſt Käf. VI, tab. 7, 8. Archiv IV, p. 11. Coenobita fulgens, Brahm, Inſektenkalender I, p. 38, n. 124. Scarabaeus fulgens, Scriba, Journal der Entomologie I, 55, 38. Preyßler, Böhm. Inſ. I, 44, 47. tab. 3. fig. 1. a. b. Harrer, Beſchreibung der Schäff. Inſ. I, 21, 15. Der Käfer hat die Größe eines Nuchicornis. Der Kopfſchild iſt vorne etwas ausgeſchnitten und aufgeworfen. Auf der Mitte iſt eine gebogene, obſolet aufgeworfene Linie, und am Nacken befindet ſich die Lamelle mit dem Horne, wie bei Nuchicornis, nur daß es an der Wurzel ſchmäler iſt und ſich

das Horn selbst stärker vorwärts biegt. Die Oberfläche ist punktirt, bald kupferroth- bald metallgrünglänzend. Der Brustschild ist gewölbt, vorne etwas ausgehöhlt, mit einer obsoleten Längslinie, in der Mitte punktirt und wie der Kopfschild gefärbt, glänzend, dicht mit Haaren besetzt. Die Flügeldecken sind gelbbraun, die Naht grünlicht; jede Decke hat sieben punktirte, schwache Streifen und schwache und weniger schwarze Flecken, als Nuchicornis. Unten ist der Körper mit den Füßen dunkel-metallgrün. Das Weibchen hat auf dem Kopfschilde zwei erhöhete Querlinien, deren die hinterste im Nacken eine hohe Lamelle ist, welche oben eher ganz gerade abgeschnitten, als, wie Herbst sagt, ausgeschnitten genannt werden kann. Der Brustschild hat hinter der Lamelle einen stumpfen getheilten Höcker. Er ist nicht gemein im Kühdung.

Der scheitelhörnige Dungkäfer, Copris nutans. Fabr. Herbst Käf. II, 206, 123. Panzer, im Naturforscher XXIV. p. 7. n. 8. tab. I, fig. 8. Laichart, Tyr. Jnf. I, 22, 15. Scarabaeus Verticicornis. Scriba, Journal der Entom. I, 57, 42. Copris bituberculatus. Beiträge I, 34. tab. 4. fig. 4. Er hat die Größe und Gestalt des Nuchicornis, ist oben durchaus schwarz. Der Kopfschild ist vorne zugespitzt, die Spitze selbst in die Höhe gebogen, punktirt. Von einer in der Mitte liegenden bogigten, etwas erhöhten Querlinie, breitet sich eine nach hinten zu aufsteigende, fast dreieckige Lamelle gegen den Brustschild aus, aus deren obern Theil ein stark nach vorne gebeugtes Horn hervorsteigt. Der Brustschild ist gewölbt, vorne vor dem Kopfhorn stark ausgehöhlt, übrigens dicht punktirt. Die Flügeldecken sind siebenmal gestreift und punktirt; unten und an den Seiten hat der Körper rothgelbe Haare. Das Weib-

chen hat einen mehr runden Kopfschild und zwei erhöhte Querlinien auf dem Kopfschilde, davon die hinterste höher ist. Der Brustschild hat in der Mitte vorne zwei dicht beisammenliegende Höcker, zu deren Seiten noch eine Aushöhlung im Vorderrande ist. Man findet ihn im Kühdung.

Der vierhöckerichte Dungkäfer, Copris Lemur, Fabr. Herbst Käf. II, 213, 128. tab. 16, fig. 9. Panzer, im Naturf. XXIV, 5, 6. tab. 1. fig. 6. Schaller, in den Abhandlungen der Naturforf. Hall. Fr. 1. 237. Scarabaeus decempunctatus. Laichart, Tyrol. Inf. I, 23, 16. Dieser Käfer hat die Gestalt des Nuchicornis, nur etwas kleiner. Der Kopfschild ist vorne etwas ausgeschnitten, schwarz, mit grünlichblauem Schimmer, gelblichten Haaren und zwei erhöheten Querlinien, davon die hinterste höher ist. Die Fühlhörner und Fühlspitzen sind rostfarbig. Der Brustschild ist schwarz mit grünlichem Schimmer, dicht mit gelblichten Haaren besetzt und gewölbt. Vorne schimmern unter den Haaren vier stumpfe Spitzen oder Körner hervor, davon die zwei mittleren dicht beisammen und mehr vorwärts liegen. Die Flügeldecken sind gelbbraun, siebenmal gefurcht, die Naht schwärzlicht. Auf jeder Decke steht eine schiefe Binde, welche sich von dem Obereck bis hinter die Mitte an die Naht zieht und aus vier bis fünf schwarzen Längsflecken besteht; oft sind es auch weniger Flecken, und manchmal ganz verloschen. Am Ende der Flügeldecken ist die warzigte Erhöhung schwarz eingefaßt; der Körper unten schwarzglänzend; die Fußblätter röthlich braun. Das andere Geschlecht hat, nach Herbst, nur eine erhabene Kopflinie im Nacken. Er findet sich selten im Dung der Thiere.

Der Stierdungkäfer, der fliegende

Ochs, der Stierkolbenkäfer, das Oechslein; Copris Taurus Linn. Fabr. Sulz. Geſch. tab. 1, fig. 5. Scop. Entom. Carn. 25. Scarabaeus Illyricus, mas. et Rugosus. fem. Voet. Käf. tab. 24, fig. 16. Geoff. Ins. I, 92. Copris 10. Laichart, Tyrol. Inſ. I, 19, 12. Harrer, Beſchreibung der Schäff. Icones I, 18, 13. Schaeff. Icon. tab. 63. fig. 4. mas. von Moll, Naturh. Briefe I, 175, 22. Preyßler, Böhm. Inſekten I, 103, 99. Herbſt Käf. II, 184, 114. tab. 13. fig. 6, 7. Dieſer Käfer hat die Größe des Nuchicornis und iſt ganz ſchwarz. Der Kopfſchild iſt flach, vorne zugeſpitzt und aufgeſchlagen; hinten im Nacken erheben ſich zwei ſehr lange, ſich nach außen neigende und wieder einwärts ſich krümmende, zugeſpitzte Hörner. Die Fühlhörner ſind roſtfarbig, mit einer dunklen Kolbe, und die Fühlſpitzen ſchwarz und roſtfarbig abwechſelnd. Der Bruſtſchild iſt glatt, gewölbt, vorne etwas bucklicht; hinter jedem Horne iſt an den Seiten eine Vertiefung vor daſſelbe; ſonſt iſt noch die Oberfläche zart punktirt. Die Flügeldecken haben ſieben punktirte Streifen; unten iſt er noch mit gelblichten Haaren beſetzt und die Fußblätter ſind braunröthlicht. — Das Weibchen unterſcheidet ſich von dem Männchen dadurch, daß es nur zwei erhöhete Linien auf dem Kopfſchilde hat. Der Kopfſchild iſt vorne ganz rund. Manchmal ſind die Flügeldecken beider Geſchlechter dunkelbraun und haben eine grünmetallichte Naht; auch haben oft die Männchen ziemlich kurze, aber doch noch etwas gekrümmte Hörner. Dieſes ſoll Gelegenheit gegeben haben, daß man den Capra entweder für eine Abart oder für das Weibchen des Taurus ausgegeben hat. Kugelann im Schneiderſchen Magazin will wenigſtens das beſchriebene Weibchen oder Rugosus

Scop. zu einer besonderen Art machen, und stellt es unter dem Namen Quadrum auf. Der Pastor Scriba hält es aber mit Herbst und glaubt auch die Ueberzeugung zu haben, daß Rugosus das Weibchen sei, weil er es meistens bei dem Taurus mas nach allen Varietäten im Kühdung angetroffen.

Der Ziegenscharrkäfer, Copris Capra, Herbst Käf. II, 198, 119. Scriba, Beiträge zur Inf. Geschichte, I, 32, 2. Journ. für die Liebhaber der Entomologie. I, 52, 31. Man will diesen Käfer bald für eine Varietät von Vacca, bald von Taurus halten; das erste jedoch ganz mit Unrecht, das letzte nur mit Wahrscheinlichkeit. Der Kopfschild ist runder, als bei Taurus, und der Rand stärker aufgeschlagen. Im Nacken steht an beiden Enden einer erhöheten Linie ein gerades, dickes, kurzes, zugespitztes Horn, da bei Taurus sich gleich das Horn von der Wurzel an nach außen biegt. Der Brustschild ist gewölbt, vorne zugestumpft und hoch; das Uebrige gleicht dem Taurus, nur ist er noch deutlicher punktirt, als jener. Die Kopfhörner sind oft kaum unmerklich, oft auch von ansehnlicher Größe, aber immer in einer geraden Richtung. Man findet ihn häufig nebst dem Taurus und seinen Verwandten in dem Kothe der Thiere.

Copris Furcatus, Herbst Käf. II, 182, 113. Laichart Tyrol. Inf. 26, 20. Panzer, im Naturforscher XXIV, 8, 9. Dieser Käfer hat die Größe des Ovatus. Der Kopfschild ist vorne etwas ausgeschnitten und der Rand aufgeworfen. Im Nacken stehen zwei gerade, lange Hörnchen und zwischen diesen eine kürzere stumpfe Erhöhung. Vor den Hörnern ist eine obsolete, erhöhete gebogene Linie. Der Brustschild ist sehr gewölbt, vorne etwas abgestutzt, fein punktirt und behaart, schwarz, wie der Kopfschild, mit etwas Metallglanz. Die Flügeldecken sind

auch schwarz, am Ende gewahrt man aber einen deutlichen rothen Fleck auf jeder Decke; sie sind punktirt-gestreift und zugleich mit feinen Härchen besetzt. Der Körper und die Füße sind glänzend schwarz, etwas haarig. Das Weibchen hat statt der Kopfhörner nur eine erhöhete Querlinie. Man findet ihn selten in Deutschland, aber häufiger in Frankreich.

Copris Impius, Herbst Käf. II. 302, 196. tab. 20, f. 1. Dieser Käfer soll nach Herbst den folgenden heiligen Käfer sehr ähnlich sehen, allein Scriba will ihn lieber wegen seiner beständigen Unterscheidungszeichen für eine eigene Art halten. Der Kopfschild ist nicht so stark gezähnt, als bei Sacer oder dem heiligen Käfer, sondern an jeder Seite nur einmal gekerbt; von diesem Kerbe gehen zwei Furchen nach der Mitte des Schildes, wo eine erhöhete Querlinie steht, die in der Mitte getheilt ist, so daß sie das Aussehen zweier stumpfer Erhöhungen hat. Durch diese zwei Furchen wird der Kopfschild in drei Theile getheilt, davon der mittelste oder der Vordertheil am Rande drei Kerben hat; die mittelste ist am stärksten; die Seitenecken des Randes treten aber in stumpfen abgerundeten Zähnchen hervor. Der Brustschild ist gewölbt, glatt, die Seitenwände sehr fein gekerbt und der Hinterrand ist durch erhöhete Punkte gekörnt, die Oberfläche aber sehr schwach chagrinirt. Die Flügeldecken sind glatt, breit, flach, nicht so lang, als der Hinterleib, stark gerandet, und jede Decke hat sieben kaum merkliche Längsstriche, wovon einige zwei bis drei doppelt sind. Die Schienbeine der Vorderfüße unterscheiden diesen Käfer am meisten von dem Sacer; denn bei diesem letzten sind sie breit, flach und stark gezahnt; bei dem Impius aber schmal prismatisch und nur dreimal schwach ausgeschnitten, mit

abgerundeten Ecken. Fast eben so sind auch die Schienbeine der übrigen Füße, und die Ränder sind überall mit braunen Haaren eingefaßt. Die Farbe des Käfers ist ganz schwarz ohne sonderlichen Glanz.

Der heilige Käfer, der angebetete Dungkäfer, Copris Sacer; Scarabaeus crenatus, Linn. Syst, nat. et Mus. Reg. Lud. Ulricae p. 13. n. 11, Amoen. acad. VI. tab. 3. Fabr. Degeer Ins. VII. tab. 47, fig. 18. Voet. Käf. tab. 27, fig. 39. Herbst Käf. II., 304, 197, tab. 20. fig. 2. Laichart, Tyrol. Ins. I. 15, 9. Schäff. Icon. tab. 201, fig. 3, Harrer, Beschr. der Schäfferschen Iconen I., 22, 17. Dieser Käfer ist mattschwarzglänzend. Der Kopfschild glatt, in drei Lappen getheilt, wovon die an den Seiten beinahe dreieckig ist und wovon eine Ecke einen Zahn bildet. Der mittlere Lappen ist breiter und verlängert sich gegen den Brustschild, bildet bei den Augen einen aufgeworfenen Rand und hat vorne am Rande vier Zähne. Oben hat der Kopfschild noch viele Runzeln und bei den Augen geht eine erhabene Runzel seitswärts hinein. Der Brustschild ist gewölbt, glatt, mit sehr kleinen erhabenen Punkten besetzt, breiter, als die Flügeldecken, vorne her ausgeschnitten, rund herum mit einem erhabenen gekerbten Rande eingefaßt; zwischen jeder Kerbe sitzen einige steife Haare. Die Flügeldecken sind glatt, breit, haben hinten und vorne einen erhabenen Buckel und hinten kaum sichtbare, unmerkliche, vertiefte Linien. Die Füße sind haarig; die Schienbeine des ersten Paares haben vier Zacken und die des zweiten und dritten Paares laufen in einen spitzigen Haken aus. Dieser Käfer stammt aus Aegypten und hat den Namen heiliger Käfer erhalten, weil ihm die alten Aegyptier göttliche Ehre wegen des Nutzens

erwiesen, den er durch Wegschaffung der Unreinigkeiten stiftete. Er wurde in ihre Hieroglyphen aufgenommen und man gewahrt ihn zuweilen noch auf ihren geschnittenen Steinen. Nach Schrank's Vermuthung sollen die alten Aegyptier diese Käfer als Emblem der Sonne angesehen haben, weil ihre Kopfrandszähne durch ihre strahlenartige Vertheilung die strahlende Sonne angedeutet hätten. Nach Illier begreift man unter dem Namen Scarabaeus oder Copris Sacer zwei Gattungen, die eine hat zwei erhabene Punkte auf der Stirn, findet sich in Italien und Portugal und ist von Pancer, Insectenf. Deutschlands 48, 7, vielleicht mit Unrecht, als Deutsches Insekt abgebildet worden, und die andere, ohne diese Punkte, kommt auch in Ungarn vor. Auf einem grünen Aegyptischen geschnittenen Steine in dem Herzoglichen Kabinette zu Braunschweig, der den Copris Sacra in Lebensgröße darstellt, sieht man die beiden erhabenen Stirnpunkte deutlich.

Der Mondkopfspillenkäfer, das Mondschild, Copris lunaris, Scarabaeus lunaris, (mas.) Scarabaeus emarginatus (fem.), s. unter Käfer, Th. 32, S. 69, unter Mistkäfer. Nach Fabricius haben die Pillenkäfer keine Kinnbacken, Illier fand dagegen die Kinnbacken bei vielen Käfern dieser Gattung, die er untersuchte, auch Latreille und Cuvier haben sie gefunden.

Der Geoffrois-Scharrkäfer, der Geoffrois-Kolbenkäfer, der Geoffroiskäfer, der Dungkäfer mit dem Ausschnitte, Copris Geoffrae, Sulz. Gesch. tab. 1. fig. 7. Geoffr. Ins. 1, 91, 8. Brahm., Ins. Kal. 1, 101, 341. Scarabaeus pilularius. Voet. Käf. tab. 26, Fig. 28. Aethiops Francofurtensis. Fourcroy Ent. Paris. 1, p. 15. n. 8. Copris Sinuatus, Herbst. Käf. II., tab. 20. fig. 4.

Scarabaeus Coriarius, fig. 5. Scarabaeus pilularius. Scarabaeus Mopsus, Schaeff. Icon. tab. 3. fig. 7. Harrer, Beſchreibung der Schäff. Icon. I. 23. 18. Scriba, Journ. der Entom. I., p. 54. n. 35. Pallas Icon. tab. A. fig. n. Fabr. Entom. system. Dieſer und der Pillenkäfer ſind meiſtens mit einander verwechſelt worden. Fabricius macht den Pilularius Linn. und den Geoffroae zu einerlei Käfer, obgleich beide von einander abweichen. Der Geoffroikäfer iſt ſo groß, als ein kleiner Scarabaeus vernalis, durchaus ſchwarz und oben ohne, unten mit Glanz. Der Kopfſchild iſt rund, der Rand ein wenig aufgeworfen, vorne hat er in der Mitte eine Kerbe und an jeder Seite noch einen geringen Ausſchnitt, von welchem eine bogigte erhöhete Linie bis an die Mitte des Hinterrandes zieht, wodurch der Kopfſchild in drei Theile getheilt wird, von welchen der mittlere der größte iſt. Die Oberfläche iſt mit flachen Körnern unordentlich und flach beſtreut, und dem bloßen Auge faſt ganz glatt. Der Bruſtſchild iſt ſehr ſtark gewölbt, vorne halb mondförmig ausgeſchnitten, worin der Kopf genau anſchließt, die Seiten ſind rund geändert. Die Oberfläche wie der Kopfſchild punktirt. An den Seiten iſt der eingedrückte Punkt, und in der Mitte, am Hinterrande noch ein Eindruck; der Hinterrand ſelbſt iſt rund. Die Flügeldecken ſind nicht ganz ſo breit, als der Bruſtſchild, und werden nach hinten etwas ſchmäler. An den Seiten haben ſie eine ſtarke Einbigung, welche von der Hinterbruſt wieder ausgefüllt wird. Jede Decke hat ſieben obſolete Längsſtriche, zwiſchen welchen ſich beſonders nach vorne verſchiedene unordentliche Runzeln befinden, welche am deutlichſten an der Naht zu ſehen ſind. Alles Uebrige iſt wie der Bruſtſchild punktirt, hin-

ten sind die Decken rund, mit einer vorliegenden gewölbten Erhöhung. Die Schienbeine der Vorderfüße haben drei größere und vier kleinere Zähne; auch ist die Innenseite fein gekerbt. Die mittleren Schienbeine haben an der Außenseite zwei Zähne und die innere ist mit steifen Haaren besetzt. Die hinteren Schienbeine sind länger, etwas mehr gekrümmt, haben auf beiden Seiten Sägezähnchen, und auf der innern Seite steife Haare. Noch findet man auf dem Vorderschenkel einen starken Zahn. Man findet ihn in verschiedenem Thierkothe. Panzer will den Mopsus des Pallas für einen andern halten; allein Scriba findet in der Beschreibung des Pallas nichts, welches man nicht auf den seinigen anwenden könnte.

Der Schäfferische Scharrkäfer, der Schäfferkäfer, der Stelzenkäfer, das Langbein oder der Stelzenkäfer; Copris Schaefferi, Scarabaeus Congipes Linn. Fabr. Geoffr. Jns. I. Copris 9, fig. 20. Voet. Käf. tab. 20, fig. 3. Herbst Käf. II. 313, 201. Scriba, Journal der Entomol. I., 54, '34. Harrer, Beschreibung der Schäffer Icon. I., 24, 19. In der Gestalt kommt dieser Käfer dem vorhergehenden nahe, ist aber kleiner, ungefähr wie Taurus. Er ist ganz schwarz ohne Glanz. Der Kopfschild ist vorne rund, in der Mitte stark ausgeschnitten, wodurch zwei Zähne gebildet werden. An den Seiten ist er noch einmal eingekerbt und so in drei Lappen getheilt. Die Oberfläche ist punktirt und zugleich behaart. Der Brustschild ist sehr gewölbt, mit vielen kleinen erhabenen Punkten bestreut und durch kleine Härchen rauh; an den Seiten ist der eingedrückte Punkt, und in der Mitte des Hinterrandes zeigt sich der Anfang einer Längsfurche. Die Flügeldecken sind drei-

eckig, indem ſie hinten ſpitz zulaufen. Jede Decke hat hinten Streifen und gegen hinten zu einen erhabenen länglichten Buckel, der ſchief gegen die Naht zuläuft. Die Schienbeine der Vorderfüße haben drei ſtarke und mehrere kleine Zähne; die innere Seite iſt mit Härchen beſetzt, die mittlern Schienbeine ſind auf beiden Seiten und ſo auch die ſehr langen gekrümmten hinterſten mit Haaren beſetzt. Die Schenkel ſind keulförmig. Die hinterſten haben auf der innern Seite einen ſtumpfen Zahn. Der Körper iſt unten ſehr gewölbt und geht hinten etwas ſpitzig zu. Man findet ihn im Koth der Thiere.

Der rundbrüſtige Scharrkäfer, der braunrothe Miſtkäfer, der rundbrüſtige Dungkäfer, der gelbfüßige Dungkäfer; Copris flavipes. Scarabaeus flavipes Fabr. Geoff. Jns. I. Copr 6. Laichart, Tyrol. Inſ. I., 24, 17. Scarabaeus thoraco-circularis. Herbſt Käf. II., 316, 202, tab. 20, fig. 7. Archiv VI., tab. 19. fig. 19. Schaeff. Icon. tab. 74, fig. 6. Harrer, Beſchreibung der Schäff. Icon. I., 26, 21, Scriba, Journal der Entomologie, I. 55, 36. Dieſer Käfer hat die Größe eines Taurus, iſt aber länglichter. Der Kopfſchild iſt manchmal braun, mit Metallglanz, allein meiſtens grün glänzend, rund, vorne in der Mitte ausgeſchnitten und eben ſo, jedoch etwas ſchwächer in der Seite. Das eine Geſchlecht hat zwei mit dem Vorderrande nahe hinter demſelben herziehende, parallele, erhöhete Linien, und der Hinterrand ſteigt etwas ſtärker in die Höhe. Bei dem Weibchen, das im Allgemeinen kleiner iſt, fehlen die zwei Linien ganz und der Rand iſt vorne nur aufgeworfen. Die Oberfläche iſt mit vertieften Punkten beſtreut. Der Bruſtſchild iſt gegen andere

länger, breit und ſtark gewölbt; in der Mitte bald braun, mit grünlichem Schein, bald ganz grün; ringsherum aber braungelb, und das an den Seiten breiter, wo der eingedrückte Punkt mit einem braunen oder grünen Fleckchen ſich befindet. Auch dieſer hat in der Mitte des Hinterrandes einen eingedrückten Punkt oder den Anfang einer Längsfurche. Die ganze Oberfläche iſt mit vertieften Punkten beſtreut. Die Flügeldecken, welche nicht viel länger, als der Bruſtſchild ſind, haben punktirte Streifen, ſind bräunlichtgelb, in der Mitte meiſtens dunkler und die Naht braun oder grün. Das Beſondere an dieſem Käfer iſt, daß er ein kleines, ſchmales, länglichtes, grünes Schildchen hat. Die Flügeldecken werden hinten enger und haben auf der daſelbſt befindlichen Erhöhung auf jeder einen braunen oder grünen Punkt. Die Fühlhörner, die Haarfranzen an den Seiten, die Füße und die Unterſeite iſt blaßgelb, hier und da mit Braun abgewechſelt. Die Fußblätter und die Zähne der Füße braun. Die Schienbeine der Vorderfüße haben vier größere Zähne. Man findet ihn nicht ſelten in dem Viehkoth.

Der Schreberskäfer, der Schreberiſche Dungkäfer, der Schreberiſche Scharrkäfer, Copris Schreberi Linn. Fabr. Geoffr. I. Copr. 7. Laichart, Tyrol. Inſ. I., 25, 18. Preyßler Böhm. Inſ. I, 41, 41. Herbſt Käfer II., 318, 203, tab. 20. fig. 8. Schäff. Icon. tab. 73. fig. 6. Harrer, Beſchreibung der Schäff. Icones I., 25. 20. Scriba, Journal der Entomologie. I, 55, 37. Dieſer Käfer hat die Größe eines mittlern Nuchicornis, iſt auch oft nicht größer, als Ovatus. Er iſt ſchwarz und glänzend. Der Kopfſchild rund, vorne in der Mitte ein wenig ausgeſchnitten, oben mit zwei etwas

gegeneinander gekrümmten, erhöheten Querlinien, davon die eine nahe am Nacken befindlich ist; übrigens punktirt. Der Brustschild ist stark gewölbt, vorne aufgeworfen, mit drei Aushöhlungen, wodurch vier stumpfe Erhöhungen entstehn, davon die zwei an den Seiten etwas spitzer sind; bei manchen sind sie nicht so sichtbar. Der ganze Schild ist mit vertieften Punkten bestreut und hat an den Seiten die gewöhnliche Narbe Die Flügeldecken sind nur so lang, als der Brustschild, haben sieben punktirte Linien auf jeder Decke und zwei große rothe Flecken; der eine geht von dem Obereck nach der Mitte, und der andere ist an der Spitze, die vier Hinterfüße sind auch roth. Die Seiten des Körpers und die Füße sind mit Haarfranzen besetzt. Man findet ihn nicht selten in jedem Viehkothe.

Der Eyerkäfer, der eyrunde Käfer, der eyrunde Dungkäfer, Copris Ovatus. Laichart Tyrol. Inf. I, 26, 19. Herbst im Archiv IV, tab. 19, fig. 18. Naturgeschichte der Käfer II, 320, 204. tab. 20. fig. 9. Dieser Käfer ist unter unsern Copriden der kleinste. Sein Kopfschild ist rund, vorne ausgeschnitten; im Nacken befindet sich eine hohe Querlinie gleich einer Lamelle, und vor derselben eine weit niedrigere in der Mitte, manchmal fehlt auch diese. Die Oberfläche ist schwarz oder braunmetallig, mit Härchen besetzt. Der Brustschild ist gewölbt, eben so gefärbt, punktirt und behaart. In der Mitte des Vorderrandes tritt eine stumpfe Spitze hervor, welche in der Mitte getheilt ist. Die Flügeldecken sind schwarz oder braunmetallig mit sieben punktirten Streifen und mit kurzen Härchen besetzt; unten glänzendschwarz. Die Vorderschienbeine haben vier starke Zähne. Man findet ihn nicht selten im Kühdung.

Der dem eyrunden ähnliche Scharrkä-

ten sind die Decken rund, mit einer vorliegenden gewölbten Erhöhung. Die Schienbeine der Vorderfüße haben drei größere und vier kleinere Zähne; auch ist die Innenseite fein gekerbt. Die mittleren Schienbeine haben an der Außenseite zwei Zähne und die innere ist mit steifen Haaren besetzt. Die hinteren Schienbeine sind länger, etwas mehr gekrümmt, haben auf beiden Seiten Sägezähnchen, und auf der innern Seite steife Haare. Noch findet man auf dem Vorderschenkel einen starken Zahn. Man findet ihn in verschiedenem Thierkothe. Panzer will den Mopsus des Pallas für einen andern halten; allein Scriba findet in der Beschreibung des Pallas nichts, welches man nicht auf den seinigen anwenden könnte.

Der Schäfferische Scharrkäfer, der Schäfferkäfer, der Stelzenkäfer, das Langbein oder der Stelzenkäfer; Copris Schaefferi, Scarabaeus Congipes Linn. Fabr. Geoffr. Jns. I. Copris 9, fig. 20. Voet. Käf. tab. 20, fig. 3. Herbst Käf. II. 313, 201. Scriba, Journal der Entomol. I., 54, 34. Harrer, Beschreibung der Schäffer Icon. I., 24, 19. In der Gestalt kommt dieser Käfer dem vorhergehenden nahe, ist aber kleiner, ungefähr wie Taurus. Er ist ganz schwarz ohne Glanz. Der Kopfschild ist vorne rund, in der Mitte stark ausgeschnitten, wodurch zwei Zähne gebildet werden. An den Seiten ist er noch einmal eingekerbt und so in drei Lappen getheilt. Die Oberfläche ist punktirt und zugleich behaart. Der Brustschild ist sehr gewölbt, mit vielen kleinen erhabenen Punkten bestreut und durch kleine Härchen rauh; an den Seiten ist der eingedrückte Punkt, und in der Mitte des Hinterrandes zeigt sich der Anfang einer Längsfurche. Die Flügeldecken sind drei-

in dem Vorderrand ausgehöhlt, an dieſem Vorderrande ſtehen vier zugeſpitzte Hügel oder ſtumpfe Hörner; zwei neben einander in der Mitte und zu beiden Seiten eines jenſeits der Aushöhlung. Die Flügeldecken haben ſieben ſchwache Furchen und an der Naht iſt manchmal ein obſoleter grüner Schimmer. Er iſt durchgängig obenher mit ſchwachen Schupfen beſtreut. Man findet ihn in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands.

Copris Alces. Dieſer Käfer hat Geſtalt und Größe mit dem Taurus gemein. Der Kopfſchild iſt rund, vollſtändig, hat in der Mitte eine überzwerche erhöhete, an beiden Enden etwas gehörnte Linie, welche aber keinen Rand erreicht. Der Bruſtſchild iſt gewölbt, vorne zweimal zurückgeſtumpft und mit zwei obſoleten Zähnen beſetzt. Das Vaterland iſt Ungarn. Schneider hält dieſen Käfer mit Scriba's Copris Juveneus für einerlei.

Copris Hybneri. Auch dieſer Käfer hat die Statur und Größe des Taurus. Der Kopfſchild iſt rund, vollſtändig, und hat hinten drei Höcker, davon der mittlere größer und faſt gehörnt iſt. Der Bruſtſchild und die Flügeldecken ſind glatt und ſchwarz, wie alles Uebrige. Das Vaterland iſt Ungarn Dieſen Käfer hält Schneider für den Copris gibbosus;*) allein der Fabriciſche Käfer ſoll die drei Höcker hinten, alſo am Nacken haben; der Scribaiſche Käfer hat aber die erhöhete, einem Höcker ähnliche und nicht getrennte Linie recht in der Mitte.

Copris Morbillosus Fabr., welcher viermal kleiner, als Copris sacer iſt, wird in Deutſchland angetroffen. Der Kopfſchild iſt rund, ſchwarz, mit vielen vertieften Punkten beſtreut, und am Rande

*) Scriba, Beiträge 1, 33, 3. tab. 4. fig. 3.

mit Haarfranzen beſetzt. Die Flügeldecken ſind auch ſchwarz-geſtreift und punktirt, die Füße ſchwarz. Die Vorderſchienbeine haben drei Zähne, die hinterſten Haarfranzen.

Copris Planicornis, Herbſt Käf. II, 210, 126. Dieſer Käfer iſt dem Nuchicornis ähnlich, aber ſo klein, als der Ovatus. Der Kopfſchild iſt vorne ein wenig ausgeſchnitten, aufgeworfen. Im Nacken erhebt ſich eine kleine Lamelle, welche ſich in eine kleine abgerundete Höhe endiget. Mitten auf dem Kopfſchilde iſt eine ſchwache, erhöhete gebogene Linie. Sonſt iſt der Schild noch punktirt. Der Bruſtſchild iſt gewölbt, punktirt und behaart, vorne nicht ausgehöhlt. Die Flügeldecken wie bei Nuchicornis, unten ſchwarz, mit etwas grünem Metallglanze. Im Dung der Thiere.

Copris Xiphias. Dieſer Käfer hat die Geſtalt des Nuchicornis, iſt aber kleiner. Der Kopfſchild iſt rund, vollſtändig, ſchwarz und hat im Nacken einen aufgerichteten ſpitzen Dorn. Der Bruſtſchild iſt gewölbt, vorne etwas zugeſpitzt, ſchwarz, ungefleckt. Die Flügeldecken glatt, braungelb, ſchwarzgefleckt. Das Weibchen hat auf dem Kopfſchilde zwei erhöhete Querlinien. Der ganze Unterſchied zwiſchen ihm und dem Nuchicornis beſteht nur darin, daß der Bruſtſchild vorne etwas zugeſpitzt iſt.

Der Büffelkäfer, Scarabaeus Bison Linn. Fabr. Herbſt Käfer II., 224, 133. Man trifft dieſen Käfer ohne Schildchen in den ſüdlichen Theilen Frankreichs und in Spanien an; ſein Körper iſt ſchwarz und kleiner, als der Roßkäfer; der Kopf hat eine halbe Eyform, einen erhöheten Rand und eine gleichfalls erhöhete Binde, auf welcher zwei Hörner in einer Entfernung von einander ſtehen, welche eingekrümmt, mondförmig und länger, als der Kopf ſind. Der Bruſtſchild iſt glatt, vorn-

gegeneinander gekrümmten, erhöheten Querlinien, davon die eine nahe am Nacken befindlich ist; übrigens punktirt. Der Brustschild ist stark gewölbt, vorne aufgeworfen, mit drei Aushöhlungen, wodurch vier stumpfe Erhöhungen entstehn, davon die zwei an den Seiten etwas spitzer sind; bei manchen sind sie nicht so sichtbar. Der ganze Schild ist mit vertieften Punkten bestreut und hat an den Seiten die gewöhnliche Narbe Die Flügeldecken sind nur so lang, als der Brustschild, haben sieben punktirte Linien auf jeder Decke und zwei große rothe Flecken; der eine geht von dem Obereck nach der Mitte, und der andere ist an der Spitze, die vier Hinterfüße sind auch roth. Die Seiten des Körpers und die Füße sind mit Haarfranzen besetzt. Man findet ihn nicht selten in jedem Viehkothe.

Der Eyerkäfer, der eyrunde Käfer, der eyrunde Dungkäfer, Copris Ovatus. Laichart Tyrol. Ins. I, 26, 19. Herbst im Archiv IV, tab. 19, fig. 18. Naturgeschichte der Käfer II, 320, 204. tab. 20. fig. 9. Dieser Käfer ist unter unsern Copriden der kleinste. Sein Kopfschild ist rund, vorne ausgeschnitten; im Nacken befindet sich eine hohe Querlinie gleich einer Lamelle, und vor derselben eine weit niedrigere in der Mitte, manchmal fehlt auch diese. Die Oberfläche ist schwarz oder braunmetallig, mit Härchen besetzt. Der Brustschild ist gewölbt, eben so gefärbt, punktirt und behaart. In der Mitte des Vorderrandes tritt eine stumpfe Spitze hervor, welche in der Mitte getheilt ist. Die Flügeldecken sind schwarz oder braunmetallig mit sieben punktirten Streifen und mit kurzen Härchen besetzt; unten glänzendschwarz. Die Vorderschienbeine haben vier starke Zähne. Man findet ihn nicht selten im Kühdung.

Der dem eyrunden ähnliche Scharrkä-

folgenden gehören. Diese drei ersten Abtheilungen der Linnéischen Scarabäen machten sonst beim Fabricius nur eine Gattung aus. Linné warf außer diesen noch mehrere Käferarten zu denselben, welche weder Gestalt noch Sitten mit einander gemein haben. Scriba, dem ich bei der Eintheilung der Käfer hier, bei dem Artikel Scharrkäfer, gefolgt bin, wirft die Scharrkäfer des Cuviers mit den Mistkäfern zusammen und macht die Dungkäfer des zuletzt genannten Schriftsteller zu Scharrkäfern. Zu den Cuvierschen Scharrkäfern gehört:

Ausländer: Der Langarm, das Langbein, der langarmige Scharrkäfer, Scarabaeus longimanus. Jablonsky Käf. II. tab, 17, fig. 1. Dieser Käfer ist wegen seiner langen Vorderfüße sehr sonderbar, so daß auch manche versucht werden, ihn unter die Baum- oder Laubkäfer zu rechnen; allein die Kennzeichen des Mistkäfers überwiegen jene. Sein Körper gehört mit unter die größten. Der Körper ist zurückgestumpft und unbewaffnet. Die Fühlhörner kurz, das erste und letzte Glied hornig, rostfarbig. Der Brustschild hat eine Pechfarbe, ist stark zusammengedrückt, am Rande gekerbt, und auf beiden Seiten an der Wurzel eingedrückt. Die Flügeldecken sind glatt, an dem Ende mit einer Spitze; der Leib rostfarbig, stumpf, unten mit ziegelfarbigen Haaren. Die Schienbeine sind an den Seiten und an den Enden dornig. Die Vorderschenkel sind so lang, als der halbe Körper des Thieres; die erste Hälfte ist vorwärts, die andere rückwärts gekrümmt, wo beide Krümmungen in der Mitte zusammenstoßen, steht vorwärts ein starker Zahn. Die Vorderschienbeine haben ganz die Länge des Körpers, wie bei dem Cerambyx longimanus, sind glatt, eingebogen, unbewaffnet. An allen Füßen befinden sich fünf gliedrichte Fußblätter. Die

vier erſten ſind von gleicher Größe, das letzte iſt länger, und hat zwei Klauen, davon jede Klaue in zwei Theile wieder getheilt iſt, ſo daß der Fuß vierklauig zu ſeyn ſcheint. Das Vaterland iſt Amerika. Man muthmaßet, daß ihm ſeine langen Vorderfüße dazu dienen, einen Baum befeſtigen zu können.

Der zweiäſtige Scharrkäfer, der braunrothe Indianiſche Käfer mit geſpaltenen Hörnern, das Doppelhorn, Scarabaeus Dichotomus; Herbſt Käf. I, p. 237. Er iſt nach Einigen ſchwarz, nach Andern kaſtanienbraun. Das Horn des Kopfes iſt ſehr lang, mehr eckig, als rund, oben breiter und in zwei Theile getheilt, davon wieder jeder Theil in zwei Spitzen ausgeht. Der Bruſtſchild hat auch ein kleines Horn, das ſich oben in zwei Spitzen theilt. Das Vaterland iſt Indien.

Der Herkuleskäfer, das große fliegende Einhorn, Scarabaeus Hercules. Jablonsky Inſ. I, t. 30, f. 1 mas., f. 2 fem. Einer der größten Käfer mit einem Schildchen und gehörntem Bruſtſchilde, welcher nach Fabricius manchmal mit pechfarbigen und manchmal mit graugünlichen, ſchwarzpunktirten Flügeldecken vorkommt. Nach Linné iſt er ſo groß, wie ein kleiner Vogel; Seine Farbe iſt ſchwarz; die Flügeldecken allein ſind graugrünlich, oval, gewölbt, glatt, mit braunſchwarzen, obſoleten Punkten unordentlich beſetzt, und an den Spitzen abhängig. Der Bruſtſchild iſt ſchwarz, glatt, und geht vorne in ein Horn aus, welches länger, als der ganze Körper, pfriemenförmig, eingekrümmt, glatt, unten nach der Länge graugelb gebärtet, an der Spitze ausgeſchnitten iſt, und in der Mitte auf beiden Seiten einen ſtumpfen nickenden Zahn hat. Der Kopf erhebt ſich in ein zuſammengedrücktes, zugeſpitztes Horn, welches auf der obern

Seite drei oder vier Zähne hat, übrigens aber glatt und kürzer, als der Bruſtſchild iſt. Das Maul iſt haarig, die Augen ziegelfarbig, die Fühlhörner haben faſt ſieben runde Glieder. Das erſte iſt oval und länger, das letzte größer, oval und geſpalten; das Schildchen iſt klein, dreieckig; die Schenkel ſind glatt; die Schienbeine ſind an den Spitzen breit, mit vier Dornen beſetzt; das erſte Paar hat noch einen einzigen Seitendorn; die übrigen haben mehrere Dornen. Das Weibchen iſt unbewaffnet, ohne Kopf- und Bruſtſchildhorn. Man findet ihn in Braſilien, Martinique und Guinea.

Scarabaeus Alcides Fabr. Nach Fabricius iſt dieſer Käfer mit dem Herkuleskäfer ſehr nahe verwandt und vielleicht nur eine Abart von demſelben, nur iſt er doppelt kleiner, als dieſer. Sein Kopfhorn iſt zurückgekrümmt und unbewaffnet. Der Bruſtſchildhorn eingekrümmt, unten bärtig, und der Zahn an demſelben ſteht näher gegen die Wurzel. Die Spitze iſt nicht ausgerändet. Das Vaterland Oſtindien.

Scarabaeus Bimucronatis. Dieſer Käfer, welcher Amboina zum Vaterlande hat, hat die Größe eines Scarabaeus nasicornis. Er iſt niedergedrückt und von der Geſtalt des vorhergehenden. Der Kopfſchild iſt gerändet. Die an dieſen Käfern gewöhnlichen Seitenlamellen ziehen über die großen gelben Augen und theilen ſie in zwei Theile. Die Ober- und Unterlippe hat roſtfarbige Haare, wie Pinſel, und das erſte Glied der Fühlhörner iſt auch haarig. Der Bruſtſchild iſt oben gewölbt und von eingedrückten Punkten narbicht; der Rand geht auf beiden Seiten in eine Spitze nach hinten aus; vor dieſer Spitze iſt er ſägezähnig; hinter derſelben aber ausgeſchnitten, und die Hinterwinkel ſind ſehr ſpitz. Unten iſt der Bruſtſchild mit roſtfarbigen Haaren

beſetzt und zwar am dichteſten gegen den Rand, ſo daß die Haare, welche am Rande hervorragen, an dem Käfer eine roſtgelbe Einfaſſung bilden. Die Bruſt zwiſchen den Füßen iſt eben ſo haarig. Die Flügeldecken ſind glatt, plan-erhaben, gerändet, vollſtändig aber wie Leder obſolet narbicht und bedecken nicht ganz die Spitze des Leibes. Die Füße ſind groß und ſtark; die Vorderfüße aber größer; die Schenkel deſſelben haben in der Mitte einen ſehr ſpitzen Zahn. Die Schienbeine ſind gekrümmt, dreieckig, auf der inneren Seite mit roſtfarbigen Haaren beſetzt, am äußeren Winkel gezähnt, die drei letzten Zähne ſind größer und ſtehen von einander entfernt; der obere Winkel iſt aber mit einem einzigen längeren Dorn bewaffnet. Dieſe Schienbeine ſind viel länger, als an den übrigen Füßen, welche ſonſt ſehr ſtark und ein wenig haarig ſind. Die Farbe dieſes Käfers iſt pechbraun. Die Flügeldecken und Füße ſehen aber ziegelpurpurfarbig aus.

Der Apell, Scarabaeus Apelles Fabr. Dieſer Käfer iſt klein, der Kopfſchild abgerundet, vollſtändig, mit erhöheten Näthen und einem in der Mitte ſtehenden kurzen Horne. Die Farbe iſt graubraun, und vor dem Rande gelb. Der Bruſtſchild iſt ungleich, graubraun, der Rand und vorne zwei Punkte ſind gelb. Die Flügeldecken ſind auch graubraun und von erhabenen Linien geſtreift; in dieſen Linien ſtehen länglichte erhabene, ſchwarze Punkte. Die Füße ſind gelb, ſchwarz gefleckt; die Vorderſchienbeine eingekrümmt, ohne Fußblätter. Das Vaterland der Kap.

Der Einhornzwerg, Scarabaeus Tityus Fabr. Degeer Ins. IV. t. 18, f. 10. Die Größe dieſes ausländiſchen Käfers, welcher viel Aehnlichkeit mit dem Herkules hat, mit einem gehörnten Bruſtſchilde, gleicht dem Europäiſchen Mai-

Seite drei oder vier Zähne hat, übrigens aber glatt und kürzer, als der Brustschild ist. Das Maul ist haarig, die Augen ziegelfarbig, die Fühlhörner haben fast sieben runde Glieder. Das erste ist oval und länger, das letzte größer, oval und gespalten; das Schildchen ist klein, dreieckig; die Schenkel sind glatt; die Schienbeine sind an den Spitzen breit, mit vier Dornen besetzt; das erste Paar hat noch einen einzigen Seitendorn; die übrigen haben mehrere Dornen. Das Weibchen ist unbewaffnet, ohne Kopf- und Brustschildhorn. Man findet ihn in Brasilien, Martinique und Guinea.

Scarabaeus Alcides Fabr. Nach Fabricius ist dieser Käfer mit dem Herkuleskäfer sehr nahe verwandt und vielleicht nur eine Abart von demselben, nur ist er doppelt kleiner, als dieser. Sein Kopfhorn ist zurückgekrümmt und unbewaffnet. Der Brustschildhorn eingekrümmt, unten bärtig, und der Zahn an demselben steht näher gegen die Wurzel. Die Spitze ist nicht ausgerändet. Das Vaterland Ostindien.

Scarabaeus Bimucronatis. Dieser Käfer, welcher Amboina zum Vaterlande hat, hat die Größe eines Scarabaeus nasicornis. Er ist niedergedrückt und von der Gestalt des vorhergehenden. Der Kopfschild ist gerändet. Die an diesen Käfern gewöhnlichen Seitenlamellen ziehen über die großen gelben Augen und theilen sie in zwei Theile. Die Ober- und Unterlippe hat rostfarbige Haare, wie Pinsel, und das erste Glied der Fühlhörner ist auch haarig. Der Brustschild ist oben gewölbt und von eingedrückten Punkten narbicht; der Rand geht auf beiden Seiten in eine Spitze nach hinten aus; vor dieser Spitze ist er sägezähnig; hinter derselben aber ausgeschnitten, und die Hinterwinkel sind sehr spitz. Unten ist der Brustschild mit rostfarbigen Haaren

beſetzt und zwar am dichteſten gegen den Rand, ſo daß die Haare, welche am Rande hervorragen, an dem Käfer eine roſtgelbe Einfaſſung bilden. Die Bruſt zwiſchen den Füßen iſt eben ſo haarig. Die Flügeldecken ſind glatt, plan-erhaben, gerändet, vollſtändig aber wie Leder obſolet narbicht und bedecken nicht ganz die Spitze des Leibes. Die Füße ſind groß und ſtark; die Vorderfüße aber größer; die Schenkel deſſelben haben in der Mitte einen ſehr ſpitzen Zahn. Die Schienbeine ſind gekrümmt, dreieckig, auf der inneren Seite mit roſtfarbigen Haaren beſetzt, am äußeren Winkel gezähnt, die drei letzten Zähne ſind größer und ſtehen von einander entfernt; der obere Winkel iſt aber mit einem einzigen längeren Dorn bewaffnet. Dieſe Schienbeine ſind viel länger, als an den übrigen Füßen, welche ſonſt ſehr ſtark und ein wenig haarig ſind. Die Farbe dieſes Käfers iſt pechbraun. Die Flügeldecken und Füße ſehen aber ziegelpurpurfarbig aus.

Der Apell, Scarabaeus Apelles Fabr. Dieſer Käfer iſt klein, der Kopfſchild abgerundet, vollſtändig, mit erhöheten Näthen und einem in der Mitte ſtehenden kurzen Horne. Die Farbe iſt graubraun, und vor dem Rande gelb. Der Bruſtſchild iſt ungleich, graubraun, der Rand und vorne zwei Punkte ſind gelb. Die Flügeldecken ſind auch graubraun und von erhabenen Linien geſtreift; in dieſen Linien ſtehen länglichte erhabene, ſchwarze Punkte. Die Füße ſind gelb, ſchwarz gefleckt; die Vorderſchienbeine eingekrümmt, ohne Fußblätter. Das Vaterland der Kap.

Der Einhornzwerg, Scarabaeus Tityus Fabr. Degeer Ins. IV. t. 18; f. 10. Die Größe dieſes ausländiſchen Käfers, welcher viel Aehnlichkeit mit dem Herkules hat, mit einem gehörnten Bruſtſchilde, gleicht dem Europäiſchen Nas-

Seite drei oder vier Zähne hat, übrigens aber glatt und kürzer, als der Brustschild ist. Das Maul ist haarig, die Augen ziegelfarbig, die Fühlhörner haben fast sieben runde Glieder. Das erste ist oval und länger, das letzte größer, oval und gespalten; das Schildchen ist klein, dreieckig; die Schenkel sind glatt; die Schienbeine sind an den Spitzen breit, mit vier Dornen besetzt; das erste Paar hat noch einen einzigen Seitendorn; die übrigen haben mehrere Dornen. Das Weibchen ist unbewaffnet, ohne Kopf- und Brustschildhorn. Man findet ihn in Brasilien, Martinique und Guinea.

Scarabaeus Alcides Fabr. Nach Fabricius ist dieser Käfer mit dem Herkuleskäfer sehr nahe verwandt und vielleicht nur eine Abart von demselben, nur ist er doppelt kleiner, als dieser. Sein Kopfhorn ist zurückgekrümmt und unbewaffnet. Der Brustschildhorn eingekrümmt, unten bärtig, und der Zahn an demselben steht näher gegen die Wurzel. Die Spitze ist nicht ausgerändet. Das Vaterland Ostindien.

Scarabaeus Bimucronatis. Dieser Käfer, welcher Amboina zum Vaterlande hat, hat die Größe eines Scarabaeus nasicornis. Er ist niedergedrückt und von der Gestalt des vorhergehenden. Der Kopfschild ist gerändet. Die an diesen Käfern gewöhnlichen Seitenlamellen ziehen über die großen gelben Augen und theilen sie in zwei Theile. Die Ober- und Unterlippe hat rostfarbige Haare, wie Pinsel, und das erste Glied der Fühlhörner ist auch haarig. Der Brustschild ist oben gewölbt und von eingedrückten Punkten narbicht; der Rand geht auf beiden Seiten in eine Spitze nach hinten aus; vor dieser Spitze ist er sägezähnig; hinter derselben aber ausgeschnitten, und die Hinterwinkel sind sehr spitz. Unten ist der Brustschild mit rostfarbigen Haaren

Seine Farbe ist schwarz; die Flügeldecken und Schenkel ziegelfarbig. Das Vaterland Amerika.

Der Erdkäfer mit zwei Hörnern auf dem Brustschilde, der Amerikaner Scarabaeus bicornis. Er hat die Größe des Scarabaeus nasicornis. Der Kopf ist schwarz, mit einem etwas zurückgebogenen Horne, von der Länge des Brustschildes und mit zwei breitgedrückten Hörnern bewaffnet. Das Schildchen und die Flügeldecken sind roth. Die Füße schwarz und stark gezähnt. Das Vaterland Amerika.

Das rothe Indianische Kurzhorn, Scarabaeus Aegeon. Jablonsky Käfer I, tab. 1, fig. 4. Drury Ins. II, tab. 30, fig. 3. Er hat die Größe eines größeren Scarabaeus nasicornis. Der Kopf ist schwarz und vorne ausgerandet; auf demselben steht ein zurückgekrümmtes, pfriemenförmiges Horn. Der Brustschild ist enger, als die Flügeldecken, rostfarbig und hat auf beiden Seiten einen schwarzen Flecken; auch ist der Rand schmal, schwarz eingefaßt. Auf dem Brustschilde befindet sich ein kleines eingekrümmtes Horn, welches unten ausgehöhlt und bärtig ist. Die Flügeldecken sind rostfarbig; das Schildchen, Naht und Rand aber schwarz. Das Vaterland ist Indien.

Der Gabelträger, Scarabaeus Oromedon, Scarabaeus furciger. Jablonsky Käf. I, tab. 2, fig. 2. Dieser Käfer hat die Größe eines größeren Scarabaeus nasicornis, ist ganz braun und glatt; der Kopfschild gezähnelt. Das Kopfhorn krümmt sich vorwärts in die Höhe, ist an der Spitze getheilt und hat in der Mitte auf der Oberseite einen Zahn. Der Brustschild verlängert sich vorwärts in ein kürzeres, etwas abwärts gekrümmtes Horn, welches an der Spitze ausgerandet ist. Alle Füße sind gezähnt. Die Vorderschien-

pferdkäfer. Der Kopf hat ein zugespitztes, etwas zurückgekrümmtes, ungezahntes Horn, das länger, als der Kopf ist. Vorn, in der Mitte des Brustschildes befindet sich ein fast gleich langes vorwärts gestrecktes, unter sich gekrümmtes zugespitztes schwarzes Horn, und an jeder Seite desselben, noch ein kleineres an eben diesem Brustschilde. Degeer giebt die Farbe des Kopfes und das Vordertheil des Brustschildes zwischen den Hörnern schwarz an; das übrige ist grau oder olivenfarbig, mit einem schwarzen Rande und Punkt auf jeder Seite des Außenrandes. Die Flügeldecken haben die Farbe des Brustschildes, sind mit einer schwarzen Linie eingefaßt und mit schwarzen, runden, ungleichen Flecken bestreut. Der Bauch ist Kastanienbraun.

Der Indianische Keulenträger, der Schlüsselträger, der Schaufelträger, Scarabaeus Claviger Linn. Fabr. Drury Ins. III. tab. 48, f. 3. Dieser Käfer hat die Größe des vorigen und ist fuchsroth. Der Kopf ist schwarz, mit einem pfriemenförmigen, spitzen, einfachen, in die Höhe stehenden zurückgekrümmten Horne, welches fast so lang, als der Brustschild ist. Der Brustschild hat ein stärkeres Horn, welches am Ende breiter ist und in drei Spitzen ausgeht. Das Vaterland ist Indien.

Scarabaeus Hastatus Jabl. Käf. I, 241, n. 11. Dieser Käfer ist von mittlerer Größe; der Kopfschild zurückgeschlagen, gezähnt, und hat ein großes, in einen Bogen gekrümmtes, spitzes, unbewaffnetes Horn. Der Brustschild ist punktirt, hat in der Mitte ein kurzes, niedergebogenes Horn, das oben glatt, unten gewölbt und haarig, an der Spitze aber dreilappig ist. Die Flügeldecken sind punktirt und haben einen einzigen Streif an der Naht.

und werden von neun fein punktirten Streifen durchzogen. Das Schildchen ist klein und schwarz. Die Fühlspitzen, Fühlhörner, Füße und der Hinterleib haben meistens eine glänzende rothbraune Farbe, welche manchmal heller, manchmal dunkler ist. Die Vorderschienbeine haben drei Zähne.

Der Europäische gefurchte Pflanzenkäfer, Scarabaeus Asper Fabr. Herbst Käf. II, 278, 170, tab. 18, fig. 14. Archiv IV, tab. 19, fig. 10. a. b. In der Größe und Gestalt gleicht dieser Käfer dem Scarabaeus Porcatus. Der Kopfschild ist schwarz, vorne ausgeschnitten, rostfarbig, in der Mitte oben in die Quere gerippt. Der Brustschild ist schwarz, vorne rostfarbig eingefaßt, hinten vor dem Schildchen eine Kerbe. Die Oberfläche ist mit vier erhöheten Querlinien durchzogen. Das Schildchen klein. Die Flügeldecken sind schwarz, umschließen die Seiten des Leibes und haben neun tiefe Furchen. Bei frischen Exemplaren ist die Naht roth. Die Füße sind rothbraun. Man findet ihn im Frühling um die Dunghaufen, auch auf der Erde im Sande.

Der Kehrigkäfer, Scarabaeus Quisquilius Linn. Herbst Käf. II, 279, 171. tab. 18, fig. 15; Archiv IV, tab. 19, fig. 8. Dieser Käfer ist der kleinste unter allen bekannten Käfern. Der Kopfschild ist rund, schwarz und glatt. Die Kolbe der Fühlhörner steht auf einem etwas längern Stiel, als es bei den Scarabäen gewöhnlich ist und nahet sich den Dermestern. Der Brustschild ist glatt, glänzend-schwarz, der erhöhete Seitenrand aber gelb. Das Schildchen ist schwärzlicht, klein, liegt tief; daher muthmaßet Herbst, man habe ihn als einen Käfer ohne Schildchen angesehen. Die Flügeldecken sind gelbbraun, glatt, und jede hat neun Reihen feiner Punkte. Der Leib ist schwarz, die Füße braun. Das Vaterland Deutschland. Ein Mehreres über

beine haben drei stärkere Zähne. Das Vaterland ist das des vorigen.

Das Indianische Nashorn oder der Indianische Nashornkäfer, Scarabaeus Rhinoceros Linn. Fabr. Voet. Käf. tab. 19, fig. 123. Röf. Inf. II, tab. A, fig. 7. Jablonsky Käf. II, tab. 9, fig. 5, 6. Er ist sehr nahe mit dem Scarabaeus Nasicornis verwandt, jedoch immer größer, als derselbe. Die Lippe ist unten bärtig, vorne aber ausgeschnitten, zweispaltig. Das Kopfhorn ist pfriemenformig, kürzer, als der Brustschild, an der Wurzel ein wenig nieder- nicht aber zusammengedrückt. Der Brustschild ist zurückgestumpft, auf der Spitze obsolet zweizähnig; an den Seiten auch etwas zurückgestumpft, glatt, aber nicht glänzend. Die Flügeldecken sind länglicht, schwarz, mit ausgehöhlten Punkten bestreut. Der Körper ist ganz schwarz, und ist unten mit rostfarbigen Haaren bekleidet.

Europäer. Scarabaeus Oblongus, Scarabaeus Capitatus, Herbst Käfer, tab. 18, fig. 2 u. Archiv IV, T. 20. Von Moll Naturhistorische Beschreibung I, 70. Scriba's Beiträge zu der Insekten Geschichte I, p. 36, n. 6. Er hat die Größe des Scarabaeus Fossor, von dem er sich aber bei dem ersten Anblick dadurch unterscheidet, daß er flacher und schmäler ist Der Kopfschild ist breit, vorne abgerundet und geht auf beiden Seiten vor den Augen in ein scharfes Eck aus. Ringsherum hat er einen aufgeworfenen bräunlichten Rand; sonst ist er schwarz, glatt, glänzend, scheint sich aber in der Mitte verloren zu erhöhen. Um den Rand hat er eingestochene obsolete Punkte. Der Brustschild ist glatt, etwas breiter, als der Kopfschild, schwarz, glänzend, gerändet, röthlichbraun oder schwarzbraun

und werden von neun fein punktirten Streifen durchzogen. Das Schildchen ist klein und schwarz. Die Fühlspitzen, Fühlhörner, Füße und der Hinterleib haben meistens eine glänzende rothbraune Farbe, welche manchmal heller, manchmal dunkler ist. Die Vorderschienbeine haben drei Zähne.

Der Europäische gefurchte Pflanzenkäfer, Scarabaeus Asper Fabr. Herbst Käf. II, 278, 170, tab. 18, fig. 14. Archiv IV, tab. 19, fig. 10. a. b. In der Größe und Gestalt gleicht dieser Käfer dem Scarabaeus Porcatus. Der Kopfschild ist schwarz, vorne ausgeschnitten, rostfarbig, in der Mitte oben in die Quere gerippt. Der Brustschild ist schwarz, vorne rostfarbig eingefaßt, hinten vor dem Schildchen eine Kerbe. Die Oberfläche ist mit vier erhöheten Querlinien durchzogen. Das Schildchen klein. Die Flügeldecken sind schwarz, umschließen die Seiten des Leibes und haben neun tiefe Furchen. Bei frischen Exemplaren ist die Naht roth. Die Füße sind rothbraun. Man findet ihn im Frühling um die Dunghaufen, auch auf der Erde im Sande.

Der Kehrigkäfer, Scarabaeus Quisquilius Linn. Herbst Käf. II, 279, 171. tab. 18, fig. 15; Archiv IV, tab. 19, fig. 8. Dieser Käfer ist der kleinste unter allen bekannten Käfern. Der Kopfschild ist rund, schwarz und glatt. Die Kolbe der Fühlhörner steht auf einem etwas längern Stiel, als es bei den Scarabäen gewöhnlich ist und nahet sich den Dermestern. Der Brustschild ist glatt, glänzend-schwarz, der erhöhete Seitenrand aber gelb. Das Schildchen ist schwärzlicht, klein, liegt tief; daher muthmaßet Herbst, man habe ihn als einen Käfer ohne Schildchen angesehen. Die Flügeldecken sind gelbbraun, glatt, und jede hat neun Reihen feiner Punkte. Der Leib ist schwarz, die Füße braun. Das Vaterland Deutschland. Ein Mehreres über

die Scharrkäfer, s. unter Käfer, im Supplement.

Scharrmaus, s. unter Maus, Th. 86, S. 141.

Scharsche, s. Serge.

Scharstock, im Schiffbaue, Hölzer, welche auf einigen Flußschiffen zur Befestigung des Mastes dienen, denselben einschließen und nach dessen Ründung ausgeschnitten sind. Ihr Abstand von einander ist 10 Zoll, und sie selbst sind 10 Zoll breit, 6 Zoll dick; sie werden mit zwei starken hölzernen Nägeln auf jeder Duchte angenagelt.

Scharte *), ein vermittelst des verstärkenden t von 1 Schar und dem daselbst zum Grunde liegenden Zeitworte scharen abstammendes Wort, welches daher auch aller dort bemerkten Bedeutungen fähig ist. Im Hochdeutschen kommen davon noch folgende vor. 1) Mit dem Begriff des hohlen Raumes, eines Gefäßes, ist die Scharte oder Schart, in einigen Gegenden, selbst Obersachsens, ein großer runder kupferner Tiegel auf Füßen, mit einer kupfernen einschließenden Decke, welche oben mit glühenden Kohlen belegt wird, Pasteten darin zu backen oder andere Speisen darin zuzurichten. In einem von dem Frisch angeführten alten Vocabulair von 1482 ist Schart eine jede Pfanne. — 2) Mit dem Begriff des Schneidens, Brechens, Theilens ꝛc., der sich auf eine unmittelbare Onomatopöie gründet, ist die Scharte; (1) Ein abgebrochenes, abgeschnittenes, abgesprungenes Stück, ein Span, Splitter,

*) Man spricht im Hochdeutschen das a in diesem Worte ziemlich gedehnt aus; andere Mundarten brechen es kurz ab; wenn aber Scharte die Lücke in einer Schneide bedeutet, soll es nach Heynaz lang, und wenn es der Einschnitt in einer Brustwehr ist, kurz ausgesprochen werden; allein Adelung sagt, daß diese Regel sehr willkührlich sei.

ein Stück; eine noch in den gemeinen Sprecharten, sowohl Ober- als Niederdeutschlands gangbare, im Hochdeutschen aber unbekannte Bedeutung. So braucht Jeroschin Schart für einen Span, s. auch Heftscharte, Th. 22, S. 705. Im Niedersächsischen ist Schaard in engerer Bedeutung ein Stück eines zerbrochenen Topfes, eine Scherbe, Angels. Sceard, Engl. Shard. (2) Ein Einschnitt, eine durch Schneiden, Reißen, Brechen ꝛc. verursachte Oeffnung. Bei dem Strycker kommt schart für verwundet vor. Im Engl. ist Sheard, Shard. eine Narbe, Fr. Escarre. In den alemannischen Gesetzen bedeutet Lidiscarti die Verstümmelung eines Gliedes, und Orscarti, die Verletzung des Ohrs. Das Schwed. skaerda bedeutet gleichfalls verletzen, das Isländ. skord, vermindern, und unser kurz ist nur durch den Mangel des Zischlautes davon verschieden. Es kommt hier noch in folgenden Fällen vor:

a) In dem zusammengesetzten Hasenscharte bedeutet es eine angeborne Spalte in der Lippe, dergleichen die Hasen haben, s. Hasenschart, Th. 22, S. 189. — b) An scharfen schneidenden Werkzeugen ist die Scharte eine fehlerhafte Oeffnung an der Schärfe, welche durch ein ausgesprungenes Stück verursacht worden. Nieders. Schaard, Isländ. Skard, Engl. Shord. Das Messer hat Scharten, bekommt Scharten. Eine Scharte auswetzen, sowohl eigentlich, als auch figürlich, einen Fehler wieder gut machen, einen Schaden ersetzen. Du hast sein scharfes Schwert mit Scharten stumpf gemacht. Opitz. — c) Ein Einschnitt in die Oberfläche der Mauern oder Brustwehren, dadurch zu schießen, ist unter dem Namen einer Schießscharte bekannt. Schwed. Skard, Fr. Escarre. In den Niederdeutschen Marschländern wird auch die in die Oberfläche eines Deiches oder

Dammes eingeſchnittene Durchfahrt eine Scharte genannt. Ohne Ziſchlaut iſt im Niederſächſiſchen Kart, eine Kerbe. — d) Bei dem Böttiſcher iſt Scharte haben, ein Ausdruck deſſelben, wenn er den ganzen Durchmeſſer eines Bottichbodens beſtimmen will. Wenn z. B. der ganze Bottich im Boden ſo und ſo viel Fuß im Durchmeſſer hat, ſo ſagt dieſer Handwerker: der Bottich hat ſo und ſo viel Fuß auf den Schart, nämlich es iſt derſelbe von einer äußeren Kante des einen Schartſtückes bis zu der andern Kante des andern Schartſtückes ſo und ſo lang. — e) Eine Pflanze, mit verwachſenen Staubbeuteln und lauter fruchtbaren Zwittern, wird wegen ihrer zackigten gekerbten Blättern ſowohl Scharte, als Schartenkraut, und mit einem andern Suſſiro Scharley genannt; ſ. weiter unten.

Scharte, Schartenkraut, Serratula Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erſte Ordnung der neunzehnten Klaſſe (Syngenesia Polygamia Aequalis) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgenden Charakter hat: der Kelch iſt cylindriſch, dachziegelförmig unbewehrt; der Fruchtboden iſt mit Spreublättchen beſetzt oder zottig; der Haarkamm gefiedert oder gezähnt.

1) Die Alpenſcharte, Serratula alpina, calycibus subhirsutis ovatis, foliis indivisis. Linn. Spec. plant. Tom II, p. 1145. Serratula foliis petiolatis; radicalibus ovato-oblongis dentatis; caulinis integerrimis. Fl. Suec. 661, 714. Serratula foliis ovato-lanceolatis; radicalibus serratis, caule thyrsiflore. Fl. lapp. 291. Hort. ups. 391. Cirsium inerme, foliis ex ovato lanceolatis denticulatis infra lanugine candidis. Gmel. Sib. 2. p. 67, t. 26. Carduo-Cirsium minus Britan-

nium, floribus ungestis. Pluk. alm. 83, t. 154, f. 3. Engl. Mountain Saw-Wort. Mit einem aufrechten, ungefähr 1 Fuß hohen Stängel, blauen, wohlriechenden, faſt kelchenartig geordneten Endblumen, deren Kelche eyförmig und faſt zottig ſind. Die Wurzelblätter ſind eylanzettförmig, gezähnt; die Blätter des Stängels ganzrandig. Sie wächſt auf den Alpen in der Schweitz, Lappland, Sibirien und Schottland, und blüht im Auguſt.

2) Bittere Scharte, Serratula amara, foliis lanceolatis, squamis calycinis apice scariosis obtusis patulis coloratis, floribus terminalibus. Cirsium inerme, foliis scabris; inferioribus ex sinuato dentatis, squamis calycum sub rotundis membranaceis. Gmel. sib. 2. p. 72, t. 29. Die Blätter ſind lanzettförmig, am Rande ſcharf, die unteren an der Baſis gezähnt, die obere hingegen ganzrandig und herablaufend. Die Endblumen ſind doldentraubenartig. Der Wuchs und Anſtand iſt wie bei der vorhergehenden Art. Der Stängel iſt eckig, mit aufrechten, einfachen Zweigen, welche an der Spitze oft drei Blumenköpfchen tragen. Sie wächſt in Sibirien und perennirt in unſern Gärten im Freien.

3) Die Ackerſcharte, Haberdiſtel, Feldiſtel, Serratula arvensis, foliis dentatis spinosis. Fl. suec. 662; 715. Carduus radice repente, foliis lanceolatis dentatis margine aculeatis. Fl. lapp. 293. Roy. lugd. 133. Carduus vinearum repens, sonchi folio. Bauh. pin. 387, prod. 156. Carduus in avena proveniens. Bauh. pin. 377. Ceanothus Theophrasti. Col. ecphr. 1. p. 45, f. 45. Carduus serratuloides Neck. Gallob. Engl. Corn saw-

wort. Der Stängel dieser Pflanze ist aufrecht eckig, nach Verschiedenheit des Standortes 2 — 5 Fuß hoch und rispenartig in Zweige getheilt; er trägt abwechselnde, lanzettförmige, halbgefiederte, gezahnte, am Rande wellenförmig erhabene, dornige, übrigens unbehaarte Blätter, welche den Stängel umfassen und fast an demselben herablaufen; und aufrechte, purpurrothe, kurzgestielte, fast gebüschelte Blumen, mit eingedrückten, beinahe unbehaarten Kelchschuppen; der Fruchtboden ist mit Spreublättchen besetzt. Die Haarkrone ist gefiedert. Diese Pflanze wächst in Europa, besonders in Deutschland, häufig auf Aeckern, blüht vom July bis August, und wird mit Recht zu den lästigen Unkräutern der Felder gezählt. Die jungen Pflanzen liefern dem Rindviehe, den Schafen und Gänsen ꝛc. ein angenehmes Futter und die gefiederten Samenkronen können, mit Wolle oder Haare vermischt, verarbeitet werden.

4) Flockenblumenartige Scharte, Serratula Centauroides, foliis pinnatifidis acutis glabris inermibus, squamis calycinis mucronatis; intermedioribus membranaceis. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 1148. Carduus caule ramoso, foliis pinnatifidis; foliolis dentatis, squamis ex lanceolato spinosis. Gmel. sib. 2. p. 44. t. 17. Jacea serpens. Janon. hist. Der Stängel dieser Pflanze ist ästig, ungefähr 1 Fuß hoch und mit abwechselnden steifen, oft einblumigen Zweigen versehen. Die Blätter sind halb gefiedert, unbehaart, geadert; die Einschnitte oder Zähne lanzettförmig. Die Blumen purpurroh, die Griffel doppelt länger, als die Blümchen. Die Kelche rund, länglich; die Schuppen dachziegelförmig gelagert, stechend; die innern

rauſchend. Sie findet ſich in Sibirien und gleicht in Anſehung ihrer Geſtalt der biſamduftenden Flockenblume, Centaurea Moschata.

5) Färberſcharte, Färberdiſtel, Färberſchartenkraut, Färberblume, Serratula tinctoria, foliis lyrato-pinnatifidis; pinna terminali maxima, flosculis conformibus. Hort cliff. p. 391. Hart. ups. 249. Serratula, Bauh. pin. 235. Dod. pempt. 34. Carduus tinctorius Bernh. Engl. Common saw-wort. Aus der äſtigen, faſerigen Wurzel dieſer Pflanze erheben ſich ein oder mehrere aufrechte, 1 — 2 auch 3 Fuß hohe Stängel, die ſich oben in Aeſte abtheilten und mit aufrechten, meiſtens rothen Blumenköpfchen gekrönt ſind. Die Kelchblätter liegen an. Die Blätter ſind leyerförmig geſiedert und die oberſten Lappen ſind die größten, die unterſten ſind getheilt. Die obern ſitzen am Stängel feſt. Man findet dieſe Pflanze in Deutſchland in Wäldern und auf etwas feuchten Wieſen. Sie blüht vom July in Auguſt. Wegen ihrer gelbfärbenden Eigenſchaft wird ſie auch beſonders auf Feldern in einigen Gegenden gebauet. Wenn man ſie zu dieſem Zwecke auf dazu ſchicklichen Plätzen ziehen will, ſo kann die Anpflanzung ſowohl durch Samen, als durch die Zertheilung der Wurzeln geſchehen. Man kann den im Herbſte eingeſammelten Samen, ſo bald er reif iſt, oder auch zeitig geworden, im Frühjahre in einem tief gegrabenen Beete ausſäen und hernach die jungen Pflänzchen da, wo ſie zu dick ſtehen, ausziehen und auf andere dazu beſtimmte Beete, 1½ Fuß weit von einander entfernt, einpflanzen. Die Anpflanzung durch die Wurzeln kann im September oder October geſchehen; dann hebt man die alten Pflanzen aus, zertheilt die Wurzel und pflanzt die Sprößlinge in gehöriger Entfernung in ein gut gegrabenes Beet.

In ihrer Wildniß lieben sie einen lehmigen, fetten Boden und eine etwas schattige Lage.

Die Scharte giebt eine grüngelbe Farbe. Die Zusätze zum Sud sind Alaun und Weinstein; genaue Versuche zeigen, daß die Farbe ohne Weinstein besseren Glanz erhält, aber weniger beständig ist. Bearbeitet man diese färbende Materie mit Steinsalz oder Kalk, so verliert sie meistens ihr Grün und geht ins Gelbe über oder erhält eine gelbe Farbe, gleich dem Wau. Wenn man die Scharte auf diese Art, als eine nicht so kostbare Farbematerie als der Wau nutzt, so werden sich Färbereien dabei nicht übel stehen; besonders wenn es an Wau fehlt, oder derselbe nicht gehörig reif wird, welches besonders in Nordischen Gegenden häufig geschieht. Außerdem giebt die Scharte zu allen grünen Farben den besten und festesten Grund. Man thut auf ein Pfund Garn in drei Maaß Wasser zwei Hände voll Weitzenkleie und sechs Loth Alaun, und läßt darin die Waare eine halbe Stunde sieden; dann nimmt man sie heraus, theilt sie ab, läßt sie halb trocken werden und von neuem in einem Farbesud sieden, der aus vier Maaß Wasser, einem Pfunde Scharte, einem Loth Kalk und 2 Loth Potasche besteht, so ist das Gelbe fertig; wenn es nun durch die Blauküpe gezogen wird, so giebt es eine schöne grüne Farbe. Will man mit Scharte hochgelb färben, oder diese Farbe zum Grunde einer grünen gebrauchen, so läßt man den Kalk weg und siedet die Waare vorher dergestalt an, daß man zu einem Pfunde Garn zwei Loth Weinstein, vier Loth Alaun und zwei große Hände voll Weitzenkleie nimmt, und damit die Waare in vier Maaß Wasser eine halbe Stunde gesotten. Nachher wird sie herausgenommen, ein wenig abgespült und getrocknet. Hierauf wird ein Farbesud aus einem Pfunde

Scharte und drei Loth Potasche in vier Kannen Wasser angesetzt und darin die Waare eine halbe Stunde hin und her gezogen, indem der Farbesud gelinde kocht. Wenn man Leinwand färbt, so wird dieselbe von den Färbern, ohne sie vorher anzusieden, sogleich mit einem Pfunde Scharte und vier Loth Potasche gefärbt. Die Farbe bekommt hierdurch zwar ein schönes Ansehen, sie geht aber in der nächsten Wäsche wieder aus. Um eine dauerhafte Farbe zu erhalten, thun Einige in den vorhererwähnten Farbesud ein Quentchen in Essig aufgelöseten Grünspan, weil aber dessen Säure das Laugensalz, so hierbei gebraucht wird, nicht vollkommen sättiget, so zeigt die Absudsprobe, daß dieses Verfahren nicht zuverläßig ist. Eine beständigere Farbe erhält man, wenn man ein Pfund leinen Garn in zwei Maaß Wasser absiedet, worin 8 Loth Alaun aufgelöset worden. Nach zwölf Stunden nimmt man es heraus, trocknet es, ohne es abzuspülen, und färbt es nachher in einem Farbesude, wo in vier Maaß Wasser ein Pfund Scharte und drei Loth Potasche zusammengesotten worden. Setzt man Salmiak zu der Scharte, so wird die Farbe blaßgelb, mit Weinsteinöl und andern feuerfesten Gewächs-Laugensalzen fällt sie ins Orange; von mineralischen Laugensalzen oder Natrum, verliert sie meist ihr Grünes. Um Baumwollen- oder Leinenzeug mit Scharte gelb zu färben, darf man auch nur 1 Pfund Zeug vier und zwanzig Stunden lang in eine lauwarme Beitze aus 8 Loth Alaun und 2 Loth Zinnauflösung legen und es nachher, nicht gespült, sondern trocken in einem Bade von Scharte bei einer Temperatur von 70 Graden färben. Die Versuche, welche Pörner mit der Scharte in Hinsicht ihres färbenden Pigmentes angestellt hat, übergehe ich hier, weil sie mit denen der andern gelbfärbenden Kräuter z. B. des Waus,

ſ. unter Reſeda, Th. 123, S. 3 u. f., der Gelbwurz, ſ. Th. 16, S. 789 u. f. ꝛc. übereinkommen.

In der Medizin iſt die Scharte ehemals auch gebraucht worden, um die Wunden bei offenen Schäden zu ſchließen; auch bei Quetſchungen, das geronnene Blut zu zertheilen und es wieder in den Kreislauf zu bringen. Man nahm zu dieſem Endzweck eine halbe Hand voll Blätter, auf die man einige Pfunde weißen Wein goß und es mehrere Stunden ſtehen ließ. Eine Drachme vom Pulver der Wurzel in einem Glaſe Wein getrunken, ſoll dieſelbe Wirkung thun. Die ganze Pflanze in Wein gekocht und die Geſchwüre damit gewaſchen, reiniget dieſelben und ſchließt ſie bald zu. Legt man dieſes Kraut geſtoßen auf die ſchmerzhafte goldene Ader, ſo ſoll es die Schmerzen lindern. Nach Matthiolus ſoll man ſich deſſelben auf eben die Art gegen die Darmbrüche bedienen. —

Was den Handel mit dieſem Artikel anbetrifft, ſo kommt die meiſte Scharte von der Gegend um Sangershauſen, Pegau, Borna, Rötha, Merſeburg, Schkeuditz und Leipzig; ingleichen erhält man auch dieſelbe an der Unſtrut bei Artern. Man handelt ſie bei Centnern und Fudern und verfährt ſie in auswärtige Länder für die Tuch- und Gewandfärber.

6) Gekrönte Scharte, Serratula coronata, foliis lyrato-pinnatifidis; pinna terminali maxima, flosculis radii femineis longioribus Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 1144. Carduus inermis, foliis glabris pinnatis; lacinia extima maxima, capitulis squalidis. Gmel. sibir. 2. p. 49. t. 20. Serratula praealta centauroides montana. Bocc. Mus. 2. p. 45, t. 37. Engl. Crown saw-wort. Dieſe in Italien und Sibirien wild-

wachsende Pflanze, gleicht der Färberscharte, Serratula tinctoria L., ist aber größer. Der Stängel ist gefurcht, 3 — 5 Fuß, auch darüber, hoch; die Blätter sind sägezähnig, ungepaart gefiedert, fast fünfpaarig; die Blättchen ineinander fließend, die Blumenstiele einblümig, und die gestrahlten Blumen blaßroth. Die Strahlenblümchen sind größer, als die röhrigen Blümchen auf der Scheibe. Sie perennirt in Deutschlands Gärten im Freien.

7) Schmalblättrige Scharte, Serratula angustifolia Willd. Cirsium inerme, foliis linearibus utrinque viridibus, calycibus hirsutis. Gmel. sib. 2. p. 78 f. 33. Engl. Narrow-leav'd saw-wort. Diese Pflanze hat gleich breite, ganzrandige, behaarte Blätter, doldentraubenartige Endblumen und rauchhaarige Kelche. Das Vaterland ist das östliche Sibirien.

8) Zweifarbige Scharte, Serratula discolor. Willd. Serratula alpina ylapatifolia. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 1145. Cirsium polyanthemum, molli hastato folio. Moris. hist. 3, p. 148. s. 7. t. 29, f. 1, t. 22. Cirsium foliis triangularibus lunate dentatis. Hall. helv. p. 683. Carduus mollis, lapathi foliis. Bauh. pin. p. 377. Carduus mollior. 2. Clus. Hist. 2. p. 151. Caealia tomentosa Scheuchz. it. alp. t. 18, f. 1. Diese Art, welche von Linné als eine Abänderung von Serratula alpina aufgeführt worden, wird von den neueren Botanikern durch die Gestalt der Blätter unterschieden, welche auf der Unterfläche mit schneeweißem Filze bekleidet sind. Die Wurzelblätter sind eyrund, fast herzförmig; die Stängelblätter eylanzettförmig und die Endblumen fast doldenartig. Sie

wächst auf Alpen in der Schweiz, Frankreich, Oesterreich und Sibirien, und blüht im July.

9) Vielblümige Scharte, Serratula multiflora, foliis lanceolatis, subtus villosis subdecurrentibus integerrimis, caule corymboso, calycibus cylindricis. Serratula elatior, floribus umbellatis parvis. Gerb. tan. 294. Cirsium inerme, caulibus adscendentibus, foliis linearibus infra cinereis. Gmel. sib. 2. p. 71. Der Stängel dieser Pflanze ist eckig und nach oben doldentraubenartig getheilt; er trägt lanzettförmige, unten zottige, fast herablaufende, ganzrandige Blätter, welche auf der Unterfläche mit weichen Haaren bekleidet sind, und kleine Blumen, mit cylindrischen Kelchen, deren Schuppen gespitzt, purpurröthlich und glatt sind. Sie wächst in Sibirien und gleicht der weidenblättrigen Scharte, Serratula Salicifolia, ist aber durch lanzettförmige, an der Basis ein wenig herablaufende Blätter und durch gefüllte Kelche unterschieden. Sie perennirt in unsern Gärten im Freien.

10) Gefranzte Scharte, Serratula ciliata. Vahl. Symb. I, p. 67. Der Stiel dieser Pflanze ist aufrecht, krautartig gestreift, ästig, unten nackt, oben weißgrau. Die Blätter sind ungestielt, lanzettförmig, ungetheilt, am Rande mit feinen Dornen gefranzt, 1 — 2 Zoll lang, zottig, auf der Unterfläche mit weißgrauem Filze bekleidet. Die Blumenkapsel von der Größe einer Haselnuß, die Kelchschuppen unbehaart, die äußeren eyförmig, an der Spitze kielförmig, stehend, die inneren lanzettförmig. Die Samenkrone ist federförmig. Das Vaterland Aegypten.

11) Caspische Scharte, Serratula Caspica. Pallas it. 2. app. n. 121. t. 2.

Dieſe Pflanze hat lanzettförmige, ganzrandige, ſtumpfe, faſt fleiſchige, unbehaarte Blätter und einen doldentraubigen Stängel. Die Samenkrone iſt haarförmig, gefranzt, und der Fruchtboden zottig. Sie wächſt am Caſpiſchen Meere.

12) Niedrige Scharte, Serratula humilis Desfont. Fl. atl. 2. p. 244. t. 220. Der Stängel dieſer Pflanze iſt filzig, 2 — 3 Zoll hoch, aufwärts ſteigend, einblümig. Die Blätter ſind geſtielt, tief fiederförmig eingeſchnitten, auf der Oberfläche ziemlich unbehaart, unten mit ſchneeweißem Filze bekleidet. Die Einſchnitte linienförmig, ganzrandig. Die Kelchblättchen lanzettpfriemenförmig abſtehend, filzig. Der Fruchtboden iſt mit Spreublättchen beſetzt; die Samenkrone borſtig, fein gefiedert. Das Vaterland die Barbarey.

13) Weidenblättrige Scharte, Serratula salicifolia, foliis lineari-lanceolatis alternis, subtus incanis sessilibus integerrimis. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 1145. Cirsium inerme erectum, foliis ex lineari lanceolatis, infra candidis. Gmel. sib. 2. p. 69. t. 27. Engl. Willow-leav'd saw-wort. Der Stängel dieſer Pflanze iſt eckig, oben äſtig, mehr oder weniger mit weißgrauer kurzer Wolle bekleidet. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe zerſtreut, ſind linienlanzettförmig, ganzrandig, ungefähr 2 Zoll lang, am Rande zurückgerollt, oben glänzend grün, unten weiß, an der Baſis kaum herablaufend. Die Blumen ſind roth. Die Kelche cylindriſch. Das Vaterland Sibirien, wo ſie an ſonnigen, trocknen Oertern wächſt.

14) Babyloniſche Scharte, Babyloniſche Flockenblume, Serratula Babylonica, foliis tomentosis decurrentibus sub integerrimis concavis canaliculatis, radi-

calibus lyratis, floribus thyrsoideo-spicatis. Gouan. monsp. p. 421. Raponthicoides lutea altissima, helenii folio, alato caule. Vaill. act. 182. n. 27. Jacea latissima, laciniato folio. Bauh. pin. 235. Jacea maxima. Alp. exot. t. 282. Jacea Bobylonica Bauh. prodr. 235. Centaurea Babylonica. Der Stängel ist mit herunterliegenden, auf der Oberfläche filzigen Blättern bekleidet und die Kelche bestehen aus trocknen, rauschenden Schuppen. Die Wurzelblätter sind leyerförmig und haben gerade ausgehende Läppchen.

15) Japanische Scharte, Serratula Japonica, Thunb. Jap. 305. Der Stängel dieser Pflanze ist aufrecht, eckig, gefurcht, scharf, 2 bis 3 Fuß hoch; er trägt zerstreutstehende, leyerförmig-halbgefiederte, spitzig gezähnte Blätter, die auf der Unterfläche grau sind und rispenartig vertheilte Endblumen. Die inneren Kelchschuppen sind an der Spitze breiter, stumpf, häutig und gefärbt. Das Vaterland ist Japan.

16) Indische Scharte, Serratula Indica Klein in Litt. Der Stängel ist 3 — 4 Fuß hoch, gefurcht, unbehaart. Die Blätter sind linienlanzettförmig, sägezähnig, die obersten ganzrandig. Die Blumen bilden gleich hohe Doldentrauben am Ende des Stängels und der Zweige. Die Kelche sind cylindrisch, die Schuppen lanzettförmig, rauschend. Die Samenkronen bestehen aus spreuartig geformten Blättchen. Der Fruchtboden ist mit lanzettförmigen, spitzigen gesägten Spreublättchen besetzt. Das Vaterland Ostindien.

17) Weichblättrige Scharte, Serratula mollis. Cavan ic I, p. 62, t. 90. f. 1. Die Wurzel ist perennirend, fast holzig, der Stängel einfach, einblumig, ungefähr 1 Zoll lang und spitzig.

Die Kelchschuppen sind lanzettförmig angedrückt, filzig, die äußeren kurz, die inneren länger, langgespitzt; die Samenkronen gefiedert. Der Fruchtboden ist mit Spreublättchen besetzt. Das Vaterland ist Spanien.

18) Spitzkelchige Scharte, Serratula mucronata Desfont Fl. atl. 3, p. 243. t. 219. Der Stängel dieser Pflanze ist oft dreiblumig, die Samenkrone haarig, der Fruchtboden ebenfalls mit Haaren bekleidet. Die Blätter sind länglich lanzettförmig, ganzrandig unbehaart. Die Kelche sind sparrig und die Schuppen derselben sind an der Spitze trocken und zurückgekrümmt. Das Vaterland ist die Barbarey, wo sie auf Hügeln wächst. In unsern Gärten muß man sie im Winter gut mit Baumblättern bedecken, oder sie in Blumentöpfe pflanzen und in frostfreien Behältern überwintern.

19) Afrikanische Scharte, Serratula numidica, Porr. in enc. 6, p. 555. Die Blätter sind ganz lanzettförmig, davon die unteren dornig gekranzt und auf der Unterfläche filzig, und die Kelchschuppen pfriemenförmig und dornig sind.

20) Zwerg-Scharte, Serratula pygmaea. Jacq. Aust. t. 440. Diese niedrige perennirende, mit einem einblümigen Stängel und linienlanzettförmigen, behaarten Blättern versehene Pflanze, welche auf Alpen in Oesterreich, Kärnthen ꝛc. wild wächst, hat Linné unter Cunctus n. 21. angeführt.

25) Fünfblättrige Scharte, Serratula quinquefolia Marschal de Biberstein. Engl. Five leav'd saw-wort. Die Blätter dieser Pflanze sind sägezähnig, ungleich gefiedert, fast zweipaarig. Die Blättchen fließen beinahe in einander; die Blumenstiele sind einblumig und die Kelchschuppen glatt; die inneren sind davon länger

und gefärbt. Man findet diese Art im nördlichen Persien; sie gleicht der gekrönten Scharte, Serratula coronata, unterscheidet sich aber durch 2—3 paarige Blätter, durch gleichförmige Blümchen und durch etwas kleinere Kelche, deren Schuppen nicht filzig sind. In Deutschlands Gärten perennirt sie im Freien.

22) Borstige Scharte, Serratula setosa Willd. Diese Pflanze trifft man in Schlesien an. Der Stängel ist gefurcht, unbehaart, oben doldentraubenartig in gleich hohe Zweige getheilt, und mit vielen wechselweisstehenden Blättern bekleidet, welche ungefähr 1 Zoll lang, auf beiden Seiten grün, unbehaart, fein gezähnelt, die Zähnchen borstig gefranzt, an der Spitze stumpf, mit einer Mukrone versehen. Die Blumenstiele sind weißgrau. Die Kelche fast filzig, die Schuppen eyförmig, spitzig feststehend.

23) Kurzgestielte Scharte, Serratula, mit einem sehr kurzen einblümigen Stängel, gefiederten, filzigen Blättern, ganzrandigen Blättchen und sparrigen Kelchschuppen. Das Vaterland die Gebirge von Oesterreich und Frankreich. Die Kultur dieser Arten von Scharte erfordert wenig Mühe. Die perennirenden, in Süd-Europa und Sibirien einheimischen Arten, dauern im freien Lande aus und lassen sich durch Samen und Zertheilung der Wurzeln vermehren. Sie werden meistentheils nur in botanischen Gärten kultivirt.

Scharte, (Acker-), s. oben, S. 335.
— (Afrikanische), s. das., S. 345.
— (Alpen-), s. das., S. 334.
— (Babylonische), s. das. S. 343.
— (bittere), s. das., S. 335.
— (borstige), s. das., S. 346.
— (Caspische), s. das., S. 342.

Scharte, (Färber-), s. oben, S. 337.
— (flockenblumenartige), s. das., S. 336.
— (fünfblättrige), s. das., S. 345.
— (gefranzte), s. das., S. 342.
— (gekrönte), s. das., S. 340.
— (Japanische), s. das., S. 344.
— (Indische), s. das., S. 344.
— (kurzgestielte), s. das., S. 346.
— (niedrige), s. das., S. 343.
— (schmalblättrige), s. das., S. 341.
— (spitzkelchige), s. das., S. 345.
— (vielblümige), s. das., S. 342.
— (weichblättrige), s. das., S. 344.
— (weidenblättrige), s. das., S. 343.
— (zweifarbige), s. das., S. 341.
— (Zwerg-), s. das., S. 345.

Noch einige andere Arten von Scharte, welche Linné in seiner Species plantarum anführt, kommen unter anderen Namen in der Encyklopädie vor.

Schartenkraut, s. Scharte.

Schartenlaus, Aphis Cirsci, eine Blattlaus, welche sich auf der Scharte oder dem Schartenkraute aufhält.

Schartenschnäbler, Flambant, Flammenreiher, Flammant, Flamminger, Flamingo, Flammenvogel, Korkorre, der rosenfarbige Flammenreiher, der rothflüglichte Flamant, die rothe Gans, der weiße Flammenreiher, der Karminpelikan, der Pflugschnabel, der Phönikopter; Phoenicopterus, Plin. Aldrov. Seba I, 103 T. 67. Catesby, S. 73. Albin. II, 77. Willugb. S. 240. Phoenicopterus ruber remigibus primoribus nigris.

Flamants erhielt, deren weiße Federn nicht wie bei den ersten allgemein ins Blaßrothe fielen, schloß derselbe, daß dieses die Weibchen seyen. In Ansehung seiner Größe, Farbe und Gestalt ist der Flamant einer der schönsten Vögel, die es nur giebt, auch wird er von allen Schriftstellern wegen seiner Schönheit gelobt. Caligula hielt ihn würdig in die Gesellschaft der Fasanen, Pfauen und Truthühner zu treten. Nach Klein soll er über 5 Englische Fuß hoch seyn. Die Füße des Flamingos sind den Füßen der Gans und des Schwanes gleichförmig gebildet. Eine Membrane, welche bis an die Klauen geht, verbindet die drei vordersten Zehen. Die Füße des Flamants sind nicht allein über dem Arme von Federn entblößt, sondern das ganze Hüftbein ist fast ganz kahl, ohne Federn, ohne Fleisch, und man sieht nichts weiter daran, als die bloße Haut, eben so wie an der Schienbeinröhre. Das Hüftbein steht auf dem Schienbeinknochen ziemlich gerade auf, so daß beide zusammen nur das Schienbein zu seyn scheinen. Da das Schienbein eilf, das Hüftbein neun Zoll lang ist, so sehen beide zusammen aus wie ein Schienbein von zwanzig Zollen, welches für einen Körper, der fast kleiner ist, wie der Körper einer Gans, ein gar langes Schienbein ist und den Vogel auf eine seltsame Art über die Erde erhebt. Juvenal nennt ihn dieserhalb Phoenicopterus ingens und Gesner, welcher besorgt war, warum die Franzosen diesen Vogel Flamant und die Spanier Flamenco nennen, glaubte sich auch an diesen langen Schenkel halten zu müssen, um welcher willen der Phönicopterus, sagt Gesner, in der That einem Flanderer von großer und schöner Natur ähnlich ist. Im anderen Falle sind die langen Schenkel noch auffallender, da das Hüftbein und das Schienbein zusammen wie ein bloßes Schienbein aussehen

und man doch in der Mitte deſſelben eine Artikulation erblickt, ſo ſcheint es in der Mitte zerbrochen zu ſeyn. Der Mangel der Federn am Hüftbeine treibt dieſe Täuſchung wirklich ſo weit, wenn man nicht vorher davon unterrichtet iſt; indeſſen iſt das Schienbein vollkommen, und ganz wie bei andern Vögeln, nur in ſofern man das Hüftbein als zum Schienbeine gehörend ſich vorſtellt, ſcheint letzteres gebrochen zu ſeyn.

Der Schartenſchnäbler war ſchon den Alten bekannt. Ariſtophanes iſt der älteſte von den übriggebliebenen alten Schriftſtellern, welche des Flamants Erwähnung thun. Er giebt ihm das Beiwort palustris. Ariſtoteles erwähnt des Phönikopterus nicht in ſeiner Geſchichte, obgleich es der ſchon erwähnte Ariſtophanes thut, der mit dem Ariſtoteles in einem Zeitalter lebte und nur ein bloßer Komödienſchreiber war, letzterer dagegen ein Naturforſcher von Profeſſion. Belon, welcher es für unwahrſcheinlich hält, daß Ariſtoteles den Flamant ganz übergangen haben ſollte, glaubte, es ſei von dieſem Vogel im zwölften Kapitel des achten Buches der Thiergeſchichte unter dem Namen λαγως die Rede, welches Wort Theodor Gaza durch Lingulaca überſetzt hat. An dem nämlichen Orte ſagt Ariſtoteles von der Glottis, daß ſie Anführerin der Wachteln auf ihren Reiſen ſei. Aldrovandi merkt bei dieſer Stelle mit Recht an, daß man Acht geben müße, ob der Flamant mit den Wachteln in Geſellſchaft ſtreiche, um zu entſcheiden, ob Belon's Vermuthung anzunehmen ſei oder nicht, und munterte daher die Naturforſcher auf, welche ſich an Orten aufhielten, wo ſie die Beobachtung anſtellen könnten, ſich hierin Gewißheit zu verſchaffen. An dieſe Einladung hat, nach Cetti, Niemand gedacht, nur ihm war es aufbehalten zu

Flamants erhielt, deren weiße Federn nicht wie bei den erſten allgemein ins Blaßrothe fielen, ſchloß derſelbe, daß dieſes die Weibchen ſeyen. In Anſehung ſeiner Größe, Farbe und Geſtalt iſt der Flamant einer der ſchönſten Vögel, die es nur giebt, auch wird er von allen Schriftſtellern wegen ſeiner Schönheit gelobt. Caligula hielt ihn würdig in die Geſellſchaft der Faſanen, Pfauen und Truthühner zu treten. Nach Klein ſoll er über 5 Engliſche Fuß hoch ſeyn. Die Füße des Flamingos ſind den Füßen der Gans und des Schwanes gleichförmig gebildet. Eine Membrane, welche bis an die Klauen geht, verbindet die drei vorderſten Zehen. Die Füße des Flamants ſind nicht allein über dem Arme von Federn entblößt, ſondern das ganze Hüftbein iſt faſt ganz kahl, ohne Federn, ohne Fleiſch, und man ſieht nichts weiter daran, als die bloße Haut, eben ſo wie an der Schienbeinröhre. Das Hüftbein ſteht auf dem Schienbeinknochen ziemlich gerade auf, ſo daß beide zuſammen nur das Schienbein zu ſeyn ſcheinen. Da das Schienbein eilf, das Hüftbein neun Zoll lang iſt, ſo ſehen beide zuſammen aus wie ein Schienbein von zwanzig Zollen, welches für einen Körper, der faſt kleiner iſt, wie der Körper einer Gans, ein gar langes Schienbein iſt und den Vogel auf eine ſeltſame Art über die Erde erhebt. Juvenal nennt ihn dieſerhalb Phoenicopterus ingens und Gesner, welcher beſorgt war, warum die Franzoſen dieſen Vogel Flamant und die Spanier Flamenco nennen, glaubte ſich auch an dieſen langen Schenkel halten zu müſſen, um welcher willen der Phönicopterus, ſagt Gesner, in der That einem Flanderer von großer und ſchöner Natur ähnlich iſt. Im anderen Falle ſind die langen Schenkel noch auffallender, da das Hüftbein und das Schienbein zuſammen wie ein bloßes Schienbein ausſehen

gelb tingirt. Die Schwungfedern ſind ſchwarz, aber mit etlichen Reihen roſenrother Federn überdeckt. Es iſt ein lebhaftes brennendes Roſenroth: ein Roſenroth erſt aufgeblühterer Roſen. Die Griechen benannten den Vogel von dieſer Farbe der Flügeldeckfeder, denn φοινικος heißt roth und πτερον ein Flügel, und die Römer begleiten dieſe Benennung bei. Gewiß hatten auch die Franzoſen nichts anders im Sinn, als die brennenden Flügel, und nahmen von dieſen alles flammantes, die Benennung Flammant, woraus wahrſcheinlich auch der Name Flamenco in der Kaſtilianiſchen Sprache entſtanden iſt. Die Sarden nennen ihn nicht Flammingo, wie Aldrovandi ſchreibt, ſondern Mangone, obgleich der Sardiniſche Mangone von dem Spaniſchen Flamenco abzuſtammen ſcheint. Zu Oriſtano wird er außer Mangone mit dem Namen Gentirubia, rothes Volk, belegt. Die Flügel dieſes Vogels ſind nicht allein roth: denn außer ihnen ſind die Schenkel und Schienbeine mit einer rothen Haut überzogen, die Zehen verbindet Schwimmhaut iſt gleichfalls von rother Farbe, ſo auch der Schnabel: die Spitze deſſelben ausgenommen, welche ſchwarz iſt. Alle Federn außer in den Flügeln, ſind eigentlich weiß und ſo fallen ſie auch in einiger Entfernung ins Auge: ſie haben aber dennoch einen ſchwachen rothen Schimmer. Dieſes iſt die Farbe des erwachſenen männlichen Flamants. Cetti hat andere unter den Händen gehabt, welche ſtatt des Rothen an den Schenkeln und dem Schnabel grünlich waren. Die Flügeldeckfedern hatten die gewöhnliche ſchönrothe Farbe nur unten: der obere Theil derſelben war auf einem weißen Grunde ſchwarz und kaſtanienbraun geſprenkelt. Da dieſe letztern Flamants zugleich kleiner waren, als andere, ſo ſchienen es dem genannten Schriftſteller nur junge zu ſeyn, und da er auch große

Flamants erhielt, deren weiße Federn nicht wie bei den ersten allgemein ins Blaßrothe fielen, schloß derselbe, daß dieses die Weibchen seyen. In Ansehung seiner Größe, Farbe und Gestalt ist der Flamant einer der schönsten Vögel, die es nur giebt, auch wird er von allen Schriftstellern wegen seiner Schönheit gelobt. Caligula hielt ihn würdig in die Gesellschaft der Fasanen, Pfauen und Truthühner zu treten. Nach Klein soll er über 5 Englische Fuß hoch seyn. Die Füße des Flamingos sind den Füßen der Gans und des Schwanes gleichförmig gebildet. Eine Membrane, welche bis an die Klauen geht, verbindet die drei vordersten Zehen. Die Füße des Flamants sind nicht allein über dem Arme von Federn entblößt, sondern das ganze Hüftbein ist fast ganz kahl, ohne Federn, ohne Fleisch, und man sieht nichts weiter daran, als die bloße Haut, eben so wie an der Schienbeinröhre. Das Hüftbein steht auf dem Schienbeinknochen ziemlich gerade auf, so daß beide zusammen nur das Schienbein zu seyn scheinen. Da das Schienbein eilf, das Hüftbein neun Zoll lang ist, so sehen beide zusammen aus wie ein Schienbein von zwanzig Zollen, welches für einen Körper, der fast kleiner ist, wie der Körper einer Gans, ein gar langes Schienbein ist und den Vogel auf eine seltsame Art über die Erde erhebt. Juvenal nennt ihn dieserhalb Phoenicopterus ingens und Gesner, welcher besorgt war, warum die Franzosen diesen Vogel Flamant und die Spanier Flamenco nennen, glaubte sich auch an diesen langen Schenkel halten zu müssen, um welcher willen der Phönicopterus, sagt Gesner, in der That einem Flanderer von großer und schöner Natur ähnlich ist. Im anderen Falle sind die langen Schenkel noch auffallender, da das Hüftbein und das Schienbein zusammen wie ein bloßes Schienbein aussehen

und man doch in der Mitte deſſelben eine Artikulation erblickt, ſo ſcheint es in der Mitte zerbrochen zu ſeyn. Der Mangel der Federn am Hüftbeine treibt dieſe Täuſchung wirklich ſo weit, wenn man nicht vorher davon unterrichtet iſt; indeſſen iſt das Schienbein vollkommen, und ganz wie bei andern Vögeln, nur in ſofern man das Hüftbein als zum Schienbeine gehörend ſich vorſtellt, ſcheint letzteres gebrochen zu ſeyn.

Der Schartenſchnäbler war ſchon den Alten bekannt. Ariſtophanes iſt der älteſte von den übriggebliebenen alten Schriftſtellern, welche des Flamants Erwähnung thun. Er giebt ihm das Beiwort palustris. Ariſtoteles erwähnt des Phönikopterus nicht in ſeiner Geſchichte, obgleich es der ſchon erwähnte Ariſtophanes thut, der mit dem Ariſtoteles in einem Zeitalter lebte und nur ein bloßer Komödienſchreiber war, letzterer dagegen ein Naturforſcher von Profeſſion. Belon, welcher es für unwahrſcheinlich hält, daß Ariſtoteles den Flamant ganz übergangen haben ſollte, glaubte, es ſei von dieſem Vogel im zwölften Kapitel des achten Buches der Thiergeſchichte unter dem Namen γλωττις die Rede, welches Wort Theodor Gaza durch Lingulaca überſetzt hat. An dem nämlichen Orte ſagt Ariſtoteles von der Glottis, daß ſie Anführerin der Wachteln auf ihren Reiſen ſei. Aldrovandi merkt bei dieſer Stelle mit Recht an, daß man Acht geben müße, ob der Flamant mit den Wachteln in Geſellſchaft ſtreiche, um zu entſcheiden, ob Belon's Vermuthung anzunehmen ſei oder nicht, und munterte daher die Naturforſcher auf, welche ſich an Orten aufhielten, wo ſie die Beobachtung anſtellen könnten, ſich hierin Gewißheit zu verſchaffen. An dieſe Einladung hat, nach Cetti, Niemand gedacht, nur ihm war es aufbehalten zu

bestimmen, daß es nicht der Flamant sei; denn da dieser Vogel im März abreiset und im September zurückkehrt, so reiset er nicht nur mit den Wachteln, sondern kommt im Gegentheil zurück, wenn die Wachteln fortziehen; also hat Belon unrecht. — Plinius scheint diesen Vogel unter die Störche zu zählen, und Seba glaubt, jedoch unrichtig, daß der Phönicopterus bei den Alten seinen Platz unter den Ibissen erhalten habe. Heliodor sagt, daß der Phönicopter ein Nilvogel sei. Der alte Scholiast des Juvenal sagt auch, daß er in Afrika häufig ist, indessen scheint es nicht, daß dieser Vogel sich beständig in den wärmeren Himmelsgegenden aufhalte; denn man sieht einige von ihnen in Italien, besonders Sardinien, und in einer weit größeren Anzahl in Spanien. Der eigentliche Aufenthaltsort des Flamant ist Afrika und Amerika. In Afrika findet man ihn an den Küsten des Mittelländischen Meeres bis zur südlichen Spitze. Man findet sie nach Mandelslo in großer Anzahl auf den Cap-Verdischen Inseln, wo dieser Schriftsteller die Größe ihres Leibes übertreibt, indem er ihn mit dem Leibe des Schwans vergleicht. Dampier traf einige Nester von diesen Vögeln auf Sal an. Sie halten sich in den westlichen Provinzen von Afrika, zu Anjola, Conjo und Bissao in Menge auf, wo die Neger, aus abergläubiger Hochachtung nicht zugeben, daß man einen von diesen Vögeln tödtet; sie lassen sie ruhig bis mitten unter ihre Wohnungen ihren Aufenthalt wählen. Man findet sie sogar in der Saldana-Bay und in allen an das Vorgebirge der guten Hoffnung gränzenden Gegenden, wo sie den Tag auf der Küste zubringen und sich des Nachts mitten unter die großen Kräuter begeben, die sich an einigen Orten der angränzenden Gegenden finden. Man findet sie in Amerika zu Valparais, auf der

Conceptions-Insel, auf Cuba, wo sie die Spanier Flamencos nennen; ferner findet man sie an der Küste Venezuela, nahe bei der weißen und Vogel-Insel und auf der Insel la Roche, die nur einen Haufen von Klippen ausmacht; auch zu Cajenne sind sie sehr bekannt, wo ihnen die Einwohner des Landes den Namen Tococo geben. Man sieht sie an dem Ufer des Meeres Scharenweise fliegen. Man findet sie auf den Bahama-Inseln; Sloane hat sie in das Verzeichniß Jamaikascher Vögel gestellt, und Dampier fand sie auf Rio de la Hacha wieder, auch zu St. Domingo sind sie in sehr großer Anzahl, so wie auf den Antillen und Caraibischen Inseln, wo sie sich auf den kleinen salzigen Seen und Kanälen aufhalten. Man findet sie in Curacao, auf Peru bis nach Chili hin. Ueberhaupt giebt es wenige Gegenden in Süd-Amerika, wo Reisende diese Vögel nicht angetroffen hätten. Auf St. Domingo kommen die Flamingos in großen Scharen auf den Morästen an, und da sie außerordentlich hohe Füße haben, so hält man sie in der Ferne für eine in Schlachtordnung gestellte Escadron. Die Oerter, welche diese Vögel auf St. Domingo am liebsten besuchen, sind die Sümpfe von Gemorra und ile de Vache, von welchen kleinen Inseln, die eine gegen Westen von Port au Prince und die andern gegen Süden der Stadt Cayes liegt. Diese unbewohnten Inseln sind ihr liebster Aufenthalt, weil sich daselbst viele Salzseen und Sümpfe befinden. Sie besuchen auch sehr den berühmten See Riquille, der den Spaniern gehört; man sieht sie gegen Osten der Ebene von Cul-de-sac auf einem großen See, der verschiedene kleine Inseln enthält; jedoch will man die Bemerkung gemacht haben, daß die Zahl dieser Vögel eben so abnimmt, wie man die Sümpfe austrocknet und das Gehölze

fällt, welches die Ufer der großen Seen einfaßt. — In Europa ist dieser Vogel seltener und nur in einigen Gegenden, wie schon oben, S. 354 angeführt worden, bekannt, deren Ufer das Mittelmer bespült. Nach Cetti soll er besonders in Sardinien seinen Sitz, und dadurch Europa allein das Recht haben, auf den Besitz des Flamant Ansprüche zu machen. Er kommt nicht nur zufälligerweise oder nur von Zeit zu Zeit in geringer Anzahl dahin, sondern er erscheint daselbst alle Jahre in großer Menge und bleibt sechs Monate daselbst. Der September ist die Zeit der Ankunft; sie kommen dann aus Afrika in verschiedenen Schaaren; aber jeder derselben fliegt ein Anführer in beträchtlicher Entfernung voraus; sie verbreiten sich dann in Sardinien bis an den Teich von Sassu; allein die meisten nehmen ihren Posten in der Gegend der Hauptstadt, am Stagno della Scaffa, welcher an der Abendseite liegt, und an den Stagni salati (Salzteichen) bei Quarte an der Morgenseite. An diesen Orten ist die Anzahl so groß, daß zuweilen tausende auf einem Haufen sind. Gewöhnlich halten sie sich auf der Mitte der Teiche auf, und an Orten, welche für die Menschen am wenigsten zugänglich sind; auch sind sie höchst vorsichtig und wachsam. Im Monat März treten sie ihre Rückreise nach Afrika wieder an. Sie reisen aber nicht alle fort; es bleiben jederzeit einige in den Teichen von Sassu und Cagliari, wo der oben genannte Schriftsteller an beiden Orten sie schon gegen das Ende des Maimonats gesehen hat; es ist ihm aber unbekannt, ob die zurückbleibenden Vögel dieser Gattung daselbst nisten. Auch in Frankreich soll er nach Büffon sich sehen lassen, besonders an den Küsten von Languedok und Provence, nach Montpellier und Martigues hin, und in den Morästen nahe bei Arles. — Die Amerikanischen

Flaminger oder die Flaminger der neuen Welt, sind eben dieselben, wie die der alten. Sie brüten ihre Jugen auf der Insel Cuba und den Bahama-Inseln aus, in den überschwemmten Plätzen und auf den niedrigen Inseln, z. B. den Vogelinseln funfzig Meilen unter dem Winde von Dominique, wo Labat eine Menge von diesen Vögeln und ihren Nestern antraf. Dieser Schriftsteller sagt: „Man zeigte mir viele von ihren Nestern, sie gleichen abgestumpften Kegeln, bestehen aus fetter Erde und sind ungefähr 18 bis 20 Zoll hoch, bei einem großen Durchmesser an dem unteren Theile. Sie bauen sie immer im Wasser, nämlich in Pfützen oder Sümpfen; diese kegelförmigen Nester sind so weit, als das Wasser geht, dicht und alsdann hohl, wie ein Topf mit einem Loche oben; hierin legen sie zwei Eyer, die sie bebrüten, indem sie sich dagegen stützen, und das Loch mit ihrem Schwanze bedecken; ich habe einige davon zerbrochen, und weder Federn, noch Kraut darin gefunden, noch sonst etwas, worauf sie die Eyer legen können. Der Boden ist ein wenig ausgehöhlt und die Seitenwände sind sehr glatt.“ Nach Catesby setzt sich der Vogel auf das kleine hügelichte Nestchen mit herunterhängenden Beinen, so wie ein Mann, der auf einen Sessel ohne Rücklehne sitzt und so, daß er die Eyer nur mit dem Burzel und dem Unterleibe bebrütet. Zu dieser sonderbaren Lage ist er wegen seiner langen Beine genöthiget, die er, wenn er sich niederduckt oder kauert, niemals unter sich lassen kann. Dampier beschreibt ihre Art zu brüten auf eben die Art. Sie legen ihre Nester immer an den Kanälen und Salzseen an; sie legen nur zwei, höchsten drei Eyer, welche weiß, so groß wie Gänseeyer, nur etwas länglicher sind; die Jungen fangen erst dann an zu fliegen, wenn sie fast ihre völlige Größe erreicht haben; we-

nige Tage nach ihrer Geburt laufen sie mit einer besondern Geschwindigkeit. Das Gefieder ist anfänglich hellgrau und diese Farbe wird immer dunkler, so wie ihre Federn wachsen; jedoch zum völligen Wachsthum ihres Körpers brauchen sie zehn oder eilf Monate und dann erst nehmen sie ihre schöne Farbe an, deren Schattirungen in der Jugend schwach sind, aber stärker und lebhafter werden, so wie sie am Alter zunehmen. Nach Catesby sollen zwei Jahre verfließen, ehe sie ihre vollkommene schöne Farbe annehmen. Der Pater Dutertre machte dieselbe Bemerkung, wie aber auch die Schattirung auf ihrem Gefieder zunehmen mag, so hat doch der Flügel zuerst die Farbe und das Roth wird darauf immer glänzender, als sonst irgendwo; diese Farbe verbreitet sich darauf von dem Flügel über den Burzel und dann über den Rücken, die Brust, bis über den Hals; nur bei einigen Exemplaren giebt es schwache Abänderungen in den Schattirungen, die sich nach den Verschiedenheiten des Klimas zu richten scheinen; so will man bei dem Senegalischen Flamingo eine hochröthere Farbe und mehr Orangefarbe bei den Cayennischen bemerkt haben, eine Verschiedenheit, die allein nicht hinreicht, zwei Arten darnach zu bestimmen, wie es Barrere gemacht hat.

Die Nahrung dieser Vögel ist fast in allen Ländern dieselbe, sie essen Schnecken, Fischeyer und Wasserinsekten, welche sie in dem Schlamme suchen, indem sie den Schnabel und einen Theil des Kopfes hineinstecken. Zu gleicher Zeit bewegen sie unaufhörlich die Füße von oben nach unten, um die Beute mit dem Schlamme in den Schnabel zu bringen, dessen Zähne zum Festhalten derselben dienen. Es ist, nach Catesby, ein kleines rundes Korn, dem Hirsekorne ähnlich, welches sie auf diese Art, indem sie den Schlamm bewegen, aufheben, welches den

Hauptvorrath ihrer Nahrung ausmacht; allein dieses angebliche Korn ist wahrscheinlich nichts anders, als Insekten- und besonders Fliegen- und Mückeneyer, die in den überschwemmten Gegenden von Amerika eben so häufig sind, als sie in den niedrigen nördlichen Gegenden seyn können, wovon Maupertius sagt, daß er die Seen mit diesen Insekten-Eyern ganz bedeckt gesehen, welche dem Hirsekorne gleichen. Wahrscheinlich finden diese Vögel auf den Amerikanischen Inseln dieses Nahrungsmittel in Ueberfluß; an den Europäischen Küsten ernähren sie sich dagegen von Fischen, da die kleinen Zacken, womit ihr Schnabel bewaffnet ist, eben so geschickt sind, als die Zähne, um diese schlüpfrige Beute fest zu halten. Sie scheinen an die Ufer des Meeres gleichsam gefesselt zu seyn. Wenn man einige von ihnen auf den Flüssen, z. B. der Rhone sieht, so ist es niemals sehr weit von ihrer Mundung; beständig halten sie sich auf den Kanälen, salzigen Sümpfen und an den niedrigen Küsten auf, und man hat die Bemerkung gemacht, daß man ihnen beim Auferziehen salziges Wasser hat zu trinken geben müssen.

Man findet diese Vögel immer Scharenweise, und wenn sie Fische fangen, stellen sie sich dabei in eine Reihe. Diese Gewohnheit, sich in eine Reihe zu stellen, behalten sie auch noch, wenn sie einer dem andern gegenüberstehen und sich an dem ebenen Ufer in Ruhe halten; sie stellen Schildwachen aus und halten da eine Art von Wache, nach dem Instincte, der allen Vögeln, die in Scharen leben, gemein ist; und wenn sie mit dem Kopfe ins Wasser getaucht fischen, so hält einer von ihnen mit aufgerichteten Kopfe Schildwache, und sobald ihn irgend etwas beunruhiget, so erhebt er ein lärmendes Geschrei, welches man sehr weit hören kann, und welches dem Schalle einer Trompete ziemlich ähnlich ist;

dann erhebt sich der ganze Haufe und beobachtet auf seiner Bewegung im Fluge eine Ordnung, wie bei den Kranichen; überrascht man indessen diese Vögel, so macht der Schrecken, daß sie ganz unbeweglich und bestürzt bleiben, und der Jäger Zeit genug gewinnt, sie fast alle bis auf den letzten zu erlegen. Sie sollen ziemlich weit einen Staub bemerken, und man also Mühe haben, sich ihnen auf Schußweite zu nähren. Auf St. Domingo sollen die alten Jäger unter den Wilden sich, um sie zu erlegen, einer ähnlichen Kriegeslist bedienen, als die Einwohner von Florida anwenden, um den Hirschen beizukommen; sie bedecken sich nämlich mit einer Ochsenhaut, und indem sie sich unter dem Winde befinden, nähert sie sich ihrer Beute, ohne daß die Vögel, welche gewohnt sind, die Ochsen auf dem Felde weiden zu sehen, dadurch in Furcht gesetzt werden, so daß sie solche nach Gefallen schießen. Ihr Geruch und ihr Gehör soll so fein seyn, daß sie die Jäger und die Feuergewehre in der Ferne wittern. Um gar nicht überrascht zu werden, lassen sie sich gern an freien Oertern und mitten in Sümpfen nieder, wo sie von fern ihren Feind wahrnehmen können. Kann sich, nach Catesby, Jemand so verstecken, daß sie ihn nicht sehen können, so kann er eine große Anzahl von ihnen tödten; denn weder der Schuß eines Gewehrs vertreibt sie von ihrer Stelle, noch ist der Anblick derjenigen, die mitten unter ihnen erlegt worden, im Stande, die übrigen in Schrecken zu setzen oder vor der Gefahr, worin sie sich befinden, zu warnen: sie bleiben alle staunend stehen, bis sie alle, oder doch wenigstens die meisten von ihnen, getödtet sind.

Man kann diese Vögel leicht zähmen, wenn man sie entweder jung im Neste fängt, oder auch wenn man sie schon erwachsen in Schlingen oder

auf jede andere Art durch List bekommt; denn ob sie gleich im Stande der Freiheit sehr wild sind, so schienen sie doch, eingefangen, unterwürfig zu seyn, und sogar eine Zuneigung zu äußern, und in der That ist er mehr wild, als kühn, und die nämliche Furcht, die ihn zum Fliehen bringt, bringt ihn, wenn er gefangen ist, unter das Joch. Die Indianer haben einige, welche sie ganz zahm gemacht haben. Peirese hat einige von ihnen ganz zahm gesehen und führt verschiedene kleine Umstände von ihrem zahmen Zustande an. Sie fressen nämlich mehr bei Nacht, als bei Tage, und weichen das Brod, welches man ihnen anbietet, in Wasser ein; sie sind empfindlich gegen die Kälte und kommen dem Feuer so nahe, daß sie sich die Füße verbrennen, und wenn eins von ihren Beinen nicht mit fort kann; so gehen sie mit dem andern, indem sie sich mit dem Schnabel helfen, und damit, wie mit einem Fuße oder einer Krücke auf die Erde sich stützen. Sie schlafen wenig und ruhen nur auf einem Beine, indem sie das andere unter den Bauch gezogen haben. Der Zustand der Gefangenschaft soll nach Barrere ihrer Natur sehr entgegen seyn, weil sie ihn nicht lange ertragen können und in demselben mehr hinschmachten, als leben; auch haben sie in diesem Zustande noch keine Jungen erzeugt. Nach Pommies sollen sie sich auch in der Gefangenschaft oder vielmehr gezähmt sehr gut erhalten. Er sagt: Einer von diesen Vögeln hat auf unsern Federviehhöfen (auf St. Domingo) funfzehn Jahre gelebt; er lebte mit dem Federvieh in Eintracht und liebkoſete sogar seine mit ihm zusammen wohnenden Gefährten, die Puten und die Enten, indem er sie mit dem Schnabel auf dem Rücken kratzte. Er nährte sich mit diesem Federvieh von einerlei Korn, wenn es nur mit etwas Wasser vermischt war;

übrigens konnte er nur fressen, wenn er den Schnabel drehete, um die Nahrung von der Seite zu nehmen. Er schnatterte übrigens wie die Enten und kannte die, welche für ihn zu sorgen pflegten, so gut, daß er, wenn ihn hungerte, zu ihnen ging und sie mit dem Schnabel bei den Kleidern zupfte. Er hielt sich sehr oft bis auf die Hälfte seiner Beine im Wasser, indem er seinen Platz gar nicht veränderte und von Zeit zu Zeit mit seinem Kopfe tief ins Wasser untertauchte, um kleine Fische zu bekommen, wovon er sich eher, als von Korn erhalten haben würde; bisweilen lief er im Wasser, indem er es abwechselnd mit den Füßen schlug und sich durch die Bewegung seiner halb ausgebreiteten Flügel unterstützte. Er fand kein Vergnügen am Schwimmen, aber in ein wenig Wasser mochte er wohl mit den Füßen stampfen; wenn er fiel stand er nur sehr mühsam auf, auch stützte er sich nie auf seinen Bauch um zu schlafen; nur eins von seinen Beinen zog er unter sich und blieb mit dem andern wie auf einer Stange stehen, drehete seinen Hals auf seinen Rücken und verbarg seinen Kopf zwischen dem Ende seines Flügels und seinem Leibe immer nach einer ganz andern Seite, als der, wohin der Fuß gebogen lag.

Das Fleisch des Schartenschnäblers soll ein gesuchtes Gericht seyn. Catesby vergleicht es in Ansehung des Wohlgeschmacks mit dem Rephühner Fleische. Dampier sagt, daß es, obgleich mager, einen sehr guten Geschmack hat. Dütertre findet es vortrefflich, obgleich mit einem geringen Sumpfgeschmacke, und die meisten Reisenden sagen dasselbe. Peiresc ist fast der einzige, der es schlecht nennt. Die Alten redeten davon, als von einem ausgesuchten Bissen. Philostratus rechnet es unter die Leckerbissen bei festlichen Mahlen. Juvenal sagt, wenn er den Römern ihren verheerenden Luxus vor-

wirft, daß man ihre Tafeln mit seltenen Scythischen Vögeln und mit dem prächtigen Flamingo bedecken sehe. Apicius giebt eine gelehrte Anweisung, wie man ihn mit Gewürzen anrichten kann. Nach dem Plinius war dies der Mann, dessen Gefräßigkeit die folgenden Geschlechter verschlang, der in der Zunge des Flamingers einen solchen Wohlgeschmack entdeckte, daß er ihn als den seltensten Bissen aufsuchen ließ. Lampridius zählt es unter die Verschwendungen des Heliogabalus, daß er auf seinen Tisch Schüsseln voll Flamingerzungen bringen ließ. Suetonius sagt, daß Vitellius, der die Leckerbissen aus allen Welttheilen zusammenbrachte, bei seinen Gastmahlen Leber von Scaren, die Milch der Muräne, Fasanengehirn und Flamingerzungen aufsetzen ließ, und Martial, der die Römer, wegen ihres verheerenden Geschmacks beschimpfte, sagt bei diesem Vogel, daß sein schönes Gefieder stark in die Augen gefallen und daß seine Zunge ein Raub der Fresser geworden, als wenn diese Zunge ihren verderbten Gaumen eben so hätte kitzeln sollen, als die musikalische und reitzende Zunge der Nachtigall ein anderes zartes Opfer dieser Verschwender. Cetti sagt über das Fleisch dieses Vogels: „Was den Geschmack des Fleisches anbetrifft, so sind in Sardinien selbst nicht alle darüber einig. Einer spricht, es ist vortrefflich, der Andere, es taugt nichts. Ich habe es außer Acht gelassen, mich in den Stand zu setzen, daß ich über diesen Punkt ein eigenes Urtheil fällen könnte; mir gingen einzig und allein das Gehirn und die Zunge im Kopfe herum; denn die großen Lobsprüche, mit welchen die alten Römer diese Theile erheben, machte mich sehr begierig.

*) Phoenicopteri linguam praecipui esse saporis Apicius docuit, repotum omnium altissimus gurges. . . . .

übrigens konnte er nur fressen, wenn er den Schnabel drehete, um die Nahrung von der Seite zu nehmen. Er schnatterte übrigens wie die Enten und kannte die, welche für ihn zu sorgen pflegten, so gut, daß er, wenn ihn hungerte, zu ihnen ging und sie mit dem Schnabel bei den Kleidern zupfte. Er hielt sich sehr oft bis auf die Hälfte seiner Beine im Wasser, indem er seinen Platz gar nicht veränderte und von Zeit zu Zeit mit seinem Kopfe tief ins Wasser untertauchte, um kleine Fische zu bekommen, wovon er sich eher, als von Korn erhalten haben würde; bisweilen lief er im Wasser, indem er es abwechselnd mit den Füßen schlug und sich durch die Bewegung seiner halb ausgebreiteten Flügel unterstützte. Er fand kein Vergnügen am Schwimmen, aber in ein wenig Wasser mochte er wohl mit den Füßen stampfen; wenn er fiel stand er nur sehr mühsam auf, auch stützte er sich nie auf seinen Bauch um zu schlafen; nur eins von seinen Beinen zog er unter sich und blieb mit dem andern wie auf einer Stange stehen, drehete seinen Hals auf seinen Rücken und verbarg seinen Kopf zwischen dem Ende seines Flügels und seinem Leibe immer nach einer ganz andern Seite, als der, wohin der Fuß gebogen lag.

Das Fleisch des Schartenschnäblers soll ein gesuchtes Gericht seyn. Catesby vergleicht es in Ansehung des Wohlgeschmacks mit dem Rephühner Fleische. Dampier sagt, daß es, obgleich mager, einen sehr guten Geschmack hat. Dütertre findet es vortrefflich, obgleich mit einem geringen Sumpfgeschmacke, und die meisten Reisenden sagen dasselbe. Peiresc ist fast der einzige, der es schlecht nennt. Die Alten redeten davon, als von einem ausgesuchten Bissen. Philostratus rechnet es unter die Leckerbissen bei festlichen Mahlen. Juvenal sagt, wenn er den Römern ihren verheerenden Luxus vor-

wirft, daß man ihre Tafeln mit seltenen Scythischen Vögeln und mit dem prächtigen Flamingo bedecken sehe. Apicius giebt eine gelehrte Anweisung, wie man ihn mit Gewürzen anrichten kann. Nach dem Plinius war dies der Mann, dessen Gefräßigkeit die folgenden Geschlechter verschlang, der in der Zunge des Flamingers einen solchen Wohlgeschmack entdeckte, daß er ihn als den seltensten Bissen aufsuchen ließ. Lampridius zählt es unter die Verschwendungen des Heliogabalus, daß er auf seinen Tisch Schüsseln voll Flamingerzungen bringen ließ. Suetonius sagt, daß Vitellius, der die Leckerbissen aus allen Welttheilen zusammenbrachte, bei seinen Gastmahlen Leber von Scaren, die Milch der Muräne, Fasanengehirn und Flamingerzungen aufsetzen ließ, und Martial, der die Römer, wegen ihres verheerenden Geschmacks beschimpfte, sagt bei diesem Vogel, daß sein schönes Gefieder stark in die Augen gefallen und daß seine Zunge ein Raub der Fresser geworden, als wenn diese Zunge ihren verderbten Gaumen eben so hätte kitzeln sollen, als die musikalische und reitzende Zunge der Nachtigall ein anderes zartes Opfer dieser Verschwender. Cetti sagt über das Fleisch dieses Vogels: „Was den Geschmack des Fleisches anbetrifft, so sind in Sardinien selbst nicht alle darüber einig. Einer spricht, es ist vortrefflich, der Andere, es taugt nichts. Ich habe es außer Acht gelassen, mich in den Stand zu setzen, daß ich über diesen Punkt ein eigenes Urtheil fällen könnte; mir gingen einzig und allein das Gehirn und die Zunge im Kopfe herum; denn die großen Lobsprüche, mit welchen die alten Römer diese Theile erheben, machte mich sehr begierig.

*) Phoenicopteri linguam praecipui esse saporis Apicius docuit, repotum omnium altissimus gurges.

Durch die Gunst eines würdigen Prälaten gelangte ich zur Befriedigung meiner Lüsternheit an seiner eigenen Tafel, wo die Schüssel des Vitellius und Heliogabalus aufgetragen wurde. Der Koch hatte die Gehirne und die Zungen gebraten. Die Delikatesse der Gehirne ward zuerst untersucht; man fand sie wohlschmeckend, im Grunde aber schmeckten sie nach nichts anderm, als nach Gehirn. Wenn daher Heliogabalus seine Hofleute mit Phönikopterusgehirne bewirthete, so geschah es wohl mehr aus üppigem Uebermuthe, als um die Gaumen zu kitzeln; denn die Mäuler an sich würden mit Ochsengehirn eben so gut fürlieb genommen haben. Mehr Beifall erhielten die Zungen von denen, die sie versuchten; denn es waren unter den Gästen einige, die aus einem innerlichen Widerstande sich auf keine Weise bereden lassen wollten, zuzulangen. Vergebens ward ihnen der Ausspruch des Apicius zu Gemüthe geführt und weder Martials, noch Juvenals Verse vermochten sie zu bewegen. Mir schmeckte die Zunge wie Euter von einer jungen Kuh. Ich aß zwei, und nicht mehr, obgleich an jeder nicht mehr war, als auf einmal in den Muud zu nehmen. Ich befürchtete, dem Magen für die folgende Nacht zu viel zu geben und fand, daß wer seinen Gaumen, so wie die Römischen Kaiser an Flamantzungen weiden will, auch die Hülfsmittel der Römischen Unmäßigkeit zur Hand nehmen muß. Die Haut dieser Vögel, welche mit guten Flaumfedern versehen ist, wird eben so gebraucht, wie die Schwanenhaut. Man zieht sie ab und macht daraus nach dem Düterte Rauchwerk, wovon man sagt, daß es denen sehr nützlich ist, die mit Kälte und Magenschwäche beschwert sind.

Der Chilische Flamant, der chilisch'e Flamingo, Phoenicopterus Chilensis,

remigibus albis. Linn. Syst. nat. ed. XIII. p. 613. n. 2. Lath. Syst. ornith. II., p. 787. n. 2. Nach Molina, der diesen Vogel in seiner Naturgeschichte von Chili, S. 214., Nr. 5. beschreibt, soll es einer der schönsten in den süßen Gewässern von Chili seyn; nicht allein wegen seiner Größe, sondern besonders wegen der lebhaften Feuerfarbe der Federn, welche den Rücken und den obern Theil der Flügel bedecken. Diese schöne Farbe sticht auf dem Weißen des übrigen Körpers vortrefflich ab. Seine Höhe von der Spitze des Schnabels bis auf die Fußzehn beträgt fünf Fuß, der Körper selbst beträgt aber nur den fünften Theil dieses Maaßes; der Kopf ist klein, länglich viereckig, und mit einer Art Federbusch versehen; die Augen sind sehr klein und lebhaft; der Schnabel gezähnt, gegen die Spitze hin gekrümmt, fünf Zoll lang und mit einer rothen Haut bedeckt. Die Füße haben vier Zehen, drei mit Schwimmhaut versehene nach vorne und eine freie hinten. Der Schwanz ist kurz und gerundet. Die Flügel sind dem Körper verhältnißmäßig. Die Schwungfedern sind ganz weiß und nicht schwarz, wie bei dem Becharu oder dem Flamant der übrigen Gegenden von Amerika und dem aus Afrika. Man sagt, daß diese Vögel, wenn sie jung sind, eine graue Farbe haben; allein Molina hat junge und alte gesehen und sie beständig von eben der Farbe gefunden. Auch soll sich einer von ihnen auf die Wache stellen, während die übrigen Futter suchen; allein auch diesen Umstand hat Molina nicht beobachtet, das soll aber gegründet seyn, daß sie beständig aufrecht stehen und selten zum Schuß kommen. Da diese Vögel zu lange Beine haben, um ihre Eyer bequem ausbrüten zu können, so bauen sie sich ein Nest aus Lehm, einen Fuß hoch, von der Gestalt eines abgestumpften Kegels mitten auf die

Fläche des Wassers. Auf dem Gipfel des Kegels, der wie eine Schüssel ausgehohlt ist, legen sie zwei weiße Eyer auf eine Lage weißer Flaumfedern. Wenn sie brüten, setzen sie die Füße auf die Erde, stützen den Körper auf das Nest und halten ihn beständig aufrecht, so daß es aussieht, als wenn sie sitzen. Die Araukaner schätzen die schönen Federn dieses Vogels vorzüglich und bedienen sich derselben, ihre Federbüsche und Bogen damit auszuschmücken. Dieser Flammingo unterscheidet sich von dem gewöhnlichen bloß durch die weißen Schwungfedern und eine Art von Federbusch des Kopfes. Ueber den Schartenschnäbler oder Flamingo sehe man nach.

Müller, Natursystem, II., p. 358.
Ebert, Naturlehre, II., p. 81.
Leske, Naturgeschichte, S. 281.
Handbuch der Naturgeschichte, 2r Th., S. 379.
Cetti, Naturgeschichte von Sardinien, 2r Th., S. 303. u. f.
Eberhard, Thiergeschichte, S. 120.
Borowsky, Thierreich, 3r Th., S. 66.
Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte, 1r Bd., S. 210.
Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, 2r Bd., S. 179. Dessen Naturgeschichte, 1r Bd., S. 412.
Klein's Vorbereitung zu einer vollständigen Vögelhistorie, S. 234.
Scopoli Bemerkungen aus der Naturgeschichte, 1r Bd., S. 93.
Funke, Naturgeschichte, 1r Bd., S. 325.
Bätsch, Thiere, I., S. 387.
Pallas Reisen, Ausz. 1., S. 357.
Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, 1r Bd., S. 227.
Götze, nützliches Allerlei, 2r Bd., S. 217.
Donndorf, Handbuch der Thiergeschichte, S. 286.
Halle, Vögel, S. 536., 538., 539.
Büffon's Naturgeschichte der Vögel, 32r Bd., S. 103 u. f.

Gattrer, vom Nutzen und Schaden der Thiere, 2r Bd., S. 179.
Neuer Schauplatz der Natur, 6r Bd., S. 581.
Lepechin, Tagebuch der Russischen Reisen, 1r Bd., S. 321.
Molina, Naturgeschichte von Chili, S. 215.
Dutertre, Histoire des Antilles, Tom. II., p. 267.
Ancienne Histoire de l'Academie des Sciences, p. 213.

Schartig, Bei- und Nebenwort, Scharten habend, doch nur in der Bedeutung der Lücken in der Schärfe eines schneidenden Werkzeuges. Ein schartiges Messer. Sprichw. Allzuscharf macht schartig.

Schartstück, Kammstück, nennt man beim Böttcher die äußere Bodenstücke eines Bottichs. Man findet ein dergleichen Schartstück auf jeder Seite des Bodens.

Scharwache, eine Wache, in sofern sie aus einer Schar, das ist, aus mehreren wachhabenden Personen besteht, im Gegensatz der einzelnen Schildwachen. So werden die in der Scharwache fliehen, Judith 14, 3. Da solches die in der Scharwache sahen. V. 8. Wo es einen Vorposten, προφυλακη, bezeichnet; in welchem Verstande es doch, so wie von einer aus mehreren Soldaten bestehenden Wache, veraltet ist, und nur noch hin und wieder von einem Haufen bewaffneter bürgerlicher Wächter gebraucht wird, welchen die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit auf den Gassen obliegt, wo es aber auch eine herumgehende, patrullirende Wache bedeutet, von dem veralteten scharen, gehen; s. 1 Schar und Patrouille, Th. 108. S. 166.

Scharwächter, ein einzelnes Glied der Scharwache.

Scharwage, im Festungsbau, ein hölzernes Werkzeug in Gestalt eines rechten Winkels, woran sich ein viereckiges Brett befindet, auf welchem drei

Böſchungen abgetheilt ſind; das Docier-Brett, richtiger Doſſier-Brett. Nach Adelung ohne Zweifel von 1 Schar, ſofern es ehedem auch eine Bewegung nach einer ſchiefen Richtung bedeutete; daher Schargang im Bergbaue auch ſolche Gänge ſind, welche nicht nach einer der vier Hauptgegenden, ſondern nach einer ſchiefen Zwiſchengegend ſtreichen.

Scharweiſe, in Geſtalt einer Schar, das iſt, mehrerer einzelner lebendiger Geſchöpfe. Scharweiſe herbei eilen.

Scharwerk, zwei aus Schar und Werk zuſammengeſetzte Wörter, welche noch im gemeinen Leben mancher Gegenden üblich ſind. I. In einigen Oberdeutſchen Gegenden, z. B. in Bayern, iſt das Scharwerk ein jeder Frohndienſt, eine Frohnarbeit, eine Frohne, und ſcharwerken, fröhnen. Es iſt in dieſer Bedeutung ſehr alt, nach dieſer kommt Schar, im mittlern Lat. Scara, in der Bedeutung der Frohne, und Scararius, von einem Fröhner, Frohnbauern vor, wovon das du Fresne Gloſſarium nachgeſehen werden kann. Friſch und Andere nehmen Schar hier in der Bedeutung eines Haufens von mehreren, und erklären es durch Arbeiten, welche mehrere zugleich verrichten müſſen. Allein für das einfache Scara iſt dieſe Figur zu hart und ungewöhnlich, daher hier vielmehr die erſte eigentliche Bedeutung einer heftigen Bewegung zum Grunde zu liegen ſcheint, ſo daß Schar und Scharwerk eine ſchwere Handarbeit bedeuten würde. In Bayern iſt ſcharen, noch wirklich arbeiten. S. 1 Schar; obgleich ſolches auch die Bedeutung des Zwanges leidet, ſo daß Scharwerk, im mittleren lateiniſchen Angaria, iſt. Ohne Ziſchlaut kann auch das mittlere lateiniſche Corbata,

und heutige Franzöſiſche Courvée dahin gerechnet werden. Zu der Bedeutung der heftigen Bewegung gehört auch das Meklenburgiſche ſcharwachen, ſich im Bette ſchlaflos herumwälzen. — 2) Bei den Mauern, Zimmerleuten und andern Handwerkern und Arbeitern iſt Scharwerk theils eine Nebenarbeit, theils aber auch diejenige Arbeit, welche ſie nach und außer den gewöhnlichen Arbeiten verrichten, das heißt, in den Freiſtunden, und ſcharwerken daher ſolche Arbeit verrichten. Hier ſcheint der Begriff der Kleinheit, der Verminderung, der Verkürzung zum Grunde zu liegen, ſo daß Scharwerk hier eine jede kleine Nebenarbeit bedeutet; ſ. 1 Schar.

Schaſſe, Fr. chasse, im Ballſpiele, der Ort, wohin der Ball bei dem erſten Sprunge fällt und das Zeichen, womit man die Schaſſe markirt. Man macht eine Schaſſe auf einer Reihe von Quaderſtücken, wenn auf eins von ihnen der Ball, der bei ſeinem erſten Aufſprunge nicht aufgefangen worden, herabfällt, um das andere Mal emporzuſpringen; es mag entweder unten im Ballhauſe, oder oben von dem Stricke an bis zu dem Striche der letzten Oeffnung geſchehen; denn weiter hinaus, bis an das Dach bei der Oeffnung wird keine Schaſſe gemacht. Dieſes iſt der einzige Ort des Ballhauſes der davon frei iſt. Wenn man die Schaſſe macht, ſo gewinnt und verliert man nichts und wenn man ſie zieht, kann man etwas gewinnen oder verlieren, allein man kann ſie nicht ziehen, als wenn man gepaßt hat, und man paßt auch nur, um die Schaſſen zu ziehen oder zu verhindern, dann nehmen die Spieler, die unten im Ballhauſe waren, den Platz derjenigen ein, die oben waren, und ſo wechſelsweiſe. — Schaſſe verhindern, heißt den Ball vor

seinem andern Aufſprunge von demjenigen, der die Schaſſe zieht, auffangen und wenn es geht, wie er es vorher geſehen hat, ſo hat derjenige der die Schaſſe zog, ſie verloren, und er gewinnt 15 ohne zu ſpielen — Schaſſe ziehen heißt verſuchen, ob man ſie gewinnen kann; man gewinnt ſie aber, wenn man ſeinen Schlag ſo mäßiget, daß der andere Aufſprung des Balles, den man wirft, entweder, wenn er auf die Mauer zugeht oder von ihr zurückkommt, über den Ort hinaus geſchieht, wo die Schaſſe gemacht wurde; man verliert ſie aber, wenn ſie diesſeits weiter herein geſchieht; wenn aber der Ball auf die Linie der Schaſſe fällt, ſo muß der Wurf wiederholt, das iſt, wieder angefangen werden.

Schatt, Schatten, ein Wort, welches urſprünglich eine Nachahmung eines gewiſſen Lautes iſt und hernach die mit ſolchem Laute verbundene Veränderungen bezeichnet, und zugleich in ſeinen Ableitungen und mit den gewöhnlichen Veränderungen durch alle die Figuren geht, deren ſchon bei I. Schar, Schaffen, Saum, Saal ꝛc. gedacht worden; ſ. auch Satt, Schade, Scheiden, Schatz, Schotten, Schote, Schütten, Schutz ꝛc., welche insgeſammt zu dieſer Verwandſchaft gehören. Im Oberdeutſchen, beſonders im Oeſterreichiſchen, werden die Sägeſpäne, Sagſchatten genannt, wo es zu ſcheiden in deſſen weiteſten Bedeutung gehört. In einigen Gegenden wird auch die Scharte, das Schartenkraut, Serratula Linn., welches zum Färben gebraucht wird, Schatt genannt, gleichfalls wegen der geſchiedenen oder eingekerbten Blätter. Im Lüneburgiſchen iſt Schatt ein Honigmaaß, deren 32. auf eine Tonne gehen, wo es den Begriff des hohlen Raumes hat, und zum Niederſ. Schottel

eine Schüſſel, Seidel ꝛc. gehört. Auch der Nachtrabe führt in einigen Gegenden den Namen Nachtſchatten, welches aber hier für Nachtſchade zu ſtehen ſcheint, welche Namen er an einigen Orten wirklich führt; ſ. Nachtrabe, Th. 100, S. 247. Ob das unter dem Namen des Nachtſchattens bekannte Gewächs, dieſen Namen gleichfalls wegen der Schädlichkeit des Geruchs ſeiner Blüthen bei der Nacht hat, oder ob ſich der Name auf den nächtlichen Geruch bezieht, da dann Schatten, wie andere Namen des Geruches, eine Figur der ſchnellen Bewegung ſeyn würde, iſt noch nicht genau ausgemacht.

Schatten.*) Eigentlich das dunkle Bild eines Kör-

*) Bei dem Willeram Scade, bei dem Notker Scato, Scatue, bei dem Ulphilas Skadau, im Angelſ. Sceadu, im Engl. Shade, Shadow; im Holländ. Schaduwe, im Walliſiſchen Ysgod, im Bretagniſchen Skeut. Es ſcheint, als liegen in dieſem Worte zwei verſchiedene Hauptbegriffe, die aber doch aus einer gemeinſchaftlichen Quelle fließen, der Begriff eines Bildes, und der Begriff der Dunkelheit; jener iſt eine Figur des Lichtes, dieſer aber des hohlen Raumes, beide aber ſtammen von dem Begriffe der Bewegung und ihrer Richtung her. Zu der Bedeutung der Dunkelheit gehört beſonders das Griechiſche σκοτος, Finſterniß. Was die Bedeutung eines Bildes betrifft, ſo gehört es hier zunächſt zu ſchauen, ſcheinen, und allen Wörtern dieſer Art, welche den Begriff des Lichtes vorausſetzen; denn daß es hier am Ende nur auf die Sylbe Scha ankommt und daß das t oder tt nur das Suffixum iſt, erhellt aus dem Griechiſchen σκια, dem Irländiſchen Ska, dem Holländ. Skuwe, dem alten Allemanniſchen im Tatian befindlichen Scuwen, dem Schwediſchen Skugga, dem Niederdeutſchen Schemen und Schemel und dem Osnabrükiſchen Schär, welche aller Verſchiedenheit der End-Conſonanten oder Suffixorum ungeachtet, insgeſammt den Schatten bedeuten, beſonders ſo fern er ein dunkles Bild iſt, aber auch alle urſprünglich Licht bezeichnen. Der Schatte für Schatten iſt im Hochdeutſchen ungewöhnlich. (Adelung).

pers, so fern dasselbe durch die Aufhaltung der Lichtstrahlen entsteht. Seinen Schatten im Wasser sehen. Nach einem Schatten greifen. Der Thurm wirft seinen Schatten gegen Abend. Du siehst die Schatten der Bäume für Leute an, Richt. 9, 36. Es will Abend werden und die Schatten werden groß, Jer. 6, 4. Abends, wenn die Schatten länger werden. Gegen Mittag werden die Schatten kürzer. Sprichw. Ein krummer Stecken kann keinen geraden Schatten werfen. Seinen eigenen Schatten fliehen, figürlich, sich ohne Ursache fürchten. Der Mensch fleucht wie ein Schatten, Hiob 14, 2. Unser Leben ist wie ein Schatten, 1. Chron. 30, 15. Ich fahre dahin wie ein Schatten, Ps. 109, 23. Dieses sind lauter Morgenländische Bilder, welche theils von der Vergänglichkeit, theils von der beständigen Bewegung des Schattens hergenommen worden. In einer andern Rücksicht ist der Schatten ein sehr gewöhnliches Bild einer entkräfteten äußeren Gestalt. Er vergeht wie ein Schatten. Er sieht aus wie ein Schatten. Er ist einem Schatten ähnlicher, als einem Menschen. In dieser Bedeutung des durch die Beraubung des Lichtes entstandenen dunklen Bildes, sagt man nicht, einen Schatten machen oder geben, welche Redensarten nur in der folgenden Bedeutung üblich sind, sondern einen Schatten werfen.

2. Figürlich. (1) Ein schwaches Bild, ein einem andern nur auf eine unvollkommene Art ähnliches Ding. Die Physik der Alten ist kaum ein Schatten von der neueren. Das Gesetz, nämlich das Ceremonial-Gesetz des alten Testamentes, ist der Schatten von dem, das zukünftig war, Col. 2, 17, eine unvollkommene sinnbildliche Vor-

stellung; daher man in dieser Rücksicht auch den ganzen jüdischen, Gottesdienst des alten Testamentes einen Schattendienst, ein Schattenwerk ꝛc. nennt. — (2) Eine abgeschiedene Seele, der Geist eines verstorbenen Körpers, heißt in der dichterischen Schreibart häufig ein Schatten, Lat. Umbra, Fr. Ombre. Laß deinen Schatten nur erscheinen.

Der Tod sieht keinen Vorzug an,
Und stellt den allergrößten Mann
Zum Pöbel der gemeinen Schatten.
Haged.

Das Reich der Schatten, das Schattenreich, der Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen; s. weiter unten.

3. In weiterer Bedeutung der Mangel des Lichtes in einem erleuchteten Orte, so fern derselbe durch die von Körpern aufgehaltenen Lichtstrahlen verursacht wird, wo der Begriff des Bildes verschwindet und nur der Begriff der Dunkelheit übrig bleibt. (1) Eigentlich. Einen Schatten machen, durch seine körperliche Masse die Lichtstrahlen aufhalten, welches in dieser Bedeutung üblicher ist, als Schatten geben. Ein Körper steht im Schatten, auf der Seite, welche kein Licht empfängt. Bei den Malern ist der Schatten im Gegensatz des Lichtes, dunkele Parthien und Züge, welche den natürlichen Schatten nachahmen und zur Erhöhung der beleuchteten oder hellen dienen; s. weiter unten. Große Lichter, erfordern große Schatten, weil sie die Ruhestellen für das Auge sind. — In einigen biblischen Stellen wird es auf eine sonst ungewöhnliche Art für Finsterniß überhaupt gebraucht. Die da saßen am Ort und Schatten des Todes, Matth. 4, 16. — (2) In engerer Bedeutung, Schatten vor den Sonnenstrah-

len, mit dem Nebenbegriffe der Kühle. (a) Eigentlich Schatten geben, oder einem Schatten geben, durch seine körperliche Masse die Sonnenstrahlen abhalten, in welcher Bedeutung man nicht gern Schatten machen, Schatten werfen aber gar nicht sagt. Im Schatten sitzen. Sich in den Schatten setzen. In den Schatten treten. Laß uns einen kühlen Ort suchen, und in den Schatten uns lagern. Geßn. Ihr Büsche schließet mich in heilige Schatten ein, Cron. — (b) Figürlich. (α) Ein Schatten gebendes Gewächs, jedoch nur in der dichterischen Schreibart. Oft besucht die Muse bemoste Hütten, um die der Landmann stille Schatten pflanzet, Geßn. Wie wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen hier pflanzte ebend. — (β) Schutz, Schirm, Erquickung, eine besonders morgenländische Figur, wo der Schatten in der brennenden Hitze des Tages eine größte Wohlthat ist, als in den gemäßigteren Zonen. Beschirme mich unter dem Schatten deiner Flügel, Ps. 17, 8. Der Herr ist dein Schatten, Ps. 121, 5. Es nähert sich hier zugleich dem Begriffe des verwandten Schutzes, wohin ohne Zischlaut auch Hütte und hüten gehören.

In der Naturlehre läßt sich der Schatten auf folgende Weise erklären: Wenn vor einem leuchtenden Körper ein undurchsichtiger Körper steht, so kann der Raum hinter diesem, auf welchen nicht gerade Linien von den leuchtenden Punkten des leuchtenden Körpers, ohne durch diesen zu gehen, gezogen werden können, nicht von den Lichtstrahlen, die von dem leuchtenden Körper ausströmen, erleuchtet werden, weil keine Lichtstrahlen auf solchen fallen können. Diesen Mangel des Lichtes nennt man Schatten. Dieser ist nun um so dunkler, je undurch-

sichtiger der Körper ist, der ihn verursacht. Der von einem Gegenstande, der senkrecht auf einer wagerechten Fläche steht, hervorgebrachte Schatten, wird gerader Schatten, derjenige aber, der durch einen, auf einer vertikalen Fläche senkrecht stehenden undurchsichtigen Körper entsteht, wird umgekehrter Schatten genannt. Man stelle sich in Fig. 7884., A D als eine horizontale Ebene vor, C B als ein senkrecht stehender, Schatten werfender Körper und E als ein leuchtender Körper. Es sei nun E A D der Winkel, in welchem der leuchtende Körper über die horizontale Ebene A D erhöhet ist, so wird A B die Länge des Schattens seyn, den der Körper C B wirft, ist E A D von 45 Graden, so ist der Triangel A B C ein gleichschenklichter und A B so groß, wie C B, folglich die Länge des Schattens der Höhe des Gegenstandes gleich; ist der Winkel kleiner als 45 Grad, so ist die Länge des Schattens größer, als die Höhe des Gegenstandes, ist dieser Winkel größer, so ist die Länge des Gegenstandes geringer, als die Höhe des Gegenstandes, und bei bekanntem Winkel E A D und bekannter Länge des Schattens, läßt sich immer die senkrechte Höhe des Gegenstandes berechnen; denn man kennt die drei Winkel des Triangels C A B und die Seite A B, woraus sich B C leicht finden läßt. Weil man aus den astronomischen Tabellen die Höhe der Sonne zu einer jeden Zeit kennt, so läßt sich aus der Abmessung der Länge des Schattens, den senkrecht stehende Gegenstände auf die Erde werfen, sehr leicht ihre senkrechte Höhe beim Sonnenschein bestimmen. Um einen Versuch zu machen, darf man nur den Schatten, welchen ein auf einer horizontalen Ebene senkrecht stehender Körper durch ein Licht, welches in 45 Grad Erhöhungen steht, wirft, messen, so wird seine Länge der senkrechten Höhe des Gegen-

ſtandes gleich ſeyn. Der Schatten der Körper iſt gewöhnlich, beſonders wenn der leuchtende Körper, im Verhältniß des Schatten werfenden, groß iſt, von einem weniger dunkleren und helleren Schattenrande umgeben, dieſe mehrere Helligkeit des Schattenrandes, den man Halbſchatten nennt, rührt von den Strahlen her, die von den äußerſten Punkten des leuchtenden Körpers ausſtrömen und die Dunkelheit des wahren Schattenrandes um etwas vermindern.

Was die gefärbten Schatten anbetrifft, ſo glaubte Büffon dieſe Schattenfarben breites im Jahre 1749 zuerſt entdeckt zu haben; allein Leonhardo da Vinci erwähnt ihrer ſchon in ſeiner Abhandlung von der Malerey in der Morgen- und Abend-Dämmerung. Nach einer Reihe von Verſuchen weiß man, daß die ſehr ſchief geneigten Strahlen der auf- und untergehenden Sonne davon nicht die Urſache ſind, ſondern daß man bei dieſen Schattenfarben das Sonnenlicht gänzlich entbehren und mitten in der Nacht dergleichen bunte Schatten hervorbringen kann. Um ſie aber hervorzubringen, gehören dazu zwei Lichter, oder es muß der Tag zugleich von zwei Seiten hereinfallen. Ferner muß ſich zwiſchen dieſen beiden Lichtern eine beſtimmte Proportion in ihrer Hellung befinden; denn wenn auch zuweilen ein einziges Licht gefärbte Schatten giebt, ſo iſt es doch jederzeit von einer beträchtlichen Breite und man kann es als zwei und mehrere Lichter betrachten. Wenn zum Beiſpiel das eine Licht, die Mittagsſonne, ſehr ſtark und das andere ſehr ſchwach iſt, ſo ſind die Schatten ſchwarz, dieſerhalb ſchickt ſich das ſchwache Sonnenlicht beim Auf- oder Untergange zu dem Verſuche am beſten; und wenn die Sonne des Mittags durch Dünſte, Verfinſterung ꝛc. ſehr geſchwächt wird, ſo kann man auch des Mittags

Schattenfarben hervorbringen. Von einem zu schwachen Lichte, z. B. vom Mondlichte oder der Nachthelle entstehen keine. Wer sie in Gedanken hat und aufsucht, wird sie fast jederzeit im Zimmer um sich finden. Diesen bunten Schatten sind nicht bloß einige Farben eigen, sondern man trifft sie bei ihnen alle, bald einzeln, bald zwei, z. B. blau und grün, beisammen an. Die Ursache dieses Phänomens kann nicht die Strahlenbeugung, auch nicht die Strahlenbrechung seyn, weil sonst ein einziges Licht zur Erzeugung derselben hinreichend seyn müßte; es bleibt daher bloß nur noch die Zurückprallung übrig. Sie richten sich indessen jederzeit nach der Farbe der Fläche, auf welcher sie erscheinen, und sie zeigen sich, die grüne ausgenommen, niemals einfach, sondern jederzeit zusammengesetzt. Ueber den Schatten und die gefärbten Schatten, s. auch den Art. Licht, Th. 77, an verschiedenen Stellen.

Ueber den Schatten, Halbschatten und Schlagschatten in der Malerey, s. unter Landschaft-Gemählde, Th. 64, S. 539 u. f. Der Maler muß den Schatten, als weiter nichts, als die Abwesenheit des Lichtes betrachten; denn da, wo gar kein Licht ist, ist alles Schatten, wo nämlich die Strahlen desselben nicht unmittelbar hingelangen können, sondern von undurchsichtigen Gegenständen aufgefangen werden; so weit also den Lichtstrahlen Hindernisse in dem Wege stehen, so weit erstreckt sich der Schatten; er hört da wieder auf, oder wird begränzt, wo es den Lichtstrahlen wieder möglich ist, unmittelbar hinzugelangen. Man muß sich die Lichtstrahlen als gerade, unbiegsame Linien vorstellen, die von einem Lichte auf allen Seiten auffahren und von den undurchdringlichen Gegenständen aufgefangen und gleichsam abgeschnitten werden. Diejenigen Lichtstrahlen nun, die an der äußersten Gränze eines Gegen-

ſtandes hinfahren und von demſelben in ihrem Laufe nicht abgeſchnitten werden, beſtimmen die Figur des Schattens. Der Schatten iſt von einer einfachen Gattung; denn ein jeder Körper, der einen Schatten wirft, wird ſowohl ſelbſt, und zwar auf der dem Lichte entgegengeſetzten Seite verdunkelt, als auch andere Flächen oder Gegenſtände dadurch, daß ihnen der ſchattenwerfende Gegenſtand das Licht raubt, verfinſtert; den erſten Schatten nennt man den Lokal- oder eigenthümlichen Schatten, den andern aber den Schlag- Wurf- oder Pflaſterſchatten. In der Malerei ſind daher die Schatten dunkle Parthien, welche den lichten oder beleuchteten entgegengeſtellt ſind. Alle Schatten des Gemäldes müſſen ſich in einen einzigen vereinigen, damit alle Maſſen eine ſchöne Harmonie bewirken; ſo müſſen bei großen Lichtern große Schatten ſeyn, weil ſie die Ruheſtellen ausmachen. Daher muß auch Alles, was ſich in dem ſtarken Schatten befindet, eins von der andern Farbe mittheilen, ſo daß alle verſchiedene Farben, welche im Hellen ſich gut unterſcheiden, wegen ihrer Vereinigung im Dunkeln nur eine ſcheinen. Die ſtarken Schatten muß man in der Mitte der Glieder vermeiden, weil ſie ſolche zu zerdrücken ſcheinen; daher thut der Künſtler wohl, ſie herumzuſetzen, um die Wendungen zu machen, und den Figuren Erhabenheit zu geben. Die erſte Klaſſen der Schatten ſind diejenigen, welche ſich ſelbſt an dem Körper bilden vermittelſt ihrer eigenen Erhabenheit, wobei aber bemerkt werden muß, daß weil in der Malerey die Wirkungen des verſchiedenen Lichtes nicht angezeigt werden können, als durch Hülfe des Schattens, ſo müſſen auch die Grade wohl beobachtet werden und daß der Ort, welcher von gar keinem Lichte erleuchtet wird, auch keinen Antheil an einer hellen Farbe haben kann, ſondern daß die Farbe,

deren man ſich daſelbſt bedient, nicht als Farbe, ſondern als Dunkelheit, welche die Kennfarben verwirrt, betrachtet werden müſſen; daß endlich die Reflexe ſich nach dem Lichte der Materie und Gegeneinanderſtellung der Körper richten muß. Vertiefungen, wohin weder Licht noch Wiederſchein gelangen kann, müſſen von allem Lichte und aller Farbe entfernt, ganz dunkel, alſo im Schatten, gehalten werden; dergleichen ſtarke Schatten ſoll man nie an einem erhabenen Gliede oder ſonſt einer hervorragenden Parthie gebrauchen, ſondern nur jederzeit an tiefen Einbiegungen, und um den Rand undurchſichtiger Körper gegen den hellen. Man muß ſich der vielen kleinen Schatten eben ſo, als der vielen kleinen Lichter enthalten, weil ihr Anblick das Auge ermüdet. Man muß ſich lieber einen Umſtand erdichten, wodurch man ſich rechtfertigen kann, wenn man ſich die Freiheit nimmt, aus vielen kleinen einen großen Schatten zu bilden, und dieſes nur, um dem Auge Ruhepunkte zu verſchaffen.

Die zweite Klaſſe der Schatten ſind diejenigen, welche dem beleuchteten Körper folgen. Die Schatten der erſten Klaſſe werden Rundier, dieſe aber Schlagſchatten genannt. Sie breiten ſich hinter den Körpern, von welchen ſie verurſacht werden, dem urſprünglichen Lichte gegenüber, auf der Grundfläche aus, und erſcheinen daſelbſt viel ſtärker oder dunkler, als die Rundirſchatten der ſie veranlaſſenden Gegenſtände, und dieſes deswegen, weil ſie weniger Reflex empfangen, als jene; ſie verlieren aber ihre Kraft nach und nach um ſo mehr, je weiter ſie von ihren Körpern abgehen und je mehr ſie ſich von ihnen entfernen. Wenn ſie auf einen nahe gelegenen Körper geworfen werden, ſo richten ſie ſich nach der Geſtalt deſſelben ſowohl in Anſehung ſeiner

Größe und Stellung, als auch nach dem Orte und der Stellung des scheinenden Lichtes.

Die letzte Klasse der Schatten enthält jene, welche selbst als Hauptheile des Werkes angesehen werden. So wie man dasjenige für die allerlebhafteste Erhebung hält, was in dem beleuchteten Theile statt des höchsten Lichtes dient, so muß man auch das für die größte Vertiefung halten, was im Schatten am dunkelsten angegeben ist. Die Farbe des Schattens und der Reflexion, welche in einer dunklen Parthie zusammentreffen, müssen gehörig von einander unterschieden werden, jedoch mit solcher Vorsichtigkeit, daß die Schattenmasse, wo das Auge ruhen soll, hierdurch nicht getrennt werde. Wenn etwas nach dem Leben verfertiget wird, hat man öfters eine sorgfältige Vergleichung zwischen dem Lichte und Schatten anzustellen, und zu verhüten, daß nicht viel kleine Sachen in die schattigen Oerter gesetzt werden, welche man im Dunkeln nicht wohl entdecken und unterscheiden kann, es sei denn, daß man solche allein zu betrachten sich bemühen wollte. Darum soll man, um ein Werk der Natur gleichförmig zu machen, solches unter der Arbeit öfters ganz und in einem Blicke betrachten und mit jener vergleichen. Endlich muß man vermeiden einem großen Lichte einen starken Schatten entgegenzusetzen, ohne Dazwischenkunft einer gelinden Mitteltinte; und wenn gleich es jedem freisteht, nach seiner Phantasie die großen Hellen vor oder hinter das Dunkel zu stellen, so ist es doch jederzeit viel schicklicher, die vornehmsten Theile des Werkes ins Helle zu setzen, als das Gegentheil zu thun.

Der Schatten gehört in den Kreis der Dunkelheit, keinesweges aber zur Finsterniß. Sobald man im Schatten einige Farben erkennt, ob sie gleich nicht recht erscheinen, so muß man glauben, daß da-

von das Licht die Urſache ſei; man kann aber nicht behaupten, daß der Schatten vom urſprünglichen Lichte getroffen werde, weil er, ſeiner Natur nach, dadurch aufhören würde Schatten zu ſeyn, und gleichwohl entdeckt man darin Farben, welche nur von dem Lichte hervorgebracht werden können. Dieſes geſchieht durch den Reflex des Lichtes, welches von einem durch das urſprüngliche Licht beleuchteten Gegenſtand abprallt, und von dieſem auf die, wenigſtens zum Theil, undurchſichtige Fläche des andern, welcher dem urſprüngliche Lichte gegenüberſteht, geworfen wird. Daß die Winkel der einfallenden und apprallenden Lichtſtrahlen einander gleich ſind, bedarf keines Beweiſes. Luft, Farbe, Halbſchatten, Schatten und Wiederſchein ſind an jedem Körper ſo mit ein- oder verſchmolzen, daß kein ſichtbarer Gegenſtand ohne die fünf Stücke ſich denken, geſchweige denn ausdrücken ließe. Sobald ein Licht, es mag ſo ſchwach ſeyn, wie es will, einen Korper trifft, ſo erſcheint zugleich ſeine Farbe und Schatten. Wäre kein Wiederſchein, ſo würden alle Lokalfarben im Schatten, ſelbſt die Weiße eine gleiche Dunkelheit und zwar keine Farbe haben. Hiervon kann man ſich überzeugen, wenn man in einem ſehr großen Gewölbe, welches gar kein Licht hat, durch eine ganz kleine Oeffnung den Lichtſtrahl auf einen Gegenſtand leitet; der Mittelpunkt wird am hellſten erſcheinen, indem er aber bei der Apprallung gleichſam ſich theilet und dadurch einen Theil der nächſten Luft mit erhellt, ſo entſteht davon auf den Körper, zunächſt um den Lichtſtrahl herum, ein gewiſſer Schimmer, welcher fürs Auge nicht angenehmer, als das Licht iſt; da aber die Schatten hierbei an einem ganz undurchſichtigen Körper finſter und ohne Farbe bleiben, ſich auch mit dem Dunkel des übrigen vereinigen, ſo folgt daraus, daß Alles, was

man im Schatten erkennen kann, bloß vom Wiederscheine herrührt. Indem aber die Gegenstände in der Natur von verschiedener Farbe und Beleuchtung angetroffen werden, die Farbe, welche man im Schatten wahrnimmt, aber von der Farbe des aktiv wiederscheinenden Körpers, des Lichtes, der Luft und der Lokalfarbe des passiv wiederscheinenden zugleich gewirkt wird, so kann der Wiederschein in einem Rundirschatten niemals die unverfälschte Farbe seines Körpers zeigen, sondern dieselbe wird aus den beleuchteten Parthien und den entgegengesetzten Farben geschlossen, welche den Schein der Lokalfarben bald befördern, bald noch mehr verfälschen; man müßte dann annehmen, daß der aktiv wiederscheinende Körper ein reiner, von aller Farbe freier Spiegel wäre, aus welchem das ursprüngliche Licht an den Schatten des passiv wiederscheinenden Körpers geschickt wird, wodurch er zwar seine Wahrheit, welche sich mit der Farbe des Lichtes vermischt, behält, aber auch zugleich aufhört ein Schatten zu seyn, indem das aktiv Wiederscheinende in diesem Falle dem ursprünglichen Lichte gleich ist. Nimmt man aber das ursprüngliche Licht gelblicht an, den beleuchteten Gegenstand von weißer Farbe, und den aktiv wiederscheinenden von eben dieser, so ist dieser letztere, in sofern es kein Spiegel, sondern ein matter und undurchsichtiger Körper, z. B. Leinwand, oder eine Mauer ist, schon sehr gebrochen. Da nun die Brechung des Weißen durch ein Bläulichtes vergeht, das ursprüngliche Licht dagegen als gelblicht vorausgesetzt ist, bläulicht und gelblicht vereiniget, aber einen grünlichten Schein zuwegebringen, so muß dieser Wiederschein grünlicht ausfallen. Grünlicht nennt man aber nicht weiß, folglich erscheint auch der Schatten des Weißen unter diesen und ähnlichen Umständen nicht weiß. Wer übrigens die Behaup-

tung aufstellen möchte, daß der Schatten des Weißen ohne Ausnahme weiß sei, der darf nur vor die beleuchtete Seite eines dergleichen Gegenstandes etwas Undurchsichtiges, z. B. ein Brett halten, und Jemanden hinführen, der von der weißen Farbe des Gegenstandes nicht unterrichtet ist, so wird dieser den Wiederschein für eine grünlichte Farbe erklären, weil ihm die beleuchtete Seite verborgen ist und er also von dieser nicht auf den Wiederschein schließen kann. Wenn man den Charakter des Lichtes und Schattens an den Gegenständen, ohne Rücksicht auf die Wiederscheine, ob man sie gleich niemals in der Natur so antrifft, betrachtet, so kann man das Licht mit einer trocknen Farbe und den Schatten mit ebenderselben, welche mit Oel gesättigt worden, vergleichen. Man findet hierdurch zugleich, daß je leuchtender eine Farbe an sich ist, desto mehr Glasur bedarf sie auch im Schatten und je minder leuchtend, oder auch je durchsichtiger sie ist, desto weniger Glasur erlaubt sie. Nimmt man zum Anfange die Mittelseite zwischen Licht und Schatten, welche man leicht heller und dunkler machen kann; zum Schatten aber dieselbe, welche nur anders, oder vielmehr so behandelt ward, daß sie die Eigenschaft des Nassen, wie jene des Trocknen behält, und betrachtet den Wiederschein als ein besonderes Licht, so wird man nicht viel Schwierigkeiten finden, beides wohl auszudrücken. Nach J. L. Hoffmann, welcher die Farben auf die Tonkunst anwendet, dienen die Schattenfarben statt der Basis. Diese Farben scheinen um so viel dunkler oder tiefer, als man bewirken kann, daß das auf sie fallende Licht eindringe und dadurch verloren gehe. Daher muß man dahin sehen, in die Schattenfarben nicht mehr Licht zu bringen, als die Reflexe erfordern, und dahingegen alles Licht verschwinden zu machen auf den Stellen, wo gänzliche Verfinste-

rung nöthig ist, z. B. in den tiefsten Falten, Höhlen ꝛc. In der Tonkunst ist der Unisonus die Parallele davon, indem es Licht und Schatten zugleich vorstellt, z. B. wenn man im Diskant das c auf der untersten Linie ausdrückt, so ist dieses der tiefste Ton im Diskant; hingegen schreibt man das durchstrichene c auf der Baßseite, so ist dieses der höchste Ton im Baß, beide aber fallen auf eine und ebendieselbe Taste des Klaviers oder Fortepianos. Auf einem Gemälde zeigt sich das Helle im Dunkeln alsdann, wenn eine ganze Parthie vom Schlagschatten bedeckt wird, z. B. die ganze Hälfte eines Angesichtes, oder ein ganzer Vorgrund ꝛc. Die Ursache, warum man in einem solchen Schlagschatten alle Gegenstände, als Farbe, ganz gut und deutlich erkennen kann, ist in der Klarheit der Luft und in ihrem entlehnten Lichte anzutreffen, welche in diesem Falle ihre Kraft in der Nähe ausübt und das Auge mit ungemeiner Anmuth sättiget, anstatt daß das ursprüngliche Licht unmittelbar dasselbe blendet, und dadurch einen großen Theil der Deutlichkeit entzieht. An einzelnen Farbetönen wird dieses Helle im Dunkeln herausgebracht, wenn man die Lokalfarben in dem Grade des Lichtes, welcher nicht so hoch ist, daß er den Blick abgeben könnte, aber auch nicht so dunkel, daß er zum Grunde einer Schattenfläche taugte, körperlich anlegt und dann mit der Lackfarbe desselben Tons lassirt; z. B. in Oelfarbe: Berlinerblau mit etwas Weiß vermischt, und wenn es trocken ist, mit feinem Berlinerblau dünn lassirt; destillirter Grünspan mit etwas wenigem Auripigment untermalt, sodann mit etwas gelbem Lack und destillirtem Grünspan vermischt, lassirt; gelb, mit Auripigment untermalt und mit gelbem Lack dünn lassirt; hochroth mit reinem; Zinnober angelegt und mit hochrothem Lack lassirt; Kermesroth mit Karmin und etwas wenigem Weißen

angelegt, ſodann mit dem feinſten Florentiner Lack laſſirt; violett mit Berlinerblau, Wienerlack und etwas Weiß vermiſcht angelegt, ſodann mit Berlinerblau und Wienerlack laſſirt. Man muß ſich ein für allemal merken, daß man nie mit einem dunklern Ton auf einen hellen Grundton laſſiren kann, ohne ein das Auge beleidigendes Grelle zu veranlaſſen; weit eher kann man auf eine dunklere Grundfarbe eine hellere Laſſirung gebrauchen. So kann man z. B. auf reinen Zinnober nicht mit Wienerlack laſſiren, ſondern nur mit hochrothem, und auf grün kann man ſich eben ſo wenig der blauen Laſſur bedienen, eher der gelben. Ferner muß man auch nicht zwei Laſſirungen unmittelbar auf einander ſetzen; es iſt ſchon falſch, wenn man z. B. zweimal mit Wienerlack aufeinander laſſirt, und zwei Laſſuren von verſchiedenen Farben würden vollends unerträglich ausfallen. Kein Schatten an einem undurchſichtigen Körper, welcher zu ſeiner Lokalfarbe im Lichte weiß bedarf, kann, ſobald er unſerm Auge nahe genug iſt und durch einen Zufall nicht alterirt wird, ohne braun vollendet werden.

Um den Schatten Wahrheit zu ertheilen, wird die Laſſirung derſelben verlangt. Mengs ſagt: die Schatten müſſen laſſirt werden, damit ſie die Lichtſtrahlen, nämlich diejenigen, welche auf die Tafel fallen, durchfahren laſſen, weil ſonſt eine dunkle Farbe nicht einen Schatten, ſondern eine dunkle aber beleuchtete (das heißt, eine Lokalfarbe) vorſtellt. Wenn man aber durch die bloße Laſſur die Natur des Schattens erreichen wollte oder könnte, ſo müßte man bei der Vorſtellung eines geglätteten Metalls oder ſonſt glänzenden Körpers, entweder die Laſſur der beleuchteten Parthien hinweg laſſen, und in dieſem Falle würde man den Schein der Wahrheit des Metalls nicht erreichen; oder man müßte die

untermalten Schatten durch die Lasſur gänzlich unterdrücken, und dann wäre das Untermalen mit Körperfarben vergeblich gewesen; oder es müssen die Schattenfarben beim Untermalen gleich anders behandelt werden, als die Lichtfarben, und so ist es auch. — Um sich darüber zu belehren, darf man nur ein Original von Graf mit einer Kopie vergleichen, so wird man finden, daß das Gefällige und Klare dieser Schatten nicht in der Manier des Pöbels der Maler erreicht werden kann, daß seine eigenen Schüler es nicht einmal zuwege gebracht haben und bringen, vielweniger noch andere Nachahmer, welche immer nur Nachahmer bleiben werden. Hoffmann sagt: Es scheint, daß Mengs in den oben angeführten Stellen auf das Arkanum der Kunst habe hinweisen, aber solches nicht entdecken wollen. Da nun die braune Farbe, wenn sie im Schatten dienen soll, auch eine Lassurfarbe seyn muß, und aus den Lassurfarben durch Vermischung mit Körperfarben eine Lokalfarbe entsteht, so kann man diese braune Farbe außer dem Schatten, auch als eine Lichtseite betrachten. Gleich wie nun vom höchsten reinsten Lichte, welches die weiße Farbe bedeutet, schwarz der Gegensatz ist, also ist braun der Gegensatz der hellsten oder jener Farbe, welche dem höchsten Lichte am nächsten kommt, und diese ist die gelbe. Wie man nun durch schwarz alle Grade bis zum höchsten Lichte, als Licht hervorbringen kann, so kann man auch durch braun die Schatten aller derer Farben hervorbringen, welche sich der Natur des höchsten Lichtes auf die Art nähren, als die gelbe. Das Braun, als Schatten, befindet sich allemal dem höchsten Lichte gegenüber und ist also der centrale Gegensatz von dem Theile eines beleuchteten Körpers, welchen man Blick nennt.

Um die Hauptschatten oder reflektirte

Schatten in der Malerei zu finden, nehme man einen Theil der Haupttinktur und miſche ſie mit eben ſo viel Gelb, welches die Farbe des allgemeinen Reflexes oder Wiederſcheines iſt. Das angemeſſenſte Gelb iſt hier, nach Einigen, das dunkele Schütt- oder Beergelb mit einem Theile Judenpech vermiſcht. Man hat dann die Tinktur für die allgemeinen reflektirten Schatten. Miſcht man unter ein wenig vom letztern etwas weiß, in dem Grade einer hellen Tinte, ſo bekommt man den hellſten Grad des allgemeinen Reflexes. Es heißt hier in dem Grade einer hellen Tinte, weil, wenn man zu viel weiß darein miſcht, die Miſchung ein anderes Fleiſch von einer verſchiedenen Beſchaffenheit giebt, nimmt man dagegen zu viel von der reflektirten Tinktur darunter, ſo entſteht dadurch der Reflex eines höher gefärbten Fleiſches, und nicht dasjenige, ſo man haben will. Alle übrige beſondere Wiederſcheine, ſie mögen zufällig oder nothwendig ſeyn, werden aus dieſem Reflex gemacht, indem man die Farbe des entgegengeſetzten Körpers dazu miſcht, der ſie verurſacht, und ihnen immer etwas von ſeiner eigenen Farbe mittheilt. Alle Grade des Haupt- oder des reflektirten Schattens werden gleichfalls aus dem Reflex gemacht, indem man ſchwarz dazu miſcht, und ſo auch etwas reflektirende Tinktur, je nachdem es durch das materielle Schwarz mehr oder weniger verloren geht. Man kann auf dieſe Art ſo vielerlei Grade davon miſchen, als man will. Hier haben wir drei Grade des ſogenannten Hauptſchattens. Man wird auch beobachten, daß je mehr ſchwarz man dazu miſcht, um ſo mehr reflektirte Tinktur muß man auch dazu nehmen, und daß man auf dieſe Art bis zu dem dunkelſten Grade fortgehen kann, der ganz ohne weiß, bloß mit ſchwarz und reflecktirender Tinktur gemacht wird, und in manchen Stellen zu

zu Touschen gebraucht werden kann; daher man demselben auch den Namen Tousche beilegen kann. Es giebt noch eine andere Art saftartiger durchscheinender Touschen, die mit Gummilack, Beergelb, Judenpech oder Asphalt ꝛc. bereitet werden, und an röthlich durchschimmernden Stellen, z. B. an Nase, Ohren ꝛc. gebraucht werden können. Um den Hellglanz hervorzubringen, worunter man die am stärksten erleuchteten Stellen des Fleisches versteht, mischt man weiß mit gelb, das heißt, Bleygelb oder Mineralgelb (Massicot) oder gelben Ocher mit weiß, wodurch man den höchsten Grad des Lichtes an erleuchteten Stellen erhält, welcher den schon oben angeführten Namen Hellglanz erhält. Das Bleygelb oder Massicot dient zu weißen Körpern, z. B. von Weibern, Kindern ꝛc. Ocher nimmt man hingegen zu stärker gefärbten, z. B. zu erwachsenen starken Männern ꝛc. Der junge Künstler, der Maler, lernt sehr bald, wie viel gelb er mit dem Weißen mischen muß; denn nimmt er zu viel gelb, so fallen seine Lichter nicht hell genug aus, um das Fleisch zu heben, nimmt er hingegen zu viel weiß, so werden seine Lichter zu blendend und fett, wie ein Körper der schwitzt. Fliehende oder entfernte Stellen werden mit blau gemacht; so wird z. B. die Fleischfarbe mit blau gemischt und etwas von der Haupttinktur zugesetzt, so entsteht das Fliehende von der Lichtseite. Man muß aber auch noch etwas von der ersten Tinktur darunter mischen, um das zu ersetzen, was durch das Materielle Blau verloren gegangen, wie man es dem Schwarzen bei den Mezzotinten zusetzt. Will man auch in den Schatten Entfernungen ausdrücken, so muß man blau unter den Schatten und noch reflecktirende Tinktur darunter mischen. Dieses sind alle Grade von Licht und Schatten die erfordert werden, um einen Körper mit der Farbe des Flei-

sches darzustellen. Um ihn aber zu vollenden, müssen auch die sogenannten zufälligen Parthien angebracht werden, die bald in den Lichtern, bald in den Schatten nach allen Graden Statt finden, je nachdem man den Gegenstand wendet. Diese zufälligen Parthien behalten stets ihre Farbe und werden beim Malen den Graden angemessen gehalten.

Schatten, in den Gärten, ist der durch Bäume hervorgebrachte Schutz vor der Sonne und dem zu grellen Lichte, besonders in den Gängen und bei Ruheplätzen. Wie die Gänge mit Bäumen angelegt werden müssen, um Schatten zu gewähren; so auch die zur Erhohlung gewählten Plätze ꝛc. s. unter Garten, Th. 16.

Schatten, eine Fischart, s. Meerschatten, Umbra, Th. 87, S. 160, und Umbrafisch, in U.

Schatten, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzten Falle das Hülfswort haben erfordert: 1 Einen Schatten werfen, Schatten geben, Schatten machen, jedoch nur in der Zusammensetzung beschatten, umschatten und überschatten. 2) Für schattieren, in welcher Bedeutung es doch nur von einigen Neuern versucht worden, welche aber ohne Nachfolge geblieben sind.

Schattenbild, Schattenbilder, Schattenspiele, eine Art Pantomime, wo Figuren und Handlungen durch den an die Wand geworfenen Schatten vorgestellt werden. Die Einrichtung, um diese Schattenbilder an der Wand hervorzubringen, geschieht durch die Zauberlaterne, Laterna Magica, welche von Robert Bacon erfunden worden seyn soll; wie es aber scheint, so ist sie erst im Jahre 1665 durch den gelehrten Pater Kircher bekannt geworden, daher wird

auch dieser, als der Erfinder genannt. Früher wurde die Zauberlaterne, als etwas Uebernatürliches angestaunt; sie brachte Schrecken, Zaubereyen und Bewunderung hervor; späterhin sank ihr Ansehen, und zuletzt so sehr, daß sie sich durch eine begleitende Drehorgel Jedermann auf der Straße anbot, und jetzt ist auch dieses außer Gebrauch gekommen, da man dergleichen Laternen im Kleinen für einen Thaler, ja noch darunter haben kann, und jedes Kind gebildeter Eltern damit umzugehen weiß. Die Wirkung dieser Maschine ist die Zeichnungen und Farben kleiner Objekte, die man auf Glasstreifen mit durchsichtigen Farben anbringt, an der weißen Wand, auf einer Leinwand, oder Pappe an einem finsteren Orte groß nachzumalen. Hierzu gehört ein Kasten von weißem Bleche a b c d, fig. 7885, der 8 Zoll hoch, 10 Zoll lang und 6 Zoll breit ist. Nach diesen Verhältnissen kann man sie so groß machen, als man will, wenn nämlich die Gläser in diesem Verhältnisse mitbegriffen sind. Oben an der Laterne ist ein Rauchfang oder eine Röhre e von 4 Zoll im Durchmesser, so mit einer Kuppel f bedeckt ist, den Rauch abzuführen und den Lichtschein von dem Zimmer abzuhalten. An der Seite dieses Kastens a c ist eine Thür zum Eröffnen der Laterne, an welcher auch ein metallner oder von weißem Bleche oder Messing gemachter Hohlspiegel g befestiget ist, der 5 Zoll beträgt. Dieser Spiegel wird so gestellt, daß man ihn an seinem Schwanzstücke vorwärts schieben oder zurückziehen kann, und dieses Schwanzstück muß in die Röhre von weißem Bleche i hineingesteckt werden, die an diese Thür angelöthet ist. Mitten in das Innere dieses Kastens wird eine Lampe von weißem Bleche r gesetzt, deren Hals platt seyn muß, damit sie die Flammenstrahlen nicht aufhalte, so der Spiegel auf die innere Seite dieses Kastens

zurückwirft. Sie hat 3 bis 4 Dochte, die so hoch stehen müssen, als der Mittelpunkt des Hohlspiegels g ist. An der dem Spiegel gegenüberstehenden Seite b d befindet sich ein Loch 3 Zoll breit und $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch, in welches man ein Glas von gleicher Größe setzt. Man schleift daher das Glas in einer sehr großen Schüssel viereckig und schneidet dessen Ränder weg, weil man weiß, daß sich die Objekte allezeit in der Mitte der Convexgläser am hellsten und deutlichsten abmalen. Der Brennpunkt dieses Convexglases ist bis 5 Zoll, damit die Lampe im Kasten genau in dem Focus des Glases, so wie des Hohlspiegels zu stehen komme. Selbst die Lampe wird zum Verschieben beweglich gemacht; auch um sie herauszunehmen, wenn man sie reinigen und die dicken Dochte einziehen oder frisches Baumöl zugießen will. An eben dieser Seite befindet sich ein Stöpsel von weißem Bleche mit einer Rinne m n $4\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrate, die auf der Seite offen ist und deren Oeffnung $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und 4 Linien breit seyn muß. Durch diese Oeffnung schiebt man die Glastäfelchen, die mit den Figuren bemalt sind, welche man an der Wand vorstellen will. Dem Glase gegenüber hat dieses Stück eine Oeffnung von $3\frac{1}{4}$ Zoll breit, $2\frac{1}{4}$ Zoll hoch, an welcher Oeffnung man das Rohr o von eben der Gestalt ansetzt, welches 6 Zoll lang gemacht wird. Ein anderes Rohr, so 6 Zoll lang ist, wird in das erstgedachte eingeschoben; es enthält zwei convexe oder Linsengläser p und q. Das Glas p hat einen Focus von etwa 3 Zoll, das Glas q hingegen von 10 bis 12 Zoll; es ist das äußerste in der beweglichen Röhre. Zwischen beiden Gläser kommt eine Pappe, so eine Oeffnung, 1 Zoll breit, 8 Linien hoch enthält. Das Glas p kann mit seiner Röhre in die Röhre o geschoben und nach Befinden gestellt werden. Jetzt

schneidet der Glaser 12 Zoll lange und 3 Zoll breite Streifen von weißem, hellem, reinem Glase, die man in leichte Rahme einfaßt und welche leicht in die Rinne gehen. Diese Streifen werden nun mit Figuren bemalt. Man zeichnet nämlich die Figur, welche man wünscht, auf Papier, klebt diese unter dem Glase an den Ecken an, malt mit einem feinen Spitzpinsel, den man in mit Terpentinfirniß oder weißem Lackfirniß (Mastixfirniß) eingerührten Lampenruß getaucht hat, auf dem Glase die Hauptzüge, und wenn dieser Umriß recht trocken ist, so streicht man in die Theile der Figur, die gehörige, doch durchsichtige, und mit weißem Lackfirniß abgeriebene Farbe. Die hellsten Lichter macht das Glas, die Schattirung aber mit dunkler Schraffirung, nach der Natur, jedoch im Kleinen, die Farbe. Was ganz dunkel erscheinen soll, z. B. wie der Grund um ein Gespenst ꝛc., wird mit schwarzer Oelfarbe ausgefüllt, damit das Helle absticht. Die Farben zu den Glastafeln sind: Beinschwarz, Frankfurter Schwarz, Umbra, Florentinerlack, Karmin, Englisches Roth, Lackmus, Indigo, Berlinerblau, destillirter Grünspan, Gummi Guttae, Saffran, Ocher, in Weingeist ausgezogenes Drachenblut ꝛc. Man kann diese Farben auch mit Wasser abreiben und damit malen, und dann die Malerey mit dem oben gedachten weißen Lackfirniß überziehen.

Wenn man nun in der Zauberlaterne die Oellampe angesteckt, die Röhren gehörig ausgezogen und die Bilder verkehrt in die Rinne eingeschoben hat, so lassen sich auf der Leinwand allerlei Belustigungen vorstellen. Auch bewegliche Figuren oder zweierlei mit einerlei Objekte gemalte Gläser lassen sich anbringen und hinter einander schieben. Es soll, um die Beweglichkeit der Figuren zu zeigen, ein Seesturm vorgestellt werden. Hierzu braucht man zwei Glastäfelchen, 15 Zoll lang, die in der Rinne gleich

Platz haben. Auf dem einen zeichne man die Bewegung des Meeres, von seinen sanftesten Wellen an, bis zu dem entsetzlichsten Sturme; überhaupt ein ruhiges Meer, mit heiterem Himmel, dem Erheben der Wellen und der Wolken ꝛc. in eines fort, ohne Abschnitte. Das andere Täfelchen bemale man mit einerlei gelinden Wellen, und mit Schiffen in verschiedenen Entfernungen. Der Sturm zeigt sich an der Wand, wenn man die beiden Gläser hintereinander zitternd bewegt, so auch eine Feldschlacht, ein Seetreffen und eine jede mechanische Handlung.

Das Chinesische Schattenspiel, Fig. 7886, wird auf folgende Weise verfertiget: In einem Verschlage wird ein Loch, etwa 4 Fuß lang und 2 Fuß hoch angebracht, dessen untere Seite 5 Fuß hoch über den Fußboden seyn muß. Man bedeckt solches mit einem durchsichtigen weißen Flor. Zu diesem Loche gehören verschiedene Rahmen von verschiedener Größe und mit Flor bespannt. Auf diesen Flor zeichnet man das Feld zu den Vorstellungen, auf welchem die kleinen Figuren sich bewegen sollen. Die Schattirung der Gegenstände auf diesem Felde, wird durch untergeklebte grobe Papierstreifen hervorgebracht. Wenn man das Licht nachmachen will, so ist es genug, wenn man eins oder zwei darauf klebt, zu den halben Schatten gehören drei oder vier und zu den ganzen Schatten wenigstins fünf oder sechs Stückchen Papier. Die Gestalt, welche die Papiere haben müssen, erlangt man, wenn man sie durch das Gemälde durchzeichnet, und sie hernach mit aller Behutsamkeit ausschneidet und auf das Gemälde pappt. Man kann auch, um die Arbeit richtiger zu machen und sie zu beschleunigen, diejenigen Ecken, welche nicht mit den Schatten getroffen sind, mit ein wenig Ruß nachhelfen. Man untersucht dann diese Gemälde, was sie für eine

Wirkung thun, wenn man sie gegen die Sonne hält. Dichte hinter diesen Rahmen läßt man kleine Figuren von Menschen und Thieren sich bewegen, die von Karten ausgeschnitten sind, an welchen man verschiedene Theile beweglich macht, nachdem sie eine Wirkung mit ihren Schatten hervorbringen sollen. Damit man sie aber nach Belieben in Bewegung setzen kann, macht man an diese bewegliche Theile dünnen Draht fest, welchen man gegen die Füße der Figur hinabgehen läßt, und an dessen Ende man eine Art von Ring macht, damit man die Finger der rechten Hand hineinstecken kann, während welcher Zeit man dann diese Figur vermittelst eines andern eisernen Drahtes mit der linken Hand hält; oder man bewegt auch die Gelenke durch ein dünnes Holz, in dessen Spitze eine Stecknadel steckt. Auf diese Art kann man sie vor sich und zurückgehen, und die Hände bewegen lassen, ohne daß man sieht, wer dieses thut und wodurch sie in Bewegung gesetzt werden. Und da man diese Figuren nur an denjenigen Theilen dieser Tafel sehen kann, welche nicht starke Schatten haben, so hat man den Vortheil, daß wenn sie zur rechten Zeit erscheinen, man sie verbergen, zurückkehren, fortgehen und andere an ihre Stelle kommen lassen kann. Alle diese Figuren müssen im Profil oder von der Seite gezeichnet und ausgeschnitten werden. Es ist auch nothwendig, wenn man sie sich bewegen läßt, ein Gespräch dabei zu unterhalten, das sich genau zu ihren Geberden und Bewegungen schickt; ja man muß auch selbst, wenn es angeht, das Geräusch nachahmen, das heißt, wenn man eine Figur von der Leiter herabfallen läßt, so muß man dieses Geräusch nachahmen. Die Rahmen werden von hinten vermittelst eines Spiegels erleuchtet, der 3 oder 4 Fuß weit davon entfernt ist, und der gerade dem Mittelpunkte dieser

Tafel gegenüber ſtehen muß. Auf dieſe Weiſe kann man verſchiedene angenehme Auftritte vorſtellen, wenn man ſich dazu kleiner Figuren von Menſchen und Thieren bedient, deren Bewegungen ſo eingerichtet ſind, daß ſie Alles auf das Natürlichſte vorſtellen können. Alles kommt aber auf die Geſchicklichkeit derjenigen an, die ſie in Bewegung ſetzen.

Eine mechaniſche Zauberlaterne, ſo man zur Tages- und Nachtzeit gebrauchen kann, zu verfertigen. Fig. 7887. A. ſtellt das äußerliche Anſehen dieſer Maſchine vor. Sie beſteht aus einem viereckigten Kaſten, auf deſſen hintere Seite ein aufrechtſtehendes Gemälde ſich befindet, worauf ein alter Chineſe mit einem Schattenſpiele und einigen Zuſchauern vorgeſtellt iſt. Dies Schattenſpiel wirft ſeinen Glanz an die Wand, als eine runde Scheibe, an welchem Platz die vorzuſtellenden Figuren erſcheinen. Dieſe Tafel bedeckt ein ſeidener Vorhang, der ſich nach Gefallen aufziehen läßt. — Zu einem gewöhnlichen Schattenſpiele auf Glas gehören gemalte Bilder dagegen befinden ſich hier ſo viele Täfelchen, als zu den Vorſtellungen gebraucht werden. Auf jedem dieſer Täfelchen befindet ſich der Name des Gegenſtandes, der erſcheinen ſoll, geſchrieben. An der vorderen Seite des Kaſtens iſt ein Loch, das zum Einſchieben einer von den Tafeln gehört, die mittelſt eines Riegels darin feſtgehalten wird.

Fig. 7888. A zeigt die geöffnete Maſchine. B iſt die Klappe, die ſich bei C einſchließt und durch das kleine Loch mit einer Nadel geöffnet werden kann. D iſt ein Stück von Meſſing mit einem Kronrade, welches Fig. 7889. beſonders zeigt. E iſt eine Walze mit einem Getriebe von acht Sproſſen, das vergrößert in Fig. 7890. zu ſehen iſt. F iſt eine kleine Rolle, und G eine Schnur, mit einem Gewichte. H ein Rahm mit Nr. 1. der Scheibe der Vorſtellun-

gen, die hinter dem Kasten angeschraubt ist. K ist ein kleiner Tisch, auf welchem die Täfelchen, worauf die verlangte Vorstellung geschrieben ist, eingeschoben werden; er hat auf beiden Seiten Rinnleisten, welche die eingeschobenen Täfelchen nicht wanken lassen. Diese Tafeln bewegen sodann das Kronrad, wodurch verursacht wird, daß nur diejenige Vorstellung der Scheibe auf Fig. 7891., in dem Felde B, Fig. 7887. zum Vorschein kommt, die auf dem Täfelchen geschrieben ist. Fig. 7892. stellt eine solche Tafel mit Deutscher und Lateinischer Schrift vor. Diese Tafeln müssen zuerst von einerlei Länge seyn, damit man sie durchs Hineinschieben probiren und davon abfeilen kann, bis das zum Vorschein kommt, was darauf angegeben ist. Fig. 7893. stellt die Maschine im Durchschnitt vor. Nr. 1. ist das Stück im Kleinen, so Fig. 7889. größer gezeichnet vorstellt. Nr. 2. ist die Rolle, über welche die Schnur mit dem Gewichte geht. Nr. 3. die Walze mit dem Getriebe, welches Fig. 7890. vergrößert ist. Fig. 7894. zeigt das messingene Kronrad besonders und ist an Fig. 7889. mittelst dreier Schrauben fest gemacht. Fig. 7895. ist der kleine Tisch, worauf die Tafeln zu liegen kommen, die eingeschoben werden, und Fig. 7896. das Loch, durch welches die Tafeln eingeschoben werden. Nr. 4. ist die Nebenleiste von dem Rahme, in der die Malerey sich befindet, und Nr. 5. der aufgesetzte hintere Boden, zwischen welchem und dem vorderen Rahmen die Kupferscheibe, Fig. 7891. mit den Figuren steht. Die auf dieser Scheibe gemalten Figuren sind folgende:

Ein Kauffartheischiff.
Ein Nachtwächter, so das Horn bläßt.
Ein Löwe.
Der Kopf eines alten Mannes.

Eine Windmühle.
Ein Storch.
Eine Gartenlaube.
Ein Husar.

Diese Scheibe ist nach der Größe der Lichtscheibe an der Wand auf dem vorderen Gemälde, eingetheilt. Man muß sie so lang drehen und allezeit eine Marke machen, um zu sehen, wie viele Figuren nach der Drehung des Rades hinein kommen können; dann nimmt man die Weite des Durchmessers der Lichtscheibe und theilt ihn auf der Kupferscheibe herum in dem inwendigen Kreis; zieht solche aus dem Mittelpunkte und malt sodann die Figuren in dem obern Kreis darüber, alsdann wird die Scheibe hinten angeschraubt. Die Figuren müssen so eingeschoben werden, daß sie dem hinteren Brette von dem Kasten gleich kommen, und die Scheibe daran fest liegt.

Der Gebrauch dieser Zauberlaterne ist folgender: Man zieht den seidenen Vorhang auf und zeigt, daß dieselbe Scheibe von dem Lichte der Laterne noch leer von einer Vorstellung ist und läßt ihn dann wieder fallen. Man übergiebt dann die Tafeln, worauf die Vorstellungen in Französischer und Deutscher Sprache geschrieben sind, der Gesellschaft, und läßt jeden davon aussuchen, was er zu sehen verlangt. Dann schiebt man eine von diesen gewählten Tafeln in das Loch des Kastens und den Riegel vor, zieht den Vorhang auf, so wird das, was auf der Tafel geschrieben ist, auf der Lichtscheibe an der Wand gemalt erscheinen. Dieses geschieht auch mit den andern Tafeln. Der Kasten ist 11 Zoll lang und breit, 5 Zoll tief. Die ganze Höhe mit der hintern Wand, worauf sich das Gemälde befindet, ist 16½ Zoll. Diese Maschine kostet schön gemalt und lackirt mit

den dazu gehörigen Einsätzen 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr. in Nürnberg.

Man kann auch mit Hülfe der Zauberlaterne einen Spiegel in einem Saale vorstellen, worin sich verschiedene Erscheinungen oder Schattenbilder zeigen. Fig. 7897. zeigt eine solche Einrichtung. Dieser Versuch erfordert eine Wandöffnung, in welcher ein mattgeschliffenes Glas befestiget werden muß, so einen Rahmen dergestalt umgiebt, daß es einen Spiegel vorstellt. Wenn das Schattenbild eintreten soll, so wird das Zimmer dunkel erleuchtet; man führt den Zuschauer zum Spiegel und die Zauberlaterne wirft, der optischen Theorie gemäß, die Bilder, die man sehen soll, in den Spiegel. Sollen die Erscheinungen bei Nachtzeit mit der Zauberlaterne hervorgebracht werden, so müssen die Gegenstände nothwendig stark erleuchtet werden, man muß die Lichterflammen bedecken. Auf eben die Weise oder nach eben den Grundsätzen kann man Erscheinungen auf der Oberfläche des Wassers in einem vollen Zuckerglase hervorbringen, wenn im Zuckerglase ein schief stehender Spiegel angebracht wird; es muß aber mitten im Zuckerglase eine Glasscherbe Scheidewand machen, damit das Wasser nicht die Spiegelfläche bedecke und die Strahlenbrechung im Zuckerglasboden verwirrt werde.

Die Taschenzauberlaterne, wozu eine kleine Zauberlaterne gehört, welche man in die Rocktasche stecken kann. Diese Laterne hat ringsum in ihrer Einfassung einen Doppelboden, in welchem ein angefeuchteter Schwamm liegt, um die Wärme des Lichtes aufzuhalten, wenn nämlich das Licht in der Maschine angezündet wird. Der Brennpunkt in der Maschine muß genau beobachtet und geprüft werden, und wenn dieses geschehen ist, so läßt man das Glas in der Schieberöhre einlöthen, damit sich

der Brennpunkt nicht weiter verrücken laſſe. Eine kleine, mit Wachs gefüllte Lampe bekommt ein baumwollnen Docht, welcher mit Phosphor und Schwefelblumen eingerieben wird. Ueber dieſem Docht wird ein blechernes Röhrchen angebracht, welches eben ſo zubereitet iſt, und welches ſehr genau auf den Docht paſſen muß, damit die Reibung, wenn man den Docht reibt, ſtärker werde, und ſich der Phosphor entzünden kann. Dieſe Zurichtung wird nur kurze Zeit vor dem Gebrauche gemacht, ſonſt verdirbt das Zündwerk, ohne ſich zu entzünden. Die auf Glas gemalte Figuren werden ringsum mit ſchwarzer Oelfarbe umgeben, damit das Licht bloß die Figuren tranſparent liefere; denn je feiner die Materie, deſto natürlicher die Zauberey. Fig. 7898. iſt die Taſchenzauberlaterne. Fig. 7899. eben dieſelbe durchſichtig, um ihren inneren Bau zu ſehen. Fig. 7900. 1., 2. Röhren zum Semen Lycopodii; 3, Schwamm, in Weingeiſt getaucht; 4, hohles Röhrchen mit dem Phosphor; 5, Bund von Phosphorröhrchen. Fig. 7901. iſt der magiſche Spazierſtock, mit dem magiſchen Inhalte. Der Zauberſtock iſt inwendig hohl, mit Blech ausgefüttert, und mit dem bekannten Hexenmehl, Semen Lycopodii, verſehen. Ein in Weingeiſt getauchtes Schwämmchen ſteckt auf einem mit Phosphor beſchmierten Dochte, den eine Schnur um das Stockband zieht, oder welche vielmehr, oben am Stocke, als ein Stockband herabläuft. Will man nun Schattenbilder an Kirchhofsmauern ꝛc. hervortreten laſſen, ſo darf man nur die Stockſchnur mit Gewalt an ſich ziehen, ſo entzündet der Phosphordocht den Weingeiſtſchwamm, und indem man mit dem Stocke auf die Erde oder auf ein Grab ſchlägt, ſo ſinkt das Hexenmehl in die Weingeiſtflamme, wodurch eine Flamme aus dem Grabe herauflodert. Es verſteht ſich hier, daß die Rocktaſche mit Blech

gefüttert seyn und auch eine Oeffnung im Unterfutter für das Objectivglas haben muß, die man nach Belieben öffnen und schließen kann. Die Gespenstergestalten werden neben einander auf dem Glasschieber gemalt, jede von der andern mit schwarzer Oelfarbe getrennt. Dieser gläserner Streifen mit den Leichenbildern wird nun in einen zarten Rahmen von Blech eingefaßt und in der Laterne, wie schon oben erwähnt worden, an dem gewöhnlichen Orte eingelöthet, weil er sonst bei der Beweglichkeit sich verschieben läßt. Man untersucht nun den Brennpunkt der Maschine, um die Distanz zu wissen, in welcher sich das Schreckensbild in Lebensgröße an der Wand zeigt. Wenn man einmal diesen Brennpunkt gefunden hat, so wird die Röhre eingelöthet, damit sich ihr Brennpunkt in der Tasche nicht verrücken lasse. Man befestiget nun auch die Lampe in der Laterne und gießt sie mit Wachs voll, wie oben angeführt worden. An der Rückseite der Laterne wird ein kleiner Blasebalg eingelöthet, dessen Röhrchen bis mitten an den Docht reicht, um die Lampe mit einem Zuge auszulöschen, wenn es das magische Tempo für gut findet, die Geister verschwinden zu lassen. Alle diese Theile der Laterne sind klein und nett bearbeitet, und man muß erst nach sicheren Vorspielen damit zum Versuch der nächtlichen Feierlichkeit schreiten. Wenn man die Geister erscheinen lassen will, so wähle man sich ein dunkles Gemäuer, erhebe die Klappe des Kleiderfutters, wende die Tasche mit der verborgenen Laterne gegen die Wand, als ob man die Hand auf den Stock stützt und das Gespenst malt sich an der Kirchhofsmauer. Sobald man sich umkehrt, so verschwinden die Schatten; man setzt den Stock auf die Erde und die Weingeistflamme erlischt aus Mangel der Luft von unten, die das enge Blaseröhrchen zuführt. Man steckt nun

die Hand in die Taſche und der kleine Blaſebalg bläſt die Lampe und das Ganze mit einmal aus. Steckt man bei einem Abendſpaziergange, bei heiterem Wetter dieſe Laterne zu ſich und wählt man ſtatt des Geſpenſtes einen gemalten Löwen, ſo ſcheint, ſobald man eine dunkle Straße durchwandert, wenn man die Hand auf die Hüfte aufſtämmt, während des Ganges, ein großer Löwe hinter einem her zu laufen oder der Cerberus des Zauberers Schooßhündchen zu ſeyn. Um den Zulauf zu hemmen, ſieht man ſich befremdet um, und läßt die Klappe des Rockfutters fallen, da dann der Cerberus in den Orkus zurückfährt und der Zauberer ſeinen Weg weiter verfolgt. In großen Städten wäre eine ſolche Beluſtigung auf der Straße wohl nicht anzurathen, weil bei dem Andrange des Pöbels für den Zauberer nachtheilige Folgen zu befürchten ſtehen. Wenn man dieſer optiſchen Erſcheinung noch eine dumpfe Katzenmuſik, von einigen in einem Kaſten eingeſperrten Katzen beifügt, deren entblößte Schwänze mit Nadeln geſtochen werden, und aus dem Stabe Blitze von entzündetem Hexenmehl über die Gräber ſchleudert, Todtenköpfe mit Phosphorus anſtrich, ſo kann der Scherz weiter getrieben werden. Man hüte ſich aber Kinder und Frauensperſonen damit im Ernſte zu erſchrecken, oder erſchrecken zu wollen, weil dies traurige Folgen haben kann.

Geiſtererſcheinungen mit Hülfe der Schattenbilder, ſ. Fig. 7902. Man erleuchte eine weiße papierne oder von Holländiſcher Leinwand ausgeſpannte Wand A mit einem einzigen Lichte m, das iſt, mit wenigſtens zwölf in ein blechernes Gefäß dicht neben einander geſtellten Lichtern. Dieſes helle Licht wirft nur einen einzigen Schatten. Man ſtelle nun dieſes ganze Licht zwei bis drei Ellen hinter die Wand, zwiſchen welcher und dem

Lichte alle diejenigen Körper, sie mögen lebendig oder leblos seyn, deren Schatten man an der Wand auffangen will, vorgestellt werden. Die Höhe des Lichtes über dem Erdboden ist um desto geringer, je größer die Schattenfiguren werden sollen, welche auch um desto deutlicher vorgestellt werden, je näher man diese Körper der Wand bringt. — Ist die Wand zu breit, nämlich über 5 Ellen, so muß der Platz hinter der Wand oder das Theater durch einen oder etliche nach der weißen Wand senkrecht stehende Schirme oder Spanische Wände abgetheilt werden. Dieser Schirm muß nicht ganz, aber doch so nahe an die weiße Wand kommen, daß die figurtreibende Körper in der einen Abtheilung, welche Schatten werfen sollen, von dem Lichte der zweiten Abtheilung nicht beschienen werden können, weil sonst ein Körper doppelten Schatten werfen würde. Will man Schattenbilder oder Geistererscheinungen machen, z. B. wie wenn Gestalten aus der Luft herab- oder in die Luft hinaufliegen sollen, so geschieht dieses vermittelst der Bewegung des Lichtes auf folgende Art. Die Person B, Fig. 7902., welche hier in der Figur schreitend vorgestellt wird und aus der Luft herabfahrend vorgestellt werden soll, schreitet gegen die Wand A zu und zwar über das Licht m weg. Während dieses Schreitens, und ehe der erste Fuß auf die Erde zwischen dem Lichte und der Wand anlangt, muß eine andere Person C das Licht anfangen in die Höhe und zwar kreisförmig durch m o p zu bewegen, jedoch muß diese Bewegung in der Fläche der schreitenden Person, welche senkrecht auf die Wand losgehen muß, geschehen. Anfangs muß die Bewegung des Lichtes schnell geschehen, bis dasselbe hinter dem Rücken des Schreitenden ist; dann bewegt es sich nicht geschwinder, als die noch schreitende Person selbst. Daher muß der Schreitende B

während ſeines Schreitens, den noch nicht ruhenden Fuß hoch hinter ſich in die Höhe heben. Soll die Perſon wieder in die Luft und in die Höhe zu gehen ſcheinen, ſo muß ſie wieder zurück über das Licht hinſchreiten, und die Wendung des Lichtes durch p, r, s, geſchehen; auch muß dieſer Kreis ebenfalls in einer Fläche liegen, welche verlängert ſenkrecht auf der Wand ſteht und in welcher Fläche ſich der Schreitende befindet. Die Urſache warum das Licht auf die angezeigte Art bewegt werden muß, iſt, damit die Länge des Schattens der Perſon, die aus der Luft kömmt oder in dieſelbe hinauf fahren ſoll, nicht allzugroß werde, ſondern ſich verhältnißmäßig gleich bleiben möge. Auf dieſe Weiſe müſſen die Schattenbilder auf der weißen Wand allemal ſchräg erſcheinen, weil es Silhouettenfiguren ſind, das iſt, Schatten. Wollte man ihnen aber Farben geben, ſo müßte man ſtatt der lebendigen Perſonen, Puppen gebrauchen, die auf ölgetränktes Papier gemalt und an den Armgelenken und Füßen oder Flügeln mit Gelenken verſehen ſind, um die Bewegung deſto freier und willkührlicher ſpielen zu laſſen. Ueber die Laterna magica oder Zauberlaterne, ſ. auch den Art. Laterne, Th. 65., S. 467. u. f.

Schattendienſt, ſ. unter Schatten, oben, S. 373.

Schattenerz, nennt Wallerius eine Art Bleyglanz, grobſchattender Bleyglanz, weil deſſen gröbere Würfel und Theilchen, ſo wie man den Stein wendet, einander beſchatten und den Glanz hindern; daher er gegen das Tageslicht verdunkelt iſt, und dann nur ſcheint, wenn er auf die Seite gewendet wird.

Schatteneule, Phryganea umbrosa, ſ. unter Eule, im Supplement.

Schattenfächer, eine Art Fächer, welche zugleich

als Schirm gebraucht werden konnten; da sie längst aus der Mode gekommen, so würde ihre Beschreibung hier wenig nützen. Erwähnt findet man sie im Art. Fächer, Th. 12, S. 32. Fächer à la Grecque.

Schattenfarbe, in der Malerey diejenige Farbe, womit der Schatten in einem Gemälde und dessen Theilen angedeutet wird; s. oben, unter Schatten in der Malerey.

Schattenfisch, s. Umberfisch.

Schattenfischgeschlecht, s. daselbst.

Schattenfliege, Musca umbrarum, s. unter Fliege, im Supplement.

Schattenflügel, Libellula umbrata, s. unter Wasserjungfer, in W.

Schattengang, in der dichterischen Schreibart, ein mit Bäumen besetzter Gang, deren Laub Schatten gewährt.

Schattenhufe, ein nur in der Mark Brandenburg übliches Wort, eine eingebildete oder Scheinhufe zu bezeichnen. Um in den Contributions-Anlagen einerlei Haupttitel zu führen, werden auch andere Grundstücke als Aecker, z. B. fischreiche Wasser und sogar die Arten der Gewerbe nach Hufen versteuert, da dann solche Scheinhufen daselbst Schattenhufen genannt werden, weil sie wahre Hufen abbilden oder vorstellen; s. auch unter Hufe, Th. 25., S. 608.

Schattenhut, in einigen Oberdeutschen Gegenden, ein Hut des andern Geschlechts, welcher vor der Sonne Schatten giebt, ein Sonnenhut, Strohhut, in andern Gegenden ein Schaubhut.

Schattenkäfer, Tenebriosus. Thorax marginatus, caput exsertum; corpus oblongum Linn. Diese Käfer haben schnurförmige Fühlhörner, deren Endglied zugerundet ist, einen

freien Kopf und harte Flügeldecken. Ihre Farbe ist gewöhnlich braun oder schwarz. Sie leben alle an feuchten, dunklen Orten, in Kellern, unterirdischen Löchern ꝛc. Mehreren fehlen die Flügel. Ihre Larven leben von Mehl, verdorbenen Brode und andern Eßwaaren. Einige von ihnen leben im Holze. Man theilt sie in

a) Mehlkäfer, Tenebriones Fabr.; Fr. Ténébrions proprement dits; mit langem Körper, von gleicher Breite und flacher Wölbung, viereckigem Halsschilde, nach dem Ende zu dicker werdenden Fühlhörnern, knopfigen Freßspitzen.

1) Der gemeine Mehlkäfer, Tenebrio molitor; Fr. le ténébrion des moulins. Dieser Käfer hat eine schwarzbraune, ins Braunrothe fallende Farbe. Die Fühlhörner sind so lang, wie der Halsschild. Die Hinterwinkel des Halsschildes stehen etwas hervor. Die Flügeldecken haben feine Punktstreifen. Seine Larve nährt sich von Mehl und ist unter dem Namen des Mehlwurmes allgemein bekannt. Für die Nachtigallen, die man im Käfig hält, ist sie das angenehmste Futter; s. auch Mehlkäfer, Th. 87., S. 469. u. f.

b) Schattenkäfer, Helopes Fabr.; Fr. Hélopes. Der Körper ist länglich, gewölbt, die Fühlhörner dünn, gleich dick, oder auch wohl nach außen zu dünner, die Freßspitzen der Kinnladen beilförmig.

2) Der Wollfuß, Helops lanipes; Fr. l'hélope à pieds velus. Der Körper ist schwarzbräunlich, erzfarbig. Die Flügeldecken mit Streifen, die aus länglichten Punkten bestehen, besetzt, hinten mit einer Spitze; die Fußsohlen gelbrothwollig.

c) Die Trauerkäfer, Blapses Fabr.; Fr. Les Blaps. Der Körper ist eyrund, gewölbt, ungeflügelt, die Flügeldecken in der Naht verbunden,

tet; die Linien der Flügeldecken sind hinten etwas gezähnelt.

Man hat auch aus einigen den Schattenkäfern verwandten Käfern neue Geschlechter gebildet, als: Beilkäfer, Serropalpus; Dircaea Fabr.; jedoch zählt derselbe Serropalpus caraboides (serratus) canaliculatus, barbatus noch zu Helops, und Serropalpus dubius und bifasciatus zu Notoxus. Der Körper dieses Geschlechts ist lang, eckig, platt, die Freßspitzen der Kinnladen keilförmig, am Innenrande gezähnelt, und länger, als der Kopf.

Pilzkäfer, Diaperis; Fr. Diapères. Der Körper ist eyrund, kurz, gewölbt; die Fühlhörner nach der ganzen Länge durchblättert; die Freßspitzen fadenförmig. Diese Käfer leben in Pilzen.

1) Der bandirte Pilzkäfer, Diaperis boleti; Fr. la diapère du bolet. Er ist schwarz, glatt, hat drei gelbe Querbinden auf den Flügeldecken. Dieser Käfer ist in den meisten Ländern Europas gemein.

Rindenkäfer, Hypophloeus; Fr. Hypophlés. Mit länglichem, schmalem, wenig gewölbtem, zuweilen walzenförmigem Körper; die Fühlhörner spindelförmig und nach der ganzen Länge durchblättert. Es sind sehr kleine Käfer, die unter der Rinde leben. Ein Mehreres über diese hier angeführten verschiedenen Käfergattungen, wird unter Käfer, im Supplement vorkommen.

Schattenkraut, Schattenkräuter, Kräuter, welche an schattigen Oertern wachsen, nur schattige Oerter lieben, wie der Weiderich ꝛc.

Schattenmagie, Schattenzauberkünste, s. Schattenbilder.

Schattenmaschine, ein Maschine, welche allerhand Schatten von Bildern vorstellt und vervielfältigt. In den Breslauischen Sammlungen zur Natur- und Medizingeschichte, im 36sten Versuch, S. 573. u. f. wird eine Indianische Maschine dieser Art beschrieben. Diese Maschine besteht aus Blech und hat sechs bis acht Ecken, so viel man nämlich Veränderungen des Bildes machen will, so viele Ecken muß die Maschine haben. Die ausgeschnittenen oder gemalten Bilder werden durch Oeffnungen in Leisten in die Maschine geschoben. Das Ganze umkleidet ein hölzernes, 1 Fuß hohes Haus, welches fast viereckig seyn kann. Dieses Haus oder Behältniß bleibt hinten offen, vorn wird aber ein in Mohnöl, gebleichtes Leinöl, oder auch in ein anderes klares Oel getauchtes oder getränktes Papier oder dichter Tafent in einen Rahmen gespannt, gesetzt, darauf sich die Gegenstände, wenn die Lichter angezündet werden, präsentiren. Durch die Mitte der blecherne Maschine geht eine eiserne Spindel, daran dieselbe umgedreht wird, so daß jederzeit ein neues Bild vorkommt. Unten und oben sind Läufer angebracht, damit man die innere Maschine dem in Oel getränkten Papiere nähern und entfernen kann, nachdem man nämlich die Bilder groß oder klein haben will. Die Bilder werden ausgeschnitten oder gemalt und zwar nur nach den Lineamenten. Je mehr Lichter man nun in die Maschine setzt, um so vielmal präsentirt sich auch der Schatten.

Schattenmasse, in der Malerei, mehrere Schatten in einem Theile eines Gemäldes, als ein Ganzes betrachtet, im Gegensatz der Lichtmasse.

Schattenreich, s. Unterwelt, in U.

Schattenriß, Fr. Silhouette, die Abbildung eines Körpers, und in engerer Bedeutung eines Gesichtes nach dem Schatten en Profil, welche

ret; die Linien der Flügeldecken sind hinten etwas gezähnelt.

Man hat auch aus einigen den Schattenkäfern verwandten Käfern neue Geschlechter gebildet, als: Beilkäfer, Serropalpus; Dircaea Fabr.; jedoch zählt derselbe Serropalpus caraboides (serratus) canaliculatus, barbatus noch zu Helops, und Serropalpus dubius und bifasciatus zu Notoxus. Der Körper dieses Geschlechts ist lang, eckig, platt, die Freßspitzen der Kinnladen keilförmig, am Innenrande gezähnelt, und länger, als der Kopf.

Pilzkäfer, Diaperis; Fr. Diapères. Der Körper ist eyrund, kurz, gewölbt; die Fühlhörner nach der ganzen Länge durchblättert; die Freßspitzen fadenförmig. Diese Käfer leben in Pilzen.

1) Der bandirte Pilzkäfer, Diaperis boleti; Fr. la diapère du bolet. Er ist schwarz, glatt, hat drei gelbe Querbinden auf den Flügeldecken. Dieser Käfer ist in den meisten Ländern Europas gemein.

Rindenkäfer, Hypophloeus; Fr. Hypophlés. Mit länglichem, schmalem, wenig gewölbtem, zuweilen walzenförmigem Körper; die Fühlhörner spindelförmig und nach der ganzen Länge durchblättert. Es sind sehr kleine Käfer, die unter der Rinde leben. Ein Mehreres über diese hier angeführten verschiedenen Käfergattungen, wird unter Käfer, im Supplement vorkommen.

Schattenkraut, Schattenkräuter, Kräuter, welche an schattigen Oertern wachsen, nur schattige Oerter lieben, wie der Weiderich ꝛc.

Schattenmagie, Schattenzauberkünste, s. Schattenbilder.

Schattenmaschine, ein Maschine, welche allerhand Schatten von Bildern vorstellt und vervielfältigt. In den Breslauischen Sammlungen zur Natur- und Medizingeschichte, im 36sten Versuch, S. 573. u. f. wird eine Indianische Maschine dieser Art beschrieben. Diese Maschine besteht aus Blech und hat sechs bis acht Ecken, so viel man nämlich Veränderungen des Bildes machen will, so viele Ecken muß die Maschine haben. Die ausgeschnittenen oder gemalten Bilder werden durch Oeffnungen in Leisten in die Maschine geschoben. Das Ganze umkleidet ein hölzernes, 1 Fuß hohes Haus, welches fast viereckig seyn kann. Dieses Haus oder Behältniß bleibt hinten offen, vorn wird aber ein in Mohnöl, gebleichtes Leinöl, oder auch in ein anderes klares Oel getauchtes oder getränktes Papier oder dichter Tafent in einen Rahmen gespannt, gesetzt, darauf sich die Gegenstände, wenn die Lichter angezündet werden, präsentiren. Durch die Mitte der blecherne Maschine geht eine eiserne Spindel, daran dieselbe umgedreht wird, so daß jederzeit ein neues Bild vorkommt. Unten und oben sind Läufer angebracht, damit man die innere Maschine dem in Oel getränkten Papiere nähern und entfernen kann, nachdem man nämlich die Bilder groß oder klein haben will. Die Bilder werden ausgeschnitten oder gemalt und zwar nur nach den Lineamenten. Je mehr Lichter man nun in die Maschine setzt, um so vielmal präsentirt sich auch der Schatten.

Schattenmasse, in der Malerei, mehrere Schatten in einem Theile eines Gemäldes, als ein Ganzes betrachtet, im Gegensatz der Lichtmasse.

Schattenreich, s. Unterwelt, in U.

Schattenriß, Fr. Silhouette, die Abbildung eines Körpers, und in engerer Bedeutung eines Gesichtes nach dem Schatten en Profil, welche

Erfindung von Saurins der den Schatten eines in der Sonne stehenden Pferdes nach zeichnete, erfunden worden. Der französische Name Silhouette kommt von dem Generalkontrolleur Silhouette her, der sich viel mit dieser Kunst abgegeben. Ein solcher Schattenriß enthält die ähnlichste und kenntbarste Abbildung einer Person, wenn er nach den Regeln der Kunst gemacht oder auch der Natur treu nachgebildet wird. Die Person, von der man den Schatten nehmen will, setzt sich in gerader Linie zwischen ein brennendes Licht und einen ausgespannten Bogen weiß Papier, so daß sich das Profil genau im Schatten ausdrückt. Der Zeichner folgt mit einem Bleistifte oder Röthel dem Schatten genau nach, wobei aber die Person in der einmal genommenen Stellung fest und unverrückt bleiben muß, weil sonst die Schattenrisse keine Aehnlichkeit erhalten. Diesen ins Große abgenommenen Riß kann man zu allen möglichen Größen vermöge eines besonders dazu eingerichteten Storchschnabels verjüngen, indem man ein kleines Blatt weiß Papier auf den großen Bogen legt, den einen Schenkel des Storchschnabels durch den an dessen Ende befindlichen Stift mitten durch beide befestiget, und mit dem am Ende des andern Schenkels befindlichen Stift der genommenen Zeichnung genau folgt, da denn ein in zwei kleinern Schenkeln, die mit ihren Enden zusammenlaufen und mit den entgegengesetzten Enden an beiden langen Schenkeln beweglich befestigt sind, so daß sie zusammen eine Rautenfigur machen, befindlicher Bleistift eben denselben Umriß im Kleinen, auf dem obersten kleinen Blatte darstellt, der mit einer feinen Scheere oder mit einem feinen Messer ausgeschnitten, geschwärzt, und auf ein weißes Blatt aufgeklebt wird. Die Regeln so man bei dem Schattenreissen oder Silhouettiren beobachten muß sind folgende: 1) Die Fläche, worauf

man abschatten will, muß vertikal seyn; 2) muß sie mit dem Profile des Kopfes vollkommen parallel seyn. 3) Muß diejenige Linie, welche man sich aus der Flamme des Lichtes durch die Mitte des Profils bis auf die Fläche, welche den Schatten auffängt, vorstellt, horizontal seyn, und sowohl auf dieser Fläche, als auch auf der Fläche des Profils perpendikular stehen. 4) Muß das Licht so weit als möglich von dem Kopfe stehen. — Die Schattenrisse geben das schwächste, aber auch getreuste Bild. Lavater will aus ihnen mehr physiognomische Kenntnisse gesammelt haben, als aus Portraiten. Er bediente sich zum Silhouettiren einen Sessel, Fig. 7903., wo dann der Schatten auf Postpapier, oder besser auf ein zart geöltes, wohl getrocknetes Papier fällt, wenn man den Kopf und Rücken fest anlegen kann. Das Papier liegt hinter dem reinen, flach geschliffenen Glase. Der Zeichner sitzt hinter dem Glase, hält sich mit der linken Hand an dem Rahmen und zeichnet mit der rechten mit einem scharfen Bleistifte. Man kann das Glas, so in einem besonderen laufenden Rahmen fest gemacht ist, höher und tiefer stellen, nach der Höhe der Person. Das Spiegelglas und der Rahmen muß unten, wo er sehr zart, und am besten von Eisen ist, ausgehöhlt seyn, damit die Achsel darunter geschoben werden und so das Glas hart auf der Achsel ruhen kann. Mitten über dem Glase ist ein schmales Stück Holz oder Eisen, in dessen Mitte ein kleines rundes Kissen an einem kurzen, kaum halbzoll langen Stiele steckt und ebenfalls höher und niedriger geschoben werden kann, woran sich derjenige lehnt, der sich zeichnen läßt. Durch das Sonnenmikroskop und die finstere Kammer läßt sich der Umriß noch ungleich schärfer sehen und treffender zeichnen. Im Ganzen betrachte man die Länglichkeit oder Breite einer Silhouette. Wohlpropor-

tionirte reine Profile ſind ſo breit, als hoch. Eine horizontale Linie von der Spitze der Naſe bis ans Ende des kahlen Kopfes gezogen, wenn der Kopf nicht vor- oder zurückſinkt, iſt gemeiniglich gerade ſo lang, als die Perpendikularlinie vom höchſten Punkte des Scheitels an, bis da, wo ſich Kinn und Hals ſcheiden. Iſt der Kopf länger, als breit, ſo iſt es, in ſo fern die Umriſſe hart und eckig ſind, ein Zeichen des auſſerordentlichen Hartſinnes, ein Zeichen eines auſſerordentlichen Schlafſinnes aber, wenn der Umriß locker und zugleich gedehnt iſt. Iſt der Kopf breiter, als lang, bei harten, feiſten, eckig geſpannten Umriſſen, ſo iſt es ein Zeichen einer ſchrecklichen Unerbittlichkeit und oft verruchten Bosheit, bei ſchlaffem Umriſſe, Trägheit, Wolluſt im höchſten Grade, Sinnlichkeit und Weichlichkeit. Ueberhaupt drückt eine Silhouette mehr die Anlage, als die Wirklichkeit des Charakters aus. Die Naſe zeigt den Geſchmack, die Empfindſamkeit, das Gefühl; die Lippen vorzüglich Sanftmuth, Zorn, Liebe und Haß an. Das Kinn den Grad und die Art der Sinnlichkeit. Die Scheitel den Reichthum des Verſtandes. Das Hinterhaupt die Beweglichkeit, Reizbarkeit und Elaſticität des Charakters.

Man muß bei dem Schattenriß beobachten, daß je weiter die Perſon, von der man die Zeichnung macht, von der Wand entfernt ſitzt, deſto größer und undeutlicher wird ihr Wandſchatten; je näher ſie ſich hingegen an derſelben befindet, deſto kleiner und ſchärfer zeigt ſich der Umriß. Die Schulter veranlaßt den Kopf überzuhängen und macht den Fehler in der unparallelen Zeichnung. Um dieſem Fehler abzuhelfen, läßt man ſich vom Tiſchler ein Brett von der Größe eines großen Papierbogens machen, deſſen Seiten vier Fuß, fünf bis ſechs Zoll lang ſind. Dieſes Brett wird an die Schul-

ter geſtellt, wenn man ſich zum Silhouettiren niederſetzt, und damit daſſelbe deſto beſſer an die Schulter anſchließen möge, ſo bekommt das Brett an der einen Seite einen Ausſchnitt, wie ein Halbmond, dergleichen man den Barbierſchalen giebt, und welcher ſo groß ſeyn muß, daß die Schulter bequem hineinpaßt. Ehe man die Schulterbank anſetzt, wird der weiße Papierbogen mit Siegellack darauf geklebt. Durch dieſes Mittel erlangt man die Freiheit an jeder Wand des Zimmers zu zeichnen, ohne die Thüren und Wände durch das Papierannageln zu beſchädigen. Wenn ſich die Perſon niedergeſetzt hat, ſo muß ein hellbrennendes Licht, etwa 8 Fuß hinter der Perſon, in einer gleichen Höhe und Richtung mit ihrem Kopfe hingeſtellt werden. An der oben beſchriebenen Schulterbank, nahe an ihrem Mondausſchnitte, muß ein Eiſen angebracht werden, welches die Geſtalt eines Bohrers, anſtatt des Kopfes aber einen Halbzirkel hat. Im dieſen Halbzirkel ſenkt man den Hals, damit ſich der Kopf deſto weniger verrücken möge. Scheut man ſich ein ſolches Halseiſen anlegen zu laſſen, ſo vertritt ein Schnupftuch oder eine Serviette deſſen Stelle, indem man ſie an das Ohr legt, um den Kopf daran ruhen zu laſſen, welcher ſonſt wanken würde. Jetzt muß der Silhouettirer das Geſicht der abzuzeichnenden Perſon dergeſtalt richten, daß dieſelbe die ihren Augen gerade gegenüberliegende Wand anſieht. Allenfalls ſieht dieſelbe auch etwas höher hin; jedoch muß der Blick in gerader Richtung auf jene Stelle fallen, und es muß kein ſchiefer Seitenblick ſeyn. Wenn alſo der Kopf eine ſolche Lage hat, daß der an die Wand geworfene Profilſchatten auf dem Papiere eine Aehnlichkeit anzeigt, ſo wird der Umriß mit Bleiſtift gezeichnet, ohne ſich damit eben zu übereilen, weil das Stillſitzen der Perſon nicht die geringſte Mühe macht.

Viel richtiger und genauer, als bei dem brennenden Lichte, läßt sich bei der untergehenden Sonne silhouettiren, jedoch sind folgende Schwierigkeiten dabei, daß man, besonders in den Städten, wegen des Häuserverbauens, selten den Sonnenuntergang in den Zimmern auffangen kann und man die Sonne selten dem Fenster gerade gegenüber sieht; denn die Silhouette geräth nicht, wenn die Sonnenstrahlen schief auffallen. Die Sonnenrisse fallen aus dem Grunde genauer aus, weil der Schatten, welchen das Licht der immer mehr herabsinkenden Sonne erzeugt, ungeachtet ihres Sinkens doch viel reiner, schärfer und nicht so täuschend ist, als bei dem stets etwas flatternden Lichte, dessen Flamme immer mit einer neuen Flamme wechselt, folglich nicht so gleichartig ist, als das Sonnenlicht, und mit keinem so zitternden Schatten kontrastirt.

Bei dem Storchschnabel ist zu erinnern, daß diejenigen, wo Alles in stählernen oder messingernen Schrauben geht, darum den ganz hölzernen vorzuziehen sind, weil Alles besser befestigt werden kann. Ein Storchschnabel muß seine gewisse Schwere haben, damit der Stift, welcher zeichnet, besser aufdrücke; ein Bleigewicht ersetzt diesen Mangel nur unvollkommen. Das richtige Bohren der Stelllöcher ist das Wesentlichste an jedem Storchschnabel. Hierzu müssen keine gewöhnlichen Bohrer gebraucht werden, sondern man theilt erst die Löcher mittelst eines Zirkels ab, und dann werden sie mit Instrumenten, dergleichen die Goldschmiede und Uhrmacher zum Bohren großer Löcher gebrauchen, ausgebohrt. Die Probe, ob ein Storchschnabel richtig zeichnet oder falsch angiebt, wird mit einem Zirkel gemacht, den man auf ein Papier hinzeichnet und durch den Storchschnabel verkleinert; findet man den kleinen Kreis

vollkommen rund, so ist der Storchschnabel richtig; s. unter Storchschnabel.

Um einen Schattenriß auf eine Glastafel zu tragen, nehme man ein schönes, helles und gleiches Glas, und reibe dasselbe mit darauf geschabter Kreide oder Tripel und einem reinen Tuche recht sauber ab, so daß nicht die geringste Fettigkeit oder Unreinigkeit darauf befindlich sei. Dieses Glas bestreiche man auf der einen Seite mit schönem fein geriebenem Bleiweiße, oder, welches noch besser ist, mit Kremnitzer- oder Schieferweiß, welches mit Gummiwasser, jedoch nicht zu stark, angemacht wird, damit es nicht abspringe. Wenn dieser Anstrich recht trocken geworden, so nehme man die aus starkem Papiere, am besten aus Notenpapiere, ausgeschnittene Silhouette und lege sie auf die Mitte des Glases. Man fahre hierauf mit einer Nähnadel an dem Umrisse der Silhouette herum, so wird dieselbe dadurch auf dem weißen Anstriche nachgezeichnet. Ist dieses geschehen, so nehme man das Papier hinweg, und schabe mit einem Federmesser, oder mit einer breit geschnittenen Schreibfeder, die keinen Spalt hat, alles Weiße, was sich innerhalb der Zeichnung befindet, hinweg, nehme sich aber dabei in Acht, daß man den Umriß nicht dabei verletze, sondern daß derselbe so scharf und korrect als auf dem Papiere ausfalle. Man erhält dann eine durchsichtige Silhouette, welche aber bald in eine schwarze verwandelt wird, wenn man ein Stückchen schwarzen Sammet, von der feinsten Sorte, dahinter legt. Man schneidet dann auch ein Stück Pappe von der Größe des Glases und legt dieses auf den Sammet. Wenn man nun dieses Alles in einen schönen Rahmen einfassen läßt, so gewinnt die Silhouette dadurch ein schönes Ansehen. Es scheint nämlich, als ob sie auf Porzellan gemalt wäre, und das Schwarze des

Sammetes sticht gegen das Weiße ungemein grell ab. Aus einigen Gesichtspunkten betrachtet, stellt die Silhouette sogar einen Spiegel vor. Hat man keinen Sammet, so kann man ein Stückchen feines schwarzes Tuch oder ein schwarzes Papier oder Taffent hinter das Glas legen, oder man bestreicht das Glas mit Venetianischen Terpentin und klebt die ausgeschnittene und schon geschwärzte Silhouette darauf macht den weißen Ueberzug zuletzt, indem man nämlich über die Silhouette und das Glas mit einem großen Pinsel hinfährt. Man kann auch den Schattenriß mit Bier und Kienruß auf das Glas bringen, es giebt aber keine sonderliche saubere Arbeit.

Um die Silhouetten auf einen Goldgrund hinter dem Glase zu bringen, wird das Gold auf folgende Weise auf das Glas gebracht. Das Glas muß weiß seyn und nicht ins Grünliche spielen und keine Risse oder Ungleichheiten an sich haben; übrigens ist es gleichgültig, ob es eine geschliffene oder ungeschliffene Tafel, auf beiden Seiten flach oder auf der einen Seite erhoben ist. Grünliches Glas benimmt dem Golde seine schöne Farbe; hat es Risse, so stößt der Stift, mit welchem gezeichnet wird, an, und verdirbt die Arbeit. Ist das Glas ungleich, so zeichnet der Stift nur an den erhabenen Stellen und berührt die Höhlungen nicht. Geschliffenes Glas nimmt zwar eine reine Silhouettenzeichnung an, ist aber nicht so anwendbar, als das gewöhnliche weiße, weil das Gold nicht so gut darauf spielt, als auf dem letztern. Vielleicht ersetzt die Schleiferpolitur den Flußglanz am rohen Glase nicht. Das bisher Gesagte gilt bloß von geschliffenen Gläsern, welche auf beiden Seiten flach sind. Die auf einer Seite erhabenen spielen sehr gut und nehmen sich zu dieser Arbeit vortrefflich aus.

Ehe man nun das Gold auflegt, muß das

Glas auf das ſorgfältigſte geſäubert werden, damit nicht der geringſte Schmutz darauf zurückbleibe. Dieſe Sauberkeit erhält man am beſten dadurch, wenn man es mit Branntwein abwäſcht. Wenn Alles trocken geworden, ſo werden beide Spitzen mit Baumwolle ſpiegelglatt abgerieben. Hierauf legt man eine gewöhnliche Spielkarte auf ein Blatt Gold im Goldbüchelchen, wendet dann das Goldbuch in der Hand herum, und ſo nimmt man das Goldblatt, welches auf der Karte liegen bleibt, behutſam ab, damit es keine Falten bekomme, oder ſich verſchiebe und doppelt liege. Wer zum Vergolden das gewöhnliche Kiſſen und den Spatel hat, bedarf dieſer Vorſicht nicht, ob man gleich auch dabei nicht ohne Behutſamkeit verfahren darf. Wenn alſo das Goldblatt auf die Karte gebracht iſt, ſo befeuchtet man das Glas mit der Zunge und legt es ſo gerade, als immer möglich iſt, auf das Gold. Wäre das Glas größer, als das Goldblatt, ſo kann man an beiden Seiten des Goldblattes eine Karte legen, auf welcher das Glas ruhen kann, ehe es das Gold berührt. Bei dem geringſten Drucke, den man ihm giebt, fliegt das Gold an. Hierbei iſt noch zu erinnern nöthig, daß ehe man das Glas berührt, der Mund vorher ausgeſpült werden muß, damit ſich keine Fettigkeit mit einmiſche und Flecken mache. Es iſt alſo am beſten nüchtern zu arbeiten. Außerdem muß auch das Glas nicht zu wenig befeuchtet werden, weil ſonſt einige Theile wieder trocken werden, ehe man das Gold berührt, welches, wie leicht zu begreifen, an den trocknen Glasſtellen nicht feſtklebt. Zu viel Näſſe muß auch nicht auf dem Glaſe ſtehen bleiben, aus Furcht, es möchte von der zu vielen Flüſſigkeit etwas zurückbleiben, und Urſache werden, daß in der Folge das Gold davon abläuft. Je ſchneller die Arbeit trocknet, deſto beſſer geräth ſie.

Im Sommer legt man das Glas nach der Goldbelegung an die Sonne; im Winter kann man dieſe über Kohlen trocken werden laſſen, man hüte ſich aber, daß es nicht von der ſchnellen Hitze zerſpringe. Wenn das Gold überall angetrocknet iſt, ſo daß keine matte Stelle dabei vorkommt, ſo überreibet man das aufgelegte Goldblättchen mit ungeſponnener Wolle anfangs ſehr ſanft und nachher etwas ſtärker, jedoch muß in der Baumwolle keine Unreinigkeit übrig bleiben, und in dieſer Rückſicht muß man vorher, ehe man zu poliren anfängt, alles Ungleichartige mit vieler Genauigkeit aus der Baumwolle herausleſen. So rein indeſſen auch immer die Baumwolle ſeyn kann, ſo löſet ſie doch allezeit während des Reibens einen ziemlichen Theil Gold ab, ſo daß daſſelbe ganz durchlöchert erſcheint, wenn man es gegen das Tageslicht hält. Man kehre ſich aber daran nicht, ſondern fahre mit dem Poliren fort, und zwar ſo lange bis man ſich auf der andern Seite im Golde erblickt. Sollten aber beträchtliche Lücken entſtanden ſeyn, ſo befeuchtet man ſie mittelſt eines Pinſels, den man an der Zunge befeuchtet, und man legt ein Stückchen Goldblatt von der erforderlichen Größe auf. Um mit den kleinen Goldſchnittchen ökonomiſch zu verfahren, weil ein Ungeübter durch mißlungene Verſuche viel Gold verdirbt, ſo ſchneide man, wenn man kleine Stückchen Gold bedarf, dieſelben zwiſchen zwei Papierſchnitten zu, im Fall, daß man kein Goldkiſſen hätte. Am beſten geht die Sache von Statten, wenn man zwei aneinander hängende Papierblättchen vom Goldbuche nimmt, die eine Hälfte, nach der Art der Karte auf das Goldblatt legt, auf die oben beſchriebene Kartenart herausnimmt, mit der andern Hälfte wieder zudeckt, und alsdann ſo viel abſchneidet, als man nöthig hat. Die auf dieſe Art ausgebeſſerte Lücken werden getrocknet, und eben

ſo, mittelſt der Baumwolle, polirt. Würde man das Poliren unterlaſſen, ſo zeigen ſich die aufgeleckten Stellen, als Flickereien. Iſt Alles völlig trocken, ſo bedient man ſich ſtatt der Zunge, welche oft die ganze Lage wegleckt, eines Haarpinſels, welchen man mit Speichel benetzt und damit die erſte Goldlage überfährt. So viel iſt jedoch gewiß, daß die Arbeit niemals den Glanz gewinnt, als wenn man ſie mit der Zunge, welche ziemlich viel Speichel geben muß, benetzt; an der trocknen Zunge bleibt das Gold kleben. Das Benetzte muß, wie das erſte Mal, wieder trocknen, und zwar ſo geſchwind als möglich, weil ſonſt der Glanz vergeht. Die geflickten Stellen müſſen nach dem Trocknen ſo helle, als ein Spiegel erſcheinen, und die Arbeit taugt nicht, wenn man ſich in dem getrockneten Golde nicht ſo deutlich, als in einem mit Queckſilber und Zinnblatte belegten Spiegel erkennen kann; dergleichen ſchlechte Arbeit verdient abgewaſchen zu werden. Spiegelt das Glas, ſo polirt man das Glas nochmals, wie das erſte Mal. Hält man das Glas gegen das Tageslicht, ſo erſcheint das Gold noch immer durchſichtig, und daher befeuchtet man es nochmals und legt ein drittes Goldblatt auf. Will man das Gold erſparen, ſo thut ein Silberblättchen dieſelbe Dienſte. Würde man gleich auf das erſte Goldblatt Silber auflegen, ſo würde das Silber weiße Flecke hinterlaſſen, weil das Goldblatt vom Poliren ſehr leidet. Deckt das Silberblatt nicht Alles, ſo giebt man noch eine Silberlage. Auf alle Fälle muß das Gold nicht die kleinſten Löcher zeigen, weil der Schattenriß dadurch beſchädiget wird, ſobald er eine ſolche ſchadhafte Stelle berührt. Auf dieſelbe Art kann man auch Schattenriſſe auf ganz ſilbernen Grund tragen; doch geräth die Arbeit nicht ſo fein, als auf dem Goldgrunde, weil Silber dazu zu ſpröde iſt.

Man ſuche nun auf dem belegten Glaſe mit dem bloßen Auge, oder auf andere Weiſe den Mittelpunkt, welchen man mittelſt einer Nadel bemerkt. Am beſten erreicht man dieſe Abſicht, wenn man ſich ein Papier von der Größe des Glaſes zuſchneidet und ſolches in vier Theile faltet, weil die Durchkreuzung der Brüche den Mittelpunkt angiebt, welchen man mit einer Nadel durchſticht. Man legt alsdann das Papier auf die Glastafel und ſo bildet man durch das Loch des Papierſtiches auf das Gold einen Punkt. Man ſuche nun auch die Mitte der Silhouette, welche man auf den Goldgrund tragen will. Wer die Verkleinerungsart durch den Storchſchnabel hinlänglich verſteht, der weiß, daß dieſe Verkleinerungen Stufenweiſe geſchehen müſſen. Man zeichne ſich alſo vom großen Originalriſſe einen kleinern Riß von einer Handbreite, mit Hülfe des Storchſchnabels, auf Papier, und von dieſem erſt auf das Gold. In dieſen kleinern Riß wird der Schatten, nebſt den Haaren, dem Kopfputz und der Bruſt ſo gezeichnet, wie dieſelbe erſcheinen ſoll. Das Mitteſuchen begreift auch die Bruſt mit. Der Sicherheit wegen ſchlage man einen Zirkel um die Silhouette, welche alsdann richtig auf dem Glaſe erſcheint, wofern ſie die Zirkelmitte ausmacht; wo nicht, ſo ſuche man dieſe Mitte ſo lange, bis man den rechten Punkt getroffen hat. Das Papier des Schattenriſſes wird auf dem Tiſche mit Nägeln, oder wegen der kleinen Nadellöcher lieber mit Nadeln befeſtiget. Iſt das Glas flach, ſo unterklebt man jede Ecke mit etwas Wachs, oder kürzer, mit etwas zum Teige gedrückter Semmel. Iſt das Glas convex oder erhaben, ſo iſt das Wachs oder Brod ſo groß, als das Glas ſelbſt, und man drückt mit dem Daumen eine Höhlung ein, damit der hohle Glastheil darin feſt ruhen kann. Wenn nun das Papier auf dem

Tiſche befeſtigt worden, ſo leitet man den Zeichnungsgriffel des Storchſchnabels auf den angemerkten Mittelpunkt der Silhouette. An dem Orte, wo gewöhnlich der Bleiſtift ſteckt, ſetzt man an deſſen Stelle eine, in Holz gefaßte, Nadel, welche man auf einem Schleifſteine, ſo fein als möglich, zuſpitzt. Dieſe geſchliffene Nadel macht man an einer Lichtflamme glühend, worauf man mit ihr ſo ſchnell, daß es pfeift, durch die Luft fährt, um ſolche zu härten. Unter dieſe Nadel legt man das Glas dergeſtalt, daß ihre Spitze genau auf den angezeigten Mittelpunkt fällt. Dann drückt man das mit Semmel belegte Glas langſam auf den Tiſch, damit es feſte liege, und richtet hierauf das Glas ganz horizontal. Unterläßt man dem Glaſe dieſe wagerechte Lage zu geben, ſo zeichnet die Nadel an den niedrigen Glasflächen nicht, und man befeſtiget die Nadel ſo lange in ihrer Hülſe nicht, als das Glas noch nicht ſeine Richtung erhalten hat. Hierauf hebt man den Storchſchnabel ganz unmerklich in die Höhe, damit die Nadel etwas tiefer herabſinken kann, man befeſtiget ſolche mit der in der Hülſe befindlichen Stellſchraube, und bringt den Storchſchnabel wieder in ſeine gewöhnliche Lage. Sollte eine Hülſe für die Nadel, ſonſt für den Bleiſtift, mangeln, ſo muß ihr Holz, worin ſie geſteckt worden, genau in das Loch einpaſſen, und ſie muß feſte ſtecken und nicht ſchwanken, wenn man ſie auf das Glas andrückt. Man zeichnet nun den Schattenumriß mit der Nadel, wie man gewöhnlich ſolchen zu verjüngen pflegt. Man merke dabei an, daß die Nadel nicht zu feſt am Glaſe aufliege, weil ſie auf dieſen Fall hüpfet und die feine Ausſprünge im Umriſſe nicht angiebt. Eben daſſelbe erfolgt, wenn die Nadel in ihrer Faſſung nicht feſte ſteckt, oder die

Schrauben des Inſtrumentes zu viel oder zu wenig angeſpannt ſind.

Um dem Umriſſe die möglichſte Richtigkeit, auch bei Perſonen zu verſchaffen, deren Hände gewöhnlich dann zittern, wenn ſie mit dem Storchſchnabel arbeiten, ſo thut man wohl, wenn man den Umriß auf dem Papiere, ehe man daſſelbe aufnagelt, mit einem knöchernen Griffel dergeſtalt überfährt, daß er gleichſam zu einer ſanften Rinne wird, in welcher der Zeichengriffel des Storchſchnabels geleitet werden kann. Hierdurch, nämlich durch Hülfe dieſer Furchen, lauft man weniger Gefahr, dem Umriſſe eine Mißgeſtalt zu geben. Die Zeichnung ſelbſt fängt man bei der Stirn oder dem Haarputze an, fährt dann zur Bruſt herab, und ſo ſteigt man an der Hinterſeite bis zu dem Orte herauf, wo man zu zeichnen anfing. Iſt man mit dem Umriſſe fertig, ſo hebt man den Storchſchnabel auf oder man ſchraubt die Reißnadel los und nimmt das Glas ab. Das Gold innerhalb des Umriſſes wird nicht mit einem Federmeſſer oder der Radirnadel, wie Einige wollen, weggeſchabt; dieſes Verfahren iſt zu mühſam und zu unſicher. Man tauche hingegen einen hölzernen Griffel in Waſſer und reibe damit das Gold der Silhouette weg, ohne den Umriß ſelbſt zu berühren. Hierauf macht man einen Pinſel naß, befeuchtet damit das zurückgebliebene Gold an dem Umriſſe, welches ſich dann gänzlich ablöſet, und mit einem zugeſpitzten Holzgriffel oder mit einer Radirnadel, jedoch ohne den Umriß zu berühren, wegſchaffen läßt. Dieſe Bequemlichkeit iſt die Urſache, daß Silhouetten auf Gold einen viel ſchärferen und richtigern Umriß haben, als alle andere Arten. Derſelbe bleibt genau ſo, wie ihn der Storchſchnabel zeichnete; da indeſſen an ſich gute Umriſſe bei dem Ausfüllen mit der Tuſchſchwärze oft viel von der Aehnlichkeit verlieren. Die kleinen

Goldtheile, die am Glaſe zurückbleiben, müſſen ſorgfältig weggeſchaft werden, weil ſie alle auf dem ſchwarzen Grunde, welcher hinter ihnen zu liegen kommt, ſichtbar werden. Die größeren hebt man mit dem Pinſel ab, die kleineren ſchabt man mit der Radirnadel weg. Bei dieſer leichten Reinigung kann man noch den Vortheil gebrauchen, daß man von dem Geſichte gegen den Hinterkopf und nicht von dieſem gegen das Geſicht ſtreicht. Um die Haare, Halskrauſe, den Flor und dergleichen zu behandeln, muß man die Silhouette völlig gereiniget haben. Die Haare werden vermittelſt einer feinen Nadel mit gelinden Ausſprüngen über den Friſurumriß gezeichnet, und zwar etwas dicht, ſo daß ſie ſich in dieſem Umriſſe mit verlieren. Um den Flor und die Halskrauſe richtig zu zeichnen, bildet man vorher die Blumen mit ihren vornehmſten Schatten, und wenn daher das Deſſein angegeben iſt, ſo zieht man mit einer wohlgeſpitzten Nadel feine und dichte Gitter darüber, und hinter dieſen ſticht das Muſter und die entworfene Schattirung auf eine angenehme Art hervor. Wenn der Schattenriß ganz rein iſt, ſo läßt man in die Mitte deſſelben einen Tropfen fließenden Siegellacks fallen, damit der Fuß des Zirkels einen körperlichen Widerſtand zum Aufſetzen finde. Vorher macht man die Siegellackſtange an ihrem einen Ende warm und drückt ſolche ſpitz, damit man ſicher ſei, daß das Gold vom Siegellacke nicht berührt werde. Hierauf hält man ſie an die Lichtflamme und ſo läßt man einen heißen Tropfen in die Mitte der Silhouette fließen. Man verſucht mit dem Griffel, ob ſich das Lack feſte an das Glas angehängt, weil ſolches nicht jederzeit geſchieht, und wenn es losgeht, ſo bringe man geſchwinde einen andern heißen Lackflecken an der noch warmen Glasſtelle. Unterdeſſen, daß das Siegellack an dem Glaſe noch nicht

erkaltet ist, drücke man so genau als möglich, in die Silhouettenmitte mittelst des Griffels einen Punkt in den Lackfleck, um hier die Fußspitze des Zirkels ansetzen zu können. In diesen Punkt setzt man nun den Zirkel und beschreibt den Kreis auf die gewöhnliche Art. Ist man damit fertig, so wird der Griffel oder ein Federmesser angewandt, das Siegellack wieder wegzubringen; jedoch ohne im Golde auszugleiten oder Risse zu machen, weil das Siegellack öfters fest sitzt. Der fette Flecken, der vom Siegellack zurückbleibt, wird mit Speichel weggeschaft; indem man einen Holzgriffel damit anfeuchtet und damit die Stelle sanft reibt. Wenn alle Spuren von Gold und dem Siegellacke weggebracht worden, so reibt man das Glas mit Baumwolle vollends rein und die Silhouette zeigt sich, wenn man das Gold gegen das Tageslicht hält, vollkommen rein und so durchsichtig, als ob kein Gold vorher darauf gewesen.

Um ein Oval um die Silhouette zu zeichnen, bedient man sich der gewöhnlichen Methode, vermittelst des Zirkels und zweier Mittelpunkte, und macht dann die Einfassung mit dem Ovalparallel. Zuletzt wird alles Gold, welches sich außer dem Umrisse des Zirkels oder Ovals befindet, auf eben die Art weggebracht, wie man die Silhouette selbst reinigte. Geschwinder geschieht dies mit dem angefeuchteten Finger, doch ohne den Umriß zu nahe zu kommen. Um diesen läßt man einer Stecknadel breit Gold stehen, feuchtet diesen Rest mit einem Pinsel an und streicht es mit einem hölzernen Griffel vollends weg. Soll das Oval Guirlanden, Bänder oder dergleichen Verzierungen zur Einfassung vermittelst des Radirens bekommen, so zeichnet man sich auf ein Blatt Papier ein eben so großes Oval, wie das Oval auf dem Glase ist, und entwirft mit Bleystift

die Zierrathen über dem Ovale. Hierauf ſchneidet man das Oval, doch nicht ganz, ſondern nur ſeinen untern Theil bis dahin aus, wo ſich die Zeichnung anfängt. Die Hinterſeite des Papiers bereibt man mit Rothſteinſchabſel, über welches man ein wenig Talglicht ſtreicht, damit ſich der Rothſtein deſto beſſer anhänge. Jetzt legt man das Papier auf das Gold dergeſtalt, daß das Papieroval genau auf dem Goldovale zu liegen kommt. In dieſer Lage überfährt man den Umriß mit einer ſtumpfen Nadel, oder mit einem zugeſpitzten Holzgriffel, da ſich dann alle Züge auf dem Golde zeigen. Es verſteht ſich ſchon von ſelbſt, daß wenn man etwas über dem Ovale anzubringen die Abſicht hat, daß man dieſes Feld gleich anfangs mit Gold überlegt haben muß, und daß man vor dem Radiren den untern Ovaltheil vom überflüſſigen Golde reinigen müſſe, damit ſich das Papier richtig auflegen laſſe. Sobald der Riß auf dem Glaſe iſt, ſo muß man die Zeichnung mit einer Nadel kopiren, und da man die Rothſteinzeichnung nicht ſtehen laſſen kann, weil man die Nadelradirung ohne dies vor ihr nicht ſieht, ſo reibt man mit einer Brodkrume das Rothe ohne großen Druck fort, wodurch zugleich die Fettigkeit weggeſchaft wird. Man kann nun mit Bequemlichkeit in das Gold radiren und den Ueberfluß mit Waſſer wegnehmen. Man verſchaft hierdurch zugleich dem Auge Erleichterung, wenn das Glas während dieſer Arbeit auf ſchwarzem oder grünem Papiere liegt. Wenn die Arbeit fertig gemacht worden, wird ſie mit ſchwarzem Firniß überzogen, wo ſich dann Alles erſt in ſeiner wahren Geſtalt zeigt. Im Nothfall kann auch dicke, ſchwarze Tuſche die Stelle des Firniſſes vertreten; allein die radirte Arbeit löſet ſich leicht davon auf und oft leidet ſogar die Phyſiognomie ſelbſt darunter. Schwarze Oelfarbe leiſtet auch hier ihre Dienſte,

aber ſie hat die Art nur langſam zu trocknen. Am beſten dient hier Venetianiſcher Terpentin, unter Kienruß gemiſcht, man muß aber das Glas, ehe man es damit beſtreicht, ſehr warm werden laſſen, ſonſt bleibt der Terpentin auf dem Glaſe dick. Kleine Gläſer auf Fingerringen ꝛc. klebt man auf warmen Siegellack an, indeſſen man den Terpentin aufſtreicht. Größere Gläſer werden auf dem Ofen erwärmt. Wegen der großen Klebrigkeit des Terpentins muß man hinter die Silhouette ein Blättchen feines Papier, woraus die Goldbücher beſtehen, legen; es iſt aber noch beſſer ein Goldſchlägerhäutchen dazu anzuwenden. Damit der Terpentin um ſo beſſer trocken möge, vermiſcht man denſelben mit dem dritten Theile geſchabten Wachſes. Ganze Gruppen von Perſonen laſſen ſich nicht leicht durch Wandſchatten abzeichnen, und da der Fall ſelten iſt, daß ein Silhouetteur von der darzuſtellenden Perſon einen charakteriſchen Schattenriß zu entwerfen verſteht, ſo bedient man ſich dazu der Camera obscura, welche man im Nothfall aus jeder vierſeitigen Schachtel machen kann. Man muß nämlich an der einen Seite ein Loch von einer Brillengröße einſchneiden, darin eine Pappröhre von einer Handbreite befeſtigen, ein Brillenglas einſetzen, der Röhre gegenüber einen Spiegel ſchief in die Schachtel ſtellen, den Deckel auf die Schachtel ſetzen, ein Loch in dem Deckel zu einem Spiegelglaſe ausſchneiden, welches bloß auf der untern Fläche polirt, auf der obern aber mit Schmirgel matt gerieben iſt, und einen Mantel über ſich und die Schachtel hängen; auf dieſe Weiſe kann man ganze Gruppen, die in den Spiegel fallen, durch das Brillenglas oder ganze Gegenden nachzeichnen. Die Perſonen ſtehen im Garten oder Hofe und werden von der Sonne beſchienen und man zeichnet ſie auf dem matten

Glase mit Bleystift nach, größer oder kleiner, nachdem die Personen näher oder entfernt stehen. Die Glasröhre wird so lange aus- oder eingeschoben, bis die Gruppe deutlich erscheint. Nachher legt man weißes Papier unter die bezeichnete Glastafel, zeichnet es am Fenster nach, bestreicht die Hinterseite des Papiers mit Rothstein, legt es auf das zuletzt mit Silber belegte Gold auf, und überfährt den Umriß der Figur mit einer abgerundeten Nadel, wodurch sich jeder Nadelzug auf den Goldgrund abdrückt. Auf diese Weise erscheint Alles, was auf die linke Glasseite gezeichnet wird, durch die andere Glasseite betrachtet, wieder rechts, und man kann mit Hülfe der Camera obscura eine und mehrere Personen zugleich abzeichnen und auf die Glastafel auftragen. Diese Figuren von der Statur mit Rothstein werden eher gezeichnet, bevor man den Kopf mit dem Storchschnabel verjüngt hat, und man radirt die Figur nicht eher mit der Nadel, als bis die Silhouette gezeichnet ist; denn der verjüngte Wandschattenkopf muß vermittelst des Storchschnabels mit der Größe der Gruppe in der Camera obscura übereinstimmen. Besonders muß der Hals seine rechte Stelle einnehmen und weder zu lang, noch zu dick seyn. Hinter die Goldstelle des Glases legt man, wenn man die Silhouette in einen Rahmen fassen will, ein Stückchen Taffent von bläulicher Farbe; oder man macht einen himmelblauen, grünlichen oder andern Grund von Oelfarbe, welcher sich sehr sanft hinter dem Glase zeigt. Zum Himmelblauen gebraucht man viel Bleyweiß und wenig Berlinerblau, zum Grünlichen, Grünspan.

Um Schattenrisse von Stanniol auf Glas zu bringen, bestreiche man das Glas mit Venetianischen Terpentin oder, in Ermangelung desselben, mit geschlagenem Eyweiß, aber nur sehr dünn. Man

lege hierauf das Stanniolblatt auf und drücke es mit einem seidenen Tuche allenthalben recht gleich und fest an. Hierauf läßt man es ein wenig trocken werden und reibt mit dem Tuche darüber her, daß es recht gleich und glänzend werde. Ist dies geschehen, so legt man eine ausgeschnittene Silhouette darauf und fährt mit der Spitze eines sehr scharfen Federmessers an dem Umrisse desselben her, dergestalt, daß der Stanniol allenthalben durchgeschnitten werde. Man kann nun die Silhouette mit einem Federmesser wegschaben, oder dieselbe stehen lassen und den übrigen Stanniol hinwegnehmen. Beide Methoden sind gebräuchlich, obgleich die erste dem guten Geschmacke mehr gemäß ist, als die letzte. Das folgende Verfahren ist hierin einerlei. Man mache nämlich Kienruß und Terpentin- oder Spiköl ganz dicke an, und bestreiche damit das Glas dergestalt, daß man sowohl über den Stanniol, als auch über die Stellen, wo es weggeschabt worden, hinfährt. Will man aber eine andere Farbe, als die schwarze haben, so nehme man, wenn man blau haben will, Berlinerblau, soll es grün seyn, Braunschweigergrün oder Grünspan, soll es roth seyn, Zinnober oder Florentinerlack, soll es braun seyn, dunklen Ocher oder Cöllnische Erde, auch Umbra ꝛc. Man reibe diese Farben mit Terpentin- oder einem andern Firniß auf das sorgfältigste und streiche sie dann auf die genannte Weise über den Stanniol und das Glas ganz dick; wenn man sie aber dünn überstreicht, so kann man wiederum Stanniol oder Goldblätter auflegen, welche den aufgestrichenen Farben einen besonderen Glanz und Lebhaftigkeit mittheilen, wenn sie nämlich nicht allzu dunkel sind. Man gewahrt leicht, daß wenn das Glas herum gewendet wird, diejenigen Stellen, wo Stanniol befindlich ist, eine Art von Spiegel vorstellen. Ist nun die Sil-

houette der Spiegel, ſo ſieht dies zwar nicht unangenehm aus; allein es iſt eben ſo widernatürlich, als ein weißer Schatten. Man läßt alſo beſſer das Uebrige ein Spiegel ſeyn und färbt die Silhouette; und in dieſem Falle gebraucht man bloß die ſchwarze Farbe.

Silhouetten in Kupfer zu ätzen. Man hat die Silhouetten auf verſchiedene Art zu vervielfältigen geſucht, davon eine der vorzüglichſten dieſe iſt, ſie in Kupfer zu ſtechen oder zu ätzen, und davon ſo viele hundert Abdrücke zu machen, als man will. Dieſe Art hat einen großen Vorzug vor denen, die in Holz geſchnitten ſind, weil eine in Kupfer geſtochene Silhouette im Abdruck weit ſchärfer und ſchwärzer ausfällt, als eine in Holz geſchnittene. Man laſſe ſich von einem Kupferſchmid eine Platte von erforderlicher Größe ausſchneiden. Das Kupfer, welches man dazu wählt, muß recht rein und ohne alle Brüche, Ritzen und Gruben ſeyn, welches ſich bald entdeckt, wenn die Platte geglühet und in Salzwaſſer wieder abgelöſcht wird. Iſt ſie gut, ſo läßt man ſie von einem Kupferſchmid überall hämmern, damit das Kupfer dicht werde, jedoch muß man dafür ſorgen, daß ſie bei dieſem Hämmern allenthalben gleiche Dicke behalte, nämlich die Dicke eines Meſſerrückens. Hierauf läßt man ſie gut in Viereck feilen, die ſcharfen Ecken aber hinwegſtoßen und abrunden; dann werden ſie auf der beſten Seite abgeſchliffen und polirt. Befindet man ſich an einem Orte, wo man die Gelegenheit dazu nicht hat, ſo laſſe man ſie bei einem Tiſchler mit einem unten mit Meſſing beſchlagenen ganz gleichen Furnierhobel abhobeln, beſtreiche dieſerhalb den Meſſingbeſchlag mit etwas Talg oder anderem Fette und reibe ſie hernach mit einem klarem Sandſtein und Waſſer ab; hierauf mit Bimſtein und Waſſer, und wenn ſie mit

Bimſtein überſchliffen worden, ſo nimmt man Kohle und Baumöl und ſchleift ſie damit noch feiner. Zuletzt nimmt man einen gut abgezogenen Polirſtahl und polirt ſie vollends damit ſpiegelblank. Man ſchabt ſodann Kreide darauf und wiſcht ſie mit einem reinen leinenen Tuche ſauber ab, ſo iſt die Platte bis zum Grundieren fertig. Dieſes geſchieht nun auf folgende Art: Man nimmt 3 Loth weißes Wachs, 1½ Loth Maſtix, 3 Quentchen Asphaltum oder Judenpech, 3 Quentchen Terpentin. Alles dieſes läßt man in einem neuen irdenen Topf untereinander ſchmelzen und wenn es geſchmolzen iſt, ſo gießet man es auf kaltes Waſſer. Man nimmt es dann aus dem Waſſer, wenn es noch etwas warm iſt, heraus und knetet es mit den Händen zu einem Klumpen in Form einer Kugel oder eines Cylinders. Dieſen Klumpen umwickelt man mit Taffent und nähet oder bindet ihn zuſammen, ungefähr wie Fig. 7903. vorſtellt. Sobald dieſer Aetz- oder Radirfirniß fertig iſt, ſo nimmt man die Platte vor, ſchraubt dieſelbe an einer Ecke in ein Handklöbchen und hält ſie dergeſtalt über glühenden Kohlen, daß die polirte Seite zu oben ſteht oder die oberſte iſt. Wenn ſie recht warm geworden iſt, ſo fährt man mit den im Taffent befindlichen Radirfirniß darauf herum, da dann derſelbe durch den Taffent durchſpritzen und die Platte überziehen wird. Man nehme ſich aber in Acht, daß die Platte nicht zu heiß werde und der Firniß Blaſen darauf werfe und verbrenne. Iſt die Platte mit dem Firniß überzogen, ſo nimmt man dann die Fahne oder Bürſte einer Taubenfeder und fährt darauf gelinde hin und her, damit der Firniß geebnet werde, während deſſen man die Platte noch immer über Kohlen hält. Man nimmt nun die Platte von den Kohlen und ſchwärzet ſie folgendermaßen mittelſt eines Talg- oder

Wachslichtes. Man ſetzt nämlich das Licht auf eine erhabene Stelle, ſo daß man bequem unter die Platte ſehen kann, wenn man ſie darüber hält. Man putzet daſſelbe vorher, damit der Docht nicht zu hoch in der Flamme heraufſtehe; dann hält man die mit Firniß überzogene Seite der Platte auf die Flamme und fährt mit der Platte über dem Lichte hin und her, ſo wird der Firniß allenthalben geſchwärzt und die Platte ausſehen, als ob ſie mit einem ſchwarzen Lacke überzogen wäre. Man ſchraubt nunmehr den Handkloben wieder ab und lege ſie zum Erkalten bei Seite, jedoch an einen ſolchen Ort, wo weder Staub noch andere Unreinigkeiten darauffallen und den Firniß verderben können.

Die Zeichnung kann man nun auf die gegründete Platte auf mancherlei Weiſe bringen. So kann man ſie zum Beiſpiel mit Röthel auf ein Papier zeichnen und dieſes Papier nebſt der Platte dem Kupferdrucker ſchicken, der ſie darauf abdruckt, oder man kann ein mit Bleyſtift- oder Röthelſchabſel, oder auch nur mit Farbe beſtrichenes Papier darauf legen und auf dieſes die Zeichnung. Wenn man nun dieſe Papiere über die Kanten der Platte herumbiegt und auf der hintern Seite derſelben mit Wachs oder Siegellack befeſtiget, ſo läßt ſich die Zeichnung, wenn man ſie mit einem ſpitzen Stifte nachfährt, eben ſo auf die geſchwärzte Platte bringen. Auch verſtatten die Silhouetten vor allen andern Zeichnungen folgende leichtere und geſchwindere Manier. Man ſchneide die in Kupfer zu ſtechende Silhouette in Form einer Patrone aus, lege ſie vorſichtig auf die gegründete Kupferplatte, damit man den darauf befindlichen Firniß nicht beſchädige. Jetzt nehme man eine auf folgende Art gemachte Radirnadel. Man nehme ein Stück weiches Holz, ungefähr einer Spanne lang und von der Dicke eines Bleyſtiftes,

In dieses stoße man eine gewöhnliche Nähnadel bis über die Hälfte hinein, so daß ihre Spitze hervorstehe, und schnitze dann das Holz zurecht, wie es Fig. 7904. einigermaßen vorstellt, so hat man die Radirnadel. Man halte nun die Patrone auf der Platte fest, indem man mit dem Mittelfinger der linken Hand darauf drückt. In die rechte fasse man die Radirnadel und fahre dem Umriß der Patrone genau nach. Ist dieses geschehen, so nehme man die Patrone hinweg, so wird die Zeichnung wie mit Gold gemacht erscheinen; denn da, wo die Radirnadel hergefahren ist, ist das Kupfer von dem Aetzfirniß entblößt worden.

Um nun die Zeichnung auf der Platte auszuführen, hat man zweierlei Methoden. Man bedeckt entweder die ganze Silhouette mit vielfachen Schraffirungen, indem man nämlich lauter Parallellinien, die nach einer andern Richtung gezogen werden, durchschneidet ꝛc., wie man dies auf allen schraffirten Kupferstichen wahrnimmt; oder man arbeitet die Silhouette ganz hinweg, dergestalt, daß das blanke Kupfer innerhalb ihrer Umrisse zum Vorschein kommt, und diese letzte Methode ist zu empfehlen; denn die erste erfordert mehr Kunst und Fertigkeit, als man denken sollte, und wer sich noch nicht im Kupferstechen geübt hat, wird schwerlich damit zu recht kommen, sondern ehe er es sich versieht, den Umriß und die ganze Silhouette verderben, der Fehler, die bei den Parallellinien selbst vorfallen können, nicht zu gedenken. Eine auf diese Art ausgearbeitete Kupferplatte giebt freilich einige Hundert Abdrücke es kommt aber bei Silhouetten mehr auf die Güte, als auf die Menge an. Wenn man nun die auf die Kupferplatte gebrachte Zeichnung nach der empfohlenen Manier ferner ausarbeiten will, so macht man mit der Radirnadel den gezogenen Umriß erst

nach innen zu breiter. Man nimmt die von dem Kratzen der Radirnadel entſtandene Faden und Flöckchen von dem Firniß mit der Fahne einer Feder weg. Iſt der Umriß breit genug, ſo ſchabt man den übrigen Firniß, der noch das innere der Silhouette bedeckt, mit einem ſcharfen Federmeſſer hinweg, damit die Silhouette ganz blank werde. Während dieſer Arbeit muß man ſich ſehr in Acht nehmen, daß man den auf der Platte bleibenden Firniß nicht beſchädige und mit den bloßen Händen weder dieſen, noch das blank gemachte Kupfer berühre. Man legt dieſerhalb ein weiches und glattes Papier über die Platte, und zieht es nur dahinweg, wo man wirklich arbeitet. Iſt nun die Silhouette rein ausgearbeitet, ſo wird ſie geriſſt. Zu dieſer Arbeit muß man ſich erſt folgenden Deckgrund und Aetzwaſſer machen. Man nehme gleich viel Wachs, Talg und Baumöl und ſchmelze dieſes in einem irdenen Gefäße ſo lange durcheinander, bis die Maſſe anfängt braun zu werden, welches dann der Deckgrund iſt. Zum Aetzwaſſer nimmt man 3 Loth Grünſpan, 2 Loth Alaun, 4 Loth Küchenſalz, 5 Loth ſchwefelſaures Eiſen, ſtößt alles dieſes klein und kocht es in einem neuen irdenen glaſirten Topf mit einem Quarte Weineſſig ſo lange über Kohlen, bis von dem Weineſſig ungefähr der vierte Theil verbraucht iſt. Man bedeckt nun die Platte mit dem Deckgrunde. Man faßt nämlich die Kupferplatte zwiſchen das Aeußere der Finger der ausgeſpannten linken Hand dergeſtalt, daß die gegründete und gezeichnete Seite die untere ſei. Die obere rauhe Seite beſtreicht man alsdann über und über vermittelſt eines Pinſels von Schweinsborſten mit dem Deckgrund, den man deswegen vorher auf Kohlen geſetzt und wieder aufgeſchmolzen hat. Man läßt dieſen Anſtrich erkalten und legt alsdann die Platte

mit der bestrichenen Seite auf einen Tisch gegen das Fenster. Man sieht dann genau zu, ob der Aetzfirniß allenthalben noch unbeschädiget sei. Erblickt man Stellen, wo das Kupfer durchschimmert, so tauche man einen Haarpinsel in den noch warmen Deckgrund und bestreiche die schadhafte Stelle, und auf diese Weise ist die Platte zum Aetzen fertig. Das Aetzen selbst geschieht nun auf folgende Weise: Man lege die Platte in eine flache irdene Schüssel, so daß die mit Deckgrund bestrichene Seite die untere sei; dann gieße man so viel Aetzwasser darauf, daß dasselbe ungefähr eines Strohhalms dick über der Platte stehe. Man setze dann die Schüssel an einen warmen Ort und bewege dieselbe zuweilen, damit das Aetzwasser über die Platte hin und her fließe. Alle halben Stunden und zuletzt alle Viertelstunden, nehme man die Platte vorsichtig aus den Aetzwasser heraus und spüle sie mit reinem Wasser ab. Man lehne sie dann gegen eine Wand, daß das Wasser abfließe und die Platte trocken werde. Wenn sie trocken geworden, besehe man sie, wie tief das Aetzwasser gefressen hat. Sie wird tief genug seyn, wenn die Silhouette schwarzgrünlich und rauch ist; auch sich die Umrisse derselben merklich genug zeigen. So lange dieses nicht ist, und das Kupfer noch glänzt, so lange lege man sie immer wieder von neuem in das Aetzwasser, bis man endlich seine Absicht erreicht und das gegebene Merkmal eintrifft. Ist dieses geschehen, so halte man die vorher wohlgetrocknete Platte über ein gelindes Kohlenfeuer, und thue auf den Firniß hin und wieder einige Tropfen Baumöl. Wenn sich nun der Firniß mit dem Baumöl im Schmelzen vereiniget hat, so nehme man einen wollenen Lappen und reibe damit die Platte auf beiden Seiten und wische den Firniß und Deckgrund hinweg. Hierauf beschabe man die

Platte mit Kreide und nehme einen leinenen Lappen und wische sie damit ganz rein, so wird man die schwarze Silhouette auf dem blanken Kupfer sehen und die Platte ist nunmehr zum Abdruck fertig. Man schicke sie dann zum Kupferdrucker und sage demselben, daß er seine Schwärze mit etwas Berlinerblau vermische, weil dieses dieselbe erhöhet, indem die gewöhnliche Kupferdruckerschwärze etwas ins Braune fällt. Zum Abdrucken nehme man zwar weißes und starkes, jedoch nicht zu sehr geleimtes Papier. Man kann auch Abzüge auf feine Leinwand und Seide machen lassen. Die Abdrücke werden, wenn sie trocken geworden, in eine Presse gespannt oder geschlagen. Hat man im Ausarbeiten der Kupferplatte etwa einen Fehler begangen, oder die Silhouette wird dem Urbilde nicht ähnlich, so muß man dieselbe nicht ätzen, sondern man nimmt den Firniß über Kohlen wieder ab und säubert die Platte mit Kreide. Man gründet sie, macht eine neue Zeichnung darauf, und arbeitet dann diese wieder aus. Man kann hier einen Fehler leichter abhelfen, als bei einem Holzschnitte. Wenn die Platte keine rechte schwarze Abdrücke mehr liefert, so reinige man sie mit Kreide und streiche die Silhouette mit Scheidewasser an, wobei man sich aber in Acht nehmen muß, daß man mit dem Pinsel nicht zu nahe an den Umriß komme.

Um die Schattenrisse zu vervielfältigen, nehme man ein Stück plattes Zinn, polire dasselbe auf einer Seite, bringe darauf die Zeichnung und schneide das Zinn nach derselben aus, so hat man die Form. Diese Form reibe man auf der Seite, welche abgedruckt werden soll, auf einem platten Steine mit Sand; dann feuchte man Papier an und bereite aus gekochtem Leinöl und Kienruß eine Schwärze, oder lasse sich solche von einem Buch-

oder Kupferdrucker geben. Man mache ſich ferner ein Paar Ballen, die mit Pferdehaaren gefüllt und mit Schafleder überzogen ſind; auch ſchaffe man ſich ein Stückchen Hutfilz an. Man ſchwärze nun die Form mit dem Ballen, lege ſie auf den Tiſch, und auf die geſchwärzte Seite das angefeuchtete Papier, auf dieſes ein Paar Blätter Makulatur, und endlich über alles das Stückchen Hutfilz. Jetzt fehlt nur noch die Preſſe, welche aus einem runden Holze beſteht, welches man ſich zu dieſem Zweck von einem Drechsler verfertigen läßt. Dieſes rollt man über jene Zurichtung her, ſo wird, wenn man das Papier hinweg nimmt, die Silhouette en bon Magie darauf abgedruckt erſcheinen. Dieſes wäre nun das Verfahren im Ganzen. Die einzelnen Handgriffe ſind folgende: Man nimmt Zinn zur Form, weil zu deſſen Bearbeitung nicht viel beſondere Inſtrumente nöthig ſind und hierzu bloß ein Meſſer erfordert wird. Die Zinnplatte ſo zur Form beſtimmt iſt, ſchabet man mit einem Meſſer, das eine recht gerade Schneide, hat, glatt und blank, dergeſtalt, daß ſich nirgend mehr eine Grube und Rauhigkeit befindet. Man nehme dann die zu vervielfältigende verjüngte Silhouette aus ſtarkem Papiere recht genau ausgeſchnitten, legt dieſe dann auf die zinnerne Platte und fährt dem Umriß derſelben mit einer Nadel ſorgfältig nach. Man ſchneidet nun mit einem ſcharfen Federmeſſer alles äußere Zinn bis genau an dieſen Umriß weg, nimmt ſich aber dabei in Acht, um nicht zu tief zu ſchneiden; zuletzt ſchabt man bloß, wo es nöthig iſt, anſtatt zu ſchneiden. Während der Arbeit hält man die Form zuweilen gegen das Fenſter, nämlich daß ſie ſich zwiſchen dem Fenſter und dem Auge befindet. Sie wird dann ganz dunkelſchwarz erſcheinen und man wird ihre Aehnlichkeit ſehr gut beurtheilen und immer mehr daran beſſern

können, bis man endlich Urſache hat, damit zufrieden zu ſeyn. Hat man bei dem Ausſchneiden der Form einen Fehler begangen, nämlich daß man zu viel weggeſchnitten hätte, ſo kann dieſen Fehler der Hammer wieder gut machen; man treibt nämlich in der Gegend der fehlerhaften Stelle ſo viel Metall hervor, daß man denſelben corrigiren kann. Wenn nun die Form ausgearbeitet worden, ſo wird ſie mit Sand rauh gemacht, damit ſie die Druckerſchwärze deſto beſſer annimmt; man ſtreut nämlich fein geſiebten Sand, unter welchem ſich keine groben Körner mehr befinden, auf einen glatten und ebenen Stein, reibt die Form darauf herum, aber nicht hin und her, ſondern ſtets in der Runde, bis ſie allenthalben matt und rauh geworden iſt. Das Papier worauf man Abdrücke machen will, muß man wenigſtens ſchon vier und zwanzig Stunden vorher angefeuchtet und in der Größe nach dem Erfordern der Form geſchnitten haben. Dann gießt man Waſſer in eine breite Schüſſel und zieht jedes Blatt einzeln durch; die benetzten Blätter legt man dann ordentlich auf einander, zwiſchen zwei Brettchen. Dieſe beſchwert man hierauf mit einem Gewichte. Wenn das Papier nach vier und zwanzig Stunden noch zu naß ſeyn ſollte, ſo legt man es zwiſchen Makulatur und ſchlägt ſolches zwiſchen beiden Händen oder man tritt es auf der Erde. Die überflüſſige Feuchtigkeit wird ſich dann in das Makulatur ziehen und das Papier wird zum Bedrucken noch feucht genug bleiben; es muß nämlich nur ſo feucht ſeyn, daß es ganz weich iſt und man keine Näſſe darauf ſehen kann. Man kann zwar auf jedes Papier en Bon-Magie drucken, aber je ſtärker, je beſſer iſt daſſelbe. Die Ballen ſind den Buchdruckerballen gleich, nur kleiner; ihre untere Seite kann ungefähr 2bis 3 Zoll, und ihre Höhe 3 bis 4 Zoll betragen.

Die Schwärze ist die Buchdruckerschwärze, die man von den Buchdruckern leicht erhalten kann. Das Stück Hutfilz so man beim Drucke gebraucht, schneidet man nach der Größe des Papiers. Die zum Drucke erforderliche Walze ist das gewohnliche Rollholz, Welgerholz oder Mangelholz, womit die Köchinnen den Nudelteig, Kuchen ꝛc. auftreiben. Die Länge kann 6. und die Dicke 3. Zoll betragen. Beim Drucke legt man ein Stück Pappe von der Größe des zu bedruckenden Papiers auf den Tisch und auf dieses ein weißes Papier. Dann hat man ein kleines viereckiges Brettchen, worauf man einschwärzt. Dieses geschieht auf folgende Art. Man nimmt mit einem Spänchen etwas Farbe, thut solche auf einen Ballen und tüpft beide Ballen so lange auf einander, bis sich die Farbe gleichförmig auf beide vertheilt hat. Man nimmt nun die Form zwischen den Daumen und den Zeigefinger der linken Hand dergestalt, daß die Finger die Oberfläche der Form nicht berühren, und so hält man die Form auf das genannte Brettchen, daß sie über der Hälfte darauf liegt; dann betüpft man dieselbe mit einem von den eingeschwärzten Ballen so weit, als man wegen der, die Form haltenden Finger kommen kann. Ist dies geschehen, so faßt man die betüpfte Hälfte der Form mit den Fingern und betüpft nun auch die andere Hälfte. Die dergestalt eingeschwärzte Form legt man vorsichtig, damit man nämlich nichts von der darauf getragenen Schwärze verwische, auf die genannte Pappe und Papier, und zwar recht gerade mitten inne. Jetzt legt man eins von den angefeuchteten Papieren dergestalt auf die Form, daß seine Kanten mit den Kanten des untern Papieres und der Pappe übereinkommen; denn alsdann wird der Abdruck auch recht gerade in der Mitte des Papiers stehen. Auf dieses Papier legt man drei- bis vierfach

gelegtes Makulatur und darauf den Filz. Man faßt nun die Walze an beiden Handhaben und rollt sie, indem man auf die Handhaben etwas stark drückt, über die ganze Zurichtung einigemal hin und her, so ist der Abdruck gemacht. Man legt nun denselben auf die Seite, schwärzt die Form von neuem an und verfährt bei allen folgenden Abdrücken auf die nämliche Art. Die ersten zehn bis zwölf Abdrücke werden noch fleckig ausfallen, weil die Form noch nicht Farbe genug angenommen hat, die folgenden werden immer besser und die letzten ganz untadelhaft werden. Will man aber gleich gute Abdrücke haben, so schwärze man die Form einige Tage vorher ein und lasse die darauf getragene Farbe verhärten. Wenn man merkt, daß die Abdrücke nicht mehr scharf und genau begränzt kommen wollen, so nimmt man ein leinenes Läppchen, das etwas feucht ist, und wischt damit die Form ringsum an den Kanten ab, so werden die folgenden Abdrücke wieder scharf werden; auch ist es dienlich ein kleines zugespitztes Hölzchen bei der Hand zu haben, um damit, wenn sich etwa beim Einschwärzen etwas Farbe seitwärts an den Umriß gesetzt hätte, dieselbe hinweg zu nehmen. Die Form wird sich endlich in die Pappe einpressen, so daß man sie bei den folgenden Abdrücken sehr leicht und geschwind in ihr gehöriges Lager bringen kann. Das untere Papier wird sich aber dergestalt beschmutzen, daß man Gefahr läuft, daß die Abdrücke den Schmutz von demselben annehmen. Sobald man dies bemerkt, muß man jenes Papier wegnehmen und ein frisches unterlegen, so werden alle Abdrücke reinlich bleiben. Da man durch diese Arbeit schwarze Finger bekommt, so muß man diese von Zeit zu Zeit abwischen, ungeachtet sich das Papier auch eben so leicht dadurch beschmutzt. Ist man mit dem Abdrucke fertig, so wischt man die Form

ringsherum ab, schwärzt sie ein und verwahrt sie zum ferneren Gebrauch. Von den Ballen streicht man die überflüssige Farbe mit einem Messer weg und hebt sie, in einem feinen Tuche eingeschlagen, auf. Die gemachte Abdrücke legt man zum Trocknen auf einen Tisch neben einander, wenn sie ganz trocken geworden, legt man sie ordentlich auf einander und auf das dadurch entstandene Paquet den Filz. Man fährt nun mit der Walze derb hin und her, so wird das Papier, da es vorher durch das Trocknen hart und uneben geworden war, jetzt glatt und weich werden; auch werden die Eindrücke, welche die Form gemacht hatte, sich verlieren, und alle Silhouetten werden das Ansehen haben, als wenn sie bloß mit dem Pinsel ausgearbeitet worden wären. In einer Stunde lassen sich wenigstens funfzig bis sechzig Abdrücke machen.

Die leuchtende ähnliche Silhouette von einer verlangten Person oder das sichtbare Nachtportrait. Man durchsteche vermittelst einer Stecknadel das Musterpapier der entworfenen Zeichnung, durchstäube es auf einer Glasscheibe, betüpfe die Umrißpunkte mit einem Pinsel und Gummiwasser, belege sie mit kleinen Zinnstücken, und wenn die Figur geschlossene Züge hat, so klebe man einige Dreiecke an die untere Glasfläche auf. Zu feinen Zügen wähle man feinere Dreiecke und rücke diese dichter zusammen, damit das Feuer kleinere, aber desto mehr Sprünge mache, und die Anblicksfigur desto freier und treffender voltigire. So richtet sich der Abstand dieser kleinen Rhomboiden nach der Stärke oder Schwäche des Ausdrucks im Bilde. Man legt diese Metallschnittchen auf das Gummi und drückt sie darauf an, damit das überflüssige Gummi weggeschafft werde. Man ordnet nun die Vierecke dergestalt, daß zwei seiner Winkel zu den

zwei Stücken paſſen, die demſelben zur Seite liegen, und dann drückt man jedes Stück noch einmal mit der Hand an. Die Glastafel kann dick oder dünn ſeyn, welches nichts verſchläge. Um aber allen Vierecken ihre Verbindung zu geben, klebt man Kommunikationsſtreifen an, welche als elektriſche Wegweiſer den kürzeſten Weg über die Zeichnung angeben. Außer dieſen klebt man an die beiden äußerſten Enden der Figur zwei weit größere Metallſtreifen für den Eingang und für den Ausgang des Lichtirrgartens an. Der eine hat den Auftrag das Bild zu laden und der andere zu entladen; den letzten hält man in der Hand, ſo wie man den erſtern dem elekteriſchen Körper nähert. Beide müſſen liegen und zwar weit von einander, und dies auf einer andern Seite des Glaſes einander gegenüber; von der Figur ſelbſt aber entfernt. Sie wirken beſſer, wenn ſie groß ſind. Das Laden geſchieht entweder vermittelſt der Flaſche oder des Conductors. Bei der erſten Methode verbindet man das Unterbelege der Flaſche oder einer geladenen Blitzſcheibe mit der Entladung der Figur, und den Ladungsſtreif mit dem Flaſchenhaken. Vom Conduktor gewinnt man viele Bilder hintereinander, ſo lange man ihn und das Bild elektriſirt. Der ſchnelle Ueberſprung der Funken macht hier den Zeichner. Auf dieſe Art kann man leuchtende Büſten mit Augen und Haaren aufblitzen laſſen, wenn man zum Grunde des Fleiſches auf das Gummi gepülverte Meſſingsfeile, jedoch nur dünn aufpudert. Um aber ein leuchtendes ähnliches Portrait einer Perſon zu liefern, ſo ſtelle man die Perſon vor einen Bogen Papier an die Wand, ſtelle ein Licht vor ihren Kopf, und zeichne genau ihr Schattenprofil nach, man trage den Reſt auf eine Glasſcheibe und bepflaſtere den Riß mit den

kleinen Vierecken, so bekommt man einen eben so ähnlichen Abriß, als wenn man Silhouetten von weißem Papiere auf schwarzen Grnnd klebt.

Im Augenblicke eine schwarze Farbe zu Silhouetten zu machen. Wenn man keine schwarze Malerfarbe bei der Hand hat, die aus Frankfurterschwarz, oder Beinschwarz ꝛc. bereitet wird, so kann man sich ohne alle Umstände eine Farbe auf folgende Art verfertigen, welche zart und zu der meisten Malerei im Kleinen, als Gouache, Aquarell, Miniatüre, anwendbar ist. Man stopfe reine Baumwolle in eine blecherne oder metallne Büchse, zündet solche darin an und wenn dieselbe nun überall Flamme fängt, so verschließe man die Büchse oder Dose schnell mit ihrem Deckel und lasse sie kalt werden. Wenn man sie nachher wieder öffnet, so findet man darin ein schwarzes feines Pulver, welches, mit Gummiwasser und etwas Branntwein eingerührt, eine schöne Silhouettenfarbe darbietet. Diese Schwärze dient auch eine zu blasse Tusche zu verbessern, wenn man das baumwollene Kohlenpulver darunter mischt, um die erforderlichen Nüancen in der Tuschschwärze abzustufen.

Schattenrißmaschine. Die Einrichtung dieser Maschine besteht darin, daß der Schatten auf einem straff ausgespannten Papiere aufgefangen wird, welches an einem Gestelle befestiget ist, das sich von einem Orte zum andern bringen läßt. Die abzuzeichnende Person steht oder sitzt jenseits des Gestells gegen das Licht zu; der Zeichner steht aber diesseits und gewahrt weiter nichts, als den Schatten der Person, der auf dem straffen Papiere sehr deutlich und schwarz durchscheint. Es ist also gleichsam, als ob er eine wirkliche, schon fertige Silhouette auf einer Staffelei vor sich hätte,

die er mit eben der Bequemlichkeit nachzeichnen kann, wie ein Maler jede andere Sache auf ſeiner Staffelei zeichnen kann. Man begreift leicht, daß man die Maſchine zu dieſem Zwecke auf ſehr verſchiedene Art einrichten kann, je nachdem man ſie mehr oder minder künſtlich und bequem machen will, ja daß man ſich im Nothfall einer gewöhnlichen Malerſtaffelei, ja ſogar einer bloßen aufgemachten Thür, zwiſchen deren beiden Pfoſten man das durchſichtige Papier befeſtiget, bedienen könne.

Schattenſpiel, ſ. Schattenbild.

Schattenſtickerei, ſchattirte Stickerei, ſ. Schattirgold und Stickerei.

Schattenweiderich, in einigen Gegenden ein Name ſowohl des großen, als auch des kleinen Weiderichs, vielleicht weil beide gern an feuchten, ſchattigen Orten wachſen.

Schattenwerk, ſ. unter Schatten.

Schätter, ſ. Schetter.

Schattierarbeit, ſchattierte Arbeit, ehemals bei den Strumpfſtrickern eine Strickerei, die beſonders zu den Fußdecken und Teppichen gehörte und eigentlich eine figurirte Strickerei war, jetzt aber ganz aus der Mode gekommen iſt und nur noch bei einem Meiſterſtücke dieſer Handwerker vorkommt. Der Strumpfſtricker mußte in einem weißen Grunde vielfarbige Blumen oder Figuren einſtricken, und folglich mit mehreren Faden von verſchiedener Farbe, jedoch nur an jedem Orte mit einem Faden von erforderlicher Farbe, nach Art, wie man noch heut zu Tage die Zwickel figurirt einſtrickt, ſtricken.

In den Seiden- und Zeugmanufakturen iſt die ſchattierte Arbeit, eine von mehreren Hauptfarben und von den abhängenden Schatten-

farben zusammengesetzte Streife eines Zeuges. Diese Schattenstreifen theilen sich wieder in zwei Theile. Sie haben entweder einen offenen oder einen geschlossenen Schatten. Der Schatten heißt geschlossen, wenn die Farbe einer Streife anfänglich an beiden Seiten dunkel ist, sich aber nach der Mitte zu, nach und nach zunehmend ins Helle verliert. Bei einem geöffneten Schatten macht im Gegentheil die helle Farbe, an jeder Seite der Streife den Anfang und die Schattierung verliert sich nach und nach gegen die Mitte zunehmend ins Dunkle. Es versteht sich hier, daß in beiden Fällen die Streife eine Grundfarbe hat, in welcher mehrere dunkle und helle Schattirungen angebracht werden. In jedem gestreiften Zeuge muß man aber den Grund von den Streifen sehr gut unterscheiden können, so auch hier. Es muß dazu eine doppelte Kette geschoren werden, nämlich eine Grundkette und eine Kette zu den Streifen, welche aber bei dem Einlesen zu einer Kette verwandelt werden muß. Bei dem Scheeren einer solchen schattierten streifigen Kette, muß der Scheerer sehr große Erfahrung haben, um die Rollen mit den verschiedenen Haupt- und ihren Schattenfarben so zu ordnen, daß die verlangten Streifen mit Schatten entstehen; s. Scheeren, und unter Zeugmanufaktur.

Bei den Feilhauern sind schattierte Feilen, Feilen, welche die Goldschmiede und andere Handwerker, die weiches Metall verarbeiten, gebrauchen. Sie sind auf eine eigene Art gehauen; denn der Meißel wird beim Hauen bei einem Hiebe gegen die Spitze, bei dem andern aber gegen die Angel geneigt; und wenn der Feilenhauer seine Kunst recht zeigen will, so legt er die Hiebe der-

geſtalt, daß auf der Feile dreieckigte oder auch viereckigte Figuren entſtehen, wovon ſie auch den Namen erhalten. Man kann dieſer Hiebe wegen mit einer ſolchen Feile vorwärts und rückwärts feilen. Sie werden aber nur ſelten gemacht, weil man auch mit jeder andern Feile weiche Metalle feilen kann.

Schattieren, ſchattiren, regelmäßiges Zeitwort, welches vermöge der ausländiſchen Endung iren von Schatten gebildet worden, aber auch in dem erſten Falle der zweiten Bedeutung des Hauptworts üblich iſt, den Schatten, das iſt, die dunklen Stellen in einer Figur durch Züge oder dunkele Farben anzeigen und ausdrücken. Eine Figur, einen Umriß ſchattieren. Einige Neuere haben ſtatt dieſes Worts das beſſere ſchatten und verſchatten verſucht, aber, nach Adelung, vermuthlich wegen der Zweideutigkeit des erſteren Wortes, wenig Nachfolger gefunden. Daher die Schattierung nicht nur von der Handlung des Schattierens, ſondern auch von den ſchattierten Stellen einer Zeichnung, von dem Schatten. Eigentlich iſt die Schattierung zuweilen die allmählige Stufenweiſe eingerichtete Abnahme oder Veränderung der Dinge einer Art. Es giebt ſo viele Schattierungen der Empfindungen, als es Geſichter giebt. Nach einer andern Figur iſt in der Paſtelmalerei eine Schattierung Stifte, Farbenſtifte von einer Farbe, jedoch nach verſchiedenen Graden der Höhe derſelben. S. auch Schattierung.

Schattierfarben, Schattirfarben, kommen ſowohl in der Malerei, als auch in der Färberei vor. Es ſind gewöhnlich Halbtinten der Hauptfarben. Z. B. Schattierungen in Roth in der Malerei, wenn man einer rothen Farbe, gleich viel, Kar-

min, Zinnober oder einer anderen Farbe, so viel Weiß zusetzt, daß sie dadurch lichter wird. So z. B. kann man durch einen Zusatz von Weiß in Roth bis zur lichtesten Tinte übergehen, nach dem Grade, wie man das Weiß dem Rothen beimischt. Dasselbe gilt für die anderen Farben, als blau, gelb, grün, braun, schwarz ꝛc. In der Färberei werden die Schattierungen oder Schattierfarben gleichfalls von dem Dunkeln bis zum lichten hervorgebracht, indem man dunkle Tinten mit hellen vermischt. Zum Beispiel blau und gelb, um verschiedene Nüancen des Grüns hervorzubringen ꝛc. Man sehe übrigens die verschiedenen Farbenschattierungen unter jeder Farbe besonders nach.

Schattiergold, in der Goldstickerei. Wenn man in dieser Stickerei ein Gemälde im schattierten Golde machen will, so muß der Gegenstand anfangs auf einem, mit etwas starker Leinewand gefütterten Atlasse, durch etwas grobe Striche und eine geschickte Hand vorgezeichnet werden. Der Sticker fängt damit an, daß er die ganze Oberfläche seines Gemäldes mit groben Goldfaden deckt, die nur an den beiden Enden befestiget werden. Einige Sticker halten dafür, daß es besser sei, die fleischigen Theile Stückweise zu machen und folglich zu vermeiden, daß das Gold unter diesen Theilen nicht aufgezogen werde. Die erste Art ist allgemeiner und prächtiger. Die Goldfaden liegen neben einander und der Arbeiter wird die Umzüge der Figuren nur jedesmal gewahr, wenn er seine Nadel, um das Gold wieder zu decken, einsticht, indem er zwei Faden zusammenfaßt und den Schattierungen eines gemalten Musters, welches er vor sich haben muß, folgt; in den dunklen Stellen stoßen die seidenen Faden auf allen

Seiten an einander und verbergen gänzlich das Gold. Zu den leichten Schattierungen oder Halbtinten läßt man zwiſchen dem Stiche das Gold, eines ſeidenen Fadens ſtark, ſehen, macht Licht und Farben abſchießend und läßt mehr Gold gewahr werden, je nachdem man das Licht vermehren will, bis endlich das Gold, durch ſehr feine und ſehr helle Seide, nur nach und nach gebunden wird. Die fleiſchichten Theile werden alle von offener Seide, dem Golde entgegen geſetzt, mit ſehr feinen Satinſtichen gemacht, welcher Stich auf Franzöſiſch point de bouture genannt wird. Das Haar und der Bart werden in der Ründung ebenfalls mit geſpaltenen Stichen, wie die Lokken oder die wellenartigen Ausbreitungen es anzeigen, geſtickt. Es giebt keine Arbeit, wozu ein ſo vollſtändiges Sortiment von Schattierungen oder Farben erfordert würde, als dieſe. Der Sticker muß ſtets einige zwanzig eingefädelte Nadeln vorräthig haben, damit ihm die Geduld nicht ſo leicht vergehe, und er nicht den Gedanken von der allmähligen Abnahme der Mäßigung in den Farbennüancen, die er ſeinem Gegenſtande geben will, aus dem Geſichtspunkte verliere. Das ſchattierte Gold iſt ohne Zweifel die langwierigſte und zugleich diejenige Arbeit, wo die größte Geduld mit dem anhaltendſten Fleiße verbunden ſeyn muß. Von dieſer prachtvollen Stickerei ſieht man nicht mehr ſehr viel. In katholiſchen Ländern kommt ſie auf den Meßgewanden des alten Kirchenſchmucks vor. Die Koſten ſind ſehr beträchtlich, die Arbeiter ſollen in dieſem Fache ganz aus der Gewohnheit gekommen ſeyn und das Talent dazu verloren haben. Das unächte Schattiergold iſt um die Hälfte weniger mit Goldfaden bedeckt, die Zwiſchenräume werden von Schattierſeide gemacht,

ehe man die Goldfaden durchschießt. Man verfährt bei Bedeckung dieser Faden auf die nämliche Art, als bei jenem schattierten Golde, und richtet sie nach den Schattierungen der Zwischenräume, welches, obgleich es kaum halb so reich und so glänzend ist, dennoch beinahe eben dieselbe große Wirkung macht.

Die schattierte Stickerei, en nuances, sowohl in Seide, als auch in Wolle und Chenille, erfordert viel Geschmack und Kunst; sie drückt nicht allein die Gestalt der Gegenstände aus, wie in Gold und Silber, sondern sie muß auch ihre Farbe und das reflektirende Abschießen derselben andeuten. Die Stiche müssen sich nicht nur nach den scharfen Ecken oder kleinen Adern der Blätter windend schmiegen, um die Bewegungen derselben auszudrücken, sondern man muß auch die Farbe gehörig anbringen und verhüten, daß man sie zu stark auflege, welches sonst der Arbeit die Anmuth und das Ungezwungene benimmt. Ferner muß man, besonders bei den Blumen, die Mannigfaltigkeit der Schattierungen verhüten. Man muß, so viel als möglich, in großen Theilen, auch große Stiche machen; die Vielheit der kleinen Stiche benimmt der Seide den Glanz. Es ist auch nöthig, daß man sich in Acht nehme während der Arbeit die Seide zu berühren, und mit dem Fingerhute darüber zu fahren; daß man ferner alle Blumen nicht gänzlich von einerlei Schlage macht; man ahme hierin der Natur nach, welche mit dem Hellen und Dunkeln abwechselt. Auf diese Weise stickt man mit Seide Gemälde der Geschichte von verschiedener Größe, Landschaften, und zuweilen auch Bildnisse, welches aber seltene Meisterstücke sind, und diejenigen, welche dergleichen angefertiget, haben sich immer von geschickten Malern lei-

ten lassen. Die offene Seide und die Tramseide sind die vorzüglichsten Materien zu dieser Gattung von Arbeit; man gebraucht sie mit gespaltenen und in einanderlaufenden Stichen und folgt entweder dem Gange der Muskeln oder man macht sie ganz in gleicher Richtung, welches aber willkührlich ist. Die Blumen und Abtheilungen zu Möbeln und Kleidern werden gemeiniglich mit Seide vom Granada gemacht, besonders wenn es geflochtene Arbeit ist. Obgleich die Schattierungen in der Natur weiter nichts, als eine Beraubung oder Schwächung des Lichtes sind, welches die Schattierungen der Gegenstände dunkler und mehr erloschen darstellt, so ist es doch gebräuchlich, daß man sie, vornämlich bei den gestickten Blumen, mit nach und nach lebhaften Farben vorstellt; man darf es aber selbst bei Dingen, die dem Auge mehr entfernt scheinen, weder mit den halben Tinten, noch schmutzigen und zweideutigen Farben, die den Modeblumen ein so frisches Ansehen geben und solche lebhafter und mehr hervorstehend machen würden, nicht wagen. Die Gewohnheit macht, daß man sich an diese wiedersinnige Dinge nicht stößt. Eine andere Art des Verfahrens, die weit mehr fördert, ist diese: daß man an einem Ende eines jeden Gegenstandes bis zum andern Ende eine oder mehrere Schattierungen macht und sie in einander mischt; und wenn die Oberfläche ganz mit Seide bedeckt ist, durchkreuzt man sie mit feinen seidenen Faden, die sich mit den ersten Schattierungen gut zusammen schicken, zwei oder drei Linien auseinander, wie eine Rose oder ein Weinblatt; dann befestiget man diese letzteren seidenen Faden durch kleine unmerkliche Stiche. Dieses Verfahren ist gut zu großen Stücken und zu der Arbeit, die nur von ferne betrachtet wer-

den muß. Die Seide dazu ist sehr glänzend; die Stängel und Adern werden, wie gewöhnlich, mit gespaltenen Stichen gemacht. In einigen Nonnenklöstern wurden mit offener Seide auf starkem Papiere Körbe und Blumensträuße, die auf beiden Seiten schattiert sind, gestickt; die Erhebung des Stichs oder die Verbindung eines Blattes gegen das andere, findet sich durch den nebeneinander wiederholten Nadelstich, beinahe zerstochen, welches der Dauer schädlich ist, und verursacht, daß diese Art von Stickerei, der Reinlichkeit der Arbeit ungeachtet, keinen größeren Nutzen bringen soll, als unter Glas oder in Bücher gelegt zu werden; s. auch unter Stickerei.

Schattierung, Fr. Nuance, bei dem Maler, der unmerkliche Uebergang von einer stärkeren Farbe zu einer schwächeren oder auch umgekehrt, von einer schwächeren zu einer stärkeren und lebhafteren von eben der Art. Diese Schattierung ist das, was man gewöhnlich den Halbschatten oder die Zwischenfarbe nennt. Die Franzosen brauchen um eben diese Sache auszudrücken nicht das Wort nuance, sondern die Wörter teintes und demi-teintes. Sie lassen das Wort lieber den Tapetenwirkern, um dadurch die verschiedenen Grade und Töne von eben der Farbe anzudeuten, womit man die Wolle färbt, welche zu den Tapeten gebraucht wird. Daß man auch von den Pastellstiften Schattierungen hat, ist schon oben unter Schattieren angeführt worden. Die Kaufleute, welche mit Farbenstiften handeln, ordnen diese nach der Schattierung, oder, wie man zu sagen pflegt, nach den verschiedenen Tönen. Ueber die Schattierung sehe man nach, den Art. Malerei, Th. 82, S. 556 u. f. 604.; und oben Schatten, Schattieren und Schattierfarbe.

Schattig, Schatten habend oder enthaltend, jedoch nur in dem zweiten engern Falle der zweiten Bedeutung des Hauptwortes, Schatten vor den Sonnenſtrahlen enthaltend. Ein ſchattiger Ort, ein ſchattiger Wald, ein ſchattiger Gang, eine ſchattige Gegend.

Schatulle, ſ. Chatoulle, Th. 8, S. 18, u. f.

Schatz *), ein Wort, welches das Intenſivum eines veralteten Schad oder Schat iſt, und ſo wie dieſes ſehr vieler Bedeutungen fähig iſt. ſ. Schatt, von welchem noch folgende vorkommen.

1) Mit dem Begriffe des hohlen oder tiefen Raumes iſt Schatz in einigen Oberdeutſchen Gegenden ein Maaß trockner Dinge, welches vielleicht mit dem Fränkiſchen Gheſcheid, der achte Theil einer Metze, übereinkommt. Im Angelſächſiſchen iſt Scath ein Behältniß, im Niederſächſiſchen Schatt gleichfalls ein gewiſſes Maaß, ſ. daſſelbe. Unſer Scheide und ohne Ziſchlaut Kaße, Kaſten und andere mehr gehören gleichfalls hierher.

2) Mit dem Begriffe des Habens, Beſitzens, Haltens, war Schatz ehedem ſo viel wie Habe, ſie mochte nun beweglich oder unbeweglich ſeyn. Varanter Scaz bedeutet in der Monſeeiſchen Gloſſe, fahrende Habe, bewegliches Gut, und Scaza Subſtantia, Vermögen. Das Schwediſche Skat, bedeutet noch jetzt Habe. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer Bedeutung veraltet.

3) Eine Menge mehrerer Dinge einer Art, ein

*) Nach Adelung müſſen die verſchiedenen Bedeutungen von Schatz von verſchiedenen Stämmen abgeleitet, und nicht allemal als Figuren von einander angeſehen werden; obgleich alle dieſe verſchiedene Stämme wieder von der erſten Bedeutung des Lautes und der damit verbundenen Handlung oder Bewegung abgeleitet werden müſſen.

Vorrath, eine jetzt veraltete Bedeutung, welche nur noch zuweilen im gemeinen Leben üblich ist. Aus seinem Schatze Neues und Altes hervorlangen, aus seinem Vorrathe, Matth. 13, 52. In einigen Oberdeutschen Gegenden ist es in dieser Bedeutung gangbarer; denn da ist ein Kunstschatz eine Sammlung von Kunstsachen, ein Gemäldeschatz, eine Bilder-Gallerie, ein Kornschatz, ein Vorrath von Getreide, ein Weinschatz, ein Vorrath von Wein. Der herrschende Begriff, ist hier der Begriff der Verbindung, der Versammlung, daher, ohne Zischlaut, auch gatten und Katze damit verwandt sind; daß auch Magazin, seiner letzten Hälfte nach, hiervon abstammt, ist schon bei diesem Worte bemerkt worden.

4) Mit dem Begriffe des Behütens, Bewahrens, der sorgfältigen Aufsicht ist Schatz ein jedes Ding, welches man mit vorzüglicher Sorgfalt bewahrt. Dein Gebot ist ewiglich mein Schatz. Ps. 119. 98. Schaffet, daß euer Schatz nicht verlästert werde. Röm. 14, 16. In engerer Bedeutung ist Schatz ein schmeichelhaftes Anredewort geliebter Personen, wo auch das Diminutivum Schätzchen üblich ist. Da es denn auch, als ein allgemeines Nennwort einer geliebten Person gebraucht wird. Einen Schatz haben, eine Liebste oder Liebsten. Indessen ist es wegen des häufigen Gebrauches in der anständigen Sprechart in dieser Bedeutung veraltet und dem großen Haufen überlassen geblieben. Es lautet in dieser Bedeutung schon bei den alten alemannischen Schriftstellern Scaz, im Nieders. Schatt und ohne Zischlaut im Hebr. אצר, im Pers. گنج, im Griech. γαζα wovon im Hebr. גנזך, ein Schatzmeister ist. Das Stammwort ist ein veraltetes schaten, bewahren, wovon noch unser Schutz abstammt, so wie das schon

erwähnte Morgenländiſche Gaza, ein Schatz, zu dem Schwed. Gata, bewahren, gehört. Bei dem Ulphilas heißt der Schatz gleichfalls ohne Ziſchlaut Huzd, welches nach Adelung von unſerem hüten abſtammt. Im Niederſ. iſt verhutzen noch als einen Schatz beilegen.

5) In engerer Bedeutung und in Verbindung mit der vorigen dritten Bedeutung der Menge, des Vorraths, iſt der Schatz ein Vorrath koſtbarer oder für koſtbar gehaltener Dinge, ein Vorrath von Gegenſtänden, welche man mit beſonderer Sorgfalt zu erhalten und zu bewahren bemühet iſt. Etwas in den Schatz legen, zu dem Vorrathe koſtbarer Dinge. Schätze ſammeln. Ein vergrabener Schatz. Einen Schatz haben, einen vergrabenen Schatz in ſeinen Beſitz bekommen. Etwas in den Schatz tragen. Schätze ſammeln, vieles Geld. Seinen Schatz angreifen. Der richtigſte und beſte Verſtand ohne Anwendung auf das Herz, iſt ein Schatz, der ſeinen Beſitzer darben läßt. Gell.

Figürlich bedeutet es collective einen Vorrath, einen Reichthum koſtbarer, achtungswerther Dinge und Eigenſchaften. Die Blume, die ihre Schätze der kommenden Sonne entfaltet.

6) Geld, als ein Collectivum, ohne daß eben der Nebengriff der Menge und der Koſtbarkeit dabei Statt fände, in welcher Bedeutung es doch veraltet iſt. Bei dem Ottfried iſt Scazz, Geld, und das Schwediſche Skatt hat dieſe Bedeutung noch. So war ehedem der Klagſchatz, die Gerichtsſporteln, der Miethſchatz, das Miethgeld, der Kaufſchatz, das Kaufgeld, der Schlägeſchatz, der Münz- oder Prägelohn ꝛc. Wir haben es nur noch in den Zuſammenſetzungen Brautſchatz, Mitgabe, und Wahlſchatz, in welchem letzteren doch auch

der Begriff einer Kostbarkeit mit eintritt. In beiden findet auch die Bedeutung einer Gabe Statt. Ehemals war es auch individualiter von einzelnen Münzsorten sehr gebräuchlich. Im Tatian sind dreißig Scazze, dreißig Silberlinge. Eben daselbst wird aber auch ein Heller Scazz genannt. Bei dem Ulphilas ist Skatt nicht nur ein Groschen, Denarius, sondern auch ein Gewicht, Mina, und das Persische Gaza bedeutet gleichfalls Denarium. Welches hier der eigentliche und herrschende Begriff ist, sagt Adelung, ist nicht so leicht zu bestimmen. Vielleicht ist es der Begriff des Werthes, indem das Schwedische Skatt noch den Werth, den Preis bedeutet; s. Schätzen. Vielleicht ist es auch der vorige zweite Begriff der Habe, vielleicht aber auch der Begriff eines Stückes, eines Theiles, weil die älteste Art des Geldes in einzelnen Stücken Metall bestand.

7) Eine öffentliche Abgabe, sie sei nun von welcher Art sie wolle. Steuer, Zoll ꝛc. Niedersächsisch Schatt, Schott, Angelsächsisch Skeat, Skeot. In dieser Bedeutung ist es zwar im Hochdeutschen ungangbar, aber in den Provinzen, besondes Oberdeutschlands, kommt es sowohl allein, als in vielen Zusammensetzungen, von einer jeden Abgabe an die Obrigkeit häufig vor. Es ist in dieser Bedeutung mit Schoß und schiessen, so fern dasselbe geben, zusammenschiessen, zusammenlegen, bedeutet, eines Geschlechtes, so daß es hier so viel als eine Gabe zu bedeuten scheint; s. Schatzung.

Was den Begriff des Schatzes Nr. 5. anbetrifft, so muß in jedem wohl eingerichteten Staate dafür gesorgt werden, daß der Ueberschuß der Einkünfte desselben, nicht nur zu den besonderen Staatszwecken oder Bedürfnissen, sondern auch in Zeiten der Gefahr, als Krieg, Hungersnoth, Ueberschwemmun-

gen ꝛc. aufgehoben werde, das heißt, es muß dem Staate nie an einem gewiſſen Geldvorrathe, Schatz genannt, fehlen. Schon die älteſten civiliſirten Völker haben dieſe Staats-Maxime im Auge gehabt. In der Römiſchen Republik wurden die Gelder des Staates, der öffentliche Schatz, in dem Tempel des Saturnus aufbewahrt; man nannte ihn Aerarium, und ſo auch den Ort, wo er aufbewahrt wurde. Wenn Aerarium noch den Beinamen Sanctus bei ſich hatte, ſo bezeichnete es den Schatz, den man nicht eher angreifen durfe, bis die Republik ſich in den dringendſten Umſtänden befand. Man muß aber Aerarium von Fiscus unterſcheiden; denn Fiscus waren zu Zeiten der erſten Kaiſer die Privatgelder des Fürſten, die nicht für das Publikum, ſondern zu ihrem eigenen Gebrauche beſtimmt waren. Dieſer Unterſchied verlor ſich jedoch bald.

Die Aufſicht über den Staatsſchatz war eigentlich den Queſtoren übertragen; man wählte zuweilen aber auch andere Perſonen dazu. Auguſtus errichtete auch ein Aerarium militare, oder Kriegsſchatzkammer, woraus man das Kriegsheer beſoldete. Zu dieſem Schatze mußte an Abgaben gegeben werden, der zwanzigſte Pfennig von den Erbſchaften, der fünfundzwanzigſte von den Sklaven und der hundertſte von den verkäuflichen Dingen. Es waren demſelben beſondere Praefecti vorgeſetzt.

Der Freiherr von Schröder ſagt in ſeiner fürſtlichen Schatz- und Rentkammer, S. 1: „Ein Fürſt, welcher keinen Schatz im Kaſten hat, ſondern ſich auf die Gutwilligkeit ſeiner Unterthanen verlaſſen will, der geht auf Stelzen; denn die Gemüther der Unterthanen ſind hinkende Hunde, mit denen man keinen Haſen fangen kann.“ Derſelbe Schriftſteller will darum auch den Politikern nicht Recht geben, welche die Erhebungen von Abgaben

zu diesem Zwecke verwerfen und angeben, daß wenn ein Fürst nur die Unterthanen durch große Freigebigkeit oder durch Nachlassung aller Abgaben sich verbindlich mache, so werde er bei denselben im Fall der Noth jederzeit einen Schatz finden. Dieses ist aber falsch gerechnet; denn die natürliche Neigung der Menschen, welche von jeher das Mein und Dein behauptet haben, und dann die Veränderungen in einer monarchischen Regierung, welche stets, auch unter den besten Fürsten, dem gemeinen Manne verdächtig ist; drittens, auch ein unvorhergesehenes Unglück und daher eine augenblicklich entstehende Verwirrung; viertens, wenn ein großes Vorhaben ausgeführt werden soll, wobei keine Zeit zu verlieren ist; fünftens, die Geheimhaltung eines vorgenommenen Planes; sechstens, das besondere Interesse eines Fürsten, welches öfters vom gemeinen Interesse dem Ansehen nach verschieden ist; siebentens, die Natur und Eigenschaft einer monarchischen Regierung selbst, welche der Unterthanen Mitwissenschaft und Einwilligung in allen vorhandenen Geschäften nicht leiden will; achtens, die Hoheit und der Ruf eines Fürsten, welche beide dem Volke an Herzen liegen müssen, weil der Fürst, als die Seele des Staates, nichts von dem verlieren kann, was einen Glanz auf das Ganze wirft, und wodurch nur das Volk, der Staatsbürger am Ansehen gewinnen kann; dieses Alles verursacht, daß man hierin ganz anders urtheilen muß. — Denn bei einer Verwirrung ist beim Pöbel keine Vernunft zu erwarten, und nichts ist eher in Verwirrung zu bringen, als der Pöbel; denn sobald etwas dessen Vernunft oder der Gewohnheit entgegen geschieht, so entsteht daraus ein Schrecken und aus dem Schrecken

kommt eine Verwirrung. In dieser nun, so weit sich des Pöbels Gewalt erstreckt, ist derselbe mehr zum Aufstande und zur Umwälzung des Vorhandenen geneigt und geschickt, als daß er mit Ueberlegung und Vernunft der Verwirrung abzuhelfen bedacht und seinen Fürsten und sein Vaterland zu vertheidigen bemühet wäre. Weiß nun ein Fürst in diesem Falle sich nicht selbst durch eigene Mittel zu retten, so ist er so gut wie verloren; denn es ist sehr wahr was Lipsius aus dem Tacitus und dem Sallustius vom Pöbel sagt: Der Pöbel ist neugierig und unbeständig, zum Aufruhr und zur Uneinigkeit geneigt und widerstrebt der Ruhe*). Da nun ein Fürst die Gelegenheit für seinen Staat etwas Bedeutendes zu thun abwarten und dieselbe ergreifen muß, wenn sie sich blicken läßt, so ist auch dazu Geld nöthig, und dieses muß daher immer in Bereitschaft seyn um ein Vorhaben auszuführen; denn wenn er erst soll bei seinen Unterthanen um Hülfe und Mittel bitten, so geht bei den langen Berathungen, die diese erst anstellen, ob es auch zu diesem oder jenem Unternehmen bewilliget werden kann, die kostbare Zeit verloren, und mit derselben auch oftmals das Land. Daß es Fürsten so gegangen, die zu viel Vertrauen in die Hülfe und Zuneigung ihrer Unterthanen gesetzt haben, beweiset die Geschichte. So z. B. wurde Karl der Zweite in England in der Allianze mit Frankreich wider Holland von seinen Unterthanen so weit verlassen, daß er sein gegebenes Wort den Alliirten nicht

*) Vulgus cujusque motus novi cupidum, ingenio mobili, seditiosum atque discordiosum, cupidum novarum rerum, quieti et otio adversum. Lips. civ doctr. I, 4. c. 5.

halten und den Krieg, der Allianze gemäß, nicht fortsetzen konnte. Er mußte die Besoldung seiner Hofleute ein ganzes Jahr aussetzen, die Speisen auf seiner Tafel verringern, einen großen Theil seiner Pferde abschaffen, kurz seinen ganzen Hofstaat dermaßen herabsetzen, daß es keinem Königlichen Hofe mehr gleich sah. Ja er mußte sogar seine kommenden Einkünfte, welche zu seinem Unterhalte gehörten, verpfänden, um nur leben zu können. Wenn daher ein Fürst von seinen Unterthanen unabhängig seyn soll, so muß er das Schwerd in Händen und Geld oder einen Schatz im Kasten haben, wodurch er seine Macht und sein Ansehn beweisen und des Staates Unabhängigkeit behaupten kann. Schon von jeher haben die Fürsten Schätze gesammelt. Der König David sammelte einen großen Schatz, welchen er seinem Sohne Salomon hinterließ, dem Herrn damit ein Haus oder Tempel zu bauen. Conzenius*) sagt: „Ich halte das für eine von den größten Fürstlichen Tugenden, wenn er (nämlich der Fürst) fleißig darauf bedacht ist, wie sein Vermögen verbessert werden kann; diejenigen scheinen hingegen nicht wenig zu fehlen, welche ihre Regierung so führen, daß der Schatzkasten immer leer ist.“

Die Taxen und Auflagen mancherlei Art sind die ersten Mittel zur Bereicherung des Schatzes. Es ist auch nicht mehr wie billig, daß die Unterthanen oder vielmehr Staatsbürger von allen Klassen zur Unterhaltung ihres Fürsten, des Staats-

*) Ex primariis Principum virtutibus esse ad firmo divitiarum cumulandarum industriam, nec parum delinquunt, qui eam gubernationum instituunt, ut aerarium semper vacuum sit. I, VIII. polit. c. 5. p. 627.

oberhauptes, beitragen und die öffentlichen Laſten mit tragen helfen müſſen, und daher ſind ſchon von Alters her gewiſſe Taxen und Auflagen gemacht und von dem Volke angenommen und gebilliget worden; nur haben dieſe Taxen ꝛc. in manchen Staaten oft die Billigkeit überſchritten und ſind unter verſchiedenen Namen dem Volke gehäſſig geworden. Am beſten hat ſich das Volk immer bei den indirekten Abgaben befunden, nicht ſo bei den direkten, welches auch ganz natürlich iſt; denn jede Abgabe, die ich baar in beſtimmten Raten geben muß, hat immer etwas Drückendes, beſonders wenn der Zahlungstermin herankommt, und ich mich vielleicht wegen des Geldes in dem Augenblicke behindert ſehe, nicht ſo, wenn ich beim Einkauf einer Waare ꝛc. eine Kleinigkeit aufs Pfund ꝛc. mehr gebe; dieſes beachte ich nicht, beſonders bei Luxusartikeln, von deren Erhöhung der gemeine Mann nichts empfindet; aber auch die gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe können um eine Kleinigkeit geſteigert worden ſeyn; die niedere Volksklaſſe wird es nicht ſo fühlen, als wenn ſie nur einige Groſchen baar alle Monate, Vierteljahre ꝛc. geben ſoll, welches man nur bei der in Berlin eingeführten Miethsabgabe gewahrt. Was ſie vielleicht bei der Erhöhung der Lebensbedürfniſſe beitragen, kann und wird dies gewiß übertreffen; allein es geſchieht bei ihren täglichen Bedürfniſſen ſo unmerklich, daß ſie es gar nicht fühlen. Wer nun dergleichen Auflagen viel erfinden und ſie mit anlockenden Namen ſchmücken kann, wird für einen geſcheuten Kammeraliſten gehalten*).

*) Hornius in Notis ad Boxhornium ſagt: Nostrorum Politicorum cura omnis in eo consistit, ut reperiant novos mo-

Ein zweites Mittel den Schatz zu bereichern ist die Sparsamkeit. Ein guter Kammeralist muß daher die Ausgaben auf eine verständige Weise zu beschneiden wissen. Denn nicht sowohl durch große Einnahmen, als durch vorsichtige Sparsamkeit gelangt man zum Reichthume. Allein die Sparsamkeit vieler Kammeralisten besteht nur darin, daß sie entweder die Vergnügungen und Belustigungen des Fürsten für Verschwendung auslegen, und das Theater, die Kapelle, die Jägereyen, Stutereyen, den Luxus der Kleider, den ganzen Hofstaat ꝛc. vermindert wissen wollen, weil ihnen hierin der gemeine Mann beistimmt. Sie rufen, wozu dient dieser Aufwand! würde es nicht besser seyn, die dazu im Ueberfluß angewendeten Gelder in den Kasten zu legen und sie dem Publikum zum Besten anzuwenden? Diese Leute bedenken aber nicht, daß durch diesen Aufwand das Geld ins Publikum übergeht und von demselben wieder in die Staatskassen zurückgebracht wird. Eine solche Cirkulation des Geldes muß, besonders in den Residenzstädten, von oben herabgehen, um Leben und Verkehr in die Staats-Maschine zu bringen. Die Residenz ist die Sonne, von wo aus die Strahlen nach den Provinzen gehen und sich wohlthätig verbreiten. Wir haben dies bei allen Regierungen gesehen, die einen gewissen Glanz um sich her zu verbreiten wußten. Eine andere Art Kammeralisten oder Staatssparer ge-

---

dos tributorum, et is censetur sapientissimus, qui quam plurimos modos emungendi populum reperire potest. Exquirunt subinde novos sinus et varia praedandi vocabula, Centesimas, Quadragesimas, Columnaria, Hostiaria, et quae alia executionibus nomina invenerunt.

hen nicht so weit, sie wagen sich nicht bis an den Fürsten, aus Furcht in Ungnade zu fallen und ihren Dienst zu verlieren. Sie suchen sich dagegen auf eine andere Art sowohl beim Fürsten, als beim Volke beliebt zu machen, und durch jede nur erdenkliche Sparsamkeit das Verlorene wieder herbei zu bringen, das Gegenwärtige zu erhalten und für die Zukunft die Ausgaben zu vermindern und auf die andere Seite die Einnahme zu vermehren. Da nun die Vergnügungen und das Hauswesen des Fürsten nicht angegriffen werden darf, so müssen die Staatsdiener herhalten, ihnen werden die Besoldungen beschnitten; die Pensionen werden entweder aufgehoben oder den ergraueten Staatsdienern zur Hälfte gestrichen; vor Zeiten geschehene Schenkungen werden wiederrufen und wieder eingezogen. Vieles von allem wird vermindert und gestrichen, um, wie es heißt, das Interesse des Fürsten zu befördern, ob aber auch das Land auf der andern Seite bei einer zu großen Sparsamkeit gewinnt, ist eine andere Frage, die wohl der Beachtung verdient.— Das Sparen muß mit politischer Klugheit geschehen und dem Staate zum Nutzen gereichen, nicht aber zum Schaden; denn von dem Lande stets nehmen, und nichts wieder ausgeben oder verzehren wollen, macht das Land öde, erschlafft die Unterthanen und stürzt den Ruf des Fürsten; daher ist ein solcher Fürst eher arm, als reich zu nennen. Im Staate selbst kann immer eine gewisse Verschwendung herrschen, sie nützt ihm weit mehr, als die übertriebene Filzigkeit, Kargheit. Die gesunde Vernunft lehrt auch, daß wenn ein Fürst das Geld von seinen Unterthanen durch jede nur erdenkliche Auflage einzuziehen sucht und solches in seine Schatzkammer legt, ohne einen Theil desselben dem Volke

wieder zukommen zu lassen, so muß zuletzt er selbst und das Land arm und ruinirt werden. Wenn z. B. ein Fürst 30 Millionen jährliches Einkommen hat und er seinen Staatshaushalt, mit Inbegriff seines Privathaushaltes, so einrichtet, daß sich die Ausgaben nicht über 15 Millionen belaufen, so würde er 15 Millionen jährlich in seinen Schatz legen können, welche in zwanzig Jahren 300 Millionen betragen; allein nach einer solchen Rechnung, wonach eine jede Privatperson ihre Einnahme mit der Ausgabe einrichten sollte, kann ein großer Regent seine Rechnung nicht stellen. Angenommen, ein Land hätte 100 Millionen baares Geld, und wäre so gelegen, daß es mit andern Nationen entweder gar keinen Handel oder doch einen Handel mit Verlust hätte. Nämlich dieses Land verkaufte z. B. von eigenen Produkten, als Wein, Wolle, Vieh, Metalle, Leinwand ꝛc. an fremde Nationen für 2 Millionen Thaler, müßte aber dagegen wieder für 4 Millionen Thaler Waaren in das Land ziehen, so wäre dieses ein Handel mit Verlust, weil die übrigen 2 Millionen, welche nicht mit unsern Waaren gedeckt werden können, mit baarem Gelde bezahlt werden müßten. Besäße nun das Land einen Fürsten, der jährlich nur 15 Millionen wieder ins Publikum zurückfließen ließe, die anderen 15 Millionen aber seinem Schatze übergäbe, wodurch dieser in zwanzig Jahren zu 300 Millionen anwachsen würde; so würde, nach der eben angeführten Rechnung, das Land jährlich um 17 Millionen an Gelde ärmer geworden seyn; denn 2 Millionen werden durch den Handel verloren und 15 Millionen schließt der Fürst in seine Schatzkammer, so kann man leicht gewahren oder vielmehr berechnen, daß es nach nicht sechs Jahren

die 100 Millionen bereits erhoben und das Land von allem Gelde entblößt seyn wird. Wäre hier nun nicht die Rechnung ohne Wirthge macht? Das Geld ist freilich noch im Lande, in der Schatzkammer; allein was hilft dieses, wenn es nur Einer besitzt, oder Einer dasjenige besitzt, was sonst unter so vielen vertheilt gewesen. Man kann einen solchen Fürsten, als Fürst nicht reich nennen, wohl aber als Privatmann, in welche Cathegorie er jetzt gehört; denn nur der Privatmann, der Unterthan ist reich an Geld, nicht der Fürst, der nur reich genannt werden kann, wenn er wohlhabende und reiche Unterthanen hat, oder über ein wohlhabendes und glückliches Land regiert.

Ueberhaupt giebt es vier Stücke, worin ein Fürst nicht sparsam seyn oder worin er seinen Räthen, die ihn zum Sparen bereden wollen, nicht Gehör geben darf. Erstens, was den äußerlichen Glanz seiner Personen, seiner Familie und seines Hofstaats zu erhalten und zu vermehren dient; es bestehe nun solches in der Livree seiner Bedienten, oder in seiner Tafel, seinem Marstalle oder sonst in allem demjenigen, was einem Fürsten in den Augen des gemeinen Mannes oder bei fremden Reisenden, welche seinen Hof zu besuchen kommen, ein Ansehen giebt. Welche gute Wirkung ein solcher Glanz auf die Größe und Hoheit, auf die Majestät in den Augen des Volkes macht, ist unglaublich. Auch haben dieses große Regenten stets eingesehen, und wenn sie auch nicht für ihre Person selbst einen Aufwand machten, wie Friedrich der Große, und sein Nachahmer, Napoleon, die nur in schlichter Uniform, ohne besondere Abzeichnung, als den Stern auf der Brust, einhergingen, so waren doch ihre Umgebungen desto prachtvoller und glänzender, ja wahrhaft königlich.

Nimmt man nun den Menschen, als ein sinnliches Wesen an, auf den nur äußere Eindrücke besonders wirken, wie viel mehr muß nun nicht durch einen solchen Glanz die Würde des Fürsten, ja der Fürst selbst, wenn er sich die Liebe des Volkes zu verschaffen und zu erhalten weiß, gehoben werden, muß er nicht, als die höchste Potenz im Staate, als ein Erdengott, auf den alle Augen gerichtet sind, dastehen, abgesehen von dem, was durch einen solchen Glanz aus dem Schatze ins Publikum kommt, und nicht nur dieses, sondern auch die fremden, am Hofe angestellten Gesandten sind genöthiget einen Aufwand zu machen, um sich im Namen und in der Person ihrer Herren sehen zu lassen, und so auch die übrigen Fremden; ist dies nun nicht ein Gewinn für den Staat, für den Staatsbürger, indem noch fremdes Geld in Umlauf gebracht und behalten wird, und wird durch einen solchen Aufwand der Schatz nicht wieder bereichert? Hierher gehören nun noch die Apanage- und Witthumsgelder. Sie sind gewöhnlich durch Testamente, Recesse ꝛc. bestimmt, mithin ist es bloß der Kammer Obliegenheit, die festgesetzten Summen zur bestimmten Zeit gegen Quittungen auszahlen zu lassen. Nach der gegenwärtigen Verfassung werden dergleichen Ausgaben in baarem Gelde geleistet, obgleich zuweilen Naturalleistungen bedungen sind; auch besitzen die jüngeren Brüder des Regenten wohl einige Landgüter, die aber keinesweges zu den Domainen gehören, sondern aus adelichen Gütern zusammen gekauft sind, und die daher weder die Vorrechte der Domainengüter genießen, noch zur Kammer gehören. Auch die Prinzessinnensteuer und andere Ausgaben gehören hierher.

Zweitens muß ein Fürst nicht darin sparen,

was zur Sicherheit seiner Person und der seines Staates dient. Hierzu gehört ein dem Lande und seiner Lage gegen die Nachbarstaaten angemessenes stehendes Heer, und auch da, wo der Staat oder das Land am Meere liegt, eine gute Flotte zur See. Wenn gleich jetzt, nach der Einrichtung der Landwehr, ein jeder Staatsbürger bis zu einem gewissen Alter Soldat ist, und der Staat im Fall der Noth nie in Verlegenheit kommen kann, geübte Krieger aufzustellen, so ist es doch nöthig ein bedeutendes, gleich eingeübtes Heer auf den Beinen zu haben, um den Nachbarstaaten Respect einzuflößen.

Drittens muß ein Fürst auch an auswärtigen Höfen Botschafter halten und sie so belohnen, daß sie seinem Königlichen Hause, so wie dem Staate, Ansehen geben. Auch muß er im Lande selbst hier und da Kundschafter anstellen, um die Gesinnungen der Unterthanen zu erforschen, um eingeschlichene Mißbräuche, die auf des Staates Wohl Einfluß haben, als worauf er aufmerksam gemacht worden, abzubestellen; kurz er darf es an Wachsamkeit über Alles, was den Staat betrifft, nicht fehlen lassen, und auch dazu gehört Geld. Die Sparsamkeit wäre also auch hier am unrechten Orte.

Viertens darf ein Fürst nicht sparen, was die Künste und Wissenschaften anbetrifft. Er muß diese Zweige in seinem Staate auf den höchsten Gipfel zu bringen suchen, weil dadurch nicht nur der Ruhm desselben verbreitet, sondern auch viel Geld durch das Herbeiziehen der Fremden in den Staat gebracht wird, wie wir dieses unter der Regierung Napoleons in Paris gesehen haben. Er muß also große Gelehrte an seine Universitäten ins Land ziehen, so auch Künstler bei den Akademien. Er muß die Produkte der Gelehrsamkeit und Kunst belohnen und auch die mechanischen Gewerbe auf

jede nur mögliche Weise durch Prämien aufzumuntern suchen. Auch geschickte, erfahrene Generäle und Staatsdiener in seinen Krieges- und Civildienst zu ziehen suchen, und keine Aufopferung scheuen, wo es zum Besten und Nutzen des Staates geschehen kann. Ueberhaupt sind Belohnungen, auf diese Weise gespendet, nie für den Staat weggeworfen. Es sind im Gegentheil sichere Kapitalien, die reichlich Zinsen tragen. Ferner muß der Fürst die Verdienste um den Staat reichlich belohnen; alte verdiente Staatsmänner, sowohl im Civil- als Militairfache gehörig pensioniren; denn wer im Dienste um König und Vaterland grau geworden, verdient wohl den kurzen Rest seines Lebens der Nahrungssorgen überhoben zu seyn. Auch die niederen Staatsbedienten müssen ihre Besoldungen sowohl, als die hohen, wie schon oben angeführt worden, unverkürzt erhalten, wenn sie im Dienste nicht träge und muthlos gemacht werden sollen; denn der Staatsdiener, so sehr er auch von den übrigen Klassen der Staatsbürger beneidet wird, weil er ein festes Gehalt hat, und nicht für die Zukunft zu sorgen braucht, ist dafür auch Sklave des Dienstes, Sklave in vollem Sinne des Wortes, weil es öfter nur von Kleinigkeiten abhängt, um ihm den Dienst zu erschweren, von Kleinigkeiten, um ihn mit Strenge an den Schreibtisch zu fesseln; auch hängt er von den Launen der Obern ab; dagegen ist der Bürger, der Gelehrte, Künstler, Kaufmann, Handwerker bei einer ungewissen Einnahme ein freier Mann, nicht nur in seinem Thun und Lassen, sondern auch für seine Person. Er hat nicht nöthig erst um Erlaubniß zu fragen, wenn er eine kleine Excursion auf einige Tage machen will, nicht erst um Erlaubniß, wenn er einer Krankheit wegen das Zimmer hüten soll.

Dieses wären nun die vorzüglichsten Gegen-

stände, wobei der Regent die Sparsamkeit nicht anwenden darf. Einige Staatslehrer klassificiren die Ausgaben des Staates, ehe an Zurücklegung eines Schatzes gedacht werden kann, auf folgende Weise: Zur ersten Art der Ausgaben gehört das Landbauwesen, worunter alle öffentliche Gebäude, so wohl auf dem Lande, als am und im Wasser begriffen sind. Es versteht sich hier, daß die Größe der zu diesem Behufe im Etat auszusetzenden Summe, der Größe des Landes, der Menge herrschaftlicher Gebäude, ja der Lage des Landes selbst, in Rücksicht auf den Wasserbau, angemessen seyn muß, daß es folglich sehr fehlerhaft seyn würde, wenn man bei Veranstaltung neuer oder bei Ausbesserung alter Gebäude erst um die Ausmittelung des Fonds dazu bekümmert seyn wollte. — Zur zweiten Art gehören die Vorbeugungs- oder ein Uebel abzuwendende Anstalten. Sie begreifen die Vorsichten gegen Feuersgefahr, gegen theure Zeiten und Hungersnoth, gegen Wasserschaden, gegen ansteckende Krankheiten in sich. Es ist nöthig und den Gesetzen der Vorsichtigkeit gemäß, eine verhältnißmäßige Summe zu dergleichen Vorfällen im Etat auszusetzen. — Die dritte Art von Ausgaben begreift die Verbesserung des Erdbaues und die Vermehrung der Menschen durch Kolonisten ꝛc. Beides ist von der höchsten Wichtigkeit in einem Staate, und daher müssen auch zu diesem Zwecke verhältnißmäßige Summen im Etat ausgeworfen werden. — Den vierten Platz unter den Ausgaben verdient die Beförderung der Manufakturen und Fabriken, und der Handel, worunter zugleich, nämlich unter dieser Rubrik, der unterirdische Erdbau mit begriffen ist. Diese Nahrungszweige müssen in einem Staate besonders gehoben werden. — Den fünften Platz in dem Ausgabe-Etat gebühren den Polizey-Anstalten insbesondere; denn ob-

gleich nicht Staatszweig mit alle berührte Gegenstände umfaßt, so hat doch die Polizey im engsten Verstande von mannichfaltige nöthige Ausgaben, wozu eine ansehnliche Summe ausgeworfen werden muß. In die fünfte Klasse der Staatsausgaben, sind die Ausgaben zu Kirchen, Schulen, milden Stiftungen: ferner diejenigen zur Bequemlichkeit und Zierde des Landes zu rechnen, denn obgleich die Kirchen gewöhnlich keine Einkünfte haben oder auch auf andere Art versorgt sind, so gehören sie doch zum allgemeinen Staats-Vermögen und bedürfen billig der Fürsorge und Direction der Regierung. Eben so die Schulen, sowohl die Hochschulen oder Universitäten, als auch die Realschulen oder Gymnasien und die innern oder Trivialschulen. Hierher gehören auch die Kunst-, Handwerks-, Handlungs- und Bergwerksschulen, die Kriegsschulen, kurz alle Anstalten dieser Art, die zum Besten des Staates abzwecken. Unter die Anstalten zur Bequemlichkeit der Einwohner, zur Zierde eines Landes ꝛc. gehören, Kanäle, Wasserleitungen, Springbrunnen, Spaziergänge, öffentliche Gärten, Bildsäulen, nächtliche Erleuchtungen, Schauspiele ꝛc. — In die sechste Klasse gehören die Ausgaben für Künste und Wissenschaften. Die Regierung, die auf sie nicht achtet, verräth wenig Kultur. Zum Glück findet man nur selten Fürsten, welche den Künsten und Wissenschaften feind sind; allein jene Staaten sind zahlreicher, welche in diesem Fache zweckwidrige Anstalten machen. Alle die menschliche Kenntnisse erweiternde Schritte, alle Erfindungen und Verbesserungen, die auf eine oder die andere Art zur Vergrößerung der Erndten und Viehzucht, überhaupt der Landwirthschaft, zur Verbesserung der Manufakturen und Fabriken, zur Vermehrung des Handels, zur Verbesserung der Sitten, oder mit einem Worte zur Wohlfahrt und Glückseligkeit der

Nation beitragen, verdienen Achtung und Vorzüge, und daher auch wesentliche Belohnungen, wozu also auch eine, den Umständen der Einkünfte angemessene, Summe im Etat auszuwerfen nöthig ist. — Die siebente und letzte Klasse ist zur Bezahlung der Landesschulden, wenn welche contrahirt worden, und der Sammlung eines verhältnißmäßigen Schatzes angewiesen. Hier bringen also diese Staatslehrer den Schatz mit unter die Staatsausgaben, welches aber unrichtig ist; denn dieser kann nicht zu den Staatsausgaben gezählt werden, weil er kein Privateigenthum des Fürsten ist, sondern nur als ein zu besonderen Staatsausgaben in dringender Noth zurückgelegtes Kapital angesehen werden kann, welches die Rent- oder Schatzkammer zu verwalten hat.

Daß der Fürst in der Wohlhabenheit und dem Reichthume seiner Unterthanen den wahren Schatz zur Erhaltung des Ganzen findet, ist wohl unleugbar. Auch sind alle Güter des ganzen Staates zusammengenommen, nur für ein allgemeines Vermögen desselben anzusehen und können in Gefahren des Staates angewendet werden; denn nicht nur der Wille der Unterthanen, von welchem Stande und Range sie nur immer seyn mögen, sondern auch ihre Kräfte und Reichthümer sind der obersten Gewalt unterworfen. Der Zweck eines Staates ist die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit. Soll diese Wohlfahrt, diese Sicherheit, allgemein seyn, so muß auch die Wohlfahrt und Sicherheit eines jeden Einzelnen besonders darunter begriffen seyn. Es wird gewiß Niemand, wenn seine eigene Sicherheit und Wohlfahrt in Gefahr ist, weder seine ganzen Kräfte, noch sein Vermögen schonen, und da durch die zusammengesetzten Kräfte im Staate nicht nur der ganze Staat, sondern auch die Sicherheit eines jeden einzelnen Mitgliedes um so nachdrücklicher be-

gleich dieser Staatszweig fast alle berührte Gegenstände umfaßt, so hat doch die Polizey im engsten Verstande noch mancherlei nöthige Ausgaben, wozu eine hinlängliche Summe ausgeworfen werden muß. In die fünfte Klasse der Staatsausgaben, sind die Ausgaben zu Kirchen, Schulen, milden Stiftungen; ferner diejenigen zur Bequemlichkeit und Zierde des Landes zu setzen; denn obgleich die Kirchen gewöhnlich eigene Güter besitzen oder auch auf andere Art versorgt sind, so gehören sie doch zum allgemeinen Staats-Vermögen und bedürfen folglich der Fürsorge und Direction der Regierung. Eben so die Schulen, sowohl die Hochschulen oder Universitäten, als auch die Realschulen oder Gymnasien und die unteren oder Trivialschulen. Hierher gehören auch die Kunst-, Handwerks-, Handlungs- und Bergwerksschulen, die Kriegsschulen, kurz alle Anstalten dieser Art, die zum Besten des Staates abzwecken. Unter die Anstalten zur Bequemlichkeit der Einwohner, zur Zierde eines Landes ꝛc. gehören, Kanäle, Wasserleitungen, Springbrunnen, Spaziergänge, öffentliche Gärten, Bildsäulen, nächtliche Erleuchtungen, Schauspiele ꝛc. — In die sechste Klasse gehören die Ausgaben für Künste und Wissenschaften. Die Regierung, die auf sie nicht achtet, verräth wenig Kultur. Zum Glück findet man nur selten Fürsten, welche den Künsten und Wissenschaften feind sind; allein jene Staaten sind zahlreicher, welche in diesem Fache zweckwidrige Anstalten machen. Alle die menschliche Kenntnisse erweiternde Schritte, alle Erfindungen und Verbesserungen, die auf eine oder die andere Art zur Vergrößerung der Erndten und Viehzucht, überhaupt der Landwirthschaft, zur Verbesserung der Manufakturen und Fabriken, zur Vermehrung des Handels, zur Verbesserung der Sitten, oder mit einem Worte zur Wohlfahrt und Glückseligkeit der

Nation beitragen, verdienen Achtung und Vorzüge, und daher auch wesentliche Belohnungen, wozu also auch eine, den Umständen der Einkünfte angemessene, Summe im Etat auszuwerfen nöthig ist. — Die siebente und letzte Klasse ist zur Bezahlung der Landesschulden, wenn welche contrahirt worden, und der Sammlung eines verhältnißmäßigen Schatzes angewiesen. Hier bringen also diese Staatslehrer den Schatz mit unter die Staatsausgaben, welches aber unrichtig ist; denn dieser kann nicht zu den Staatsausgaben gezählt werden, weil er kein Privateigenthum des Fürsten ist, sondern nur als ein zu besonderen Staatsausgaben in dringender Noth zurückgelegtes Kapital angesehen werden kann, welches die Rent- oder Schatzkammer zu verwalten hat.

Daß der Fürst in der Wohlhabenheit und dem Reichthume seiner Unterthanen den wahren Schatz zur Erhaltung des Ganzen findet, ist wohl unleugbar. Auch sind alle Güter des ganzen Staates zusammengenommen, nur für ein allgemeines Vermögen desselben anzusehen und können in Gefahren des Staates angewendet werden; denn nicht nur der Wille der Unterthanen, von welchem Stande und Range sie nur immer seyn mögen, sondern auch ihre Kräfte und Reichthümer sind der obersten Gewalt unterworfen. Der Zweck eines Staates ist die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit. Soll diese Wohlfahrt, diese Sicherheit, allgemein seyn, so muß auch die Wohlfahrt und Sicherheit eines jeden Einzelnen besonders darunter begriffen seyn. Es wird gewiß Niemand, wenn seine eigene Sicherheit und Wohlfahrt in Gefahr ist, weder seine ganzen Kräfte, noch sein Vermögen schonen, und da durch die zusammengesetzten Kräfte im Staate nicht nur der ganze Staat, sondern auch die Sicherheit eines jeden einzelnen Mitgliedes um so nachdrücklicher be-

gleich dieser Staatszweig fast alle berührte Gegenstände umfaßt, so hat doch die Polizey im engsten Verstande noch mancherlei nöthige Ausgaben, wozu eine hinlängliche Summe ausgeworfen werden muß. In die fünfte Klasse der Staatsausgaben, sind die Ausgaben zu Kirchen, Schulen, milden Stiftungen; ferner diejenigen zur Bequemlichkeit und Zierde des Landes zu setzen; denn obgleich die Kirchen gewöhnlich eigene Güter besitzen oder auch auf andere Art versorgt sind, so gehören sie doch zum allgemeinen Staats-Vermögen und bedürfen folglich der Fürsorge und Direction der Regierung. Eben so die Schulen, sowohl die Hochschulen oder Universitäten, als auch die Realschulen oder Gymnasien und die unteren oder Trivialschulen. Hierher gehören auch die Kunst-, Handwerks-, Handlungs- und Bergwerksschulen, die Kriegsschulen, kurz alle Anstalten dieser Art, die zum Besten des Staates abzwecken. Unter die Anstalten zur Bequemlichkeit der Einwohner, zur Zierde eines Landes ꝛc. gehören, Kanäle, Wasserleitungen, Springbrunnen, Spaziergänge, öffentliche Gärten, Bildsäulen, nächtliche Erleuchtungen, Schauspiele ꝛc. — In die sechste Klasse gehören die Ausgaben für Künste und Wissenschaften. Die Regierung, die auf sie nicht achtet, verräth wenig Kultur. Zum Glück findet man nur selten Fürsten, welche den Künsten und Wissenschaften feind sind; allein jene Staaten sind zahlreicher, welche in diesem Fache zweckwidrige Anstalten machen. Alle die menschliche Kenntnisse erweiternde Schritte, alle Erfindungen und Verbesserungen, die auf eine oder die andere Art zur Vergrößerung der Erndten und Viehzucht, überhaupt der Landwirthschaft, zur Verbesserung der Manufakturen und Fabriken, zur Vermehrung des Handels, zur Verbesserung der Sitten, oder mit einem Worte zur Wohlfahrt und Glückseligkeit der

Nation beitragen, verdienen Achtung und Vorzüge, und daher auch wesentliche Belohnungen, wozu also auch eine, den Umständen der Einkünfte angemessene, Summe im Etat auszuwerfen nöthig ist. — Die siebente und letzte Klasse ist zur Bezahlung der Landesschulden, wenn welche contrahirt worden, und der Sammlung eines verhältnißmäßigen Schatzes angewiesen. Hier bringen also diese Staatslehrer den Schatz mit unter die Staatsausgaben, welches aber unrichtig ist; denn dieser kann nicht zu den Staatsausgaben gezählt werden, weil er kein Privateigenthum des Fürsten ist, sondern nur als ein zu besonderen Staatsausgaben in dringender Noth zurückgelegtes Kapital angesehen werden kann, welches die Rent- oder Schatzkammer zu verwalten hat.

Daß der Fürst in der Wohlhabenheit und dem Reichthume seiner Unterthanen den wahren Schatz zur Erhaltung des Ganzen findet, ist wohl unleugbar. Auch sind alle Güter des ganzen Staates zusammengenommen, nur für ein allgemeines Vermögen desselben anzusehen und können in Gefahren des Staates angewendet werden; denn nicht nur der Wille der Unterthanen, von welchem Stande und Range sie nur immer seyn mögen, sondern auch ihre Kräfte und Reichthümer sind der obersten Gewalt unterworfen. Der Zweck eines Staates ist die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit. Soll diese Wohlfahrt, diese Sicherheit, allgemein seyn, so muß auch die Wohlfahrt und Sicherheit eines jeden Einzelnen besonders darunter begriffen seyn. Es wird gewiß Niemand, wenn seine eigene Sicherheit und Wohlfahrt in Gefahr ist, weder seine ganzen Kräfte, noch sein Vermögen schonen, und da durch die zusammengesetzten Kräfte im Staate nicht nur der ganze Staat, sondern auch die Sicherheit eines jeden einzelnen Mitgliedes um so nachdrücklicher be-

gleich dieser Staatszweig fast alle berührte Gegenstände umfaßt, so hat doch die Polizey im engsten Verstande noch mancherlei nöthige Ausgaben, wozu eine hinlängliche Summe ausgeworfen werden muß. In die fünfte Klasse der Staatsausgaben, sind die Ausgaben zu Kirchen, Schulen, milden Stiftungen; ferner diejenigen zur Bequemlichkeit und Zierde des Landes zu setzen; denn obgleich die Kirchen gewöhnlich eigene Güter besitzen oder auch auf andere Art versorgt sind, so gehören sie doch zum allgemeinen Staats-Vermögen und bedürfen folglich der Fürsorge und Direction der Regierung. Eben so die Schulen, sowohl die Hochschulen oder Universitäten, als auch die Realschulen oder Gymnasien und die unteren oder Trivialschulen. Hierher gehören auch die Kunst-, Handwerks-, Handlungs- und Bergwerksschulen, die Kriegsschulen, kurz alle Anstalten dieser Art, die zum Besten des Staates abzwecken. Unter die Anstalten zur Bequemlichkeit der Einwohner, zur Zierde eines Landes ꝛc. gehören, Kanäle, Wasserleitungen, Springbrunnen, Spaziergänge, öffentliche Gärten, Bildsäulen, nächtliche Erleuchtungen, Schauspiele ꝛc. — In die sechste Klasse gehören die Ausgaben für Künste und Wissenschaften. Die Regierung, die auf sie nicht achtet, verräth wenig Kultur. Zum Glück findet man nur selten Fürsten, welche den Künsten und Wissenschaften feind sind; allein jene Staaten sind zahlreicher, welche in diesem Fache zweckwidrige Anstalten machen. Alle die menschliche Kenntnisse erweiternde Schritte, alle Erfindungen und Verbesserungen, die auf eine oder die andere Art zur Vergrößerung der Erndten und Viehzucht, überhaupt der Landwirthschaft, zur Verbesserung der Manufakturen und Fabriken, zur Vermehrung des Handels, zur Verbesserung der Sitten, oder mit einem Worte zur Wohlfahrt und Glückseligkeit der

Ziegler und einige andere Rechtslehrer widersprechen dieſem Staatseigenthume, beſonders wegen des von geizigen und ſcharfen Regenten desfalls zu beſorgenden Misbrauches, wenn man ihnen nämlich zugeſteht, daß alle Güter ihrer Unterthanen unter ihrem Staatseigenthume mit begriffen wären, und wollen dafür lieber geſagt wiſſen, daß den Regenten nur die Beherrſchung oder Oberaufſicht über die Unterthanen und ihre Güter zukomme, als ihnen ein gewiſſes Eigenthumsrecht über alle Güter zuzueignen; allein Puffendorf und andere Staatslehrer zeigen deutlich, daß in dieſer Streitigkeit eine bloße Logomachie ſteckt; das Beherrſchungsrecht kann dem Staatseigenthume nicht entgegengeſetzt werden, vielmehr iſt das erſtere der Grund aus welchem das andere hergeleitet werden muß. Und geſetzt auch, man wollte dem Regenten kein Staatseigenthum, ſondern ein bloßes Beherrſchungsrecht über die Unterthanen in Anſehung ihrer Güter zugeſtehen, ſo kann man doch dadurch den Mißbrauch der Beherrſchung nicht abhelfen; ein geitziger und harter Regent wird ſich wenig um dieſen Unterſchied bekümmern. Auch iſt das Staatseigenthum dem Privateigenthume gar nicht entgegen, ſondern vielmehr beförderlich und nützlich, weil es ſolches handhabt und ſicher ſtellt; denn weil das Staatseigenthum das allgemeine Beſte des Staates, das Privateigenthum aber den Privat-Nutzen einzelner Perſonen zum Zweck hat, ſo kann das allgemeine Beſte des Staates auch dem Nutzen der Privat-Perſonen nicht nachtheilig werden; indem die Güter des ganzen Staates der oberſten Gewalt zu Gebote ſtehen, damit die Güter der Privat-Perſonen, beſonders genommen, mit deſto mehr Nachdruck beſchützt und ſicher geſtellt werden können. Und obgleich auf ſolche Art die Unterthanen nicht ſelten einen Theil, bisweilen den größten Theil, manch auch im höchſten Nothfall alle ihre Güter dem St

fördert werden kann, so folgt daraus, daß alle Mitglieder des Staates ihre sämmtlichen beweglichen und unbeweglichen, gegenwärtigen, als zukünftigen Güter zu diesem Zwecke der obersten Gewalt oder dem Staatsoberhaupte zum freien Gebrauche im Fall der Noth überlassen und aufopfern müssen. Und da der ganze Staat zusammengenommen nur eine moralische Person, welche sich in der obersten Gewalt zeigt, vorstellt, so sind auch alle Güter im Staate zusammengenommen nur als ein einziges Vermögen des ganzen Staates anzusehen; denn obgleich der größte Theil dieser Güter nur Privatpersonen gehört, so müssen solche dennoch, wenn es die Noth erfordert, der obersten Gewalt des öffentlichen allgemeinen Staats-Interesses wegen zu Gebote stehen. Dieses Majestäts-Recht oder Regale der höchsten Gewalt, die sämmtlichen Güter des ganzen Staates, als ein allgemeines Vermögen desselben, des öffentlichen Nutzens wegen, im Nothfall anzugreifen oder anzuwenden, wird das Staats-Eigenthum genannt, und dem gemeinen oder Privat-Eigenthume und Besitz der einzelnen Unterthanen entgegengesetzt. Hieraus erhellt nun, daß das Staatseigenthum sich durchgängig auf alle in dem Staate sich befindende Dinge erstreckt, sie mögen dem Staate, oder gewissen Gemeinden, oder auch nur einzelnen Privat-Personen gehören; denn so wie die Wohlfahrt aller einzelnen Privat-Personen der öffentlichen Wohlfahrt des Staates nachsteht, eben so müssen auch die Güter der einzelnen Staatsglieder der gemeinsamen Wohlfahrt des Staats zum wesentlichen Nutzen desselben angewendet werden können. Man muß aber dieses Staats-Eigenthum nicht mit dem Staatsregimente verwirren, welches letztere die ganze Majestät oder oberste Gewalt in ihrem ganzen Umfange, ersteres aber nur ein Theil derselben, folglich auch als ein Theil von seinem Ganzen unterschieden ist.

Ziegler und einige andere Rechtslehrer widersprechen diesem Staatseigenthume, besonders wegen des von geizigen und scharfen Regenten desfalls zu besorgenden Misbrauches, wenn man ihnen nämlich zugesteht, daß alle Güter ihrer Unterthanen unter ihrem Staatseigenthume mit begriffen wären, und wollen dafür lieber gesagt wissen, daß den Regenten nur die Beherrschung oder Oberaufsicht über die Unterthanen und ihre Güter zukomme, als ihnen ein gewisses Eigenthumsrecht über alle Güter zuzueignen; allein Puffendorf und andere Staatslehrer zeigen deutlich, daß in dieser Streitigkeit eine bloße Logomachie steckt; das Beherrschungsrecht kann dem Staatseigenthume nicht entgegengesetzt werden, vielmehr ist das erstere der Grund aus welchem das andere hergeleitet werden muß. Und gesetzt auch, man wollte dem Regenten kein Staatseigenthum, sondern ein bloßes Beherrschungsrecht über die Unterthanen in Ansehung ihrer Güter zugestehen, so kann man doch dadurch den Mißbrauch der Beherrschung nicht abhelfen; ein geitziger und harter Regent wird sich wenig um diesen Unterschied bekümmern. Auch ist das Staatseigenthum dem Privateigenthume gar nicht entgegen, sondern vielmehr beförderlich und nützlich, weil es solches handhabt und sicher stellt; denn weil das Staatseigenthum das allgemeine Beste des Staates, das Privateigenthum aber den Privat-Nutzen einzelner Personen zum Zweck hat, so kann das allgemeine Beste des Staates auch dem Nutzen der Privat-Personen nicht nachtheilig werden; indem die Güter des ganzen Staates der obersten Gewalt zu Gebote stehen, damit die Güter der Privat-Personen, besonders genommen, mit desto mehr Nachdruck beschützt und sicher gestellt werden können. Und obgleich auf solche Art die Unterthanen nicht selten einen Theil, bisweilen den größten Theil, manchmal auch im höchsten Nothfall alle ihre Güter dem Staats-

intereſſe und Nutzen aufzuopfern gezwungen ſind, ſo hat es doch in dieſem Stücke mit Beſchützung der Güter eben die Bewandniß, wie mit der Beſchützung des Lebens, und wenn das Leben nicht anders, als mit Daranſetzung alles andern, was der Menſch hat, erhalten werden kann, ſo thut man es ohne Bedenken; doch ſetzt man auch oft zur Erhaltung der Güter das Leben daran; es heißt hier: Alles um Alles gewagt, bis Leben und Güter in gleicher Gefahr ſind, und dann wählt man doch das Leben und läßt die Güter fahren. Wenn überdies durch Aufopferung der Güter aller Unterthanen nur der Endzweck erreicht wird, ſo iſt es unter dem Schutze des Staates viel leichter, wieder einiges Vermögen zu erwerben, als im Stande der Anarchie, oder wenn man ohne Oberherr lebt, da Güter und Leben ohne Reſſourcen dem Verluſte täglich ausgeſetzt ſind. Daher darf es getreuen Unterthanen, wahren Vaterlandsliebenden gar nicht unbillig ſcheinen, ihre Güter und Vermögen zur Erlangung eines Endzwecks, ohne welchen ſie weder Vermögen erwerben, noch erhalten können, daran zu wagen, indem die Natur eines Staates es mit ſich bringt, daß der Privatnutzen dem Staatsnutzen, das Privateigenthum dem Staatseigenthume weichen muß. Da nun das Staatseigenthum dem Privateigenthume nicht entgegen ſteht, vielmehr letzteres dem erſteren zu ſeiner eigenen Beſchützung und Erhaltung untergeordnet iſt, zu dieſer Beſchützung und Erhaltung aber hinlängliche zuſammengeſetzte Kräfte erfordert werden, ſo folgt hieraus, daß der Regent ſein Recht des Staatseigenthums ſolchergeſtalt gebrauchen und anwenden muß, damit dadurch die allgemeine Sicherheit, Wohlfahrt und das Privateigenthum der Staatsbürger behauptet werden kann. Es ſind nun zwar in den meiſten Staaten den Regenten gewiſſe Güter und vorzügliche Erwer-

bungsmittel eingeräumt, die man Domainen nennt, womit sie eigentlich den Staashaushalt bestreiten sollen, da aber solche Güter und sonstige Regalien, als das Berg-, Post-, Salz- ꝛc. Wesen, gegenwärtig aus sehr in die Augen fallenden Ursachen zum Unterhalte des Regenten und zur Bestreitung des Staatshaushaltes nicht hinreichend sind, so ist es Pflicht der Unterthanen von ihrem Privatvermögen zum Staatshaushalte etwas Gewisses beizutragen, und hieraus entstanden die Abgaben unter verschiedenen Namen oder das Recht der Regierung den Unterthanen Abgaben, Steuern, Beiträge, Schatzungen ꝛc. aufzulegen, und solche mit Gewalt einzutreiben, wie auch die Rechte des Fiscus, des Schatzes oder der Schatzkammer des Staates, und der Chatoulle des Landesherrn. Nach der Gerechtigkeit und Billigkeit müssen aber dergleichen Lasten und Abgaben des Staates so eingetheilt und auferlegt werden, daß dadurch dem Privateigenthume der Unterthanen nur ein möglichst geringer Abgang, oder ein möglichst geringer Theil entzogen werde. Aus diesem Grunde müssen die Abgaben von allen Unterthanen gleichmäßig und nach dem wahren Werthe ihres Vermögens in einer geometrischen Proportion getragen werden; denn was allen Unterthanen zusammen eine leichte Last ist, wird, wenn sich viele dieser Last entziehen, den Uebrigen eine schwere, ja unerträgliche Last werden; denn weil das Privateigenthum eines jeden Unterthanen einen Theil des Staatseigenthums ausmacht, und eine jede Privatperson in dem allgemeinen Schutze des Staates ihren sicherstellenden Antheil hat, so würde es unbillig seyn, wenn Einige von den Abgaben befreiet und Andere doppelt damit beschweret werden sollten; denn auf gleiche Weise würden die Befreieten den Zweck und Nutzen des Staates ohne Mittel genießen, die Belästigten aber

einen einfachen Endzweck mit doppelten Mitteln erkaufen müssen, welches der natürlichen Billigkeit gerade entgegen ist.

Von diesem geometrischen Beitrage sind nicht einmal die Patrimonial-Güter des Regenten frei. Wenn aber doch der Regent Befreiung von Abgaben ertheilen will, welches Recht, als eine Begnadigung, ihm keinesweges abgesprochen werden kann, und daß er solches aus triftigen Gründen thut, allezeit vermuthet wird, so ist er der Regel nach schuldig, diesen Abgang aus seiner Chatoulle zu ersetzen oder an seinem persönlichen Aufwande fehlen zu lassen. Dergleichen Befreiungen können nun erlangt werden 1) durch ein besonders Privilegium desjenigen, der das Collectations-Recht hat; 2) durch die Gewohnheit oder ein Landesherkommen, welches jetzt nicht mehr Statt findet; 3) durch einen Vergeltungs- oder Vergleichungs-Vertrag (pactum compensatorium) mit demjenigen, der das Collectations-Recht hat, welches aber gleichfalls nur zeitlich und folglich widerruflich seyn kann, diesem setzen Einige noch eine undenkliche Verjährung zu, welchem aber durchaus widersprochen wird, indem gegen die allgemeine Nothdurft des Staates unmöglich einige Präscription laufen und Statt haben kann. Indessen mögen die Befreiungen von Abgaben seyn, wie sie wollen, so erstrecken sich solche doch nie auf ausserordentliche Lasten, ausser wenn in dem Befreiungsbriefe ausdrücklich derselben gedacht wird, wovon wiederum die unausdenklichsten und auf das seltenste vorkommende Fälle auszunehmen sind. Sind nun die Ausgaben in einem Staate regulirt, so erheischt es die Ordnung und der Zusammenhang der Staatswissenschaft, daß alle Einnahmen und Ausgaben durch die Hand der Rent-, Schatz-, oder Hofkammer gehen; ob es gleich weder üblich noch nöthig ist, daß die

Kammer ſich mit jeder Art von Ausgaben unmittelbar befaßt. Die Ausgaben für die Hofſtaaten und für das Militair gehören bei großen Höfen nicht zum Reſſort der Kammer; es gebührt ihnen nur die dazu im Etat ausgeworfene Summe zu beſtimmter Zeit der Hofſtaatskaſſe und der Generalkriegskaſſe eingehen zu machen, jedoch von den Ausgaben Rechnung zu begehren. Dieſes jedoch nur, wenn keine beſondere Ober-Rechenkammer zu dieſem Zwecke beſtellt ſeyn ſollte. Soll der Endzweck eines guten Staats-Haushalts wirklich erreicht werden, ſo iſt es nöthig, daß man die Einnahmen kennen und die Ausgaben nicht weiter ausdehnen darf, als es die Einnahmen erlauben; jedoch muß dieſer Grundſatz nicht allein im Ganzen, oder bei dem geſammten Aufwande des Staats, ſondern bei jedem beſonderen Aufwande beobachtet, folglich nichts ohne genugſamer Ueberlegung, Berechnung der dazu erforderlichen Summe und des daraus mit moraliſcher Gewißheit entſtehenden Nutzens unternommen werden. Will man den Ausgaben dieſe Beſchaffenheit geben, ſo müſſen ſie möglichſt gewiß gemacht und mit den daraus zu erwartenden Vortheilen balanzirt werden. In welcher Abſicht zu allen ordentlichen Ausgaben gewiſſe nicht zu überſchreitende Summen feſtzuſetzen ſind, von den außerordentlichen Abgaben aber, richtige und genaue Koſtenanſchläge anzufertigen, auch die Unternehmungen nach unterſuchten und richtig befundenen Anſchlägen, durch den Weg der Admoniation-Ausſichten zu laſſen ſind. So wie alle Ausgaben das gemeinſchaftliche Beſte zum Augenmerk haben ſollen, ſo wird auch die Größe und Wichtigkeit einer jeden beſonderen Ausgabe, nach dem Verhältniſſe des Nutzens beſtimmt werden müſſen, der daraus für die Wohlfahrt des Staates zu hoffen iſt. Zu welchem Zweck man den Zuſammenhang der Umſtände richtig einzu-

sehen im Stande seyn und sich erst nach reichlicher Ueberlegung entschließen muß. Das Kammerwesen kann nur in wenigen Staaten so zerrüttet seyn, daß es bei gutem Willen und der Anwendung zweckmäßiger Mittel, nicht mit der Zeit in Ordnung zu bringen wäre. Der fast durchgängig bei den Ausgaben herrschende Fehler ist die unrichtige oder nicht verhältnißmäßige Einleitung der Ausgaben, besonders da bei diesen Eintheilungen mehr die schmeichlerischen Kunstgriffe der Leidenschaften, als die Beurtheilungskraft zu Rathe gezogen wird oder zu werden pflegt. Wenn zum Beispiel der Regent den Baugeist, das Militair, die Jagd, die Weiber ꝛc. übermäßig liebt, so wird zu diesen Lieblingsrubriken, in dem Staate, wo der Regent unumschränkt herrscht, und an keine Constitution gebunden ist, ohne Zweifel mehr, als zu andern, oft weit nöthigeren und nützlicheren Anstalten ausgesetzt werden. Aller auser Landes gehende Aufwand vermindert das allgemeine Staatsvermögen, insofern er nicht durch andere Kanäle wieder zurückfließt. Es ist also Pflicht den ausländischen Aufwand möglichst einzuschränken; denn obgleich verschiedene Ausgaben ihrer Natur nach nicht im Lande bleiben können, und der Glanz des Regenten auch die Kostbarkeiten anderer Länder zu besitzen erfordert, so gilt diese Ausnahme doch nur in wenig Rubriken. Wenn der Hof für die Aufnahme der Fabriken und Manufakturen im Lande gehörig sorgt, geschickte Künstler an sich zieht und die Einheimischen aufzumunkern bedacht ist, so würden viele Zweige des ausländischen Aufwandes wegfallen.

Die Einkünfte des Staates müssen unverkürzt und in den dazu bestimmten Terminen pünktlich einlaufen, um das Schuldenmachen und die Verwirrung des ganzen Ausgabegeschäftes zu verhindern. Es sind aber dennoch Fälle möglich, in welchen das

Bedürfniß und die Wohlfahrt des Staates das Schuldenmachen schlechterdings verlangt. Sind nun die Fälle dazu wirklich qualificirt, so muß der Finanzier bemühet seyn, das erforderliche Kapital wo möglich im Lande aufzunehmen, die Zinsen so genau als möglich zu bedingen und richtig abzutragen, nicht weniger eine Quelle zu ermitteln, aus welcher gedachte Schuldenlast zu seiner Zeit, ohne Erschütterung des Kammeralsystems bezahlt werden kann. Die Sparsamkeit bei dem Aufwande des Staates, besteht in der vernünftigen Einrichtung und Bestimmung der Größe einer jeden Ausgabe nach der Natur der Sache, nach dem Besten und Nutzen des gemeinen Wesens, und nach den Regeln der Wohlanständigkeit. Jedoch kommen in der Staatsverwaltung Fälle vor, in welchen die Freigebigkeit sehr nützlich, oft auch unumgänglich nöthig ist. In Fällen, wo der Wohlstand, die Ehre der Nation und die Würde des Fürsten einen ausserordentlichen Aufwand verlangen, kann die Freigebigkeit von gutem Nutzen seyn; kommt es auf die Belohnung besonderer Geschicklichkeiten, ausserordentlicher Dienste und Verdienste an, so wird die Freigebigkeit eine heilige Pflicht; s. oben. Die Erhaltung des Vermögens, des Staatsschatzes, verlangt dessen öftere Untersuchung, daher ist nicht zu zweifeln, daß die Kammer von dem wahren Zustande aller Kassen zuverlässige Nachricht haben, deren Beschaffenheit niemals aus dem Gesichte verlieren und weniger zugeben muß, daß ohne richtige Rechnung und darauf erfolgte Anweisung, das Geringste ausgegeben werde. Endlich müssen zu allen vorhabenden Unternehmungen die natürlichsten und bequemsten Mittel erwählt, und solche so geschickt mit einander verbunden werden, daß die Kosten nicht vervielfältiget, bei allen Auszahlungen gute Quellen beobachtet und solche zu bestimmter

Zeit veranstaltet werden. Das Erste oder den ersten Schritt, den die Kammer thun muß, ehe sie an Zurücklegung in den Schatz denkt, ist die Tilgung der contrahirten Schulden. Hierzu gehört die Formirung eines richtigen Etats aller liquiden und illiquiden Posten. Es wird also darauf ankommen die illiquiden Schulden mit den dagegen habenden Einwendungen in ein besonderes Verzeichniß zu bringen; die Summe der liquiden aber, sammt den davon jährlich zu zahlenden Zinsen, richtig zu bestimmen, letztere in den Etat zu bringen, zur allmähligen Abstoßung der Kapitalien oder einer anderen Summe, welche der Wichtigkeit der Schuldenlast und den Mitteln, welche man zu dem eben angeführten Zweck ohne Nachtheil des Staats verwenden kann, angemessen ist, auszusetzen. Es kostet freilich im Staatshaushalte jederzeit einige Ueberwindung sich einzuschränken, oder an irgend einer Ausgabe etwas abzubrechen; allein einige allgemeine Mittel werden hier nicht am unrechten Orte stehen. Das leichteste, wirksamste und jedem geschwinde einfallende Mittel, besteht in der Bemühung die schuldigen Kapitalien zu leidlichen Zinsen zu erhalten, nur Schade, daß dessen Anwendung nicht immer in unsrer Gewalt ist. Treu und Glauben halten, die Zinsen richtig zahlen, ordentlichen Staatshaushalt führen, sind die natürlichsten Mittel zur Erreichung des obigen Zweckes. Lotterien, Tontinen, Leihebanken ꝛc. sind ein zweites, jedoch etwas zweideutiges Hülfsmittel. Das zuverlässigste Mittel zur Bezahlung der Schulden besteht in Einschränkung der Ausgaben; jedoch mit der Vorsicht, daß in allen Arten von Ausgaben, die nicht ganz unentbehrlich sind, eine mäßige Verminderung Statt finde, die dann bei allen übrigen Ausgaben verdoppelt werden und worunter die Verminderung des Militairs bei den mehrsten

kleinen Fürsten den ersten Platz einnimmt. Auch die Erhöhung der Auflagen giebt ein Mittel zur Tilgung der Schulden ab, wenn nämlich diese Erhöhung nach abgetragenen Schulden wieder aufhört, und man nach reiflicher Ueberlegung sich überzeugt hat, daß die Unterthanen die beabsichtigte Erhöhung, ohne besonderen Nachtheil der Gewerbe, ertragen können.

Nachdem nun die Staats-Ausgabe und Einnahme gehörig regulirt worden, muß man auf das Sammeln eines Schatzes denken, welches der ersparte Vorrath an gemünztem Gelde oder an Gold und Silber aus den Einkünften des Staates ist. Dieses leidet jedoch in England und diesem Reiche ähnlichen Regierungsformen eine Abweichung, indem der König zu seiner Hofhaltung eine bestimmte Summe erhält, worüber er nach Gefallen disponiren, daraus einen Privatschatz bilden und denselben auf seine Erben übertragen oder auch unter sie vertheilen kann. Mit dem Landes- und Regentenschatz verhält es sich aber anders; auch ist der Unterschied zwischen Kriegs-, Staats- und Regentenschatz von keiner Bedeutung, weil alles von den Einkünften Ersparte ein Schatz des Regenten und des Staates ist, wobei keine getheilten Absichten Statt finden. Es ist mit wenigen Worten eine Landes-Casse, die ohne besonderes Vorwissen des Regenten nicht geöffnet, nicht anders als im Nothfall, oder in vortheilhaften Gelegenheiten zur Vergrößerung des Staats-Reichthums angegriffen werden darf. Bei der großen Sparsamkeit Friedrich Wilhelms des Ersten, bestand der Schatz, den sein Nachfolger Friedrich der Große ererbte, und von dem man sich große Vorstellungen gemacht hatte, welches Gerücht von dessen Unermeßlichkeit auch ins Ausland gegangen, wenn man das kostbare Silbergeräth, welches auf dem Schlosse zu Berlin vorhanden war, und welches eben so viel Aufsehen

machte, als es zur übertriebenen Schätzung seines Werthes Anlaß gab, in etwas mehr als zehn Millionen, jedoch giebt der König in seinen hinterlassenen Werken den Inhalt dieser Schätzung nur auf 7,400,000. Thaler an. Viele sahen diesen Schatz für eine unerschöpfliche Quelle an, allein der Erfolg hob seine Existenz sehr bald auf; denn den Aufwand, den ein großes Heer im Felde erfordert, war eine seltene Erfahrung, die vor dem Jahre 1740. nicht erfolgen konnte, da der Preußische Staat bis dahin in Frieden gelebt hatte, und daher mußte es dem Könige bemerkbar werden, wie wichtig es sei, sich dazu vorzubereiten. Da er nun auf Alles sehr aufmerksam war, so entdeckte er bei seinen Nachbarn manche Beispiele von großer Verlegenheit, bloß weil es an Geld fehlte, und daß es mehrere Male von dem Mangel desselben abhing, daß die gegen ihn von ihnen geschmiedeten Plane bei der Ausführung gescheitert waren. Dies zusammengenommen, machte ihn aufmerksamer und vermehrte seine Sorgfalt, um Quellen ausfindig zu machen, aus denen er die Hülfsmittel schöpfen konnte, die ihn in der Lage, worin er sich befand, und die wirklich von der Art war, daß er mehrere Angriffe befürchten müßte, unterstützen konnten. In seinen hinterlassenen Werken legt Friedrich der Große von diesem allen Rechenschaft ab, indem er sagt: daß der von seinem Vater gesammelte Schatz schon im Jahre 1742. geleert gewesen sei, ungeachtet er nur mit einer Armee von 35,000. Mann Schlesien erobert und den übrigen Theil seiner Truppen im Lager bei Brandenburg versammelt gehabt habe, welche zusammen genommen nicht viel über 60,000. Mann ausgemacht; auch daß er durch gute Wirthschaft im Jahre 1744. kaum so viel wieder zusammengeschaft habe, um höchstens zwei Feldzüge auszuhalten. In dem ge-

dachten Jahre wurde ſchon das auf dem Berliniſchen Schloſſe vorhandene Silbergeſchirr in die Münze geſchickt, um daraus die dringend nöthigen Fonds zu ſchaffen, welche Friedrich in ſeiner damaligen Lage nöthig hatte. Es war ein Glück, daß der Friede bald erfolgte, ſonſt würde er früher zu manchen Maaßregeln ſeine Zuflucht haben nehmen müſſen, die er erſt im ſiebenjährigen Kriege zu ſeiner Rettung ergriff. Auch bis zu dem Jahre 1742. hatte er auf alle gethanene Vorſchläge, ſeine Unterthanen mit neuen Auflagen zu belegen, Verzicht gethan und ſie abgelehnt. Jetzt ſchien ihm dieſes aber erlaubter zu ſeyn, und da der Wahrſcheinlichkeit nach die Unterthanen ſeiner anererbten Provinzen, ſeit dem Antritte ſeiner Regierung außerordentlich gewonnen und durch ſeine Siege, Eroberungen und deren Folgen mannigfaltigen Nutzen geſchöpft hatten, war es auch nicht unbillig, jetzt auch für ſich und für die Bedürfniſſe des Staates zu ſorgen. Sehr weiſe fing er an, das Innere ſeiner Länder zu verbeſſern. Die Zunahme der Verordnungen für das allgemeine Wohl des Staates bewieſen die Thätigkeit, die der König anwandte, um zu wirken, wo es nöthig war und wo er konnte. Beſonders ſuchte er die Provinzen durch Herbeiziehung von Koloniſten aus mehreren Gegenden von Oberdeutſchland, durch Anlegung von neuen Dörfern und Urbarmachung öder Gegenden in Aufnahme zu bringen. Er war bemühet den Handel durch Schiffbarmachung der dazu dienlichen Flüſſe ſo wie auch vermittelſt der Anlagen von Schleuſen und Kanälen zu heben. Im Jahre 1747. ward mit allem ſchon ein beträchtlicher Verſuch gemacht, und die Fortſetzung dieſes Beſtrebens zeigte deutlich, daß der Monarch dabei den Nebenzweck beabſichtigte, ſeine Einkünfte zu mehren und einen Schatz zu ſammeln; denn ob es gleich ſchien, daß

er nach dem Oesterreichisch-Schlesischen Kriege für sein Reich eine langdauernde Ruhe erfochten habe, so wurde es ihm doch immer klarer, daß seine feindlichen, über sein bisheriges Glück eifersüchtigen Nachbarn es gewiß nicht versäumen würden, die Versuche ihn zu erniedrigen zu wiederholen, sobald es nur die Umstände gestatten würden. Die Spuren davon äußerten sich auch zu vielfältig und dieses vermehrte daher von Jahr zu Jahr dessen Vorsicht, sich auf alle kommende Fälle vorzubereiten. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatte er es durch seine Sparsamkeit dahin gebracht, das ansehnliche Heer, während einiger Feldzüge zu unterhalten, wohl auf diese Dauer war er vorbereitet, aber nicht auf die großen Unfälle, die seiner sieben Jahre lang warteten. Er war genöthiget, um das Ganze zu decken, den innern Gehalt der Münze oder Münzsorten zu verringern, Papiergeld einzuführen, Anleihen aufzunehmen ꝛc. Was die Anleihen anbetraf, so gab die Churmärkische Landschaft dazu eine besonders beträchtliche Summe her, die sich während des fortlaufenden Krieges dermaßen vermehrte, daß sie sich im Jahre 1763 auf eine Million belief. Da nun deren Fonds zur Aufbringung der erforderlichen Zinsen in der Folge nicht zugänglich waren, so wurde ihr auf eine gewisse Kasse 230,000 Thaler angewiesen und der König fing erst ungefähr im Jahre 1771 an, das vorerwähnte Kapital nach und nach aus den Ueberschüssen der General-Accise-Administration abzuzahlen. In den letzten Jahren gab er dazu jährlich 500,000 Thaler und im Jahre 1785 war die ganze Schuld erst völlig getilgt. Ferner ließ sich Friedrich von allen Dom- und Kollegiatstiften ebenfalls ein Kapital vorstrecken, welches aus der General-Kriegskasse mit 5 Procent verzinset wurde. Andere Anleihen, deren Betrag unbekannt

geblieben, nahm der König von den Städten der Churmark auf. Da aber die Kämmereien zu unvermögend waren, so sah sich jede Stadt genöthiget, den auf sie fallenden Antheil gegen Zinsen aufzubringen. Den Antheil, welcher die Stadt Berlin betraf, belief sich auf 34,000 Thaler. Ein anderes Kapital, welches bei den Magdeburgischen Ständen nachgesucht wurde, ward, da solches gegen Ende des Krieges geschah, und der Friede bald darauf erfolgte, nicht benutzt, sondern eben so, wie es empfangen wurde, und zwar in den nämlichen Beuteln, zurückgegeben. Man gewahrt nun hieraus, wie sehr es nöthig ist, daß der Regent auf einen Schatz oder auf ein Staatskapital sein Augenmerk richten muß, wenn er nicht im Nothfall in Gefahr kommen will; denn auf die Hülfe der Unterthanen zu rechnen, ist eine mißliche Sache, ja selbst in dem Fall, wo dem Regenten das Recht zustehe sogleich ausserordentliche Steuern im Nothfall zu erheben, weil die Eintreibung immer mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist. Wie groß aber ein Schatz seyn muß, um dem Staate zum Nutzen zu gereichen, gewahrt man, gleichfalls aus dem oben Angeführten; denn die oben angeführten 10 Millionen, oder nach Friedrichs des Zweiten eigner Anführung 7,400,000 Thaler, welche Friedrich Wilhelm der Erste mit großer Sparsamkeit zusammengebracht hatte, verloren sich sehr bald unter seinem Nachfolger im Kriege, also ein Beweis, daß der Regent unaufhörlich in den Zeiten des Friedens und der Ruhe sparen muß, um den Staats- oder öffentlichen Schatz so hoch als möglich zu bringen, jedoch immer mit der weisen Vorsicht, daß da alle in den Schatz eingehende Summen den Gewerben entzogen und aus dem Umlaufe gebracht werden, dieses Sammeln nie zum Nachtheil der Gewerbe geschehe. Die Quellen, woraus der Schatz fließt, sind

die Staatseinkünfte, von denen der Ueberschuß, nachdem die Ausgaben zum Hofstaate, zum Civil- und Militair-Etate abgerechnet worden, in den Schatz kommt. Sie fließen aus den Domainen, aus den Regalien und aus den Abgaben der Einwohner. Daher ist die Einrichtung und Besetzung des Kammercollegiums das wichtigste Stück der ganzen Staatswissenschaft; denn von diesem hängt die innere Stärke des Reichs und zugleich das Glück der Einwohner ab. Es kommt jedoch weniger auf die Einrichtung, als auf die Besetzung der Kammer an.

Die Domainen machen in verschiedenen Ländern eine der ansehnlichsten und sichersten Revenüen des Landes aus und müssen daher so vortheilhaft als möglich genutzt werden. Der Unterschied unter Domainen-, Chatull- und Tafelgüter beruht bloß in der verschiedenen Einrichtung und Benennung dieser Güter. Da die Domainen zur Unterhaltung der landesherrlichen Haushaltung ausgesetzt worden und auch zur Vermehrung des Schatzes dienen, so müssen sie erhalten werden, so lange die Staaten von Fürsten regiert werden, bei Republiken ꝛc. fallen sie, wie sich von selbst versteht, weg. Die Domainen müssen daher als ein Fidei commis angesehen werden, welches zum Vortheil der Staatsbürger bis auf die spätesten Nachkommen von unseren Vorfahren eingerichtet worden ist. Wenn der Regent in dringender Noth sie veräussert, so ist es eben so unbillig sie wieder einzuziehen, wovon Beispiele vorhanden sind, indem die Kammer durch ein solches Verfahren das Zutrauen der Einwohner und den Credit der Auswärtigen verliert; von der andern Seite ist aber auch wieder die Vermehrung derselben sehr unbillig, wenn solche gleich auf rechtmäßige Art, nämlich durch Ankauf geschieht. Auf eine ge-

hörige Verwaltung der Domainen, um Gewinn daraus zu ziehen, kommt Alles an; denn sonst werden die Bedienten vermehrt, dadurch die Unkosten und die Einkünfte vermindert. Die Verpachtung der Domainen, treibt zwar die Einkünfte höher und bestimmt sie zu einer gewissen jährlichen Summe; allein die Ländereyen werden dabei gemeiniglich verringert, die Bauern, besonders da, wo noch die Leibeigenschaft herrscht, härter mit genommen, und selbst die Bezahlung der Pacht macht zuweilen Schwierigkeiten; besser ist es die Domainen gegen eine jährliche Abgabe in Bauergüter zu vertheilen, wodurch die Einkünfte ohne Schwierigkeit vermehrt werden, ohne Abzug zum Beschlag und Bedienten. Die übrigen Landseinkünfte werden dadurch erhöht, und dieses durch Vermehrung der Einwohner und durch Verbesserung der Landwirthschaft. Ueber die Verwaltung der Domainen, s. den Art. Kammer-Gut; Th. 33., S. 321. u. f.

Was die Regalien anbetrifft, so sind diese gleichfalls von nicht geringer Wichtigkeit für die Einkünfte des Staates und der Vermehrung des Schatzes. Alle Regalien fließen aus dem Ober-Eigenthumsrechte des Staates und sind zu nahe mit der Wohlfahrt des Staates verbunden, als daß sie von Jemanden anders, als dem Landesherrn ausgeübt werden könnten. Die Nutzung der Regalien oder die aus den Regalien fließende Einkünfte können und werden oft den Einwohnern selbst nach den verschiedenen Verträgen und Einrichtungen überlassen; dieserhalb besitzen sie aber das Regal selbst nicht. So kann z. B. ein Unterthan die Erlaubniß erhalten Geld münzen zu dürfen oder zu lassen, deswegen besitzt er aber nicht das Münzregal oder das Recht Münzverordnungen auszugeben, den Werth der Münzen zu bestimmen und die Münzverbrecher zu bestrafen. Obgleich die Regalien zur Vermehrung

der Einkünfte und des Schatzes beitragen, so müssen sie nicht gemißbraucht oder zu weit ausgedehnt werden, damit nicht die Einwohner oder der Nahrungsstand darunter leide; denn wollte man Alles, woraus beträchtliche Einkünfte fließen, unter Regalien ziehen, so würde man bald das ganze Land zu einer Wüste machen und der ganze Nahrungsstand würde ein einziges großes Regale ausmachen. Hierher gehören insbesondere die sogenannten Monopolien, wenn nämlich der Landsherr einen oder den andern Handelsartikel zu den Regalien rechnet und sich den Handel allein anmaßt; ein Mißbrauch, der das Land entvölkert, die Bürger unterdrückt und den Landmann einschränkt. Selbst die wirklichen Regalien müssen nicht zu weit ausgedehnt und die Nutzung derselben oft lieber den Einwohnern, unter gewissen billigen Bedingungen und unter der Aufsicht der Kammer, überlassen werden. Die Aufsicht über diesen Staatszweig muß sehr genau seyn, damit theils die daraus fließenden Einkünfte nicht verringert und theils die Pflichten des Landesherren, in Ansehung der Regalien, erfüllt werden. Die Kammer muß keinen Betrug bei den Regalien weder von den Einwohnern, noch von den dabei angestellten Bedienten ungeahndet hingehen lassen, sondern sie muß sich wirksam bezeigen, allem Unterschleif, so viel als möglich, vorzubeugen. Bei Uebernahme der Regalien hat der Landesherr zugleich verschiedene Pflichten übernommen, welche die Kammer niemals aus den Augen setzen muß. Sie muß allemal mehr auf den Nahrungsstand und auf den Nutzen des Landes sehen, als auf die aus den Regalien fließende Revenüen, die eigentlich nur zur Verbesserung des Nahrungsstandes ausgesetzt worden sind. Ueberhaupt hat die Kammer bei den Regalien Aufsicht, Genauigkeit, Beurtheilung und Billigkeit zu zeigen die größte Gelegenheit.

Zu den Haupt-Regalien gehören das Zoll-, Post-, Bergwerks-, Münz-, Jagd- und Forst- und Wasserregal. Noch andere Unter-Abtheilungen, s. unter Regale, Th. 121., S. 434.

Das Zollregale besteht in den Rechten des Landesherrn, den Handel durch Belegung der ein- und auszuführenden Waaren mit Abgaben einzuschränken oder auch völlig durch Verbot zu unterdrücken. Beim Zoll-Regale sind die Pflichten des Landesherrn gegen den Zoll-Entrichtenden die Sicherheit der Wege und Landstraßen, und gegen die Einwohner die Beförderung und Ausbreitung des Handels. Der Zoll kann besonders mit Vortheil hoch angesetzt werden auf alle ausländische Waaren, die bloß zum Luxus oder zur Verschwendung gehören; nur mäßig auf die nothwendigen, die wir selbst zu verfertigen im Stande sind, und gar nicht auf alle Materialien und rohe Waaren, die ein- dagegen aber auf die, welche ausgeführt werden. Ein gut eingerichtete Zoll-Rolle ist das Meisterstück eines wahren Kammeralisten und muß sich auf eine genaue Kenntniß des Landes und des ganzen, sowohl in- als ausländischen Handels gründen. Das Zollregale macht eins von den nutzbarsten Regalien aus; denn dessen Einkünfte sind von großer Wichtigkeit; allein die Kammer muß allemal mehr auf die wahren Vortheile des Landes und auf die Ausbreitung des Handels, als auf die Zoll-Einkünfte sehen, wenn sie gleich ein Bedeutendes zu Vermehrung des Schatzes beitragen. Die in einigen Ländern gebräuchliche Verpachtung des Zolles ist niemals anzurathen, ob sie gleich die Einkünfte erhöht und sie zu einer gewissen jährlichen Summe bestimmt; sie schadet allemal dem Nahrungsstande, sie unterdrückt den Handel und vertreibt die Kaufleute. S. auch unter Zoll, in Z.

Das Postregale besteht in dem Rechte des Landesherrn die Briefe, Paquete und Reisende gegen eine gewisse bestimmte Bezahlung von einem Orte zum andern zu befördern, und giebt zugleich sehr wichtige Einkünfte; daher sind auch die Pflichten, welche der Landesherr mit diesem Regale übernommen, eben so wichtig. Er muß auf die Verbesserung der Wege, die Geschwindigkeit der Posten, die Sicherheit der mitgesandten Sachen und die Bequemlichkeit der Reisenden sorgen. Die Post-Einkünfte steigen durch eine gute Verwaltung und Einrichtung des Post-Regales. Da die Einkünfte des Post-Regales sehr ansehnlich sind und durch jede möglichste Verbesserung des Postwesens, wie wir es jetzt bei uns durch die zweckmäßige Einrichtung des General-Postmeisters Herrn v. Nagler sehen, sehr erhöhet werden können, so ist es sehr nöthig auch hierauf zu sehen. Die Verpachtung des Post-Regales hat gar keinen Grund, da alle Einkünfte desselben allemal bald einkommen, und bei diesem Regale niemals Reste oder ausstehende Schulden aufwachsen können. Es hat überdies schädliche Folgen, wenn der Fürst einen Theil seiner Macht Privatpersonen überläßt. Eine allzuweit ausgestreckte Postfreiheit schwächt die Post-Einkünfte ungemein. Und die Post-Revenüen durch Erhöhung des Postgeldes, zu sehr zu steigern, ist ein Mißbrauch, welcher die Beachtung des Landesherrn verdient; denn es hat üble Folgen sowohl für die Einwohner, als für das Post-Regale selbst. Es vermindert die Anzahl der Briefe und der Reisenden, woher die Post-Revenüen bei hohem Postgelde mehr ab-, als zunehmen; denn die darunter leidenden Einwohner suchen sich auf verschiedene Art zu helfen, ohne sich der Posten zu bedienen ꝛc.; s. auch unter Post, Th. 115., S. 664. u. f. und S. 740. u. f.

Das Bergwerksregale besteht in dem Ober-Eigenthum des Staates über alle Mineralien und Metalle, die im Lande gefunden werden. Dieses Regale erfordert eine große und genaue Aufsicht, deshalb ist es auch dem Landesherrn überlassen worden, da der Vortheil des Landes und das wahre Interesse des Landesherrn an demselben unzertrennlich sind. Da der Bergbau eines der nützlichsten Nahrungsgeschäfte des Landes ist, welches unter Umständen, freilich nicht immer, den Schatz vermehren kann, so ist es auch um so wichtiger für dessen bessere Aufnahme und größere Ausbreitung zu sorgen.

Das Münzregale, welches in den Rechten des Landesherrn besteht, allein Geld münzen zu lassen und Münzregeln vorzuschreiben, Banken anzulegen ꝛc. ꝛc. gründet sich auf das Zutrauen der Einwohner zum Landesherrn. Der Vortheil, den der Landesherr aus dem Münzregale zieht, ist nicht von großer Bedeutung, wenn das Geld von gutem Schrote und Korne seyn soll. Die Pflichten des Landesherrn in Ansehung dieses Regales ist daher sehr wichtig und bestehen in der genauen Bestimmung des Gehaltes der Münzen und der Proportion der Münzen unter sich; denn nichts kann das Land so geschwind verarmen, als ein unrichtiger Münzfuß, besonders wenn die verschiedenen Arten der Münzen nicht die gehörige Proportion gegen einander haben. Es kann dem Lande und für sich selbst gleichgültig seyn, welchen Gehalt und welche Benennung unsere Münze führt, da die Ausländer solche allemal als eine Waare ansehen, die sie bloß nach dem wirklichen Gehalte oder nach der Menge des darin enthaltenen Goldes oder Silbers schätzen und annehmen; allein die Proportion unserer verschiedenen Münzsorten gegen einander ist von größerer Wichtigkeit; denn sind

einige von besserem Gehalte, als die andern, so werden die guten gegen die schlechten bald eingewechselt und aus dem Lande geführt. Nur die kleine Scheidemünze kann von etwas geringerem Werthe seyn, weil sie nicht eigentlich zum Handel, sondern bloß zur Bequemlichkeit der Einwohner geschlagen worden. Eben so ist eine genaue Bestimmung des Werthes der ausländischen Münzen gleichfalls nothwendig; setzen wir sie höher, als ihr eigentlicher Gehalt in Ansehung unsers Geldes ist, so werden wir mit diesen fremden Münzen überschwemmt und unsere eigenen besseren werden ausgeführt und wieder zu schlechten umgeschlagen. Hier ist es daher Pflicht des Landesherrn genau den Gehalt, sowohl der einheimischen, als ausländischen Münzen zu bestimmen und sie in beständiger Proportion gegen einander zu erhalten. Das Münz-Regale wird gemißbraucht, wenn der Werth der Münzen zu sehr über den innerlichen Gehalt erhöhet oder die Menge der Bankozettel zu stark vermehrt wird. Der Werth des Silbers in den Münzen übertrifft niemals den Werth des ungemünzten Silbers so weit, daß dadurch die Münzkosten bestritten werden können, weshalb das Münz-Regale dem Landesherrn keinen Vortheil bringt, so lange er die Münze nach ihrem wahren Werthe ausmünzen will. Um diesem vorzubeugen, hat man angefangen, die Menge des Kupfers gegen das Silber zu vermehren oder die Münze geringhaltiger zu machen, besonders fingen die Fürsten, die selbst keine Bergwerke hatten, an, die Münzen anderer umzuschmelzen und sie geringhaltiger wieder auszumünzen, wodurch der Schlage-Schatz entstanden. Wenn nur alle Münzen des Landes in derselben Proportion erhöhet werden, so leidet das Land in Ansehung fremder Nationen nichts, als den Zusatz von Kupfer, der bei Silbermünzen niemals in Be-

trachtung kommt. Die Waaren ſteigen in gleicher Proportion mit der Münze und es iſt den Ausländern gleich viel, ob wir ihnen die Menge Silbers in vielen oder wenigen Stücken bezahlen. Die Bankzettel ſind als Wechſel zu betrachten, die ſich auf den Credit des Landes gründen, da ſie ſelbſt keinen inneren Werth haben. Werden ſie nun in zu großer Menge ausgegeben, ſo daß die Bank nicht im Stande iſt, ſie gleich einzulöſen, ſo verlieren ſie ihren Credit, das gemünzte Gold und Silber geht aus dem Lande und es bleibt nichts als Papier zurück. Jeder Einwohner hat alsdann einen eingebildeten Reichthum in Bankozetteln. Das ganze Land iſt arm, der Wechſelkurs ſteigt auf allen Seiten und das Land leidet. Daſſelbe gilt von einer zu großen Summe Papiergeld, welches ſich nur durch den Credit des Staates, in Hinſicht ſeiner Größe, Macht, Glanz ꝛc., erhält. Der Schatz des Fürſten gewinnt augenſcheinlich bei dieſem Gelde, indem manche Summe darin verloren geht. S. auch unter Münze, Th. 97, S. 637, und im Art. Münzrecht, Th. 98, S. 56. u. f.

Das Jagd- und Forſt-Regale, welches in dem Ober-Eigenthume des Landesherrn, über alle im Lande befindliche Waldungen und über die ſich darin aufhaltenden wilden Thiere beſteht. In den mehrſten Ländern pflegt es, wegen genauer Verwandſchaft, zur Erſparung der vielen Bedienten, mit einander vereiniget zu ſeyn. Die Vortheile der Jagd- und Forſt-Regalien ſind ſehr bedeutend und beſtehen in dem Rechte Forſt- und Jagdordnungen vorzuſchreiben, die Nutzungen der Holzungen einzuſchränken, die Einwohner zur Jagd aufzubieten und endlich die Schweinemaſt in den verſchiedenen Waldungen. Die Pflichten des Landesherrn in Anſehung des Jagd- und Forſtregales beſtehen in einer gehörigen Aufmerk-

samkeit auf die Erhaltung der Waldungen und auf die Menge und den Zustand der wilden Thiere. Man hat zwar jetzt, bei der Verminderung der Jagdlust, nicht mehr zu befürchten, daß das Wild zu sehr ausgerottet werde; überhaupt wird sie auch jetzt mehr des Vergnügens, als des Nutzens wegen getrieben, da sie ehemals ein Hauptnahrungsgeschäft der Einwohner ausmachte. Die Waldungen machen eine der größten Herrlichkeiten des Landes aus, und man sollte daher fleißig Sorge tragen, daß solche gut genutzt, aber nicht zum Nachtheil der Nachkommen ausgerottet werden, wie dies jetzt leider in manchen Staaten geschieht, wo die Gewerbe-Freiheit auch das Holzregale vernichtet hat. Unsere Waldungen werden lichter, bloß des lieben Geldes wegen! ob aber unsere Nachkommen frieren, ja erfrieren werden, daran wird nicht gedacht; das heißt, man sorgt wohl für das Lichten der Wälder, man fällt ganze Waldungen, aber an den Anbau des Holzes, an Anlegung der Schonungen wird nicht gedacht. Eine Entziehung der Staats-Einkünfte, eine Verminderung des Staats-Schatzes. Man erhält die Jagd- und Forst-Regale am besten durch eine genaue Kenntniß der im Lande befindlichen Waldungen und wilden Thiere und durch Jagd- und Forstordnungen, die sich auf die Natur und Eigenschaften derselben gründen. Der Mißbrauch dieser Regalien besteht in der zu starken Hegung des Wildes zum Nachtheil des Landmannes, in der Kostbarkeit der angestellten Jagden, in der Bestrafung der Jagd- und Forstverbrecher, und in der unbilligen Ausdehnung der Waldungen. Da die Revenüen sehr beträchtlich sind, wie schon oben angegeben worden, so ist eine genaue Berechnung und Aufsicht darüber nöthig; s. unter Jagd, Th. 28, S. 466, und unter Waldung, in W.

Das Wasserregale besteht in dem Obereigen-

thume des Staates über die angrenzenden Seen und Ströme, woraus anſehnliche Rechte und Vortheile fließen, es pflegt jedoch durch Verträge mit fremden Nationen eingeſchränkt zu ſeyn, damit dieſe Oberherrſchaft nicht zu weit, zum Schaden ihres Handels, ausgedehnt werde. Zu den Vortheilen des Waſſerregales gehört das Recht, Zoll auf Seen und Strömen zu haben; Freihafen anzulegen; das Eigenthum der geſtrandeten Güter und Schiffe; Fiſchereyen; Seeſalz; Seeprodukte, als Bernſtein, Korallen ꝛc.; das Recht Kanäle und Seehäfen anzulegen; Holz zu flößen; das Eigenthum des neu ſich anſetzenden Landes und endlich Waſſermühlen einzurichten. Die Pflichten des Landesherrn in Anſehung des Waſſerregales gehen insbeſondere auf die Ausbreitung des Handels und auf die Verbeſſerung der Schifahrt. Die aus dem Waſſerregale fließenden Einkünfte ſind von großer Wichtigkeit und werden theils verwaltet, theils unter gewiſſen Bedingungen verpachtet; doch iſt erſteres dem letzteren weit vorzuziehen, da der Pachter in den Jahren der Pacht alle mögliche Vortheile und Einkünfte, oft zum Schaden der Einwohner, daraus zu ziehen ſucht. Für die Staats-Einkünfte und den Schatz iſt es gleichfalls eines der nutzbarſten Regalien, jedoch muß man nicht durch eine gar zu ſtarke Erhöhung den Nahrungsſtand einſchränken. Ueber die Regalien, ſ. auch Th. 121, S. 428. u. f.

Die übrigen landesherrlichen Einkünfte, welche aus dem Hoheits- oder Majeſtätsrechte fließen, ſind gleichfalls Mittel den Schatz zu vermehren. Die Menge und Einrichtung dieſer Revenüen hängt von der Verſchiedenheit der Länder und von der Verſchiedenheit ihrer Quellen ab. Einige gehen durch die Collegia ehe ſie in die Kammer fließen, und da führt die Kammer bloß die Aufſicht über ſie, wenn ſie

abgeliefert werden. Das Recht, Gesetze zu geben, schließt zugleich das Recht in sich, die Gesetze zu erklären, die Uebertreter der Gesetze zu bestrafen und von den Gesetzen zu befreien. Aus diesem Rechte fließen ansehnliche Einkünfte, die ehemals durch falsche Anklagen und Confiscationen noch erhöhet wurden. Diese Einkünfte aber muß man nehmen, wo sie kommen, ohne zu sehr auf ihre Vermehrung und Erhöhung bedacht zu seyn; denn sonst werden sie allemal ungerecht. Hierher gehören gleichfalls die verschiedenen Concessionen, die Austheilung der Privilegien, Dispensationen ꝛc., die aber alle mit Vorsicht genutzt werden müssen. Aus dem Rechte Krieg zu führen und Frieden zu schließen, Truppen zu werben und Matrosen auszuheben, Festungen anzulegen und die Einwohner daran arbeiten zu lassen, fließt auch das Recht Subsidien anzunehmen, Contributionen in den eroberten Provinzen auszuschreiben und Truppen andere Nationen unter gewissen Bedingungen zu überlassen. Was die Subsidien fremder Länder anbetrifft, so sind sie vortheilhaft, so lange sie nicht mit der Ehre und dem Vortheile der Nation streiten; denn beide sind nicht mit Geld zu bezahlen. Der Truppenverkauf an fremde Fürsten für Geld ist eine verkehrte Politik und keinesweges eine Bereicherung des Schatzes. Denn das Leben der Einwohner, der Staatsbürger, ist allemal schätzbarer, als das Geld, wofür sie nieder gemacht werden; wenn gleich einige Politiker wollen, daß auch dieses durch fremde Kolonisten und den täglichen Einwandern von einzelnen Fremden wieder ersetzt werde, so ist der einmal ansäßige Staatsbürger, der wirklich im Vaterlande geboren und erzogen worden, doch weit höher zu stellen, als jene Fremden. Ihm liegt das Wohl seines Vaterlandes am Herzen, in ihm zeigt sich das Gefühl der Vaterlandsliebe, wo

ſoll dies aber bei einem Fremden herkommen, deſſen Intereſſe noch zwiſchen ſeinem eigentlichen Vaterlande, dem verlaſſenen, und dem neu-gewählten, nur gewählten, in der Mitte liegt, ja und nicht einmal in der Mitte liegt, da ihm das Letztere erſt das gewähren ſoll, was er in dem erſteren bereits verloren oder aufgegeben hat. Die im Kriege erworbenen Vortheile hängen von den Umſtänden ab und pflegen in den Kriegsſchatz zu fließen. Auch aus den Rechten der Landeshoheit fließt das Recht des Landesherrn Bedienungen, Ehrenſtellen, Titel und Bürgerrechte auszutheilen, Lehne einzurichten, Akademien anzulegen, über den Nahrungsſtand Aufſicht zu führen ꝛc., woraus nicht unbedeutende Einkünfte, nicht unbedeutende Summen in den Schatz fließen. Die Bedienungen zu verkaufen, wie es in einigen Staaten geſchieht, um hierdurch die Einkünfte zu mehren, iſt ſchädlich, weil dadurch eines Theils das Land mit ſchlechten Bedienten angefüllt, andern Theils die Unterthanen zu ſehr den Bedrückungen der Bedienten ausgeſetzt ſind. — Die Ehrenſtellen und Titel zu verkaufen, iſt gleichfalls dem Staate nachtheilig, weil ſolche das wahre Verdienſt unterdrücken; denn beide ſollten eine Belohnung wahrer Verdienſte ſeyn; allein wo die Belohnung für Geld feil iſt, da pflegt man ſich ſelten um Verdienſte zu bekümmern. Was die Erkaufung des Bürgerrechtes anbetrifft, ſo ſcheint dieſes Manches für ſich zu haben, damit Fremde nicht eben die Vortheile genießen müſſen, als die Einwohner; allein man ſollte nicht bloß auf das Geld dabei ſehen, ſondern auch auf die Moralität des Fremden, ſonſt möchte der Staat dabei wenig gewinnen. Die Aufſicht über den Nahrungsſtand iſt wichtig. Sie enthält das Recht Kammer- oder Handlungs-Traktate zu ſchließen, Handwerks-Innungen einzurichten, Handwerke auszuſchließen, Preiſe der

nothwendigsten Waaren zu bestimmen, Märkte und Messen einzurichten. Die Lehen, welche in vorigen Zeiten aufgekommen waren, um ohne Kosten die Armeen zu vergrößern und zu verstärken, da der Lehnsträger schuldig war, eine gewisse Anzahl Leute zu stellen, sind jetzt abgekommen.

Ferner fließen aus dem Ober-Eigenthumsrechte des Staates das Recht des Landesherrn an alle Dinge, die keinen Eigenthümer haben oder wovon man den Eigenthümer nicht weiß. Hierher gehört der Nachlaß aller derjenigen, die keine Erben haben und die keine Disposition ihres Vermögens nachlassen; nur muß der Sterbefall bekannt gemacht und die gehörige Zeit abgewartet werden; findet sich dann Niemand, so fällt die Erbschaft dem Landesherrn anheim. Hierher werden auch in einigen Ländern das Jus Albinagii (Droit d'Aubaine) oder Jus Hagenstolziatus und andere mehr gerechnet. Auch die gefundenen Schätze haben eigentlich keine Eigenthümer und gehören nach eben diesem Rechte dem Landesherrn; s. Fiscal, Th. 13., S. 470. u. f.

Als Oberhaupt der Kirche hat der Landesherr das Patronatrecht verschiedener Kirchen und die Aufsicht über die Religion und Geistlichen des Landes. Da er nun das Patronatrecht ausübt, welches in der Freiheit besteht, die Kirchenlehrer zu berufen und für die Erhaltung der Kirchen zu sorgen, muß ihm auch wegen des letztern der Kirchenzehnte gereicht werden. Hierher gehören auch die Einkünfte von den Abgaben der Juden und anderer fremden Religionsverwandten, welche im Lande geduldet werden. Eine andere Art den Schatz zu vermehren bewirken die Abgaben; s. oben, S. 458. u. f. und S. 473. Es wäre sehr gut, wenn der Gewinn, den die Einwohner durch ihre Gewerbe, welcher Art sie auch seyn mögen, erlangen, der Grund der Abgaben

seyn könnte, man würde dann weit sicherer bei ihrer Eintheilung gehen; allein dieses läßt sich nicht genau und zuverlässig bestimmen. In dieser Proportion zwischen Reiche und Arme besteht die Billigkeit der Abgaben, die solche weniger verhaßt machen und zugleich ansehnliche Summen, ohne Unterdrückung des Nahrungstandes, einbringt. Größere Summen durch die Abgaben einzutreiben, als es die Noth und die Umstände erfordern, ist gleichfalls unbillig, da das Geld in den Händen der Unterthanen allemal einen sicheren und gewisseren Gewinn trägt, als in der Schatzkammer der Regenten. Man theilt die Abgaben in ordentliche und außerordentliche. Ordentliche Abgaben werden diejenigen genannt, welche beständig dauern und in den mehrsten Ländern gefunden werden. Die gewöhnlichsten derselben sind Contribution und Accise. Andere theilen die Abgaben nach den verschiedenen Sachen ein, worauf sie gelegt werden, in personales und reales. Alle Abgaben waren im Anfange außerordentlich; denn die Einkünfte des Landes waren hinreichend die Ausgaben zu bestreiten und die Abgaben wurden bloß bei außerordentlichen Zufällen eingerichtet; allein in der Folge, wie die Ausgaben des Landes nach und nach stiegen, verwandelte man diese Abgaben in ordentliche, da die Regierung fast beständig Geld nöthig hatte. Eigentlich giebt es nur die oben angeführten zwei Arten ordentlicher Abgaben, nämlich Contribution und Accise, obgleich man in den letzten Zeiten angefangen hat, einige außerordentliche zu ordentlichen zu machen. Die Contribution wird von den verschiedenen liegenden Gütern des Landes gehoben, und bald in Geld, bald in Produkten, und bald in beiden erlegt. Diese Schatzung wurde mit Bewilligung der Einwohner eigentlich zur Unterhaltung der Armee eingerichtet, und ist die allerbilligste Abgabe,

die vielleicht möglich ist. Sie erstreckt sich nicht allein über diejenigen, welche liegende Gründe besitzen, sondern auch über alle diejenigen, welche die Produkte und die Nutzung der liegenden Gründe genießen. Die Einrichtung dieser Abgabe ist nach den verschiedenen Ländern sehr verschieden, und wird gemeiniglich, theils nach der Größe und Güte der Landgüter, durch eine Landtaxe, theils nach der Größe der Häuser oder Menge der Fenster, durch eine Grund- und Fenstertaxe ꝛc. erhoben.

Die Accise wird von den verschiedenen zu verkaufenden Waaren nach Proportion ihres Handelsgewinnes, erhoben und muß auf eine solche Art eingerichtet werden, daß Handel und Wandel nicht darunter leiden. Der Nutzen der Accise besteht in dem unmerklichen Aufbringen ansehnlicher Summen baaren Geldes, in der Gleichheit der Abgabe, daß der, welcher am meisten verkauft, auch am meisten Accise bezahlt, und endlich in dem Unterdrücken der Verschwendung mit überflüssigen und schädlichen Waaren. Diese Abgabe muß so eingerichtet seyn, daß Handel und Wandel dabei gewinnen. Die nothwendigen Waaren müssen nicht zu hoch angesetzt werden, dahingegen die Erhöhung der überflüssigen durch die Accise niemals schadet. Durch diese beiden ordentlichen Abgaben fließt ein Ansehnliches in die Schatzkammer.

Was die außerordentlichen Abgaben anbetrifft, so werden solche oder sollen solche nur bei außerordentlichen Fällen erhoben werden; sie sind also kein eigentliches Mittel den Staatsschatz zu bereichern, sondern dienen nur bei gewissen Vorfällen, wo ein außerordentlicher Aufwand erfordert wird, um die Unkosten zu decken; indessen können auch diese Abgaben etwas zur Vermehrung des Schatzes, und wo nicht, doch zur Erhaltung des vorhandenen beitragen. Wo ein

wirklicher Mangel ist, das heißt, wo die ordentlichen Einkünfte wirklich nicht zureichen wollen, da ist es auch billig, daß die Einwohner solchen auf andere Art ersetzen; man muß aber nicht mehr fordern, als genau zur Bestreitung dieser Ausgaben nöthig ist; denn das Vermögen der Einwohner ist nicht unerschöpflich, und deswegen müssen die Abgaben beständig dem Handelsgewinne und dem Nahrungsstande proportionirt seyn.

Die Einkünfte der außerordentlichen Abgaben zu andern Dingen anzuwenden, als wozu sie eigentlich bestimmt sind, wäre sehr unbillig, indem sie dann um so viel länger dauern müßten. Obgleich die außerordentlichen Abgaben nur zu gewissen außerordentlichen Ausgaben bestimmt sind und dann aufhören sollten, wenn die Ursachen der Abgaben aufhören, um nicht das Vertrauen der Einwohner zu mißbrauchen, so werden sie doch oft unter gewissen Vorwänden gelassen und dauern dann gleich den ordentlichen Abgaben fort, besonders ist dies in neuerer Zeit häufig der Fall gewesen. Ueberhaupt sind unsere Kammeralisten in der jetzigen Zeit, wie schon oben erwähnt worden, häufig bemühet, neue Abgaben ausfindig zu machen, indem sie hierin eine gewisse Stärke suchen; allein es ist keine Kunst neue Titel und neue Arten von Abgaben zu erfinden, wohl aber auf eine haushälterische Weise, ohne Nachtheil des Ganzen, zu sparen, damit man dergleichen Abgaben nicht nöthig hat.

Die Einrichtung der außerordentlichen Abgaben ist sehr verschieden, und muß den Umständen des Landes angemessen seyn. Am besten theilt man sie in freiwillige und gezwungene. Die freiwilligen Abgaben gründen sich auf den Credit des Landes, und bringen ansehnliche Summen ohne Schwierigkeit ein. Jeder Einwohner trägt dazu bei, so viel

So hat man auch noch eine große Anzahl anderer Zusammensetzungen mit Schatz, als Bücher-, Haus-, Garten- ꝛc. Schatz.

Schatz-Collegium, ein Collegium, welches den öffentlichen Schatz verwaltet.

Schatzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Schatz, das ist, eine öffentliche Abgabe, eine Schatzung fordern, mit Schatzung belegen; Niedersächsisch schatten, Schwed. skatta. Es ist im Hochdeutschen veraltet und nur noch in den Zusammensetzungen beschatzen und brandschatzen üblich. 2. Schatz oder Schatzung geben. Niedersächsisch schatten und schotten; auch hier ist es nur in einigen Gegenden in dem Zusammengesetzten verschatzen gangbar; s. auch Schatzung.

Schätzen*), regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nicht unmittelbar von Schatz abstammt, wohl aber ein Seitenverwandter von demselben ist. 1) Dafür halten, aus wahrscheinlichen Gründen urtheilen. Etliche, die uns schätzen, als wandelten wir fleischlicher Weise, 2. Cor. 10., 2. Ich schätze mich selbst noch nicht, daß ichs ergriffen habe, Phil. 3., 13. In dieser Verbindung ist es im Hochdeutschen veraltet. Man sagt nur noch ich schätze es mir für eine Ehre ꝛc. für ich halte; obgleich man nicht gern mehr sagt, sich etwas für eine Schande schätzen.

*) Im Niedersächsischen und Schwedischen gleichfalls schatten, wie das vorige. Bei unsern alten Oberdeutschen Schriftstellern kommt es nicht vor, obgleich es alles Ansehen eines alten Wortes hat. Die erste Bedeutung ist entweder der Werth, der Preis, der im Schwedischen noch jetzt skatt heißt, oder auch das urtheilen, meinen, dafür halten, überhaupt. Im letztern Falle ist es eine Figur der Bewegung, weil alle ähnliche Veränderungen des Geistes bezeichnende Wörter sich auf eben dieselbe Figur gründen. Adl.

ben giebt es noch eine große Anzahl anderer, als Prinzessinnensteuer, Rangsteuer, Hundesteuer, Luxussteuer, als von Bedienten, Kutschen, Pferden, ꝛc. ꝛc., welche zum Theil von vielen Regierungen versucht, dann wieder aufgehoben, wieder unter anderen Namen mit einigen Variationen eingeführt, dann wieder abgeschaft worden sind, weil sie zum Theil dem Publikum drückend waren. Dieses Alles sind nun die Quellen, woraus der Staatsschatz geschöpft wird. Die Einrichtung der Schatzkammer ꝛc. s. Schatzkammer. Man sehe übrigens noch nach: Einkünfte, Th. 10., S. 407. u. f.; Kammer-Gut, Th. 33., S. 321. u. f.; Kammer, daselbst, S. 200. f.; Kammer-Collegium, daselbst, S. 207. u. f.; Kammer-Casse, daselbst.

Schatz, (Braut-), s. oben, S. 453, und Th. 6., S. 574.

— (Ehr-), s. Th. 10., S. 203., Th. 69., S. 743.

— (gefundener), s. unten, Schatzgräber.

— (Gemälde-), s. oben, S. 452.

— (Heer-), s. Th. 22., S. 691.

— (Kauf-), s. oben, S. 453.

— (Klag-), s. das.

— (Korn-), s. das., S. 452.

— (Kunst-) s. das.

— (Lehen-), s. Lehen-Waare, Th. 69., S. 743.

— (Mahl-), s. oben, S. 453.

— (Mieth-), s. das.

— (Schlage-), s. das., S. 490, und Th. 97. S. 416.

— (vergrabener), s. unten, Schatzgräber.

— (Vieh-), s. Klauensteuer, Th. 39. S. 385. und unter Viehsteuer.

— (Wahl-), s. oben, S. 453.

— (Wein-), s. das., S. 452.

Alters, seines Vermögens ꝛc. zu den öffentlichen Anlagen beizutragen hat, ihn schatzen, Luc. 2., 1 S. auch Schätzung.

Schätzer, Fr. Estimateur, eine obrigkeitliche Person, deren Pflicht es ist, gewisse Waaren und Lebensmittel zu besichtigen und den Preis derselben zu bestimmen; der Schätzmeister, und wenn es ein Glied des Rathes ist, in einigen Gegenden der Schätzherr, im Oberdeutschen der Schatzherr. Der Waarenschätzer, das heißt, der kaufmannische Waaren schätzt, der Fleischschätzer, Brodschätzer ꝛc. Schätzer der Kaufmanns-Waaren auf dem Packhofe, s. Waarenschätzer. Auf den Viehmärkten ist das Schätzen des Viehes von nicht geringer Wichtigkeit für den Schlächter. Dieser muß entweder durch den Griff, wie beim Rindvieh, oder durch das Aufheben und Begreifen zugleich, wie bei Kälbern, Schweinen und Hammeln im Voraus wissen, ob das Vieh fett sei und wie viel es wiegt. Beim Rind muß er dasselbe bis auf zehn Pfund zu schätzen wissen. Bei den Kälbern hat er dieses durch das Aufheben und durch das Anfühlen der Brust; und an dem Euter eines Kuhkalbes und nach dem Beutel eines Ochsenkalbes kann er schon wissen, ob sie fett sind. Eine breite Brust zeigt dieses an. Ob ein Kalb fleischigt sei, untersucht er an den Rippen im Rücken und ob die Keulen viel Fleisch haben. Beinahe auf eben die Weise wird ein Hammel geschätzt. Der Schlächter greift demselben nach der Brust, ob solche stark mit Fett bewachsen; dann fühlt er nach den Rippen, ob er auch hier Fett hat, ferner nach dem Nierenstücke oder der Wüste, und zuletzt nach dem Beutel. Durch das Aufheben schätzt er das Gewicht bis auf 1 Pfund. Ist bei einem

2) Im engeren Verstande, ein Ding seiner Zahl, seinem Gewichte, seinem Werthe nach aus wahrscheinlichen Gründen bestimmen. (1) Ueberhaupt. Ich schätze ihn ungefähr funfzig Jahre alt. Man schätzt es nicht so hoch. Man schätzt ihn auf eine Tonne Goldes, man glaubt, daß er so reich ist. Ich schätze das Gut auf 10,000 Thaler, glaube, daß es so viel werth ist. Das ist dem nicht gleich zu schätzen. Etwas sehr hoch schätzen, es werth, geringe schätzen, einem Dinge einen hohen, geringen Werth beilegen und dieses Urtheil thätig erweisen. — (2) In einigen engeren Bedeutungen. (a) Hoch schätzen, hoch halten, einem Dinge einen hohen Werth beilegen und solches thätig erweisen. Er weiß den Werth des Lebens zu schätzen, hoch zu schätzen, oder auch nur, es seinem ganzen Werthe nach zu beurtheilen. Der hassenswürdige Charakter, da man das Gute an Niemanden, als an sich schätzet, Gell. Das von einigen Neuern in dieser Bedeutung gebrauchte Mittelwort geschätzt, z. B. geschätzter Freund, für hoch- oder werth geschätzter, hat wegen der vorstehenden Zweideutigkeit mit der vorigen Bedeutung wenig Beifall gefunden; ob es gleich in der dichterischen Schreibart mehrmals vorkommt. Geschätztes Nichts der eitlen Ehre, Hall. (b) Den Werth, den Preis eines Dinges bestimmen, so daß sich der Begriff der Muthmaßlichkeit, des wahrscheinlichen Grundes verliert; taxieren, in einigen Gegenden schatzen. Das Fleisch schätzen, den Preis bestimmen, um welchen die Fleischer dasselbe verkaufen sollen. Das Brod schätzen ꝛc. Jemanden schätzen, den Theil bestimmen, welchen er nach Maaßgabe seines

gemeinen Mannes zum Aberglauben und zur Begierde, ohne Mühe und Arbeit reich zu werden, sehr groß ist und dadurch einen leichten Spielraum erhält. Dieser Hang ist um so gefährlicher für die Moralität des Volkes, weil der anfangs Betrogene, gewöhnlich bald darauf als Betrüger erscheint, und sich dadurch wieder schadlos zu machen sucht. Er weiß zu gut aus eigener Erfahrung, wie leicht der Abergläubische zu hintergehen ist. Sehr belehrend und warnend ist daher der Inhalt mancher Inquisitionsakte, und wenn gleich viele andere nicht interessant genug sind, um das Publikum zu unterhalten, so sollten sich doch die Kriminalrichter nicht scheuen, die Bewegungsgründe aller Erkenntnisse laut werden zu lassen. Folgende Schatzgräbergeschichte in Hannover giebt davon einen traurigen Beweis.

Einer der Haupt-Mitschuldigen, ein Schuster, aus Stralsund gebürtig, zeigte schon im J. 1775 im fünfunddreißigsten Jahre seines Alters, wo er sich von seinem Handwerke noch redlich ernährte, einen großen Hang zu abergläubischen Dingen, indem er eine magische Gaukelei vornahm, die ihn und einen seiner Gesellen beinahe das Leben gekostet hätte, so wie er dadurch den Tod seiner Frau und eines zweiten Gesellen, obgleich ohne Absicht, verschuldete. Er hatte nämlich einen Hund, den er sehr liebte. Dieses Thier starb im Anfange des Decembers 1775 plötzlich und der Inquisit hegte den Verdacht, sein Nachbar habe ihn mit Gift getödtet. Um sich hiervon zu überzeugen, und den vermeinten Thäter recht empfindlich zu bestrafen, bediente er sich folgenden abergläubischen Mittels. Er nahm das Herz des todten Hundes, bespickte solches mit Stecknadeln, that es in einen neuen Topf mit Wasser, setzte solchen um Mitternacht auf ein Kohlenbecken und ließ es, unter dem strengsten Stillschweigen der Mitanwesenden, die aus seiner Frau und zwei Gesellen bestanden, kochen.

Lamme der Hals und die Brust stark und fett, bei den Bocklämmern der Beutel und bei den Zibbenlämmern das Euter fett, so ist dieses ein Zeichen von der Güte des Lammes. Ein Schwein wird gleich dem Rinde durch einen Griff geschätzt. Der Schlächter muß sehen, ob es völlig ausgewachsen ist, ob es Speck auf den Rippen und Backenfleisch am Halse hat, und ob der Rücken bewachsen, breit und mit Speck ausgewachsen sei. Das Schmeer oder die Liesen beurtheilt er aus der Stärke der Wamme, die zwischen den Hinterfüßen und dem Bauche sitzt.

Schatzfinden, s. Schatzgräber.

Schatzfrei, Bei- und Nebenwort, nur in einigen Gegenden frei von dem Schatze, das heißt, von der Schatzung oder Steuer, im Gegensatz des schatzbar. Schatzfreie Güter; s. Schatz, 7.

Schatzgeld, doch nur von mehreren Summen. 1) Geld, in so fern es als ein Schatz oder eine Schatzung erlegt wird oder erlegt worden; eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Bedeutung; s. oben Schatz 7. 2) Geld, welches man als eine Kostbarkeit aufhebt, im Gegensatz dessen, welches man zu seinen gewöhnlichen Bedürfnissen gebraucht. So pflegt man im gemeinen Leben die Medaillen Schatzgeld zu nennen; s. Schatz 5. und daselbst weiter unten.

Schatzgräber, Kurgänger, im niedrigen Scherze Kloakkrämer, Priveträumer, Secretfeger; Fr. Gadouard, Gadouart, Vuidangeur, Leute, die ein Geschäft daraus machen, nach den in der Erde verborgenen Schätzen zu graben. Es gab eine Zeit, wo die Schatzgräbereien so zu sagen an der Tagesordnung waren, weil sie dem gemeinen Mann glänzende Aussichten boten, und besonders, da der Hang des

gemeinen Mannes zum Aberglauben und zur Begierde, ohne Mühe und Arbeit reich zu werden, sehr groß ist und dadurch einen leichten Spielraum erhält. Dieser Hang ist um so gefährlicher für die Moralität des Volkes, weil der anfangs Betrogene, gewöhnlich bald darauf als Betrüger erscheint, und sich dadurch wieder schadlos zu machen sucht. Er weiß zu gut aus eigener Erfahrung, wie leicht der Abergläubische zu hintergehen ist. Sehr belehrend und warnend ist daher der Inhalt mancher Inquisitionsakte, und wenn gleich viele andere nicht interessant genug sind, um das Publikum zu unterhalten, so sollten sich doch die Kriminalrichter nicht scheuen, die Bewegungsgründe aller Erkenntnisse laut werden zu lassen. Folgende Schatzgräbergeschichte in Hannover giebt davon einen traurigen Beweis.

Einer der Haupt-Mitschuldigen, ein Schuster, aus Stralsund gebürtig, zeigte schon im J. 1775 im fünfunddreißigsten Jahre seines Alters, wo er sich von seinem Handwerke noch redlich ernährte, einen großen Hang zu abergläubischen Dingen, indem er eine magische Gaukelei vornahm, die ihn und einen seiner Gesellen beinahe das Leben gekostet hätte, so wie er dadurch den Tod seiner Frau und eines zweiten Gesellen, obgleich ohne Absicht, verschuldete. Er hatte nämlich einen Hund, den er sehr liebte. Dieses Thier starb im Anfange des Decembers 1775 plötzlich und der Inquisit hegte den Verdacht, sein Nachbar habe ihn mit Gift getödtet. Um sich hiervon zu überzeugen, und den vermeinten Thäter recht empfindlich zu bestrafen, bediente er sich folgenden abergläubischen Mittels. Er nahm das Herz des todten Hundes, bespickte solches mit Stecknadeln, that es in einen neuen Topf mit Wasser, setzte solchen um Mitternacht auf ein Kohlenbecken und ließ es, unter dem strengsten Stillschweigen der Mitanwesenden, die aus seiner Frau und zwei Gesellen bestanden, kochen.

Die Kohlen, deren man sich zu diesem Experimente bediente, waren aber unglücklicherweise nicht ausgeglühet, und da die Fenster und Thüren der kleinen Stube fest verschlossen wurden, auch Niemand sich regen durfte, so ward die Frau und der eine Gesell darüber ein Opfer des Todes, und sowohl der Inquisit, als auch der andere Gesell verloren dabei alle Besinnung, so daß, besonders der Letztere, da man erst den andern Morgen, als die Thür von den Nachbarn aufgeschlagen ward, zu Hülfe kommen konnte, nur mit genauer Noth am Leben erhalten wurde. Daß der Hund wirklich vergiftet gewesen, fand sich, bei angestellter medicinischer Untersuchung, nicht. Die Justitzkanzley zu Hannover erkannte hierauf am 23sten December 1775 daß, da überall kein Verdacht einer tödtlichen Absicht gegen die verunglückten Personen vorhanden sei, dem Inquisiten (der sogleich ins Gefängniß gebracht worden war) den Arrest zur Strafe anzurechnen, und ihm von seinem Beichtvater die Unzuläßigkeit seiner Handlungen vorzuhalten sei. Welchen Lebenswandel der Mann in der Folge führte, darüber schwiegen die Akten. Er heirathete bald darauf wieder und erzeugte mit seiner Frau mehrere Kinder, von denen jedoch nur eins am Leben blieb. Im Jahre 1787 erschien er aber als ein erfahrnes Mitglied einer ordentlichen Verbrüderung von Schatzgräbern, die einen andern berüchtigten Betrüger an ihrer Spitze hatten, der sich für einen Freimaurer ausgab und diese Hülle zu allerhand Geldprellereien der untersten Volksklasse mißbrauchte: ein ums andere Schätze nachwies, in Bierkrügen magisch experimentirte, und allerhand Gesindel angeblich zu Freimaurern aufnahm; dabei machte er den Leuten weiß, sie könnten, wie schon die Benennung darthue, nunmehr frei in allen Krügen zehren, indem alle Flaschen und Schränke sich ihnen unentgeldlich öffnen würden, so bald sie nur ihre hohe Würde dem Wirthe bekannt machten. Dieses köstliche Privilegium war daher schon werth, daß man ein Paar Pistolen dafür anlegte! auch fehlte es nicht an Zulauf. Zu den Spießgesellen

dieſes Wundermannes, der aber zu ſeinem Glücke ſchon vor der im April 1787 bei dem Gerichtſchulzenamte der Neuſtadt Hannover erhobenen Inquiſition die Stadt verlaſſen hatte, gehörten noch drei anderen. Ein Schäfer, aus Kopenhagen gebürtig, 56 Jahr alt, Ehemann und Vater von drei Kindern, dann ein penſionirter Invalide und Leinweber, 44 Jahr alt, von Rötzing gebürtig, und endlich ein Leinweber aus Rethmar, 54 Jahr alt, beide Ehemänner und Väter von drei Kindern. Dieſe Bande von Betrügern hat den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit mehrerer Perſonen auf eine Art gebrandſchatzt, die beinahe unglaublich ſcheint. In einem Zeitraume von ungefähr drei Jahren haben ſie, wie die Akten höchſt glaublich zeigen, obgleich die ganz genaue Summe verſchiedener Urſachen wegen, nicht auf das ſtrengſte hat erwieſen werden können, einen Schatz von beinahe 600 Rthlrn. in ihre Taſchen gezaubert, und ſind dabei, wie es immer zu geſchehen pflegt, in weit armſeligere Umſtände gerathen, als wenn ſie ſich auf eine ehrliche Weiſe ernährt hätten. Die Betrogenen ſind feſt bis auf den letzten Augenblick in ihrer Verblendung beharrt, und haben mit der größten Zuverſicht, in Hoffnung der vielen tauſend Thaler, die ſie unter ihren Füßen, und alſo ſo nahe als möglich zu wiſſen glaubten, ihren letzten Heller dazu beigeſteuert. Hierbei zeichnete ſich vorzüglich ein Einwohner des Amtes Blumenau aus, der ſich, weil er einige Mal des Nachts in ſeinem Garten einen feurigen Klumpen, vermuthlich ein Irrlicht, erblickt hatte, weder durch Zureden ſeiner Obrigkeit, ſeines Beichtvaters, noch durch gelinde Strafen von dem Wahne eines in ſeinem Garten vergrabenen Schatzes hat anbringen laſſen. Dafür iſt er beinahe verarmt und hat mehrere andere Perſonen, die aus Dummheit und Aberglauben ſich zur Beſtreitung der nöthigen Koſten bei Hebung des Schatzes mit ihm vereiniget hatten, dadurch um anſehnliche Summen gebracht. Daß die Betrüger bei dieſen Leuten, denen der Kopf voll von Schätzen war, leichtes Spiel hatten, wird man leicht denken

können; auch wurden sie von ihnen ängstlich aufgesucht; und als einmal eine Frau aus der Gesellschaft, die alle ihre Habseligkeiten schon dabei zugesetzt hatte, den Beschwörer auf das beweglichste zuredete, sie doch nicht zu hintergehen, ward sie dadurch wieder beruhiget, daß der eine Schatzgräber sie versicherte, wenn er sie betrüge, so mache er sich hiermit anheischig, ihr die Zinsen von dem Kapitale der 85,000. doppelten Pistolen, wonach der Leichtgläubigen eben jetzt der Mund wässerte, von nicht weniger, als 777. Jahren herauszuzahlen. Einst, als nach öfteren Experimenten in der Gegend von Seelze die Erwartung der Betrogenen aufs höchste gespannt war und der eiserne Kasten mit den Goldstücken noch immer zu erscheinen zögerte, wusten sich die Inquisiten nicht anders zu helfen, als daß sie sich von zwei dazu bestellten Leuten plötzlich verjagen und dem Anscheine nach jämmerlich zerschlagen ließen; dem Anscheine nach, wie es auf dem Theater geschieht. Der Hokuspokus, dessen sich diese Schatzgräbermeister bedienten, bestand hauptsächlich in folgendem: Einer von ihnen gab sich für einen Professor aus, ein Anderer für dessen Sekretair, und ein Dritter gar für einen Hildesheimischen Domprobst. Sie trugen zuweilen katholische Priesterkleidung und bestellten einmal ihre Kunden auf den Domplatz zu Hildesheim, wo sie das nöthige Geld bloß für Seelenmessen, wie sie vorgaben, in Empfang nahmen. War dieses Geld nun verthan, so waren unter manchem Vorwande, neue Seelenmessen erforderlich, und da schon so viel darauf verwandt war, so konnten die armen Leute dem Reitze, nur noch zum letzten Male ihre Baarschaft daran zu wagen, nicht widerstehen. Nach und nach schritt man näher zu der Beschwörung. Es ward Erde von dem Platze, wo der Schatz vermuthet wurde, um Mitternacht verbrannt, dies geschah ein paar Mal in dem Seelzer Grunde, auch in der Herrenhäuser Masch; und diese Erde, welche die Zauberer vorher heimlich mit brennbarer Materie vermischt hatten, brannte lichterloh. Dann

sonders auf dem Lande; und sie ist an und für sich ganz natürlich; nur werden dabei in der Angst gemeiniglich die verkehrtesten Maaßregeln genommen, und uns sind im siebenjährigen Kriege, bei den Invasionen der Russischen leichten Kriegesvölker dadurch manche Kostbarkeiten und baares Geld verloren gegangen, welches ohne eine dergleichen Verheimlichung ganz sicher geblieben und gerettet seyn würde. So nur unter andern ein Beispiel. Ein Gutspächter hatten einen Topf mit 1500 Thlr. im siebenjährigen Kriege im Garten vergraben. Diese Vergrabung hatte er zwar ganz allein verrichtet, und weder seiner Frau, noch seinen Kindern das geringste davon offenbart. Sein Herz hing aber an diesem Gelde dergestalt, daß er sich alle Abende an den Ort, wo er seinen Schatz vergraben hatte, begab, und sorgfältig untersuchte, ob er auch Spuren einer dabei vorgegangenen Veränderung antreffe. Bei diesen öfteren Besuchungen des gedachten Ortes mußte er von einigen Nachbarn beobachtet worden seyn und diese dadurch die Ursache errathen haben. Alles dieses war schon geschehen, ehe sich noch Etwas von den feindlichen Partheien hatte sehen lassen; als sich aber diese Partheien wirklich näherten, und er sich, um denselben auszuweichen, einen andern sichern Ort zu seinem Aufenthalte zu wählen beschloß, so wollte er gern sein vergrabenes Geld mitnehmen; allein mit Erstaunen fand er weder Topf, noch Geld, und er mußte mit leeren Händen von dannen ziehen. Daß die Feinde diesen Schatz nicht erhoben hatten, war bei den vorhin bemerkten Umständen offenbar; er mußte daher, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Raub diebischer und untreuer Nachbarn geworden seyn. Nach geschlossenem Frieden wurden zwar Nachforschungen

etwas ungläubigen Bauern gemerkt und der angebliche Geist tüchtig abgeprügelt worden ist. Ein anders Mal soll bei dem Dorfe Leveste, in gleicher Absicht, ein schwarzer todter Hund von ihnen begraben worden seyn, in Hoffnung, die Bauern würden ihn für den Teufel halten. Endlich soll einer dieser Zauberer — horrendum dictu! — sogar den Daumen eines Gehenkten besessen haben, wodurch dieser, vermittelst einer daran befestigten Bleyfeder, Alles von selbst hinschreiben müssen, was der Beschwörer zu wissen verlangt. Der schwarze Mann wird aber vermuthlich vergessen haben, diesen Zaubergriffel um sein künftiges Schicksal zu befragen, sonst würde er seine losen Künste nicht haben in dem Karren zu Hameln sechs Jahre lang büßen müssen. Seine saubern Helfershelfer wurden gleichfalls durch ein Kriminal-Erkenntniß vom 21sten October 1789. nach dem Grade ihrer Theilnahme, auf sechs, drei und zwei Jahre in den Karren und in das Zuchthaus verurtheilt.

Unter Schatzgraben, Schatzfinden, versteht man im juristischen Sinne die Auffindung und Entdeckung solcher Dinge, die von einem gewissen Werthe sind und entweder zu Kriegeszeiten oder auch bei andern Vorfällen, um sich gegen Raub und Plünderungen sicher zu stellen, verborgen worden sind. Das Vergraben des Geldes und anderer kostbarer Dinge war bei unsern Vorfahren, besonders in Kriegszeiten, weit gewöhnlicher, als jetzt. Die größere Ordnung und Menschlichkeit, die von den kriegführenden Mächten in unseren Tagen beobachtet wird, ist wohl die Schuld davon, wozu noch kommt, daß vielleicht unsere Vorfahren weit mehr Geld und Kostbarkeit, deren Verlust sie durch das Vergraben verhindern wollten, besaßen, als wir. Indessen zeigt sich die Neigung, das Seinige bei entstandener Gefahr gern verbergen zu wollen, auch noch gegenwärtig, be-

und Untersuchungen deshalb angestellt, alles aber, was dabei entdeckt werden konnte, bestand in bloßen entfernten Muthmaßungen und es kam bei der ganzen Sache weiter nichts heraus, als daß er sein Geld nicht wieder bekam, welches er ohne diese ängstliche Vorsicht gewiß behalten haben würde. Es könnten hier noch mehrere ähnliche Beispiele leicht angeführt werden, um einen jeden zu überzeugen, daß das Vergraben ein sehr unrichtiges und unsicheres Verwahrungsmittel des Geldes und anderer Kostbarkeiten ist, besonders da derjenige, der ein solches Vergraben unternommen hat, sehr oft, ohne es seinen Erben offenbaren zu können, unvermuthet wegstirbt wodurch dergleichen Sachen, ohne vom Feinde, oder von diebischen Händen geraubt worden zu seyn, von selbst verloren gehen.

Ein Schatz, welcher dem Eigenthümer des Grundes, worin er entdeckt worden, oder dem Finder zufällt, oder unter beiden getheilt werden soll, muß sichere Merkmale an sich tragen, daß er von undenklichen Zeiten her verborgen gelegen. Bei dem Gelde kann solches sehr leicht an den Münzsorten, bei dem Silber und andern Kostbarkeiten aber an der Façon oder Arbeit, welche in allen Jahrhunderten zwei- bis dreimal abgeändert wird, entdeckt werden. Wird daher z. B. Geld gefunden, worunter Münzsorten, die erst in neuern Zeiten geschlagen worden, befindlich sind, so ist solches ein sicheres Kennzeichen, daß die Vergrabung dieses Geldes nur erst neuerlich geschehen und es kann daher damit nicht auf den Fuß, wie sonst bei andern von alten Zeiten herrührenden Schätzen gewöhnlich ist, verfahren werden. Dieser Unterschied unter den alten und neuen vergrabenen Schätzen ist auch in der Vernunft

und Billigkeit vollkommen gegründet; denn von den Dingen, wovon man versichert ist, daß sie erst in den neuern Zeiten vergraben worden, kann durch eine legale Bekanntmachung der aufgefundenen Sachen, noch immer der wirkliche Eigenthümer derselben oder doch wenigstens dessen Erben entdeckt werden, welches aber bei den von undenklichen Jahren her verborgenen Dingen unmöglich fällt. Warum man aber dem wirklichen Eigenthümer oder dessen Erben, wenn sich dieselben dazu gehörig legitimiren können, ein dergleichen Schatz vorenthalten soll, wie einige Rechtslehrer wollen, ist nicht einzusehen und schwerlich mit Gründen zu belegen; denn es kann hier alles dasjenige auch Statt finden, was von andern über der Erde aufgefundenen Sachen Rechtes ist. Hier ist nun zuerst zu entscheiden, wem ein alter aufgefundener Schatz, wovon weder der Eigenthümer, noch auch dessen Erben ausfindig gemacht werden können, wenn Uneinigkeiten darüber entstehen, zuzubilligen sei. Die Römischen Gesetze machen hierbei einen Unterschied, ob der Schatz auf des Finders eigenthümlichen Grund und Boden, oder auf einem fremden Grunde, wovon ihm das Eigenthum nicht zugehört, entdeckt worden. In dem ersten Falle wird derselbe dem Finder, da er beides, Finder und Eigenthümer, zugleich ist, zugeeignet, in dem zweiten ist aber festgesetzt, daß sich alsdann, wenn der Schatz bloß von ungefähr und nicht durch angewandte Mühe und Arbeit entdeckt worden, beide, der Eigenthümer und Finder, darin theilen sollen. Der §. 39. J. de R. D. ist hierunter dergestalt klar, daß an Orten, wo nicht durch die Landesgesetze ein anderes verordnet worden, wohl nicht der geringste Zweifel dagegen erhoben werden kann; auch liegt

bei dieſer Entſcheidung, Vernunft und Billigkeit zum Grunde. Indeſſen ſind doch, ſowohl in dem erſten, als zweiten Falle, verſchiedene Ausnahmen gemacht worden. Bei dem erſten Falle kommt zuförderſt die Frage vor, ob ein Ehemann, der auf dem Dotalgute ſeiner Ehefrau einen Schatz aufgefunden hat, ſolchen vor ſich allein behalten kann, oder ob die Ehefrau ebenfalls einen Antheil daran haben muß. Dem Manne ſcheint zwar, daß auch andern, die an einer Sache ein bloßes Zeiteigenthum haben, ein von ihnen darin aufgefundener Schatz zugehöre, zu gute zu kommen; zumal ihm zugleich der Nießbrauch des Dotalgrundes zuſtändig iſt; ein dergleichen Schatz aber ſonſt in allen Fällen auch als eine Frucht des eigenthümlichen Grund und Bodens angeſehen wird; deſſen ungeachtet ſuchen die Rechtslehrer ihm dieſes Recht durch eine ſubtile Diſtinction, die ſich nur ſchwer bis zur Ueberzeugung begreiflich machen läßt, gleichſam aus den Händen zu winden. Sie machen einen Unterſchied unter dem Eigenthume der Materie und der Form. Von der Materie eines Dotalgutes, worunter ſie die körperliche Subſtanz deſſelben verſtehen, wollen ſie dem Ehemanne kein Eigenthum einräumen, ſondern ſolches nur bloß auf die Form, womit ſie die Eigenſchaft des Dotis zu bezeichnen gedenken, einſchränken. Unter dieſer dunklen und verhüllten Diſtinction ſehen ſie einen Ehemann, der auf dem Dotalgute ſeiner Ehefrau einen Schatz aufgefunden hat, als einen fremden Finder deſſelben an und billigen ihm auch nur die Hälfte davon zu; dahingegen die andere Hälfte der Ehefrau anheim fällt. Die Wirkung dieſer Diſtinction fällt indeſſen noch billiger und vernünftiger aus, als der Satz, worauf ſie gegründet wird, an und ſich ſelber iſt; denn die Entdeckung

eines solchen Schatzes, kann wohl nicht füglich zu den ordentlichen Früchten des Dotalgutes, wovon der Mann der Genießbraucher ist, gerechnet werden. Sie ist vielmehr ein Zuwachs des Eigenthumes, und es würde, besonders bei nur kurz gedauerten und ohne Kinder geendigten Ehen, der Billigkeit zuwiderlaufen, wenn die Ehefrau davon gänzlich ausgeschlossen werden, sondern ein dergleichen gefundener Schatz dem Ehemanne zum alleinigen Eigenthume verbleiben sollte. Die Sache ist demnach so, wie sie durch die Meinungen der Rechtslehrer entschieden worden, gerecht und billig; allein diese Billigkeit rührt nicht aus den von den Rechtslehrern darunter angenommenen Gründen, sondern aus ganz andern schon vorhin erwähnten vernünftigen Ursachen her; man nimmt dieses sehr oft in den Rechtswahrheiten, so die Rechtslehrer mit gekünstelten und zum Theil unnatürlichen Argumenten befestigen wollen, wahr.

In dem zweiten Falle, wo der Schatz auf einem fremden Grund und Boden entdeckt worden, wird dabei wiederum ein Unterschied angenommen, nämlich: ob solches von ungefähr geschehen oder derselbe vorsetzlich, mit vieler dabei angewandten Mühe, aufgesucht worden. Ist das erstere, so fällt der aufgefundene und entdeckte Schatz zur Hälfte dem Eigenthümer des Grund und Bodens, die andere Hälfte aber dem Finder zu. Hat sich aber Jemand gelüsten lassen, auf einem fremden Grunde ein vorsätzlicher Schatzgräber zu werden und auch wirklich etwas zu entdecken das Glück gehabt, so hat er seine angewandte Mühe umsonst gethan und es bekommt dann der Eigenthümer des Grund und Bodens denselben allein. Auch im Fall ein Dritter, mit des Eigenthümers Geneh-

migung und Verlangen, unter gewiſſen, von dem letzteren gethanenen, Verſprechungen nach einem Schatze gegraben und denſelben entdeckt hat, kann der Finder deſſelben daran keinen Anſpruch machen, ſondern nur bloß dasjenige von dem Eigenthümer fordern, was ihm für ſeine angewandte Mühe verſprochen worden. Gemeiniglich pflegen dergleichen Schatzgräbereien, wovon man auch noch in unſern aufgeklärten Zeiten hin und wieder mancherlei Beiſpiele hat, auf bloße Geldſchneidereien hinauszulaufen, und ſolche Betrüger, die dem gemeinen Manne, der auch in unſern Tagen noch abergläubiſch bleibt, dadurch das Geld auf eine unverſchämte Art abzulocken ſuchen, verdienen eine nachdrückliche Beſtrafung. Man findet ſonſt auch noch im Römiſchen Rechte Spuren, daß zwiſchen den erlaubten und unerlaubten Schatzgrabungsmitteln ein Unterſchied gemacht worden, und ein durch die letztern entdeckter Schatz dem Fiscus anheim gefallen ſei. Zu den erlaubten Schatzgrabungsmitteln hat man unter andern die dabei vorgenommene Geiſterbeſchwörung als eine Hauptſache zu deſſen Hebung angeſehen. Man glaubte nämlich, daß ein ſolcher Schatz unter dem Schutze eines Geiſtes ſtehe und ſolcher daher nothwendig, ehe man deſſelben habhaft werden könne, gebannt werden müſſe. Hierher gehören auch die bekannten Wünſchelruthen, ſ. dieſe, in W. Das erſtere pflegt auch noch jetzt von den erwähnten betrügeriſchen Schatzgräbern, um das gemeine Volk dadurch zu blenden, zu geſchehen. Man hat aber nicht Urſache, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, ſich über die Frage: wem ein auf dergleichen Art entdeckter Schatz zuſtändig ſei? den Kopf zu zerbrechen, indem ſolches allemal auf eine ſtrafbare Geldſchneiderei

hinauslaufen und dadurch niemals ein wirklicher Schatz zum Vorschein gebracht wird. Da nun ein Schatz eine bewegliche Sache von Werth ist, deren Eigenthümer Niemand weiß, und welchen man an einem verborgenen Orte gefunden hat, so ist es auch billig, daß derjenige, auf dessen Grund und Boden der Schatz gefunden worden, ihn ganz behält, er muß aber dabei keine abergläubischen oder sogenannten magischen Künste gebraucht haben, um ihn zu heben. Ist dieses geschehen, so bekommt der Finder zur Strafe nichts von dem Schatze, sondern er gehört dem Landesregenten *). Was Rechtens ist, wenn Jemand auf fremden Grund und Boden einen Schatz gefunden, ist schon oben erwähnt worden. Wenn bei den Römern ein Knecht oder der Sohn einen Schatz gefunden hatte, so gehörte er dem Herrn oder Vater desselben, nach Verschiedenheit des Orts, wo er gefunden worden, entweder ganz oder zur Hälfte; hatte der Knecht mehrere Herrn, so wurde der gefundene Antheil des Schatzes unter sie, nach Verhältniß ihres Antheils an dem Knechte, getheilt. Sollte aber ein Knecht, der mehrere Herren hatte, den Schatz auf einem Grundstücke gefunden haben, das nur dem einen Herrn allein gehörte, so war auch der Schatz ganz allein der seinige, weil er die eine Hälfte, als Besitzer des Grundstückes fordern konnte, und die andere Hälfte, als Herr des Sklaven **). Gesetzt aber, der Knecht, welcher einen Schatz findet, ist kein

*) Im L. un. Cod. de thes. heißt es: In suis locis unicuique, dummodo sine sceleratis ac puniendis sacrificiis aut alia qualibet arte legibus odiosa thesaurum (id est condita ab ignotis dominis tempore vetustiori mobilia) quaerere, et invento uti, liberam tribuimus facultatem.

**) Si communis servus in domini unius fundo proprio thesaurum invenit, de parte quae soli domino semper cedit,

Eigenthum des Herrn, sondern er hat blos den Niesbrauch daran. In diesem Falle bekommt allein der Eigenthümer des Sklaven den Antheil am Schatze, welcher dem Sklaven eigentlich gehört hätte, wenn er ein freier Mensch gewesen wäre; der Knecht mag bei der Arbeit des Grabens oder durch eine andere Veranlassung den Schatz gefunden haben. Auf diese Verordnung des Römischen Rechts gründet man sich bei Entscheidung der Frage, wenn man Arbeitsleute zum Graben braucht und diese finden einen Schatz, wem dieser eigenthümlich zugehört? Wenn die Arbeitsleute nicht dazu gemiethet worden, daß sie einen Schatz ausgraben sollen, so wird er den Arbeitsleuten zur Hälfte zugesprochen, vermöge der oben angeführten Grundsätze. Die Frage: wem das Eigenthum von einem gefundenen Schatze zustehe, ist von den Römischen Kaisern bald so, bald wieder anders bestimmt worden. Die Kaiser vor dem Nerva sprachen ihrem Fiscus das Eigenthum der Schätze zu. Nerva, Hadrian, Septimus Severus und Caracalla hegten billigere Grundsätze und überließen die Schätze dem Herrn des Grundstückes, wo er gefunden worden. Nach den Zeiten des Caracalla legte man das Eigenthum der Schätze wieder dem Fiscus bei, bis die Kaiser Carus und Carinus dieses abänderten und dem Eigenthümer des Grundstücks das Eigenthum beilegten; allein diese Verfassung wurde in der Folge wieder abgeändert und dem Kaiserlichen Fiscus das Eigenthum der Schätze zuge-

non est dubium, quin solius domini praedii sit, verum an aliquid ex parte ferat alter socius videndum est, et numquid simile sit, atque cum stipulatus servus jussu unius domini aut, per traditionem aliquid accipit, vel nominatim alteri. Quod magis dici potuerit.

suchen. Der Kaiser Constantin der Große setzte fest, daß der Finder und der Herr des Grundstücks sich in den Schatz theilen sollten, wenn der Finder es dem Herrn freiwillig entdeckt hatte, daß er einen Schatz gefunden. Verschwieg er es aber, so fiel sein Antheil zur Strafe dem Fiscus zu. Der Kaiser Theodosius der Große überließ dem Finder den ganzen Schatz, worauf aber der Kaiser Leo es auf die Art festsetzte, wie es auch von Justinian bestätiget worden ist. Verschiedene Kaiser, die dem Finder den Schatz überliessen, machten dabei dennoch einen Unterschied zwischen gefundenem Golde und andern Sachen, sahen auch auf die Größe des Schatzes, wo sodann von dem Finder etwas abgegeben werden mußte. Verschiedene Rechtslehrer haben eine große Schwierigkeit dabei gefunden, wie der §. 39. Inst. de rer. diu. und der L. 3. §. pen. D. de Jure fisci vereinigt werden könne. Der Professor Westphal ist der Meinung, es sei hier gar keine Vereinigung nöthig; denn da §. 39. Inst. de rer. diu. nur historisch enthalte, was die Kaiser Antonin und Verus verordnet haben.

In Deutschland ist man über die Frage nicht ganz einig, ob die Verordnung des Römischen Rechts von dem Eigenthumsrechte an einem gefundenen Schatze gelten, oder ob durch das Deutsche Privatrecht etwas anders dieserhalb festgesetzt worden? Einige Rechtslehrer legen dem Landesfürsten das Eigenthum von allen Schätzen bei, indem sie sich auf den Sachsenspiegel, 1. B., 35. C., berufen; da aber diese Sammlung weder ein Gesetzbuch ist, noch auch dieses wirklich sagt, so ist die richtigere Meinung die, wenn man behauptet: der Regel nach gilt das Römische Recht bei Entscheidung eines Streites über das Eigenthum ei-

nes gefundenen Schatzes, wenn nicht durch Landesgesetze oder Gebräuche dem Fiscus die Schätze beigelegt worden sind. Der Schatz muß bloß eine herrenlose, das heißt, eine solche Sache seyn, deren Eigenthümer nicht in Erfahrung gebracht werden kann. Findet daher Jemand eine bloß der Sicherheit wegen vergrabene oder versteckte Sache, so muß er sie dem Eigenthümer, sobald er ihn erfährt, wieder zustellen, ja er wird als ein Dieb bestraft, wenn er den Eigenthümer weiß und giebt ihm dennoch seine Sache nicht wieder zurück oder er macht die Sache nicht bekannt. Findet Jemand einen Schatz und es ist ungewiß, ob er Alles richtig angezeigt hat, so kann ihm der Eid abgefordert werden, daß er wirklich nicht mehr gefunden habe, als er angegeben. Gehört der Ort, wo er gefunden worden, mehreren Herren, so können sie auf die Theilung dringen.

Da das Finden einer verlornen Sache und eines sogenannten Schatzes sehr oft nach einander sehr nahe kommenden Grundsätzen entschieden werden muß, so ist es nöthig hiervon auch hier noch etwas anzuführen. Wer etwas verliert, hat zwar seine Sache nicht mehr im Besitz, sie ist aber deswegen immer noch sein Eigenthum, weil er sich desselben nicht begeben hat; folglich darf sich einer verlornen Sache Niemand in der Absicht bemächtigen, um sie eigenthümlich an sich zu bringen. Der Finder muß dem Herrn seine verlornen Sachen umsonst herausgeben und kann nicht einmal eine Belohnung dafür fordern. Sollte sich aber Jemand, auf Verlangen des Eigenthümers viel Mühe gegeben haben, die Sache wieder zu finden, so muß er seine Mühe und Kosten vergütet bekommen. Nach diesen Grundsätzen fällt es sogleich in die Augen, daß alle Arten von

sprochen. Der Kaiser Constantin der Große setzte fest, daß der Finder und der Herr des Grundstücks sich in den Schatz theilen sollten, wenn der Finder es dem Herrn freiwillig entdeckt hatte, daß er einen Schatz gefunden. Verschwieg er es aber, so fiel sein Antheil zur Strafe dem Fiscus zu. Der Kaiser Theodosius der Große überließ dem Finder den ganzen Schatz, worauf aber der Kaiser Leo es auf die Art festsetzte, wie es auch von Justinian bestätiget worden ist. Verschiedene Kaiser, die dem Finder den Schatz überliessen, machten dabei dennoch einen Unterschied zwischen gefundenem Golde und andern Sachen, sahen auch auf die Größe des Schatzes, wo sodann von dem Finder etwas abgegeben werden mußte. Verschiedene Rechtslehrer haben eine große Schwierigkeit dabei gefunden, wie der §. 39. Inst. de rer. diu. und der L. 3. §. pen. D. de Jure fisci vereinigt werden könne. Der Professor Westphal ist der Meinung, es sei hier gar keine Vereinigung nöthig; denn da §. 39. Inst. de rer. diu. nur historisch enthalte, was die Kaiser Antonin und Verus verordnet haben.

In Deuschland ist man über die Frage nicht ganz einig, ob die Verordnung des Römischen Rechts von dem Eigenthumsrechte an einem gefundenen Schatze gelten, oder ob durch das Deutsche Privatrecht etwas anders dieserhalb festgesetzt worden? Einige Rechtslehrer legen dem Landesfürsten das Eigenthum von allen Schätzen bei, indem sie sich auf den Sachsenspiegel, 1. B., 35. C., berufen; da aber diese Sammlung weder ein Gesetzbuch ist, noch auch dieses wirklich sagt, so ist die richtigere Meinung die, wenn man behauptet: der Regel nach gilt das Römische Recht bei Entscheidung eines Streites über das Eigenthum ei-

nes gefundenen Schatzes, wenn nicht durch Landesgesetze oder Gebräuche dem Fiscus die Schätze beigelegt worden sind. Der Schatz muß bloß eine herrenlose, das heißt, eine solche Sache seyn, deren Eigenthümer nicht in Erfahrung gebracht werden kann. Findet daher Jemand eine bloß der Sicherheit wegen vergrabene oder versteckte Sache, so muß er sie dem Eigenthümer, sobald er ihn erfährt, wieder zustellen, ja er wird als ein Dieb bestraft, wenn er den Eigenthümer weiß und giebt ihm dennoch seine Sache nicht wieder zurück oder er macht die Sache nicht bekannt. Findet Jemand einen Schatz und es ist ungewiß, ob er Alles richtig angezeigt hat, so kann ihm der Eid abgefordert werden, daß er wirklich nicht mehr gefunden habe, als er angegeben. Gehört der Ort, wo er gefunden worden, mehreren Herren, so können sie auf die Theilung dringen.

Da das Finden einer verlornen Sache und eines sogenannten Schatzes sehr oft nach einander sehr nahe kommenden Grundsätzen entschieden werden muß, so ist es nöthig hiervon auch hier noch etwas anzuführen. Wer etwas verliert, hat zwar seine Sache nicht mehr im Besitz, sie ist aber deswegen immer noch sein Eigenthum, weil er sich desselben nicht begeben hat; folglich darf sich einer verlornen Sache Niemand in der Absicht bemächtigen, um sie eigenthümlich an sich zu bringen. Der Finder muß dem Herrn seine verlornen Sachen umsonst herausgeben und kann nicht einmal eine Belohnung dafür fordern. Sollte sich aber Jemand, auf Verlangen des Eigenthümers viel Mühe gegeben haben, die Sache wieder zu finden, so muß er seine Mühe und Kosten vergütet bekommen. Nach diesen Grundsätzen fällt es sogleich in die Augen, daß alle Arten von

Sachen, welche bei einem Schiffbruche oder auf eine andere Weise ins Wasser fallen, oder von einem Wagen verloren werden, dadurch nicht aufhören, ein Eigenthum desjenigen zu seyn, dem sie vorher zugehörten. Der menschenfreundliche Kaiser Antonin entschied daher, daß der Fiscus kein Recht an dergleichen Sachen haben sollte. Die Deutschen Völker des Mittelalters dachten aber ganz anders. Sie betrachteten jeden Fremden, als ihren Feind, und deswegen erklärten sie alle seine auf ihrem Grund und Boden befindlichen Sachen für ihnen zugehörig. Personen und Güter, die durch Schiffbruch verunglückt und vom Ufer oder Strande ausgeworfen worden, legten sie dem Staatseigenthume bei, weil der Staat Eigenthümer der Ufer wäre, und daher erzählen die alten Geschichtschreiber, daß der Erzbischof von Bremen sogar eine durch Schiffbruch ans Land getriebene Gräfin von Stade für seine Leibeigene halten wollte. Diese barbarische Behauptung hat zu dem sogenannten Strandrechte und dem Grundruhrrechte Anlaß gegeben. Das Strandrecht oder die Wracke war das Recht, sich alle durch Schiffbruch verunglückte Personen und Sachen, welche am Ufer des Meeres gefunden wurden, zuzueignen. Geschah die Zueignung solcher Sachen, die an Ufern der Flüsse lagen, so wurde es das Grundruhrrecht genannt. Der Deutsche hatte daher das Sprichwort: der Schiffer kann Leib und Gut verfahren, wenn er Schiffbruch leidet. Je mehr sich die rohe Denkungsart der Völker in Europa verminderte, desto größere Schritte machte man in der Einschränkung dieses barbarischen Rechtes. Der Kaiser Friedrich der Zweite verordnete, daß die Schiffahrt frei seyn sollte, und verbot die Schiffe und Frachten anzirgend

einem Ufer anzuhalten oder gar wegzunehmen. Diese Gesetze hatten aber nicht alle Wirkungen, die man dadurch zu erlangen hoffte, und daher mußte man noch im Jahre 1265. im nördlichen Deutschland den geistlichen Arm zu Hülfe nehmen, um das Strandrecht zu unterdrücken. Kaiser Karl der Vierte verbot es den 3. December 1666. aufs Neue und brachte es auf dem Rhein und Main in Anwendung. Karl der Fünfte verbot es abermals aufs strengste. Heutzutage ist die Sache endlich so weit gekommen, daß der Landesregent die gestrandeten Güter zwar auffangen und in Verwahrung bringen läßt, welches man Bergen heißt, sie werden aber, nach vorhergegangener richterlicher Untersuchung, an die Eigenthümer gegen Bezahlung des Bergegeldes ausgeliefert. Meldet sich der Eigenthümer nicht, so werden sie verkauft, und das daraus gelöfete Geld wird entweder zu milden Stiftungen angewendet oder zu den Landesherrlichen Kammereinkünften geschlagen. Wer im Schiffbruche verunglückte Güter an sich behält, wird als ein Dieb hart bestraft.

Hierher können nun auch noch diejenige Sachen gerechnet werden, welche als verlassen anzusehen sind. Eine schon vorhin unter dem Eigenthume gestandene Sache kann auch dadurch aufs Neue ein Res nullius und folglich zu einer neuen Occupation fähig werden, wenn sie von dem vorigen Besitzer wiederum verlassen oder weggeworfen wird. Dergleichen kann sich sowohl bei den beweglichen, als unbeweglichen Dingen zutragen, und es entsteht daraus eine ganz besondere Klasse von Sachen, deren Eigenthum durch die Auffindung oder eine neue Occupation erlangt werden kann. Eine zu dieser Klasse gehörige Sache wird, nach der

Juriſtenſprache, eine Sache die pro derelicta oder von ſeinem Eigenthümer verlaſſen gehalten werden muß, genannt. Wenn aber eine Sache wirklich pro derelicta oder von ſeinem Eigenthümer für verlaſſen gehalten werden ſoll, ſo wird, wie ſich Juſtinian §. 47. J. de R. D. ſehr paſſend darüber ausgedrückt hat, vor allen Dingen erfordert, daß der Eigenthümer dieſelbe mit dem Vorſatz, ſie nicht weiter zu beſitzen, noch in ſeinem Eigenthume zu haben, weggeworfen und verlaſſen habe. Oefters iſt aber ein Eigenthümer genöthiget, ſich von einer Sache zu entläſtigen, entweder durch einen Unglücksfall oder durch ein anderes Hinderniß, ohne die Abſicht zu haben, ſolche gänzlich zu verlaſſen und ſich ihres Gebrauches völlig zu begeben. Auch dieſes wird durch ein ſehr paſſendes Beiſpiel von den zur Rettung eines Schiffes ins Waſſer geworfenen Sachen erläutert; denn einem Schiffer, der einen Theil der geladenen Waaren ins Waſſer wirft, um das Schiff nicht ſinken und untergehen zu laſſen, kann wohl die Abſicht, an ſolche ins Waſſer geworfene Waaren weiter kein Eigenthum zu haben, nicht beigemeſſen werden, ſondern er behält noch immer die Hoffnung, wenn es möglich iſt, ſie wieder aus dem Waſſer herauszuziehen und als ſein Eigenthum zu benutzen. Kein Fremder kann daher, wenn ihm nicht etwa das oben erwähnte Standrecht dazu berechtiget, dergleichen Dinge als res derelictae anſehen und ſich daran, im Fall er ſich ihrer zu bemächtigen Gelegenheit gehabt hat, ein Eigenthum anmaßen. Die Römiſchen Geſetze führen unter den Dingen, die als res derelictae mit Recht angeſehen werden können, beſonders die Missilia an, worunter ſie das bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten öffentlich ausge-

worfene Geld verſtehen. Da die Auswerfung dieſes Geldes in der Abſicht geſchieht, daß ſich ein jeder deſſelben ſo gut als möglich bemächtigen ſoll, ſo kann es, daß ſolches vor eine verlaſſene Sache, woran der vorige Eigenthümer weiter kein Recht haben will, angeſehen werden müſſe, wohl kein Bedenken haben. Sobald ſich daher Jemand von ſolchem ausgeworfenen Gelde eines Stückes bemächtiget hat, geht das Eigenthum davon an ihn über, und ein Dritter, der am nächſten bei ihm ſteht, kann, wie es bei dergleichen tumultariſchen Luſtbarkeiten nicht an Beiſpielen zu fehlen pflegt, ihm ſolches, unter dem Vorwande, daß er daran ein gleiches Recht habe, nicht wieder abnehmen, indem die Rechte ausdrücklich feſtſetzen, daß dergleichen Res derelictae dem erſten, der ſich deren bemächtiget, zugehören, und folglich das Eigenthum davon in dem Augenblicke, da die Occupation geſchieht, übergeht. Obgleich dieſes Beiſpiel ſehr geſchickt iſt, den hierunter angenommenen Rechtsſatz zu erläutern und deutlich zu machen, ſo leuchtet doch von ſelbſt ein, daß darüber wohl nur ſehr ſelten in den Gerichten wirkliche Prozeſſe entſtehen können, noch werden, weil dergleichen Streitigkeiten gemeiniglich auf der Stelle von den Partheien ſelbſt durch eine derbe Prügelei abgemacht zu werden pflegen; auch iſt das Geldauswerfen in unſern Tagen eine ganz unbekannte Sache geworden, oder geſchieht doch wenigſtens ſehr ſelten und bei außerordentlichen Feierlichkeiten. Es giebt indeſſen noch mehrere mögliche Fälle, in welchen es, ob eine Sache vor verlaſſen zu halten ſei oder nicht, zweifelhaft werden kann. In den großen Städten wird, um hiervon ein anderes Beiſpiel zu geben, der überflüſſige Miſt, als auch der Gaſſenkoth, außerhalb

der Stadt an den Wegen auf groſsen Haufen gefahren, welches geſchieht, um in der Stadt eine reine Luft zu erhalten und allen Geſtank zu vermeiden, eine nothwendige Beſorgung der Polizei. Dieſer nun vor's Thor gefahrene Miſt ſcheint ein Res derelictae zu ſeyn, indem ſich die Eigenthümer deſſelben weder bedienen können, noch wollen. Es entſteht daher hier die Frage, ob ſich die benachbarten Bauern ſolchen Miſt zu Nutzen machen und auf ihre an das Stadtfeld ſtoſsende Aecker fahren können? Allerdings würde dieſes mit Ja beantwortet werden können; allein der Ordnung halber ſind ſie ſolches eigenmächtig zu thun nicht befugt, ſondern ſie müſſen die Erlaubniſs dazu von dem Stadtmagiſtrate, auf deſſen Verfügung ſolche Miſthaufen zuſammengefahren worden ſind, gehörig nachſuchen, dieſer aber ihnen ſolches, in ſo fern nicht die Bürger der Stadt, welche allerdings die nächſten dazu ſind, einen Gebrauch davon machen wollen, zu verweigern nicht Urſache haben, weil eine gute Polizei auch die nach den groſsen Städten gehenden Straſsen und Wege frei und reinlich gehalten wiſſen will. Es iſt ein anderes, wenn ſich ein oder der andere Ackerbürger, wie nicht ſelten zu geſchehen pflegt, den in ſeinem Stalle erzeugten oder ſonſt erkauften Miſt zur Winterszeit, wo er denſelben nicht ſogleich auf ſeinen Acker bringen kann, vor der Stadt, um bei eintretendem Frühjahre einen Gebrauch davon zu machen, zuſammengefahren hat. Ein ſolcher Miſthaufen hat keinesweges die Eigenſchaft einer verlorenen Sache an ſich und es kann ſich daher auch kein Dritter deſſelben, ohne ſich dadurch einer Art des Diebſtahls ſchuldig zu machen, anmaſsen.

Es giebt aber nicht bloſs bei beweglichen Din-

gen Fälle, wo dieſelben von ihren Eigenthümern verlaſſen werden können, ſondern man hat auch von unbeweglichen Grundſtücken hiervon Beiſpiele. Es wird ſich zwar in unſern Tagen Niemand ſolcher von einem Eigenthümer verlaſſenen Grundſtücke anmaßen können, ſondern ſolches allemal mit Genehmigung und unter Autorität, entweder der Gerichtsobrigkeit, oder desjenigen, der an dergleichen Grundſtücke das Obereigenthum beſitzt, geſchehen müſſen; denn wenn gleich der Dominus utilis ſeinen Acker verläßt, ſo iſt doch in den meiſten Fällen der Dominus directus, welcher die Diſpoſition darüber behält, vorhanden. Hat aber derjenige, der ein Grundſtück verlaſſen, beides, Dominum utile und Dominum directum zuſammen beſeſſen, ſo bleibt noch immer die Obrigkeit, unter deren Gerichtsbarkeit das verlaſſene Grundſtück belegen, vor deſſen Widerbeſetzung zu ſorgen verpflichtet. Ueberhaupt iſt das Dominium aller Dinge, beſonders aber der unbeweglichen, zu unſern Zeiten dergeſtalt genau beſtimmt, daß dabei niemals eine eigenmächtige Occupation Statt finden kann. Auch die größeſten Wüſteneyen haben ihre beſtimmten Oberherren, ohne deſſen Vorwiſſen und Einwilligung, wenn es auch noch ſo nützlich wäre, darin nichts vorgenommen werden kann.

Ueberhaupt werden die verlaſſenen Sachen, als Schätze (Gold, Silber, gemünzt und ungemünzt, Edelſteine) Gefäße, Bildſäulen, Waaren ꝛc. zu den herrenloſen Sachen gerechnet. Unter herrenloſe Sachen verſteht man verſchiedene Dinge: 1) heißen diejenigen Sachen herrenlos, die ihre erſte natürliche Unabhängigkeit (libertas naturalis) noch haben, welche darin beſteht, daß ſie ganz frei von allen denjenigen Verhältniſſen ſind, welche als Folgen irgend einer Abhängigkeit betrachtet

dünne goldene Fugen mit einander verbunden ist. Die darin aufbewahrten Gegenstände erhalten noch jetzt einen so bedeutenden Werth, der jeden Fremden in Erstaunen setzen muß. So enthält das erste Zimmer Bildsäulen von Bronze, theils nach Antiquen, theils moderne; unter die ersteren gehören der Toro Farnese, Marcus Aurelius und viele andere; unter die zweiten vorzüglich die in der Neustadt aufgestellte Bildsäule August des Zweiten im verjüngten Maaßstabe auf dem Modelle des nicht ausgeführten Fußgestelles, und die Kopie von der Bildsäule Ludwigs des Sechzehnten, die sich ehemals in Paris, auf dem Platze Vandome, befand. Die Brustbilder, en bas relief, von Friedrich Wilhelm dem Ersten, Könige von Preußen, und seiner Gemahlin, und von August dem Zweiten mit der Königin Eberhardine, sind über die Thüren angebracht. — Im zweiten Zimmer findet man bloß Kunstwerke aus Elfenbein. Das vorzüglichste darunter ist ein bas relief, zwei Pferdeköpfe vorstellend, von Michael Angelo Buonarotta. Ferner verdient noch Aufmerksamkeit eine Fregatte, woran die Segel so dünne, als das feinste Papier sind, und doch die erhaben geschnittenen Wappen des Sächsischen Hauses zeigen, und rings um das Schiff die Namen und das Sterbejahr aller Sächsischen Regenten eingegraben sind. Einige Büchsen, mit erhaben geschnittenen Landschaften, welche, gegen das Licht gesehen, die schönsten Transparante darstellen. — Drittes Zimmer. Man findet daselbst einen im Jahre 1782. von dem Hof-Juwelier Neubert aus Sächsischen Steinen, Perlen und Porzellan in Gold gefaßten Kamin; einige Arbeiten, besonders einen sehr großen Schrank aus Bernstein, Mussiv-Arbeiten, und alte Emaillen. — Das vierte Zimmer enthält eine große Anzahl gol-

dener und silberner und vergoldeter Gefäße; unter erstern eine Trinkschale Peter des Ersten, Russischen Kaisers, und die vier Becher, welche Johann Georg der Erste bei Theilung seiner Staaten, seinen vier Prinzen mitgab. — Das Fünfte Zimmer enthält eine große Menge kostbarer Gefäße aus allen Arten Orientalischer Steine geschnitten, mehrere Pokale mit Kameen besetzt, die größte in der Welt existirende Emaille, eine Madonna von Dinglinger, beinahe 2. Ellen hoch und über ½ breit; eine ungeheure Menge Gefäße aus Bergkrystall, Straußeneyern und Muscheln, und sechs prachtvolle Tische von Florentiner Mussivarbeit, zieren diesen Saal, in welchem die Bildnisse der zehn Churfürsten von Moritz, bis auf August den Dritten hängen. — Sechstes Zimmer. Dieses umfaßt eine große Sammlung von Sächsischen und Orientalischen Perlen und daraus verfertigter Kunstwerke, größtentheils in Gold gefaßt und reich mit Edelsteinen verziert. Viele elfenbeinerne Figuren und eine Menge Arbeiten aus kostbaren Steinen, ebenfalls in Gold gefaßt und mit Edelsteinen besetzt. — Siebentes Zimmer. Dieses ist mit Eichenholz getäfelt, und mit den in Bronze gearbeiteten Wappen des Königl. Polnischen und Chur-Sächsischen Hauses verziert. In demselben wird die Krone, der Zepter, Reichsapfel und der Krönungsmantel August des Dritten aufbewahrt. — Achtes Zimmer, welches das kostbarste der ganzen Sammlung in sich begreift, nämlich, eine Vorstellung, wie der Groß-Mogul ehemals seinen Geburtstag feierte, von Dinlinger gearbeitet, mit hundert drei und dreißig Figuren, alles von Gold, emaillirt und reich mit Edelsteinen verziert; eine Menge goldener Ketten, Stücke und Schwerdter mit Edelsteinen besetzt, unter letzteren das Churschwerdt; eine Sammlung von

Edelsteinen aller Arten, in Garnituren gefaßt, als: Carniole, Topase, Smaragde, Saphire, Rubinen, Rosetten und Brillanten, wo unter letztern auch der grüne 160 Gran wiegende Brillant und ein weißer von 194½ Gran besonders merkwürdig sind. Eine Menge mit Brillanten besetzter goldener Vließ-Orden, unter welchen der große Granat in der Welt, größer, als das größte Taubeney, und ein vortrefflicher Hyacinth, der die Kenner fesselt; und endlich den schönsten bekannten Onix, welcher 6¾ Zoll lang und 4¾ Zoll breit ist.

Die Schatzkammer in München, in dem Königlichen Schlosse, der Residenz, besteht aus einem getäfelten, weiß lackirten und reich mit vergoldeten Bildhauerarbeiten verzierten Saal, in welchem sich vier große Spiegel befinden. Bei einem derselben stehen auf vergoldeten Consolen sieben Figuren von Silber, welche vergoldet sind. Bei den beiden andern vierzehn bronzene, und beim vierten Spiegel sieben Chinesische Figuren. Außerdem stehen in den vier Ecken auf Postamenten sechzehn Chinesische Pagoden von Chinesischem Alabaster. Dann gewahrt man vier Tische, von denen zwei schwarz marmorne Platten haben. Auf beiden stehen acht durchbrochene sehr schöne Vasen von Porzellan mit Vögeln und Blumen, nebst vier großen Indianischen Vögeln. Auf einem Tische von grünem Serpentinsteine stehen zwei große porzellanene Pagoden mit Girandolen; dann ein sehr prachtvolles porzellanenes Thee-Service, welches inwendig massiv mit Gold überzogen ist. Mitten im Saale steht ein sehr kostbarer und ungemein künstlich ausgelegter Tisch, welcher 3 Ellen lang, 2 Ellen breit und dessen Platte von Ebenholz ist. Mitten auf derselben ist eine große Florentinische eingelegte Landschaft, an einem Flusse liegend, worüber eine Brücke geht. Alles ist von Lapis Lazuli,

Calcedon, Agat und Amethiſt eingelegt; dann iſt es noch mit 14 Platten von Lapis Lazuli und Agat belegt. Der eigentliche Schatz wurde zu Ende des verwichenen Jahrhunderts in acht weißen kleinen Kaſten mit Vergoldungen und Glasthüren aufbewahrt. Die vorzüglichſten ſind folgende: Im erſten Kaſten befindet ſich eine maſſiv-goldene Stockuhr, welche emaillirt und mit Roſetten von Amethiſten und couleurtem Golde verziert iſt. Eine goldene, 6 Zoll hohe Urne mit Türkiſſen beſetzt. Ein maſſiv-goldener, ſehr ſchöner Aufſatz auf eine Tafel; die oberſte Konfiturſchale wird von vier Nymphen getragen. Dieſen Aufſatz haben die Landſtände von Tyrol dem Churfürſten Philipp von der Pfalz, als ſie Staathalter daſelbſt waren, verehrt. — Im zweiten Kaſten iſt der verzogene Name des verſtorbenen Churfürſten Karl Theodor, von 85, einer Haſelnuß großen Orientaliſchen Perlen zuſammengeſetzt, auf der andern Seite iſt der verzogene Name der Churfürſtin auf eben dieſelbe Art. Die berühmte Pfälziſche Perle, die ſo groß wie eine Haſelnuß, die eine Hälfte ſchwarz, die andere weiß iſt. Sie liegt auf einem Poſtamente, welches mit zwei goldnen Schlangen, mit Brillanten beſetzt, garnirt iſt. Ein Doiſon, worin ein großer Rubin, der 116 Karat wiegt, und mit Brillanten carmoiſirt iſt. Der Rubin allein wird auf 60,000 Fl. geſchätzt. Ein Degengefäß von Gold, welches mit vier und zwanzig großen und hundert und ein und dreißig kleinen Rubinen, auch dreihundert Brillanten beſetzt iſt. Der goldene Stockknopf hat drei und dreißig Rubinen und fünf und vierzig Brillanten. Die Charnier und Schuhſchnallen haben zuſammen 104 Rubinen und 320 Brillanten. Eine ganze Garnitur Knöpfe von Rubinen und Brillanten, darunter ſind 42 große und 34 kleine Knöpfe. Die großen und kleinen Knopf-

Edelsteinen aller Arten, in Garnituren gefaßt, als: Carniole, Topase, Smaragde, Saphire, Rubinen, Rosetten und Brillanten, wo unter letztern auch der grüne 160 Gran wiegende Brillant und ein weißer von 194½ Gran besonders merkwürdig sind. Eine Menge mit Brillanten besetzter goldener Vließ-Orden, unter welchen der große Granat in der Welt, größer, als das größte Taubeney, und ein vortrefflicher Hyacinth, der die Kenner fesselt; und endlich den schönsten bekannten Onix, welcher 6¾ Zoll lang und 4¾ Zoll breit ist.

Die Schatzkammer in München, in dem Königlichen Schlosse, der Residenz, besteht aus einem getäfelten, weiß lackirten und reich mit vergoldeten Bildhauerarbeiten verzierten Saal, in welchem sich vier große Spiegel befinden. Bei einem derselben stehen auf vergoldeten Consolen sieben Figuren von Silber, welche vergoldet sind. Bei den beiden andern vierzehn bronzene, und beim vierten Spiegel sieben Chinesische Figuren. Außerdem stehen in den vier Ecken auf Postamenten sechzehn Chinesische Pagoden von Chinesischem Alabaster. Dann gewahrt man vier Tische, von denen zwei schwarz marmorne Platten haben. Auf beiden stehen acht durchbrochene sehr schöne Vasen von Porzellan mit Vögeln und Blumen, nebst vier großen Indianischen Vögeln. Auf einem Tische von grünem Serpentinsteine stehen zwei große porzellanene Pagoden mit Girandolen; dann ein sehr prachtvolles porzellanenes Thee-Service, welches inwendig massiv mit Gold überzogen ist. Mitten im Saale steht ein sehr kostbarer und ungemein künstlich ausgelegter Tisch, welcher 3 Ellen lang, 2 Ellen breit und dessen Platte von Ebenholz ist. Mitten auf derselben ist eine große Florentinische eingelegte Landschaft, an einem Flusse liegend, worüber eine Brücke geht. Alles ist von Lapis Lazuli,

Calcedon, Agat und Amethist eingelegt; dann ist es noch mit 14 Platten von Lapis Lazuli und Agat belegt. Der eigentliche Schatz wurde zu Ende des verwichenen Jahrhunderts in acht weißen kleinen Kasten mit Vergoldungen und Glasthüren aufbewahrt. Die vorzüglichsten sind folgende: Im ersten Kasten befindet sich eine massiv-goldene Stockuhr, welche emaillirt und mit Rosetten von Amethisten und couleurtem Golde verziert ist. Eine goldene, 6 Zoll hohe Urne mit Türkissen besetzt. Ein massiv-goldener, sehr schöner Aufsatz auf eine Tafel; die oberste Konfiturschale wird von vier Nymphen getragen. Diesen Aufsatz haben die Landstände von Tyrol dem Churfürsten Philipp von der Pfalz, als sie Staathalter daselbst waren, verehrt. — Im zweiten Kasten ist der verzogene Name des verstorbenen Churfürsten Karl Theodor, von 85, einer Haselnuß großen Orientalischen Perlen zusammengesetzt, auf der andern Seite ist der verzogene Name der Churfürstin auf eben dieselbe Art. Die berühmte Pfälzische Perle, die so groß wie eine Haselnuß, die eine Hälfte schwarz, die andere weiß ist. Sie liegt auf einem Postamente, welches mit zwei goldnen Schlangen, mit Brillanten besetzt, garnirt ist. Ein Doison, worin ein großer Rubin, der 116 Karat wiegt, und mit Brillanten carmoisirt ist. Der Rubin allein wird auf 60,000 Fl. geschätzt. Ein Degengefäß von Gold, welches mit vier und zwanzig großen und hundert und ein und dreißig kleinen Rubinen, auch dreihundert Brillanten besetzt ist. Der goldene Stockknopf hat drei und dreißig Rubinen und fünf und vierzig Brillanten. Die Charnier und Schuhschnallen haben zusammen 104 Rubinen und 320 Brillanten. Eine ganze Garnitur Knöpfe von Rubinen und Brillanten, darunter sind 42 große und 34 kleine Knöpfe. Die großen und kleinen Knopf-

löcher haben 516. wie Erbsen große Rubinen und 654. Brillanten. Das goldene Vließ dazu ist mit 21. Brillanten und 12. Rubinen besetzt, darunter sind zwei so groß, wie eine Muskatennuß. Eine Doison von bloßen Brillanten, worin sich einer befindet, der so groß wie eine Nuß und dabei sehr rein und schön ist. Er wird auf 300,000. Fl. geschätzt. Eine sehr kostbare brillantene Garnitur Knöpfe. Sie besteht aus 42. großen Knöpfen, davon ein jeder so groß wie ein Silbergroschen, und 34. kleinen, davon jeder so groß wie eine Haselnuß ist. Sie sind sämmtlich sehr rein und schön. Schuh- und Knieschnallen dazu sind von Gold mit großen Brillanten besetzt. Eilf Ordenssterne; der eine ist von bloßen Brillanten; ein anderer von Brillanten und Rubinen und ein dritter von Smaragden und Brillanten. Ein Degen mit Smaragden und Brillanten. Eine Garnitur Knöpfe von Smaragden und Brillanten. Eine Achselspange von bloßen Brillanten und eine von Rubinen und Brillanten. Vier Umgehänge von Orientalischen Perlen, so groß wie eine Erbse, aus sechs Schnüren bestehend; das andere ist von gleicher Beschaffenheit. Ferner eins von fünf Schnuren, welche aus 120 Stück großen Perlen bestehen. Das vierte hat auch fünf Schnüre und hinten ein massiv-goldenes Schloß, welches mit Brillanten, von der Größe einer Erbse, besetzt ist. Eine goldene Tabaksdose, auf deren Deckel ein Smaragd, so groß wie eine Welsche Nuß, ist, und so auch unten; ein kostbares Stück. Schuh- und Knieschnallen mit blaßrothen Brillanten besetzt; oben ist ein erhabenes Brustbild von Maximilian Emanuel in Calcedon geschnitten. Die Pfälzische Krone von Gold. Sie hat sechs große und sechs kleine Schilder mit Saphiren, Perlen, Chrysolithen und Rubinen besetzt. Mit diese ist Churfürst Friedrich von der

Pfalz zum Könige von Böhmen gekrönt worden. Ein Spiegel mit einem sehr prachtvollen Rahmen von Gold, welcher die Breite einer Hand hat, und mit großen Perlen, großen Chrysoliten, Rubinen und Amethisten besetzt ist; am obersten Theile ist ein Saphir, so groß wie eine Nuß. Zwei silberne und vergoldete Schmuckkästchen, welche mit Diamanten und Rubinen sehr reich besetzt sind. Der Ritter St. Georg von massivem Golde, eine halbe Elle hoch, das Pferd ist von Agat; dieses Alles ist sehr reich mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren und Perlen besetzt. Er wird auf 150,000. Gulden geschätzt. Eine große Familienkette von Gold, deren sich die alten Herzoge und Churfürsten bedient haben. Sie ist mit fünf einer Nuß großen Smaragden und vier dergleichen großen Rubinen, acht großen Perlen und hundert drei und siebenzig andern Edelsteinen besetzt. — Im dritten Kasten ist eine weiße Urne einer Elle hoch, worauf goldene und emaillirte Eichengehenke mit großen Saphiren besetzt sind. Eine sehr große und schön gearbeitete goldene Schüssel. Ein prachtvoller goldener Tafel-Aufsatz, welcher aus zwölf Stücken besteht und zwei massivgoldene Girandol-Leuchter. — Im vierten Kasten ist eine große sehr schöne Schüssel von Orientalischen rothen Jaspisplatten mit weißen Adern in Gold gefaßt, und mit großen Perlen und Diamanten besetzt. Drei prachtvolle Gefäße von Onyx und Gold. — Im fünften Kasten sind lauter Gefäße von Bergkrystall, worunter eine Galeere mit zwei Mastbäumen von Gold. Eine große Flasche, welche auf den Seiten zwei goldene Figuren hat und übrigens mit großen Perlen und Türkissen besetzt ist. — Im sechsten Kasten befindet sich ein zehn Pfund schwerer Becher von Gold, welcher mit Smaragden, Rubinen und Perlen besetzt ist. Die Geburt Jesu

im Stalle zu Bethlehem, von kleinen Perlen künstlich zusammengesetzt. Ein Schachspiel von Ebenholz, mit vergoldeten und emaillirten Figuren. Eine Uhr von Gold, mit einem Gehäuse von Schildkröte, welches mit Perlen, Diamanten und Rubinen besetzt ist. Oben ist ein erhabenes Portrait von Maximilian Emanuel und Kriegs-Trophäen. Ein massiv-goldenes Schreibzeug und noch eins von Alabaster in massiv Gold gefaßt. — Im siebenten Kasten ist eine sehr große massiv-goldene Taufschüssel, daraus alle Baierische Prinze getauft worden sind. Auf derselben sind acht erhabene Basreliefs. Auch das Gießbecken dazu ist sehr schön. Ein Ritterschwerdt von Gold, welches ungemein schön emaillirt ist, in einer hellblau sammetenen Scheide. Ein goldenes Nachtzeug, wo der obere Theil auf allen Stücken sehr schön emaillirt ist. Zwei goldene Kronen, Zepter und Reichsapfel von Karl dem Siebenten. Eine sehr große schöne goldene Tasse. — Im achten Kasten ist ein ungemein schöner, zwei Ellen hoher Spiegel, dessen massiv goldener Rahmen mit Lapis Lazuli ausgelegt ist. Eine Schüssel von Lapis Lazuli, worauf zwölf goldene Rosetten, die mit Rubinen und Diamanten besetzt sind. Vier goldene Tassen, die mit Lapis Lazuli besetzt sind. Ein sehr schönes Nachtzeug von Gold, welches mit sehr schönen Lapis Lazuli-Platten belegt ist. Fünf massiv-goldene Becher, die auch mit Lapis Lazuli ausgelegt sind. Der ganze Werth dieses Schatzes wird auf 7. Millionen Gulden geschätzt.

Die Kaiserlich Königliche Schatzkammer in Wien ist wegen der großen Menge Juwelen und anderer Kostbarkeiten, die man in der sogenannten weltlichen Schatzkammer findet, so wie auch wegen der großen Menge von Reliquien, womit die sogenannte geistliche Schatzkammer

angefüllt ist, vorzüglich aber wegen der daselbst befindlichen Kunstwerke berühmt. Besonders merkwürdig ist der berühmte Diamant von Karl dem Kühnen.

Was die Londner Schatzkammer anbetrifft, s. unter London, Th. 80., S. 390. Hier noch mehrere andere Schatzkammern anzuführen, würde zwecklos seyn, besonders da man ihren neueren Zustand nicht kennt.

Beschreibung des grünen Gewölbes oder der Schatzkammer zu Dresden und der Kaiserlichen Schatzkammer in Wien. Leipzig, 1786.
Das grüne Gewölbe in Dresden. 1801.
Fabri geographisches Lesebuch, II., S. 168.
Beschreibung von Wien, S. 24.
Fabri Sammlung von Reisebeschreibungen, II., S. 385.
Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen und geographischen Nachrichten, 7r Th., Leipzig, 1788., S. 538. u. f.

Schatzkasten, Schatzkästchen, Schatzkästlein. 1. Eigentlich, ein Kasten, insofern er zur Aufbewahrung eines Schatzes, das ist, sowohl des Geldes, als auch einer jeden kostbaren Sache bestimmt ist. In der Deutschen Bibel kommt es auch in der sonst ungewöhnlichen Bedeutung eines Vorrathskastens, ja eines Vorrathshauses vor. In der Bedeutung eines Ortes, wo die öffentlichen Einkünfte verwahrt werden, ingleichen der zu ihrer Verwaltung verordneten Personen ist es im Hochdeutschen gleichfalls veraltet. — 2. Eine figürliche Benennung mehrerer entweder auf einzelne Blätter oder in Gestalt eines Buches zusammengedruckter, erbaulicher Stellen, wovon man durch das Ungefähr eine zu seiner Erbauung aufschlägt oder zieht, wo es nur im Diminutivo allein üblich ist.

Schätzmeister, s. Schätzer.

Schatzmeister, im weiblichen Geschlechte, die Schatzmeisterin, eine Person, welche einem Schatze in den drei letzten Bedeutungen dieses Wortes, s. oben, unter Schatz, vorgesetzt ist, wo dieses Wort noch in vielen Fällen üblich ist, besonders diejenige Person zu bezeichnen, welche dazu bestimmt ist, die Geldeinnahme in Empfang zu nehmen und solche an die bestimmten Orte wieder auszuzahlen, da denn der Schatzmeister oft eben das ist, was in andern Fällen ein Rentmeister, Cassirer, Seckelmeister, Pfennigmeister, Zahlmeister ꝛc. ist, oft aber auch von demselben unterschieden wird.

Schatzpflichtig, Bei- und Nebenwort, nur in einigen Gegenden, verpflichtet, Schatz oder Schatzung zu geben, schatzbar, im Gegensatz des schatzfrei. So auch die Schatzpflichtigkeit; s. oben Schatz.

Schatzrath, in einigen Provinzen, 1. ein Beisitzer eines Schatz-Collegiums, ein Kammerrath. 2. Ein ganzes, zur Verwaltung der öffentlichen Einkünfte niedergesetztes, Raths-Collegium; die Kammer.

Schätztafel, bei den Fleischern, Bäckern ꝛc. diejenige Tafel, worauf der von den Schätzern bestimmte Preis des Fleisches oder Brodes geschrieben wird.

Schatzung, von dem Zeitworte schatzen oder auch unmittelbar von dem Worte Schatz und dem Suffixo ing oder ung, ein Schatz, öffentliche Abgabe, jedoch nur diejenige, welche ein Unterthan nach Maaßgabe seines Vermögens, seiner Grundstücke, seines Alters oder seines Standes zu den öffentlichen Bedürfnissen entrichtet; die Steuer, der Schoß, Tribut. Eine Schatzung ausschreiben. Schatzung entrichten. Nieders.

Schattung, im mittlern Latein Aestimum, Extimum. In einigen Gegenden wird das Abzugsgeld in engerer Bedeutung die Schatzung genannt; s. Steuer.

Schau, I., ein nur in der Seefahrt übliches Wort, wo diejenige Flagge, womit die Fahrzeuge vom Lande an das Schiff gerufen werden und welche man an dem Stocke hinauf und zusammenzieht, die Schau genannt wird. Es ist eigentlich ein Signal von einem Schiffe aus, um entweder die zum Schiffe gehörige Böte und Leute vom Strande an Bord zu rufen, oder auch zu verstehen zu geben, daß das Schiff einen Lootsen verlange.

II. Schau von dem Zeitworte schauen. 1. Der Zustand, da man gesehen wird, wo es doch als ein ursprüngliches Oberdeutsches Wort, im Hochdeutschen nur in einigen Redensarten und ohne Artikel üblich ist. Etwas zur Schau ausstellen, daß es von Jedermann gesehen und besehen werden kann. Die Leichen werden zur Schau aufgestellt, wenn man sie von Jedermann sehen läßt. Die Missethäter werden am Pranger zur öffentlichen Schau gegestellt. Jemanden zur Schau herumführen.

Der Königliche Pfau
Trägt seinen Schweif zur Schau.
Hageb.

Nur zur Schau dastehen.

2) Die Handlung des Besehens oder Besichtigens, als ein ursprüngliches Oberdeutsches Wort, gleichfalls nur in einigen Fällen. So ist die Heerschau, Revue, die Besichtigung eines Kriegesheeres. Die Deichschau oder Deichschauung ist in den Niederdeutschen Marschländern die

obrigkeitliche Besichtigung der Deiche. Besonders die von gewissen, verpflichteten Personen vorgenommene Besichtigung gewisser Waaren, ihre gehörige Güte zu erkennen, wo es gleichfalls zunächst aus dem Oberdeutschen herstammt. Die Schau halten oder vornehmen. Auf Schau und Probe arbeiten, seine Arbeit beschauen und probiren lassen. Figürlich werden an einigen Orten, sowohl die zur Besichtigung gewisser Waaren verordneten Personen, welche auch wohl das Schauamt heißen, als auch der Ort, das Gebäude, wo diese Besichtigung geschieht, die Schau genannt. In den Niederdeutschen Marschländern führt diesen Namen auch der ganze District, welchen ein Deichgräve zu beschauen oder zu besichtigen hat; s. Schauen.

III. Schau, ein Nebenwort, auf eine Jedermann sichtbare Art und um von Jedermann gesehen zu werden; ein sehr ungewöhnliches, nur noch in einigen wenigen Fällen gebräuchliches Wort. Christus hat die geistlichen Feinde öffentlich schau getragen, Col. 2., 15.; sie zur Schau getragen.

Schauamt, in einigen Oberdeutschen Gegenden. 1. Die Verbindlichkeit, gewisse Dinge und Waaren zu beschauen, um ihre gesetzmäßige Güte zu erkennen. 2. Ein Collegium dazu verordneter Personen; in einigen Gegenden nur die Schau; s. den folgenden Artikel.

Schauanstalt, bei den Manufakturen. In den Staaten, wo Manufakturen und Fabriken blühen, sind dergleichen Anstalten von unschätzbarem Werthe. Es sind nämlich bei einer jeden Manufaktur, besonders in Zeugen, gewisse sachverständige Schaumeister verpflichtet, welche nach dem vorgeschriebenen Reglement die verfertigten Waaren untersuchen

und beurtheilen müſſen, ob ſie in der gehörigen Qualität verfertiget werden. So iſt z. B. bei der Zeugmanufaktur eine ſolche Anſtalt getroffen, daß die Schaßmeiſter die Tücher zu drei verſchiedenen Malen beſichtigen und unterſuchen. Erſtlich, wenn ſie vom Stuhle kommen, ob ſolche gehörig gewebt, ob ſie den gehörigen Einſchlag erhalten, ob ſolcher gehörig und gut angeſchlagen und ob beim Weben ſelbſt keine Fehler vorgefallen ſind. Nach dem Walken wird es gleichfalls auf Stangen der Schau unterworfen und unterſucht, ob es gut und ſtark genug gewalkt iſt, damit es die Zubereitung aushalten kann. Zuletzt wird es noch zum Drittenmale beſchaut, wenn es fertig im Rahmen zugerichtet iſt, ob es nicht zu ſehr ausgedehnt iſt, ob es gehörig geſchoren und ſonſt keine Fehler habe. Bei den Seiden-Manufakturen müſſen die Schaumeiſter gleichfalls die Kette eines Zeuges unterſuchen, ob ſie, der Vorſchrift gemäß, die erforderliche Anzahl Faden hat, um alsdann mit ihrem Stempel ſolche auf dem Weberſtuhle zu ſtempeln; ſ. auch unter Tuch- und Zeugmanufaktur.

Schaub*), eine nur im gemeinen Leben einiger Ge-

*) Im Niederſächſiſchen Schoof, im Angelſächſiſchen Sceaf, im Engliſchen Sheaf, im Holländiſchen Shoof und Shoove, alle in der Bedeutung eines Strohbundes. Der Begriff der Verbindung, vielleicht auch der Maſſe, der Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke iſt der herrſchende Begriff, daher es mit Schober, ein Haufe, Franzöſiſch Javelle, und Schopf, zu dem Zeitworte ſchaffen gehört, ſo fern es ehedem eine ſchnelle Bewegung bezeichnete, von welcher die jetzt gedachte Bedeutung eine gewöhnliche Figur iſt. Ohne Ziſchlaut gehören auch unſer Kopf, das mittlere Lateiniſche Covis, Cova, ein Bündel, Schaub, das Lateiniſche Intenſivum oder Frequentativum copulare, kuppeln ꝛc. dahin; ſ. auch Schaube.

(Adelung.)

genden, besonders Oberdeutschlands, übliches Wort, welches ein Bündel, in ein Bund zusammengefaßte mehrere Dinge bedeutet. Man braucht es am häufigsten in der Landwirthschaft von einem kleinen Bunde glatten Strohes, welches man in Obersachsen mit einem andern Suffixo eine Schütte, im Niedersächsischen aber ein Schoof, in Meißen auch wohl einen Schob, in der Mehrheit Schöbe, nennt. Man braucht dergleichen Stroh zu den Strohdächern, welche damit belegt werden. Ein Schaub Stroh. Auch diejenigen Bündel Strohes, womit in einigen Gegenden die Dächer gedeckt werden, heißen daselbst Schaube, daher nennt man ein Strohdach auch oft ein Schaubdach. In einigen Gegenden heißt der auf den Wegen, den Feldern ꝛc. zur Warnung aufgestekte Strohwisch, der Heuschaub. Auch die Baffetas, eine Art Ostindischer Zeuge führen den Namen Schaub.

Schaubar, welches von dem Zeitworte schauen nur in einigen Gegenden üblich ist, was beschauet werden kann. In engerer Bedeutung heißt in den Niederdeutschen Marschländern, ein Deich schaubar, wenn er in solchem Stande ist, daß er von den Deichgräven beschauet oder besichtiget werden kann.

Schaubrett, im Mühlenbau, ein hölzerner Schieber vor der Oeffnung des Mehlkastens in einer Mahlmühle, den man senkrecht zwischen zwei Leisten auf und niederschieben kann. Die Leisten sind auf der vordern schmalen Seite des Mehlkastens befestiget. In der Mitte dieses Schaubrettes ist eine runde Oeffnung, worin der Beutel auf einer Seite und vor dem Mehlloche der Mühle auf der andern Seite befestiget und ausgespannt ist. Man kann vermittelst dieses Schaubrettes den Beutel schlaffer oder stärker ausspannen.

Schaube*), Verkleinerung, das Schäubchen. Ein nur in einigen Oberdeutſchen Gegenden übliches Wort, ein Name eines langen Mantels und eines demſelben ähnlichen Kleides, welches den ganzen Leib bedeckt, und von beiden Geſchlechtern getragen wird. Eine Schaube tragen. Die Regenſchaube, der Regenmantel; die Nachtſchaube, der Schlafrock; die Doktorſchaube, der Doktormantel; die Kinderſchaube, ein langes Kinderkleid. Lauter nur allein im Oberdeutſchen übliche Ausdrücke. In einigen Gegenden heißt auch der Rock des andern Geſchlechts, der Weiberrock, eine Schaube.

Schaubediente, am Niederrhein, ein Name der Deichbedienten, ſowohl überhaupt, als auch beſonders diejenigen, die von denſelben zur Verrichtung der jährlichen Deich-, Schleuſen-, Siel- und Graben-, auch Waſſer- und Uferſchauen beſtellt ſind.

Schaubenbunde, Schaub von Stoppeln, Fr. un Jovelle de Chaume, bei den Dachdeckern, ein aus mehreren Schauben zuſammengebundenes langes und dickes Bund, welches ſich der Decker nach ſeinem Bedarf bindet. Wenn er ſich die Schauben dazu bindet, ſo nimmt er eine Sichel in ſeine rechte Hand, nimmt einen kleinen Arm voll Stoppeln, ſtaucht denſelben auf den Boden, damit die Halme zurechtfallen und gleich werden.

*) Im Italieniſchen Giubba, im Böhmiſchen Czuba. Hier iſt die Bedeckung und der hohle tiefe Raum der herrſchende Begriff, daher es mit Schaff, Schuffel, Schoppen oder Schuppen, dem Schwed. Sköfwe, eine Decke, und hundert andern gleichfalls von ſchaffen in deſſen weiteſten Bedeutung einer ſchnellen Bewegung herſtammt. Ohne Ziſchlaut gehören auch unſer Dope, Haube, das mittlere Lateiniſche Cupha, ein Hut ꝛc. dahin. (Adelung).

Hat er auf dieſe Weiſe immer mehr und mehr dazu genommen, mit ſeiner Sichel in Ordnung erhalten und einen ſolchen Haufen vor ſich gemacht, der vier Fuß lang, einen Fuß dick und eine Fuß breit iſt, ſo fährt er mit einem Fuße unter die Länge dieſes kleinen Haufens, und nimmt die Garben, die er nun erſt in Ordnung gebracht hat, an ihren Theilen, drückt ſie mit den Händen an das Schenkel und kämmt ſie mit den Fingern glatt aus, drückt die Halme zuſammen, zieht die verdorbenen heraus, legt das Bund auf den Strohſeil und bindet es zu ſeinem Behufe zuſammen. S. Strohdach.

Schaubenlage, bei den Dachdeckern, die in einer Reihe auf die Dachſparren gelegte und aufgebundene Strohgarben.

Schauber, fr. Boateux, bei den Fiſchern, ein Ruder, welches vor ſich hin geſchoben wird, aber kein Ruder hat. Hat er eine Gabel, ſo heißt er Schaubergabel, wird er aber ſowohl vorwärts, als rückwärts geſchoben, ſo heißt er ein Kratzſchauber.

Schaubert, ſ. Schaubhut.

Schaubhut, Schobhut, Schaubert, Schepphut, Engl. Scabbard, ein großer runder Strohhut in Geſtalt eines Siebes, mit einer Höhlung in dem Kopf in der Mitte der Decke, welche den ganzen Kopf vor der Sonne und den Leib vor dem Regen bedeckt. Er iſt bei dem weiblichen Geſchlechte auf dem Lande ſehr gewöhnlich. Es kommt von dem veralteten ſchaubben, ſchaffen, nach in die Tiefe bewegen und figürlich bedecken. Das Griechiſche σκυπος bedeutet bedecken, und das Böhmiſche Schowati, verbergen. S. auch Schaube und Schaffen.

Schaubrod, ein nur in der Deutſchen Bibel und bei

den älteren Juden vorkommendes Wort, Brode von feinem Mehle zu bezeichnen, welche in der Stiftshütte und in dem Tempel zur Schau vor dem Angesichte Gottes liegen mußten und hernach von den Priestern gegessen wurden.

Schaubsand, s. Triebsand, unter Sand.

Schaubühne, gleichfalls von dem Zeitworte schauen, auf welcher ein Ding zur Schau ausgestellt oder eine Handlung zur Schau errichtet wird, jedoch nur noch in engerer Bedeutung von derjenigen Bühne, auf welcher Schauspiele vorgestellt werden, und welche oft auch nur schlechtweg die Bühne, mit einem Griechischen Ausdrucke aber das Theater genannt wird; s. Schauspiel.

Schaubzieher, s. Schweitzerkäse, unter Käse.

Schaucke, Ponton, in der Schiffahrt, ein großes flaches Fahrzeug, welches mit einem Maste, Kabestan, Winde, Schrauben und andern Werkzeugen versehen ist, und dazu dient, andere Schiffe wenn man sie kielholet, zu stützen, ihnen die Masten abzunehmen und sie aufzusetzen. Es ist an 60 Fuß lang, 16 breit und 6 tief. In den Italienischen Häfen nennt man die Bagger Prahms-Pontoni; in dem Hafen von Livorno sind sie sehr nöthig. Ueber die Pontons, s. diesen Artikel, Th. 115, S. 112. u. f.

Schaudeiche, eigentlich Haupt- und Winterdeiche, oder auch überhaupt Deiche, die den jährlichen gewöhnlichen Schauungen, oder den obrigkeitlich-öffentlichen Besichtigungen unterworfen sind.

Schaudtag, der zur öffentlichen Besichtigung der Deiche und Dämme, Schleusen und Siele, Brücken, Wege und Stege, der Ab- und Zuwässerungsgräben, von Seiten der Obrigkeit, Tag. Die Zeit einer solchen Besicht

Unterſuchung. Wie eine dergleichen vorgenommen wird, ſ. Deich-Schau, Th. 9, S. 77.

Schauder, ein vermittelſt des intenſiven d von Schauer gebildetes Wort, einen höhern Grad des Schauers, einen von ſtrenger Kälte, von einem hohen Grade des Abſcheues, des Grauens gewirkten Schauer zu bezeichnen.

Aber auf einmal verjagt die triumphirende Sonne.
Schatten und Schauder und Schlaf zum Niedergange zurück.
Zachar.

Der Schauder kommt mir an, wenn ich daran gedenke. Dieſe Worte, dieſer Ton, die Wendung dieſer grauſenden Romanze drangen in unſerer Kindheit mit einem Heere von Nebenbegriffen des Schauders, der Feyer, des Schreckens in unſere Seele. Herd.; ſ. Schauer.

Schaudern*), ein regelmäßiges Zeitwort, welches das Intenſivum von ſchauern iſt und auf doppelte Art gebraucht wird.

1. Als ein thätiges Zeitwort, Schauder, einen hohen Grad des Schauers verurſachen, wo es nur unperſönlich gebraucht wird, und der Regel nach die vierte Endung der Perſon erfordert, weil es eigentlich für ſchütteln ſteht. Es ſchaudert mich, wenn ich daran denke. Es ſchaudert mich vor Kälte. Wenn aber die Haut, der eigentliche Sitz des Schauders und Schauers ausdrücklich mit genannt iſt, ſo ſteht die dritte Endung der Perſon. Es ſchaudert mir die

*) Im Niederſächſiſchen ſchudern, ſcheudern, im Engl. Shudder, und mit einem andern Suffixo Shiver. S. Schauer und Schauern.

Haut. Die Haut schaudert mir vor Kälte. Dieses Hauptwort scheint auch darunter verstanden zu werden, wenn dieses unpersönliche Zeitwort, wie von den meisten geschieht, ohne dasselbe mit der dritten Endung der Person verbunden wird. Es schaudert mir vor Kälte. Es schaudert mir, wenn ich daran denke. Es schaudert ihm vor dem Tode, er empfindet einen hohen Grad der Furcht, des Abscheus vor dem Tode. Es schaudert der bangen Natur. Zach. Man kann nicht ohne schaudern davon reden.

2) Als ein Zeitwort der Mittelgattung mit dem Hülfsworte haben, Schauder empfinden, in welcher Gestalt es doch nur im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich ist. Ich schauderte vor Entsetzen.

Schaudt's astronomische Zeitmaschine, s. Zeitmaschine.

Schaue, Holl. Schouwe. Man versteht darunter zuweilen, sowohl im Deutschen, als Holländischen, einen gewissen Deichdistrikt oder Deichland. Gemeiniglich ist Schaue so viel, als eine öffentliche obrigkeitliche, jährlich zu gewissen Zeiten angesetzte, Besichtigung und Untersuchung der Deiche und Dämme, Schleusen und Siele, Brücken, Wege und Stege, der Ab- und Zuwässerungsgräben, und wie solche z. B. über Deiche und Dämme vorgenommen wird.

Schauen, regelmäßiges thätiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert, und mit sehen einerlei Abstammung und Bedeutung hat, nur daß es der Oberdeutschen Mundart, in welcher es eigentlich einheimisch ist, mehr angemessen ist, als den übrigen, welches sowohl aus dem stärkern Zischer, als auch aus dem hohen Doppellaute au erhellt. 1) Mit scharfer Auf-

merkſamkeit ſehen, genau ſehen, ingleichen beſichtigen, in welcher Bedeutung es eigentlich ein Intenſivum von ſehen iſt, welche Intenſion von dem ſtärkern Ziſchlaute ſch herrührt. In dieſer Bedeutung iſt es beſonders in einigen Fällen im Oberdeutſchen üblich. Das Fleiſch ſchauen, es beſichtigen. Das Brod ſchauen, es beſichtigen. In den Niederdeutſchen Marſchländern hält man ein Schauen, wenn die Deiche von der dazu geſetzten Obrigkeit beſichtiget werden; ſ. auch oben Schau. — 2) In anderer Bedeutung wird es im Oberdeutſchen durchgehends für das Zeitwort ſehen gebraucht, es ſei nun ein thätiges oder ein Zeitwort der Mittelgattung. Ich habe es geſchauet, geſehen. Schaue, ſiehe. Abraham wandte ſein Angeſicht gen Sodom — und ſchauete, und ſiehe, da ging ein Rauch auf, 1. Moſ. 19, 18. Gott ſchauet Alles, was unter dem Himmel iſt, Hiob 28, 14. Schau gen Himmel, und ſiehe, und ſchaue an die Wolken, Kap. 35, 5. Schauet doch, ob irgend ein Schmerz ſei, Klagel. 1, 12. Schauet die Lilien auf dem Felde, Matth. 6, 28. Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen, 2. Cor. 5, 7. Schauet, daß ihr ſie bewegt, Opitz; ſehet zu.

Die Alten wollten nicht verſtehen,
Die Wunder im Aegyptenlande,
So ſie geſchaut durch dich ergehen,
ebend. Pſ. 106.

In der gemeinen Sprechart der Hochdeutſchen iſt es in keiner von beiden Bedeutungen üblich, wohl aber in der höhern, beſonders poetiſchen, wo es ſehr häufig für ſehen gebraucht wird.

Auf seinen Wangen ist zu schaun,
Anstatt der Jugend Milch, ein lebhaft
männlich Braun. Haged.

Eine bloß biblische, vermuthlich auf einer morgenländischen Figur gegründete Bedeutung ist es, wenn dieses Wort für vorhersehen und vorher verkündigen, weissagen gebraucht wird, Ihr sollt uns nicht schauen die rechte Lehre. Es. 30, 10. Schauet uns Täuscherei, ebend. Daher nennt Luther auch die Propheten sowohl Schauer als Seher, weil sie gleichsam in die Zukunft schauen oder sehen. Daher auch das Schauen und die Schauung, welches letztere jedoch nur in Zusammensetzungen üblich ist.

Nach Adelungs Anmerkung schon bei dem Kero, Ottfried ꝛc. Scouuon, bei dem Willeram Skouuen, im Niedersächsischen, jedoch nur in einigen aus dem Oberdeutschen entlehnten Fällen schauen, im Schwedischen mit einem intensiven Suffixo Skada, im Hebr. שׁוּר, im Griechischen mit dem gleichbedeutenden th, Kero braucht es noch in der ersten intensiven Bedeutung; denn bei ihm ist Scauuon, forschen. Im Angelsächs. ist Sceavian, und im Engl. shew, factitive, sehen machen, das ist, zeigen. Die Bedeutung des Sehens ist nur eine von den vielen, welche diesem Zeitworte, wenn es in seiner ursprünglichen Bedeutung und in seinem ganzen Umfange betrachtet wird, zukommt. Der stärkere und schwächere Sibilus s. und sch sind in der Natur gegründete Ausdrücke eines zischenden Lautes und der damit verbundenen, gemeiniglich schnellen und gelinden Bewegung, und vermittelst der Endung en, entstehen daraus die Zeitwörter schaen, scheen, schauen, saen, seen ꝛc. welche ursprünglich gewisse, mit diesem Laute verbundene

merkſamkeit ſehen, genau ſehen, ingleichen beſichtigen, in welcher Bedeutung es eigentlich ein Intenſivum von ſehen iſt, welche Intenſion von dem ſtärkern Ziſchlaute ſch herrührt. In dieſer Bedeutung iſt es beſonders in einigen Fällen im Oberdeutſchen üblich. Das Fleiſch ſchauen, es beſichtigen. Das Brod ſchauen, es beſichtigen. In den Niederdeutſchen Marſchländern hält man ein Schauen, wenn die Deiche von der dazu geſetzten Obrigkeit beſichtiget werden; ſ. auch oben Schau. — 2) In anderer Bedeutung wird es im Oberdeutſchen durchgehends für das Zeitwort ſehen gebraucht, es ſei nun ein thätiges oder ein Zeitwort der Mittelgattung. Ich habe es geſchauet, geſehen. Schaue, ſiehe. Abraham wandte ſein Angeſicht gen Sodom — und ſchauete, und ſiehe, da ging ein Rauch auf, 1. Moſ. 19, 18. Gott ſchauet Alles, was unter dem Himmel iſt, Hiob 28, 14. Schau gen Himmel, und ſiehe, und ſchaue an die Wolken, Kap. 35, 5. Schauet doch, ob irgend ein Schmerz ſei, Klagel. 1, 12. Schauet die Lilien auf dem Felde, Matth. 6, 28. Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen, 2. Cor. 5, 7. Schauet, daß ihr ſie bewegt, Opitz; ſehet zu.

Die Alten wollten nicht verſtehen,
Die Wunder im Aegyptenlande,
So ſie geſchaut durch dich ergehen,
ebend. Pſ. 106.

In der gemeinen Sprechart der Hochdeutſchen iſt es in keiner von beiden Bedeutungen üblich, wohl aber in der höhern, beſonders poetiſchen, wo es ſehr häufig für ſehen gebraucht wird.

Auf seinen Wangen ist zu schaun,
Anstatt der Jugend Milch, ein lebhaft
männlich Braun. Haged.

Eine bloß biblische, vermuthlich auf einer morgenländischen Figur gegründete Bedeutung ist es, wenn dieses Wort für vorhersehen und vorher verkündigen, weissagen gebraucht wird, Ihr sollt uns nicht schauen die rechte Lehre. Es. 30, 10. Schauet uns Täuscherei, ebend. Daher nennt Luther auch die Propheten sowohl Schauer als Seher, weil sie gleichsam in die Zukunft schauen oder sehen. Daher auch das Schauen und die Schauung, welches letztere jedoch nur in Zusammensetzungen üblich ist.

Nach Adelungs Anmerkung schon bei dem Kero, Ottfried ꝛc. Scouuon, bei dem Willeram Skouuen, im Niedersächsischen, jedoch nur in einigen aus dem Oberdeutschen entlehnten Fällen schauen, im Schwedischen mit einem intensiven Suffixo Skada, im Hebr. חזה, im Griechischen mit dem gleichbedeutenden τη, σκοπειν. Kero braucht es noch in der ersten intensiven Bedeutung; denn bei ihm ist Scauuon, forschen. Im Angelsächs. ist Sceavian, und im Engl. shew, factitive, sehen machen, das ist, zeigen. Die Bedeutung des Sehens ist nur eine von den vielen, welche diesem Zeitworte, wenn es in seiner ursprünglichen Bedeutung und in seinem ganzen Umfange betrachtet wird, zukommt. Der stärkere und schwächere Sibilus s. und sch sind in der Natur gegründete Ausdrücke eines zischenden Lautes und der damit verbundenen, gemeiniglich schnellen und gelinden Bewegung, und vermittelst der Endung en, entstehen daraus die Zeitwörter schaen, scheen, schauen, saen, seen ꝛc. welche ursprünglich gewisse, mit diesem Laute verbundene

Bewegungen bedeuten und in allen Sprachen noch eine große Menge Nachkommen hinterlaſſen haben; davon ſtammt denn See, Schau, eine Flagge, ſo, ſchehen, in geſchehen ꝛc. her. Mit dem gewöhnlichen intenſiven und frequentativen Endungen bezeichnen ſchauern, ſchaudern, ſcheuern, ſchütten, ſchütteln ꝛc. allerlei Abänderungen dieſer Bewegung. Die Bedeutung des Lichtes in allen Sprachen, eine Figur der ſchnellen Bewegung, daher kommt bei den Schwäbiſchen Dichtern noch Schowe für Geſtalt, Ausſehen, eigentlich Schein, vor, welches letztere ſelbſt hierher gehört, indem es ſo wie Sonne, Sol, Schemen, Schatten, ſchier ꝛc. ſich nur im Suffixo unterſcheidet. Die Bedeutung des Scheinens, Leuchtens, geht ſehr leicht in die Bedeutung des Sehens über, welches nichts anders iſt, als das Scheinen empfinden, und ſo bekommen wir unſer ſehen und deſſen Oberdeutſches Intenſivum ſchauen, nebſt dem Engliſchen Factitivo Shew, zeigen. Alle Zeitwörter, welche eine ſchnelle Bewegung bedeuten, bezeichnen ſie auch in engerem Verſtande nach verſchiedenen Richtungen; ſo fern ſchauen auch dieſe Bewegung in die Tiefe oder in einem hohlen Raume bedeutet, ſtammt daher die Bedeutung eines Behältniſſes, Gefäßes, einer Bedeckung ꝛc. Daher das veraltete Schauer, ein Becher, Schauer ein bedeckter Ort, unſer Schauer oder Scheuer und mit verſchiedenen Suffixis Schaube, Schutz, Schaff, Schaufel ꝛc.

Schauen, bei den Färbern, ein Tuch aufſetzen, wenn man nämlich, beſonders bei der rothen Farbe, nicht ganz mit der ächten Farbe färbt, ſondern darauf noch eine Farbe von unächten Materialien ſetzt und hernach ein ſolches rothes Tuch

durch den Regen oder von Säuren violett wird; eben ſo, als wenn man dem Blau mit dem Indigo nur eine hellblaue Schattirung giebt, und es hernach mit Blauholz völlig dunkel färbt; welches alſo eine falſche Farbe giebt und eine Betrügerey iſt. Wenn die unächte Farbe verſchoſſen iſt, ſo kommt die ächte zum Vorſchein; dann ſagt man die Farbe ſchauet.

Schauer, I. unmittelbar von dem vorigen Zeitworte, derjenige, welcher ſchaut oder ſieht. Es iſt nur in einigen Zuſammenſetzungen üblich, ſowohl in der intenſiven Bedeutung des Beſichtigens, wie Fleiſchſchauer, Brodſchauer, Deichſchauer ꝛc., als auch für ſehen überhaupt, wie in Zuſchauer. Luther braucht es auch nach einer ſonſt ungewöhnlichen morgenländiſchen Figur von einem Propheten, der die Zukunft ſieht und vorher verkündiget, welchen derſelbe in andern Stellen einen Seher nennt. Gad der Schauer, 1. Chron. 22., 9. Deine Schauer ſollen zu Schanden werden, Mich. 3., 7.

II. Der Schauer, welches vermittelſt des Suffixo er von ſchauen abſtammt, ſo fern es ehemals ſich in die Tiefe oder in die Runde bewegen bedeutete, und einen tiefen oder hohlen Raum, ein Behältniß, und figürlich einen bedeckten Ort, Bedeckung, Schutz, Sicherheit bedeutet. 1) Einen hohlen Raum, ein Behältniß. Im Griechiſchen iſt σπηος, eine Höhle. Im Niederſächſiſchen war Schauer ehedem ein großer Becher, ein Pokal, welches im Hochdeutſchen ganz fremde Wort noch Sir. 50., 10. vorkommt, ein güldener Schäuer, wo es von Vielen irrig von ſchauen, ſehen, abgeleitet und durch einen Schaubecher erklärt wird. Schirr in Geſchirr iſt auf das genaueſte damit verwandt, ſ. Schar. — 2)

Eine Decke, Bedeckung und bedeckten Ort. (1) Eine Decke, eine veraltete Bedeutung, in welcher im Niederſ. nur noch Schuur, die Haut, das Fell bedeutet, Griech. σκῦς; ſ. Schar. (2) Ein Ort, wo man vor der rauhen Witterung bedeckt iſt, in welchem Verſtande es im gemeinen Leben noch häufig vorkommt. Im Schauer ſtehen, an einem Orte, wo die Winde, der Regen ꝛc. eine Sache nicht treffen können. Die Schauer einladender Schatten, Klopſt. Niederſ. Schuur, Schwed. Skur. Im mittleren Lateine iſt daher Escuare, Sicherheit, und ſelbſt unſer Schirm iſt nahe damit verwandt. In einer Thüringiſchen Urkunde von 1385. kommen Schur für Schutz, und Schürer für Beſchirmer, Beſchützer, Vogt, vor. — (3) In engerer Bedeutung, eine Wetterhütte, Regenhütte, ein leichtes Gebäude, worin man vor der Witterung in Sicherheit iſt, welches mit einem andern Suffixo auch ein Schuppen genannt wird. Ein Hüter (Wächter) macht ſich einen Schauer, Hiob, 27., 18. Ein ſolcher Schauer beſteht öfters nur aus vier Pfählen mit einem Dache, wovon die eine Seite ſich an eine Mauer lehnt. Von dem verſchiedenen Gebrauche, wozu ein ſolcher Schauer beſtimmt iſt, heißt er bald ein Wagenſchauer, Holzſchauer, Bienenſchauer ꝛc. Nämlich ein Wagenſchauer, ein bedeckter Ort, wo Wagen vor der Witterung bedeckt ſtehen. Es iſt in dieſer Bedeutung im Niederſächſiſchen am üblichſten, wo es Schauer lautet, Schwed. Skur, Griech. σκιρον. Unſer Schauer oder Scheure iſt nahe damit verwandt, ſo wie das mittlere Lateiniſche Scuria, ein Stall, Franzöſiſch Ecurie eben daſſelbe Wort iſt. Adelung macht die Anmerkung, daß es vermittelſt des Suffixi er von

ſchauen zwar abſtamme, ſo fern es im weiteſten Verſtande ſich ſchnell bewegen bedeutet; allein es kann auch, wenigſtens in einigen Fällen, nur eine Ausdehnung von Schaur ſeyn, da es denn zu nächſt zu Schar gehören würde, welches wenigſtens alle die Bedeutungen leidet, deren ſchauen fähig iſt; ſ. das folgende.

III. Der Schauer, welches mit dem vorigen eines Geſchlechts iſt, aber noch in mehr eigentlicher Bedeutung gebraucht wird. Es bezeichnet eine ſchnell vorüber gehende, gemeiniglich zitternde oder doch rauſchende Bewegung, deren Laut es eigenthümlich nachahmt. Es wird noch in folgenden Fällen gebraucht. 1) Ein ſchnell vorübergehender Sturm, ein ſchnell vorübergehender Platzregen oder Hagel, eine vorübergehende Erſchütterung der Erde, wird im gemeinen Leben Ober- und Niederdeutſchlands noch häufig ein Schauer genannt. Skura windis iſt ſchon bei dem Ulphilas ein Windſturm und Jeroſchin nennt eine vorübergehende Erſchütterung der Erde einen Schauer. Am üblichſten iſt es von einem vorübergehenden Platzregen oder Hagel, welche man ſowohl einen Schauer ſchlechthin, als auch einen Regenſchauer, einen Hagelſchauer nennt. Der Schauer heißt im andern Teutſch der Hagel, Buch der Natur von 1483.

Eben hatte der weichende Winter
von ſtürmiſchen Schwingen.
Seine letzten Schaure (Schauer) von
rieſelndem Hagel geſchüttelt.
Zachar.

Im Niederſ. Schuur, im Angelſ. Scur, im Engl. Shower, im Schwed. Skur, alle entweder von einem Platzregen, oder von einem Hagel. Das Niederſ. Schuur bedeutet auch eine dunkle

Regen- oder Gewitterwolke, wo aber auch der Begriff der Dunkelheit, des Schattens Statt findet. Im Tatian heißt Scouwen, der Schatten. 2) Eine schnelle vorübergehende Erschütterung der Haut, dergleichen man bei einem plötzlichen Anfall der Kälte, bei einem sehr hohen Grade des Schreckens, des Abscheues, der Angst ꝛc. empfindet. Es läuft mir ein Schauer über die Haut, der Schauer kommt mir an. Ueberläuft sie nicht ein Schauer bei diesen Frechheiten? Der Schauer, welcher mich mit kalter Angst durchläuft, Weiße. Schon bei dem Stryker ist Schawr, Schrecken, Horror, welches letztere selbst hierher gehört, indem ihm nur der Zischlaut mangelt. Ein höherer Grad des Schauers heißt Schauder, vermittelst des intensiven d und in Franken hat man das noch mehr verstärkte Schütter für Schauder und Schauer. Oft ist der Schauer eine Wirkung des höchsten Grades der Ehrfurcht, der mit einer Art von Furcht und Schrecken verknüpften Empfindung der Größe, der Majestät, daher es bei neueren Dichtern häufig für diese Empfindungen gebraucht wird.

Ein mächtiger Schauer rauscht
Durch das erschrockne Thal in dem
kein Waldgott lauscht, Cron.

O, senkt euch herab von rauschenden
Wipfeln,
Heilige Schauer, die ganz die Seele
des Dichters empfindet! Zachar.

Wo sich aber auch der Begriff der feierlichen Stille mit einschleicht, welche eine Figur der vorigen Bedeutung der Bedeckung seyn kann.

3) Eine jede schnell vorüber gehende, mit einer Art eines Rausches verbundene Veränderung, in

welcher Bedeutung es im gemeinen Leben, besonders Niederdeutschlands sehr gangbar ist. Ein Fieberschauer, ein Fieber-Paroxismus, Fr. Frisson. Im Niederdeutschen heißt der Anfall der Epilepsie der Schauer, welchen Namen daselbst auch ein jeder vorübergehender Anstoß, ja eine jede Zwischenzeit bekommt. Seinen tollen Schauer haben, seinen gewöhnlichen Anfall von Raserey. Der schlafende Schauer, der Anfall der Schlafsucht, der weinende Schauer, der Anfall der Lust zu weinen ꝛc. Diese dritte Art der Schauer wird nach Adelung gleichfalls vermittelst des Suffixi er von schauen, so fern es ursprünglich eine schnelle gelinde rauschende Bewegung bezeichnet, deren verstärkte Grade durch schauden, scheiden, schütten, und zitternde Abänderung durch schauern, schäuern, schaudern, schüttern, schütteln ꝛc. ausgedruckt werden; s. auch Schauen und Schauder, hinten in der Anmerkung.

Schauerholz, bei dem Leinweber, ein Stab, der an beiden Enden abgerundet ist, womit derselbe zuweilen die fertig gewebte Leinwand reibt, wodurch sie nicht allein geglättet, sondern auch nach der Breite in etwas ausgedehnt wird.

Schauerig, Bei- und Nebenwort, welches von Schauer 2. und Schauer 3. nur im gemeinen Leben üblich ist. 1) Von Schauer 2., Schutz vor der Witterung, ist schauerig, vor der Witterung bedeckt, in welcher Bedeutung es am seltensten gebraucht wird. 2) Von 3. Schauer, vorübergehende Erschütterung der äußeren Haut. (1) Einen Schauer empfindend, besonders wenn er durch Kälte verursacht wird. Es ist mir schauerig, ich empfinde einen oder mehrere Schauer. (2) Schauer verursachend, doch auch

Regen- oder Gewitterwolke, wo aber auch der Begriff der Dunkelheit, des Schattens Statt findet. Im Tatian heißt Scouwen, der Schatten. 2) Eine schnelle vorübergehende Erschütterung der Haut, dergleichen man bei einem plötzlichen Anfall der Kälte, bei einem sehr hohen Grade des Schreckens, des Abscheues, der Angst ꝛc. empfindet. Es läuft mir ein Schauer über die Haut, der Schauer kommt mir an. Ueberläuft sie nicht ein Schauer bei diesen Frechheiten? Der Schauer, welcher mich mit kalter Angst durchläuft, Weiße. Schon bei dem Stryker ist Schawr, Schrecken, Horror, welches letztere selbst hierher gehört, indem ihm nur der Zischlaut mangelt. Ein höherer Grad des Schauers heißt Schauder, vermittelst des intensiven d und in Franken hat man das noch mehr verstärkte Schütter für Schauder und Schauer. Oft ist der Schauer eine Wirkung des höchsten Grades der Ehrfurcht, der mit einer Art von Furcht und Schrecken verknüpften Empfindung der Größe, der Majestät, daher es bei neueren Dichtern häufig für diese Empfindungen gebraucht wird.

Ein mächtiger Schauer rauscht
Durch das erschrockne Thal in dem
kein Waldgott lauscht, Cron.

O, senkt euch herab von rauschenden
Wipfeln,
Heilige Schauer, die ganz die Seele
des Dichters empfindet! Zachar.

Wo sich aber auch der Begriff der feierlichen Stille mit einschleicht, welche eine Figur der vorigen Bedeutung der Bedeckung seyn kann.

3) Eine jede schnell vorüber gehende, mit einer Art eines Rausches verbundene Veränderung, in

welcher Bedeutung es im gemeinen Leben, beſonders Niederdeutſchlands ſehr gangbar iſt. Ein Fieberſchauer, ein Fieber-Paroxismus, Fr. Frisson. Im Niederdeutſchen heißt der Anfall der Epilepſie der Schauer, welchen Namen daſelbſt auch ein jeder vorübergehender Anſtoß, ja eine jede Zwiſchenzeit bekommt. Seinen tollen Schauer haben, ſeinen gewöhnlichen Anfall von Raſerey. Der ſchlafende Schauer, der Anfall der Schlafſucht, der weinende Schauer, der Anfall der Luſt zu weinen ꝛc. Dieſe dritte Art der Schauer wird nach Adelung gleichfalls vermittelſt des Suffixi er von ſchauen, ſo fern es urſprünglich eine ſchnelle gelinde rauſchende Bewegung bezeichnet, deren verſtärkte Grade durch ſchauden, ſcheiden, ſchütten, und zitternde Abänderung durch ſchauern, ſchäuern, ſchaudern, ſchüttern, ſchütteln ꝛc. ausgedruckt werden; ſ. auch Schauen und Schauder, hinten in der Anmerkung.

Schauerholz, bei dem Leinweber, ein Stab, der an beiden Enden abgerundet iſt, womit derſelbe zuweilen die fertig gewebte Leinwand reibt, wodurch ſie nicht allein geglättet, ſondern auch nach der Breite in etwas ausgedehnt wird.

Schauerig, Bei- und Nebenwort, welches von Schauer 2. und Schauer 3. nur im gemeinen Leben üblich iſt. 1) Von Schauer 2., Schutz vor der Witterung, iſt ſchauerig, vor der Witterung bedeckt, in welcher Bedeutung es am ſeltenſten gebraucht wird. 2) Von 3. Schauer, vorübergehende Erſchütterung der äußeren Haut. (1) Einen Schauer empfindend, beſonders wenn er durch Kälte verurſacht wird. Es iſt mir ſchauerig, ich empfinde einen oder mehrere Schauer. (2) Schauer verurſachend, doch auch

nur von der Kälte. Schaueriges Wetter, naßkaltes, welches Schauer verursacht.

Schauern, regelmäßiges thätiges und Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzteren Falle das Hülfswort haben erfordert und das Intensivum und Frequentativum von schauen ist, in so fern es ursprünglich eine schnelle rauschende Bewegung bedeutet. Es kommt nach Maaßgebung des Hauptwortes 3. Schauer noch in folgenden Bedeutungen vor. 1) Es schauert, ist im gemeinen Leben einiger Gegenden als ein ungewöhnliches Zeitwort für es hagelt üblich. Noch häufiger braucht man es. 2. Von der zitternden vorübergehenden Erschütterung der äußeren Haut, welche durch Kälte, einen hohen Grad des Abscheues, des Schreckens der Furcht ꝛc. verursacht wird. (1) Einen solchen Schauer empfinden. (a) Als ein persönliches Neutrum, in welcher Gestalt es nur von einigen Neuern gewagt worden, deren Neuerung aber weder Beifall, noch Nachahmung verdient. Sie würden schauern, wenn sie es hören sollten. Der junge Baum webt und schauert und fühlet die Glieder im Morgen oder der erweckten Schöpfung,

Herder.

Verleihe mir auch Kraft zu dieser Bürde,
Die Helden oft zu tragen schauerten,

Schlegel.

(b) In der dritten Person, mit ausdrücklicher Benennung der Haut, welche erschüttert wird, wo es mit der dritten Endung der Person verbunden wird. Ich fürchte mich, daß mir die Haut schauert, Ps. 119., 120. Ingleichen unpersönlich, mit Auslassung des Wortes Haut. Es schauert mir, oder mir schauert, wenn ich daran denke. Es schauert ihm vor

dem Tode oder ihm ſchauert vor dem Tode. Der Unſterblichen (nämlich Seele) ſchauert vor ihrer Zernichtung, Klopſt. — Doch würde mir vor ſolchen Buben ſchauern. Schlegel.

2) Schauer verurſachen. Eine ſchauernde Stille herrſche umher, Geßn., nur in der dichteriſchen Schreibart. Hierher gehört auch das unperſönliche es ſchaudert, wenn es von einigen mit der vierten Endung verbunden wird. Es ſchauret (ſchauert) mich das Fleiſch und auch der Sinn, Opitz. Pſ. 119. Dieſe Wortfügung iſt aber im Hochdeutſchen ungewöhnlich. Einen höheren Grad des Schauerns drückt man durch ſchaudern, und den ſtärkſten Grad durch ſchüttern, erſchüttern, aus.

Schauervoll, Bei- und Nebenwort, einen hohen Grad des mit Furcht, Schrecken und Abſcheues verbundenen Schauers erwecken. Eine ſchauervolle Geſchichte.

Schauerſchlange, Crotalus horridus, ſ. unter Schlange.

Schaueſſen, Schaugericht, ein Eſſen, ein Gericht, welches nicht wirklich gegeſſen werden ſoll, ſondern nur zur Schau aufgeſetzt wird. Es ſind bei großen Gaſtereien ziemlich aufgeputzte Aufſätze und Speiſen, welche bloß zum Zierrath und Augenweide auf der Tafel unter andere Speiſen aufgeſetzt oder an deren Stelle wegen Figur des Tafelriſſes eingeſchoben werden, aber jedes Mal unangeſchnitten ſtehen bleiben. Man gebraucht hierzu allerhand buntfarbige Gallerte, wilde und zahme ausgeputzte Schweinsköpfe ꝛc.

Schaufballigte Klinge, eine Art Ruhler Meſſerklingen.

Schaufel *), Schäufelchen, Schäuflein, ein Wort, welches sowohl den Begriff der Fläche, der Breite, als auch den Begriff der Tiefe, des hohlen Raumes hat, mit welchen beiden sich gemeiniglich der Begriff des Schöpfens, Auffassens und Fortschiebens verbindet.

1) Mit dem Begriff des hohlen Raumes ist die Schaufel ein flach vertieftes Behältniß an einem Stiele, andere Körper damit aufzufassen und fortzuschaffen, eine Art eines großen Löffels; im Tatian Scuuala, in einigen Hochdeutschen Gegenden die Schuffe, im Niedersächs. Schufel und Schüppe, im Angelsächsischen Scofl, im Englischen Shovel und Scoop, im Schwedischen Skofwel und Skyffel, im Polnischen Szufla. Dahin gehört die Backschaufel, Grabschaufel, Kornschaufel, Wurfschaufel, Ladeschaufel, Feuerschaufel ꝛc. Schaufeln von Erz, 2. Mos. 27. 2.

2) Oft verliert sich der Begriff des hohlen Raumes, so daß der Begriff des Fortschiebens oder Fortschaffens allein übrig bleibt. Die Malzschaufel, ein flaches Brett, an einem schief stehenden Stiele. Die Schaufel an einem Ru-

*) Die Endsilbe ist hier kein Merkmal eines Diminutivum, sondern das Suffixum — el, welches ein Werkzeug, ein Subject, bedeutet. Die Stammsylbe schauff gehört zu schaffen, schieben, schöpfen ꝛc. so daß die Schaufel eigentlich ein Werkzeug zum Auffassen, Fortschieben ꝛc., oder so fern der Begriff des hohlen Raumes der herrschende ist, ein tiefes hohles Ding bedeutet, in welchem Falle es mit Schaff, Scheffel, Schaube verwandt ist. Ohne Zischlaut gehört auch das Oberdeutsche Gaufel, die flache und hohle Hand dahin. Die dritte Bedeutung eines in die Breite ausgedehnten Dinges kommt gleichfalls von schaffen her, so fern es auch eine Bewegung und Ausdehnung nach allen Richtungen bedeutet hat. (Adelung.)

der, der flache dünnere Theil am Ende, womit das Fahrzeug im Waſſer gleichſam fortgeſchoben wird. An einem Waſſerrade ſind die Schaufeln die Bretter zwiſchen den Kränzen, worauf das Aufſchlagewaſſer fällt und das Rad in Bewegung ſetzt. —

3) Oft verliert ſich auch dieſer Begriff, und es bleibt nur die Breite oder Fläche übrig. So nennt man die breiten, dünnen, ſpitzig zulaufenden Theile an den beiden Ankerarmen, welche bei andern die Fliegen oder Flucken heißen, auch die Schaufeln. Die beiden Aeſte an den Geweihen der Dammhirſche, Elendthiere ꝛc., welche anſtatt zackig zu ſeyn, ſich auf eine breite Fläche endigen, heißen gleichfalls Schaufeln, welchen Namen auch die zwei vorderſten Zähne in dem Munde des Hirſches führen, weil ſie breiter ſind, als die übrigen. Unſer Scheibe iſt nach Adelung mit dieſer Bedeutung verwandt. In einigen Oberdeutſchen Gegenden wird der Schämel Trittſchäuflein genannt, wo auch vermuthlich die Bedeutung eines Brettes die herrſchende iſt, und ſchon Raban Maurus nennt das Brett, welches auf der Thürſchwelle befeſtigt wird, Düscufle, richtiger Dürscufle.

Die Schaufel, als ein zu vielem Gebrauche nöthiges Geräthe, wird aus einem einzigen Stücke Holz verfertiget, hat einen langen Stiel, iſt an dem untern Theile breit und etwas muldenförmig ausgehöhlt, damit die damit aufgenommenen Sachen darauf liegen können. Von ihrem verſchiedenen Gebrauche, erhalten ſie auch die ſchon oben angeführte Beinamen. Die eiſernen Schaufeln in den Küchen, um die Kohlen und Aſche gut aus den Ofen zu heben, haben einen hohen Rand und erhalten gemeiniglich den Namen Schippe, ſ. dieſen Artikel.

In den Bergwerken wird die Schaufel Bläuel genannt. Es ist das Blatt eines Krummzapfens und wird besonders bei den Ungarischen Bergwerken gebraucht. Man versteht daselbst auch darunter die Pfanne der Berghaspel, worin die Zapfen derselben laufen. Beide werden aus Eisen gegossen.

In den Glashütten ist die Schaufel einen Fuß breit und einen halben lang und mit einer 4 Zoll tiefen Tille versehen. Mit dieser Schaufel wird Sand und Potasche von einem Orte zum andern geschüttet.

Bei den unterschlächtigen Mühlenrädern, im Mühlenbau, sind die Schaufeln, Blätter, Tafeln, Fr. Ailerons, die in die Quere in den Radbogen eingesteckten Bretter, die gleichsam die Flossen des Wassers sind, daran sich das Wasser des Gerinnes stämmt, wodurch das Umtreiben des Rades verursacht wird, s. den Art. Mühle, Th. 95, und unter Wasserrad, in W.

Bei dem Ankerschmied, sind die Schaufeln, Fr. Pattes, die platten Stücke Eisen, die beinahe dreieckig sind und welche man an jedem Ende der Ankerarme anschweißet. Zwei ihrer Winkel machen die Ohren und der dritte die Spitze oder den Schnabel aus. Sie sind dazu bestimmt, daß wenn der Anker ausgeworfen wird, eine von ihnen in den Ankergrund einfaßt und dadurch das Schiff festhält. Sie müssen, wenn sie tauglich seyn sollen, mehr breit, als rundlich seyn, weil sie dann nicht so leicht aus dem Erdreiche reißen, da sie eine Menge Erde vor sich finden, solche wegzuschaffen, wären es aber runde Haken, so würde ein weiches Erdreich nicht guten Widerstand leisten können. Die Schaufeln müssen von wohlgereinigten Eisenkolben besonders gut geschmiedet

und nach ihrer ganzen Länge an die Arme des Ankers angeſchweißt werden.

Schaufel heißt auch in der Kunſtſprache die Schulter bei einem Pferde.

Bei den Bierbrauern eine ovale eiſerne Schaufel oder Schippe, Fr. Fourquet, deſſen in der Mitte nach der Länge hinlaufendes Mittelſtück in zwei Theile abgetheilt iſt, und ſich mit einer Tille endiget, in welcher ein hölzerner Schaft ſteckt. Man bedient ſich derſelben zum Umſchippen des Malzes im Stocke, das iſt, im Quellbottich, welches die Franzöſiſchen Brauer rompre la trempe nennen.

Schaufel, (Back-), ſ. oben, S. 560.
— , im Bergwerke, ſ. daſ., S. 562.
— , der Bierbrauer, ſ. oben.
— (Einſatz-), Eintrageſchaufel der Bergleute, ſ. Th. 42, Fig. 2343.
— (Eintrage-), ſ. den vorhergehenden Artikel.
— (Eyer-), Fr. Friquet, eine Art Kelle, womit man etwas, das man in Butter oder Schmalz backen oder braten will, z. B. Eyerkuchen ꝛc. in der Pfanne in die Höhe hebt oder umdreht.
— (Feuer-), ſ. Kohlenſchaufel oder Schaufel (Kohlen-).
— , in den Glashütten, ſ. oben, S. 562.
— (Grab-), ſ. Th. 19, S. 599.
— (Hebe-), ſ. unter Schaufelwerk.
— (Kohlen-), ſ. Th. 43, S. 265.
— (Korn-), ſ. Th. 46, S. 72.
— (Lade-), ſ. Th. 58, S. 638.
— (Malz-), ſ. oben, S. 560.
— im Mühlbau, ſ. oben, S. 562. und unter Mühle Th. 95.
— (Schwung-), ſ. Schaufelwerk.

In den Bergwerken wird die Schaufel Bläuel genannt. Es ist das Blatt eines Krummzapfens und wird besonders bei den Ungarischen Bergwerken gebraucht. Man versteht daselbst auch darunter die Pfanne der Berghaspel, worin die Zapfen derselben laufen. Beide werden aus Eisen gegossen.

In den Glashütten ist die Schaufel einen Fuß breit und einen halben lang und mit einer 4 Zoll tiefen Tille versehen. Mit dieser Schaufel wird Sand und Potasche von einem Orte zum andern geschüttet.

Bei den unterschlächtigen Mühlenrädern, im Mühlenbau, sind die Schaufeln, Blätter, Tafeln, Fr. Ailerons, die in die Quere in den Radbogen eingesteckten Bretter, die gleichsam die Flossen des Wassers sind, daran sich das Wasser des Gerinnes stämmt, wodurch das Umtreiben des Rades verursacht wird, s. den Art. Mühle, Th. 95, und unter Wasserrad, in W.

Bei dem Ankerschmied, sind die Schaufeln, Fr. Pattes, die platten Stücke Eisen, die beinahe dreieckig sind und welche man an jedem Ende der Ankerarme anschweißet. Zwei ihrer Winkel machen die Ohren und der dritte die Spitze oder den Schnabel aus. Sie sind dazu bestimmt, daß wenn der Anker ausgeworfen wird, eine von ihnen in den Ankergrund einfaßt und dadurch das Schiff festhält. Sie müssen, wenn sie tauglich seyn sollen, mehr breit, als rundlich seyn, weil sie dann nicht so leicht aus dem Erdreiche reißen, da sie eine Menge Erde vor sich finden, solche wegzuschaffen, wären es aber runde Haken, so würde ein weiches Erdreich nicht guten Widerstand leisten können. Die Schaufeln müssen von wohlgereinigten Eisenkolben besonders gut geschmiedet

und nach ihrer ganzen Länge an die Arme des Ankers angeſchweißt werden.

Schaufel heißt auch in der Kunſtſprache die Schulter bei einem Pferde.

Bei den Bierbrauern eine ovale eiſerne Schaufel oder Schippe, Fr. Fourquet, deſſen in der Mitte nach der Länge hinlaufendes Mittelſtück in zwei Theile abgetheilt iſt, und ſich mit einer Tille endiget, in welcher ein hölzerner Schaft ſteckt. Man bedient ſich derſelben zum Umſchippen des Malzes im Stocke, das iſt, im Quellbottich, welches die Franzöſiſchen Brauer rompre la trempe nennen.

Schaufel, (Back=), ſ. oben, S. 560.
— , im Bergwerke, ſ. daſ., S. 562.
— , der Bierbrauer, ſ. oben.
— (Einſatz=), Eintrageſchaufel der Bergleute, ſ. Th. 42, Fig. 2343.
— (Eintrage=), ſ. den vorhergehenden Artikel.
— (Eyer=), Fr. Friquet, eine Art Kelle, womit man etwas, das man in Butter oder Schmalz backen oder braten will, z. B. Eyerkuchen ꝛc. in der Pfanne in die Höhe hebt oder umdreht.
— (Feuer=), ſ. Kohlenſchaufel oder Schaufel (Kohlen=).
— , in den Glashütten, ſ. oben, S. 562.
— (Grab=), ſ. Th. 19, S. 599.
— (Hebe=), ſ. unter Schaufelwerk.
— (Kohlen=), ſ. Th. 43, S. 265.
— (Korn=), ſ. Th. 46, S. 72.
— (Lade=), ſ. Th. 58, S. 638.
— (Malz=), ſ. oben, S. 560.
— im Mühlbau, ſ. oben, S. 562. und unter Mühle Th. 95.
— (Schwung=), ſ. Schaufelwerk.

Schaufel, (Tritt-,) s. oben, und unter T.

— (Wurf-) s. oben, und unter W.

Schaufelbänder, beim Schlosser, Bänder oder Thürenbeschläge, deren Bänder schaufelartig gestaltet sind.

Schaufelbein, ein Bein, in Gestalt einer Schaufel. Besonders werden an den Bienen das dritte Paar Beine, die Schaufelbeine genannt, weil in denselben eine Höhlung befindlich ist, worein sie das Blumenmehl packen. Auch eine Art Versteinerung, s. unter Versteinerung.

Schaufelblatt, im Mühlenbau, ein Stück Eisen, welches an dem Orte, wo der Tragzapfen schmal, hinten aber breit ist, angebracht ist. Es wird solches in die Wellenhälse hineingetrieben und mit eisernen Reifen und Bolzen verwahrt.

Schaufelbohrer, im Bergbau, ein ganz hohler Bohrer von schaufelartiger Gestalt, womit die Röhren zu den Kunst- und Wasserwerken ausgebohrt werden. Er wird beim Gebrauche mit einem $3\frac{1}{2}$ Fuß langen Kreuze an seiner Stange versehen, oder wohl auch mit einem kleinen Schwungrade mit einer Kurbel, woran zwei Mann drehen können, auf der Bohrbank in sein Gerüste gelegt, und damit die Röhre, die auf der Bank liegt, gebohrt.

Schaufelbreite, bei den unterschlächtigen Wasserrädern. Das Gerinne eines Mühlenganges muß sich allemal nach den Schaufeln des Rades richten, und es würde nicht taugen, wenn man anders verfahren wollte. Zu diesem Vorhaben fehlt die Schaufelbreite, welche nicht willkührlich ist; denn wenn die Schaufel den ganzen Stoß des Wassers empfangen soll, so muß sie auch ganz mit Wasser bedeckt werden können, und dieses geschieht nicht, wenn die Schaufel nicht die völlige Breite

des auf ſich zuſchießenden Fachbaumwaſſers beſitzt. So dick nun der Waſſerſtrahl iſt, ſo breit muß auch die Schaufel angegeben werden. Die Länge kommt aber heraus, wenn mit der Breite in den vorher gefundenen Flächeninhalt dividiret wird. Aus der gegebenen todten Kraft der Maſchine und der Höhe des Waſſerſtandes wird eine Schaufel zu einem unterſchlächtigen Rade berechnet und bezeichnet. Man beſtimmt nämlich erſt aus der todten Kraft die lebendige, welche iſt = v, ſo ſchließt man, $4 : 9 = p : v$ — und alſo iſt $v = 9\frac{p}{4}$ und die todte Kraft ſei z. B. = 700 Pfund $4 : 9 = 700 : 1575$ Pfund. Zweitens findet man aus dem Waſſerſtande die mittlere Geſchwindigkeit des Waſſers und ſucht zugleich den ſolcher Geſchwindigkeit zukommenden Stoß auf. Z. B. wenn das Schütz um 12 Zoll gezogen wird, ſo bleiben noch 1′ 9″ Druckwaſſer über die Oeffnung übrig; da nun $\frac{4}{9}$ von der Oeffnung zu der Höhe des Druckwaſſers zu addiren ſind, um die Höhe des mittlern Waſſerſtandes herauszubringen, ſo wird derſelbe hier 1′ 9″ + $5\frac{1}{3}$ oder 2′ 2″ 4‴ ausmachen, deſſen Geſchwindigkeit = 11′ 6″ in einer Sekunde, und deſſen Stoß auf einen Pariſer Quadratfuß = $154\frac{2}{3}$ Pfund gewährt. Dividiret man mit dem Stoße in die lebendige Kraft, ſo ergiebt ſich der Flächeninhalt der Schaufel; denn ſo vielmal der Stoß auf einen Quadratfuß in der Größe der lebendigen Kraft enthalten iſt, ſo viel Quadratfuß bedarf die Schaufel. Es iſt aber $154\frac{2}{3}$ in 1575, $10\frac{88}{464}$ mal enthalten, ſo viel Quadratfuß machen den Inhalt der Schaufelfläche aus. Nimmt man die Oeffnung des Schützes zur Schaufelbreite an und dividiret damit in den Flächeninhalt, ſo giebt der Quotient die Länge; da gegen-

wärtig diese Breite = 82 Zoll ist, so ist die Länge = 10′ 2″; s. auch unter Mühle, Th. 95.

Schaufelbürger, ein, in einigen Gegenden ehemals für Pfahlbürger, sowohl in dessen weitern, als engern Bedeutung übliches Wort; s. dasselbe, Th. 109, S. 374. Frisch erklärt es durch einen der eigentlich zur Schaufel- und Feldarbeit gehört und zum Nachtheil seiner Grundherrschaft Bürger in der Stadt wird. Es kann aber auch überhaupt einen, mit der Schaufel arbeitenden Tagelöhner andeuten, dergleichen noch jetzt in den Vorstädten wohnen, wenn nicht mit dem Worte Schaufel vornämlich auf die Befriedigung der Vorstädte gesehen wird, da es denn mit Pfahlbürger im eigentlichen Verstande gleichbedeutend seyn würde. In so fern aber schüfeln im Niedersächsischen auch unredlich handeln, Unterschleife machen, Schüfeler einen Betrüger, und Schüfelige, Betrügerei bedeutet; leidet es auch die von Frischen gegebene Erklärung.

Schaufelente, Löffelente, s. Th. 80, S. 134.

Schaufelfisch, Squalus Tiburo Linn. Squalus Tiburo, capite latissimo cordato. Cestration 2, capite cordis figura, vel triangulari Klein. Brasilianisch Panana und Panapana; Holländisch een Cruyshaaye; in Surinam nennen ihn die Holländer Schophany. Wie schon erwähnt, nennt ihn Klein den großen Hammerfisch mit einem herzförmigen oder dreieckigten Kopfe. Man findet ihn in den Amerikanischen Meeren und hielt ihn immer für eine Abart des Hammerfisches, von welchem er sich sogleich durch die Gestalt des Kopfes, welcher einer Schaufel ähnlich sieht, und platt und dünn ist, unterscheidet. Das Maul ist voller Zähne und hat eine dicke Zunge. Der

Körper ist rund, jedoch mehr hoch, als breit. Auf dem Rücken sind zwei und am Bauche fünf Flossen. Die Schwanzflosse ist sehr lang. In dem 16ten Bande der Sammlungen allgemeiner Reisen steht folgende Beschreibung von diesem Fische. Der Panapana ist von mittelmäßiger Länge; er hat eine harte und unebene Haut, wie der Seehund, ist aber übrigens der Zygäne, Squalus Zygaena, ganz gleich, die zu Marseille Cagnole genannt wird. Er hat nämlich einen glatten, ungestalteten und gleichsam in zwei Hörner getheilten Kopf, an dem äußersten Ende desselben stehen zwei Augen, die sich weit von einander befinden. Der Schwanz endiget sich mit zwei ungleichen Floßfedern, welche auch ihre gegeneinander stehende Richtung haben. Das weit unten stehende dreieckige Maul ist klein und mit einer dreifachen Reihe kleiner Zähne besetzt, daher er nicht viel schaden kann. Sein Fleisch hat einen bessern Geschmack, als dasjenige der Zygäne.

Schaufelgehörn, ein Gehörn, welches statt der Zacken breite schaufelförmige Aeste hat, dergleichen das Gehörn der Dammhirsche und Elendthiere ist, das Schaufelgeweihe. Auch ein Hirschgeweihe, welches oben in der Krone breite Enden hat und auch ein Handgehörn heißt, im Gegensatz eines Gabelgehörnes.

Schaufelhirsch, ein mit einem Schaufelgehörne versehener Hirsch. Besonders werden die Dammhirsche von den Jägern mit diesem Namen belegt; s. unter Hirsch, Th. 23.

Schaufelhose, in dem Salzwerke zu Halle eine Hose, das ist, ein kleines Faß mit süßem Wasser, worin man die in der Siedepfanne gebrauchte Salzschaufeln abkühlt.

Schaufelkrebs, Schaufelkrebse, Squilla

Fabr. Fr. les Mantes de Mer. Der Brustschild dieser Krebse ist sehr klein und weichlich; der Schwanz sehr groß, nach hinten breiter und dicker, am Ende mit einer breiten Schalenschuppe und zwei kleinen Schwimmblättern. Ihre Seitenfühlhörner sind sehr kurz und haben neben sich ein längliches Blatt; die mittleren haben einen langen, am Ende mit drei Borsten versehenen Stiel. Das zweite Fußpaar ist sehr groß und endiget sich nicht in eine Scheere, sondern in einen Finger, der sägeförmig gezähnelt oder in spitzige Läppchen zerschlitzt ist; das erste und die drei hintersten haben kleine Scheeren ohne bewegliche Finger. Diese sehr abentheuerlich gebildeten Krebse, sagt Cuvier, haben ihre Kiemen nicht, wie die andern, unter dem Bruststücke, sondern unter dem Schwanze, zwischen den Schwimmblättern, welche breiter sind, als bei den übrigen Gattungen.

Schaufelkunst, eine Art einer Wasserkunst, einen Teich ꝛc. vermittelst vieler von dem Winde getriebenen Schaufeln auszuschöpfen; das Schaufelwerk, s. diesen Artikel.

Schaufeln*), regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Mit der Schaufel arbeiten. Den ganzen Tag schaufeln müssen. Erde, Getreide zusammenschaufeln, mit der Schaufel auf einen Haufen werfen. Etwas hinaus schaufeln, fortschaufeln, umschaufeln ꝛc.

Da grub er tief und schwitzt und keichte
Und fand im Schaufeln einen Schatz,

Haged.

*) Im Niederl. schüfeln und schüppen, Das erste bedeutet daselbst auch mischen, mengen, Engl. Shuffle, besonders wenn solches mit einer Art des Schiebens verbunden ist, wie bei den Karten, ingleichen unredlich handeln, Unterschleife machen, in welchen beiden Bedeutungen es zunächst das Diminutivum von schieben ist. (Adelung).

2) Mit Schaufeln verſehen. Die Waſſerräder anders ſchaufeln, ſie mit andern Schaufeln verſehen.

Schaufelnaſe, Brillennaſe, Lanzenblatt-Fledermaus, Vespertilio perspicillatus Linn. Müll. Syſt. 1., S. 154. Büffon allgem. Hiſt. der Natur, 7r Bd., 1ſte Abtheil., S. 127., T. 33. Vespertilio Americanus, Briss. Edward hist. of birds p. 201. t. ibid. fl. Dieſe 3½ Zoll lange Fledermaus hält ſich in Amerika auf. Die Flügel derſelben ſpannen 1. Fuß und 7. Zoll. Auf der Naſe ſitzt ein ganz beſonderer in die Höhe wachſender Auswuchs, welcher wie das Blatt einer Lanze oder eines Spontons geſtaltet iſt. Sie hat keinen Schwanz. Die Ohren ſind lang und groß. Die Farbe iſt mauſefahl.

Schaufelrad, im Mühlenbau, ein jedes Mühlenrad, welches durch den Fall des Waſſers und deſſen Stoß oder Druck ſeine Bewegung bekommt und daher nach Beſchaffenheit der Umſtände insbeſondere bald ein oberſchlächtiges, bald ein unterſchlächtiges Rad genannt wird; ſ. Waſſerrad.

Schaufelrecht, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort. 1. Das Recht, eines andern Acker vorzüglich und mit Ausſchließung anderer für einen gewiſſen Zins zu bauen; entweder, ſo fern die Feldarbeit ehedem mehr mit der Schaufel geſchah, als jetzt, oder auch, ſo fern ſchaufeln das Frequentativum oder Diminutivum von ſchieben iſt, da es dann mit dem Abtriebsrechte gleich bedeutend ſeyn würde. 2. In Elſaß verſteht man unter Schaufelrecht, das Recht, die Zinsgüter zu beſſern.

Schaufelſchlag, auf dem Lande vieler Gegenden.

1. Das Recht, einen Graben oder Fluß zu reinigen oder zu räumen, weil man ſich dazu der Schaufeln bedient; das Fegerecht, Räumungsrecht; ſ. Fegerecht, Th. 12., S. 419. Den Schaufelſchlag haben, dieſes Recht. 2. Das Gebiet, die Gegend, wo Jemand dieſes Recht hat. Auf der Gemeine Schaufelſchlag. 3. Der mit der Schaufel auf ſolche Art aus einem Graben oder Fluſſe geworfene Schlamm, und der Bezirk, welchen derſelbe einnimmt. Die Bäume ſtehen auf dem Schaufelſchlage des Baches. Wenn der Graben breit iſt, ſo gehören wohl 16. Fuß zum Schaufelſchlage.

Schaufeltheilung, im Mühlenbau, die Entfernung jeder zwei Schaufeln eines Waſſerrades von einander.

Schaufelung, heißt die Anzahl und Lage der Schaufeln in einem Waſſerrade.

Schaufelwerk, Schaufelkunſt, in der Mechanik, eine Maſchine, welche man anſtatt der Waſſerſchraube und zwar mit weit beſſerem Vortheile gebrauchen kann. Dieſelbe beſteht aus einer viereckigten Röhre von Brettern, wodurch verſchiedene viereckigte Brettlein an hölzerne oder eiſerne Arme, als Glieder einer Kette ohne Ende, befeſtiget, ſich heraufwinden laſſen. Dieſe Glieder gehen unterhalb und oberhalb der Röhre über eine Welle, welche letzte vermittelſt zweier Kurbeln von zwei oder vier Perſonen umgedreht werden kann. Dieſe Maſchine dient das Waſſer aus der Tiefe zu heben, jedoch kann ſolches nicht über 6. Ellen hoch gebracht werden, weil eine dergleichen Maſchine, inſofern ſie viel länger genommen würde von keiner Beſtändigkeit wäre. Wenn man die Glieder von Eiſen machen will, ſo iſt es rathſam

daß man davon zwei ungefähr 3 Zoll weit neben einander legt, ſo daß die Schaufeln ſich nicht ſchief ziehen, ſondern gerade gehen. Um ein Schaufelwerk einzurichten, macht man eine Welle oder Walze etwa 6 bis 7 Zoll im Durchmeſſer und eben ſo lang, als breit die Röhre iſt; man theilt ſolche in ſechs Theile und meißelt 6 Nuthen oder Rinnen von 1 bis 1½ Zoll weit ein, nachdem die Pfoſten zu den Armen ſtark ſind. Die Arme aber ſind ſechs Bretter, von der Breite der Welle und etwa einen Zoll oder 1½ Zoll höher, als die halbe Höhe der Schaufeln, ohne was in die Nuthe und zu den Zapfen kommt. Dann ſchneidet man auf der äußerſten Fläche eine viereckige Oeffnung 1½ bis 2 Zoll breit ein und ſetzt darein alle ſechs Arme in die Stirne der Walze. Nun macht man viereckigte Hölzer, ſo die kurz vorher gedachte Oeffnungen in den Armen völlig ausfüllen. Man fügt ſolche wie ein Gewinde zuſammen, wovon das eine einen Zapfen, das andere aber einen Einſchnitt hat, und die mit einem Bolzen vereinigt werden; und auf die Mitte jeder dieſer Stäbe oder viereckigten Hölzer wird in einem rechten Winkel eine Schaufel aufgeſteckt und befeſtiget. Dieſer Stähe oder Glieder macht man ſo viel an einander, daß man gleichſam eine Kette ohne Ende bekommt, die ſo lang iſt, als die Maſchine ſeyn ſoll; dann macht man auf die andere Seite eben eine ſolche eingerichtete Walze mit Armen, wie die erſte iſt, ſo daß oben und unten eine kommt. Hierauf richtet man zwei Tafeln von Pfoſten oder ſtarken Brettern zu, legt die Walzen und Ketten oder Glieder mit den Schaufeln darauf, und theilt es alſo ein, daß zwei Bretter, welche eine Röhre ausmachen helfen mit den Schaufeln genau auf allen Seiten anſchließen, jedoch aber willig durchgehen. Ueber dieſe

frei machen, ihn in solchen Stand setzen, daß nichts daran zu tadeln ist. Wenn nämlich ein Deichpfand in einen so vollkommenen Stand gesetzt und erhalten wird, daß es bei der Deichschaue, den Deichforderungen gemäß, nicht anders als völlig untadelhaft erkannt werden kann, so befindet sich ein solcher Deich in schaufreiem Stande, oder nach den Holländischen Ausdrücken: in volle Keure; tot love van Hooghe Heemraeden. Auch in der Bremischen Deichordnung vom Jahre 1793 heißt es §. 5. zu Schwaren (der über den Deichbeeidigten oder Geschworenen) Lobe aus Schau- und Pfandung gebracht. Ein Deich, der aber bei der Schau gerade im entgegengesetzten Zustande befunden wird, heißt bei den Holländern ein gelaakter Dyk; in den ältesten Sächsischen Deichordnungen aber ein gelästerter Deich. Sonst heißt auch noch bei Einigen, einen Deich in schaufreiem Stande unterhalten, besonders nur so viel, als die jährlichen gewöhnlichen kleinen Ausbesserungen, das Kraut und Klopfen und die Besandung der Kappe ꝛc. an denselben verrichten, dies geschieht gemeiniglich nach demjenigen Contracte, den bloß unter sich die Grundeigenthümer des Deiches und dazu gehörigen Landes mit den Pächtern desselben und mit den Heuerleuten der an den Deichen stehende Wohnungen oder Kothen, unter gewissen Bedingungen eingehen, nach welchen aber alle Hauptarbeiten an den Deichen, als dessen etwa anzuordnen nöthig gefundene Verstärkung, Verhöhung ꝛc. die letzteren durchaus nichts angeht. Um einen dergleichen Privat-Contract bekümmert man sich übrigens von Seiten des Deichschau- oder Deichamtes, wie billig, gar nicht, sondern man verfährt dabei nach den ausdrücklichen Worten der besten Deichverordnun-

gen, nach welchen man es Obrigkeits wegen eigentlich nur mit dem Grundeigenthümer jeden Deiches zu thun und ſich dieſerhalb in allen Fällen an demſelben zu halten hat.

Schaugeld, Geld, welches nicht zum Ausgeben im Handel und Wandel, ſondern zur Schau, das iſt, zum Anſehen, zum Denkmal einer merkwürdigen Begebenheit geſchlagen worden, dergleichen die Medaillen ſind. Einzelne Stücken ſolches Schaugeldes werden **Schaumünzen**, ehedem auch **Schaugroſchen** und **Schaupfennige** genannt, inſofern **Pfennig** und **Groſchen** ehedem eine jede Münze bedeuteten.

Schaugericht, bei dem **Tuchmacher**, ſ. **Schauanſtalt**.

Schaugerüſt, ein Gerüſt, auf welchem eine Handlung, welche von mehreren geſehen werden ſoll, vorgeſtellt wird. Dergleichen Gerüſte werden nur leicht, jedoch mit gehöriger Vorſicht, und nach der Zahl der Perſonen, die darauf Platz nehmen ſollen, von Brettern aufgeführt; ſ. auch den Art. **Gerüſt**, Th. 17, S. 450.

Schaugroſchen, ſ. **Schaugeld**.

Schauherr, in einigen Gegenden, ein Rathsherr oder eine vornehme obrigkeitliche Perſon, welche zur Beſchauung gewiſſer Waaren und Dinge verordnet iſt. Im **Bergwerke** iſt es an einigen Orten der **Berggeſchworne**, weil er ſowohl die zu liefernden Erze, als auch die angeſchafften Bergmaterialien beſchauen oder beſichtigen muß. Geringere verpflichtete Perſonen dieſer Art werden nur **Schauer**, **Beſchauer** ꝛc. genannt.

Schauhaus, ein ungewöhnliches Wort, welches **Opitz** für **Amphitheater** und **Schauſpielhaus** einzuführen ſuchte.

Schaukammer, s. unter Muster, Th. 99, S. 220.

Schaukästchen, ein kleines Schmuckkästchen, das heißt, ein Kästchen, worin man Ringe, Busennadeln ꝛc. aufbewahrt.

Schaukel, ein jedes Ding, womit man sich schaukeln, das ist, sich schwebend hin und her oder auf und nieder bewegt. Ein in der Mitte aufliegendes Brett, vermittelst dessen sich zwei auf den beiden Enden sitzende Personen auf und nieder bewegen, auch ein herabhangendes einfaches oder doppeltes Seil, woran man sich hin und her schwingt, heißt eine Schaukel, in einigen Mundarten eine Schockel, ein Schockler, und insofern es ein Seil ist, im Niedersächsischen ein Schockreif, Schockregen. Im Oberdeutschen ist es männlichen Geschlechtes, der Schaukel; s. auch Schaukeln. Ueber die verschiedene Arten der Schaukeln, s. unter Leibes-Uebung, Th. 71. S. 582 u. f. und 620 u. f.

Schaukelbrett, s. das., S. 584, 586, 621.

Schaukeln, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert; sich schwebend hin und her, auf und nieder bewegen. Das Schiff schaukelt, wenn es sich auf dem Wasser von einer Seite zur andern, auf und nieder bewegt, wo es ein Neutrum ist. Noch häufiger kommt es aber als ein thätiges Zeitwort vor. Jemanden schaukeln, ihn schwebend hin und her, auf und nieder bewegen, sowohl vermittelst eines in der Mitte aufliegenden Brettes, als auch eines herabhängenden Seiles. Sich schaukeln. Daher das Schaukeln. Nach Adelung's Anmerkung in seinem großen Wörterbuche in den gemeinen Mundarten schokeln und schuckeln, im Engl. joggle,

im Ital. cioccolare. Es ist das Diminutivum von dem noch im Ober- und Niederdeutschen üblichen schocken, welches nicht nur stoßen, sondern auch heftig rütteln und schütteln bedeutet. Ital. scoccare cioccare. Fr. choquer. Engl. shake; dieses aber ist wieder das Intensivum von dem veralteten schachen und schauen, in so fern beide eine gewisse schnelle Bewegung bedeuten; s. Schächer und Schauen.

Darob mein Geist sich hat erquicket,
daß er im Jubel schwebt und schoket.
Hans Sachs.

Hiermit ist unser schuckeln und das Niedersächsische suckeln, rütteln, schütteln genau verwandt, nur daß es vermöge des kurzen u und verdoppelten k eine schnellere hin und hergehende Bewegung bezeichnet, dagegen das lange au und einfache k in schaukeln eine schwebende langsame Bewegung andeutet. Uebrigens ist für schaukeln in Baiern auch schützen, im Dithmarsischen hüschen und hüsken, und in andern Niedersächsischen Gegenden rieken üblich, welches letztere zu regen gehört.

Schaukelpferd, s. Th. 71. S. 598.

Schaukler, eine Person die sich schaukelt.

Schaukunst, ein ungewöhnliches, von dem Gryphius für Perspective versuchtes Wort.

Schaul, Engl. Shawl, s. Schawl.

Schaum*), Gäsch, ein, durch eine heftige Bewegung

*) Im Niedersächsischen Schuum, im Engl. Scum, im Isländ. Skuum, im Schwed. Skumm, im Ital. Schiuma, im Franz. Escume, Ecume, im Alban. Skiumpa, im Poln. Szum. Mit einem andern Präfixo heißt der Schaum im Oberdeutschen Faum, Fahm, Böhm. Pena, wohin mit vorgesetztem Zischlaute auch das Lateinische Spuma gehört. (Adelung.)

in zuſammenhangenden Blaſen verwandelter flüſſiger Körper. Der Schweiß ſetzt ſich oft in Geſtalt eines Schaumes auf den Pferden. Schaum vor dem Munde haben, welches ein Zeichen einer heftigen innern Bewegung iſt; den im höchſten Grade wüthenden und zornigen Perſonen pflegt der Schaum vor dem Munde zu ſtehen oder auch zu treten. Beſonders auf der Oberfläche flüſſiger oder flüſſig gemachter Körper, wenn ſich die in denſelben befindliche Luft entwickelt und die leichtern, oft unreinen Theile in Geſtalt vieler zuſammenhängenden Blaſen mit in die Höhe nimmt. Schaum geben. Zu Schaum werden. Der Schaum des Bieres, welcher im Niederſ. Mood und Riem genannt wird, letzteres von Rahm, Rand, das Oberſte. Der Seifſchaum, welcher beim Waſchen oder beim Schlagen der Seife in Waſſer in die Höhe ſteigt. Der Schaum des Bleies, Goldes, Silbers ꝛc. In ſo fern oft der Schaum der leichtere, unreinere Theil mancher Körper iſt, braucht man dieſes Wort auch in manchen Gegenden von dem ſchlechteſten, untauglichſten ſeiner Art, wofür im Hochdeutſchen Abſchaum üblicher iſt. Die Geſtalt der kleinen Bläschen des Schaumes leitet man von der darin verſchloſſenen Luft her. Nachdem die Feuchtigkeit fetter und zäher iſt, wird auch der Schaum fetter und beſtändiger. Die weiße Farbe des Schaumes kommt daher, daß die Bläschen rund ſind, das darauf fallende Licht brechen und auf einander widerſtrahlen. So pflegt z. B. das Bier, welches lange auf Krügen geſtanden, einen ſtarken Schaum zu geben. In der Küche nennt man Schaum diejenige Bläschen, welche durch die ſtarke Bewegung der Materie, darin die Speiſe gekocht wird, entſtehen, und ge-

meiniglich mit dem vergeſellſchaftet ſind, was ſich durch dieſe Bewegung von der Speiſe ſondert. Was den Meerſchaum anbetrifft, ſ. Th. 87, S. 160 u. f.; den See-Schaum, Alcyonium, ſ. See-Kork, und den Art. Kork, Th. 44, S. 587.

Schaum, im Bergwerke, 1) ein leichtes und fettiges Weſen, ſo auf dem Bergwaſſer ſchwimmt und zuweilen Regenbogenfarben zeigt. 2) Eine ſehr leichte ſchwammige, meiſtens brauchbare Materie, welche die flüſſigen Körper, theils wenn ſie geſotten werden, theils wenn ſie im Fließen einige Zeit mit ihrer Oberfläche an einen Körper anſtoßen, auswerfen, die ſich oben aufſetzt und in Unreinigkeiten beſteht, welche ausgeſtoßen worden. — Bei dem Zuckerſieder iſt der Schaum eine durch den Kalk und das Ochſenblut aus dem Zucker beim Sieden in die Höhe getriebene Unreinigkeit, die ſich von dem Zucker abſondern muß, wenn er geläutert wird. Wenn der Schaum hoch genug geſtiegen iſt, ſo wird das Feuer gelöſcht, wodurch der aufgeblähete Schaum des Zuckers zuſammenfällt und ſinkt. Er wird dann dünner, zieht ſich mehr zuſammen und vertrocknet gleichſam, welches in einer guten Viertelſtunde geſchieht, und dann kann der Schaum mit dem Schaumlöffel abgenommen werden; jedoch muß dieſes mit Behutſamkeit geſchehen, damit ſich der Schaum nicht wieder mit dem Zucker vereinige. Da der Schaum, der bei dem Zuckerläutern abgeſchöpft wird, noch viel guten Syrup bei ſich führt und viele Körner giebt, ſo muß man, um dieſen Zucker zu gewinnen, ihn in die Enge treiben oder bringen. Man trägt nun den Schaum in Wannen herbei und ſchüttet ihn mit einem großen Löffel in die Pfanne, thut einige Wannen voll Kalkwaſſer dazu und

in zuſammenhangenden Blaſen verwandelter flüſſiger Körper. Der Schweiß ſetzt ſich oft in Geſtalt eines Schaumes auf den Pferden. Schaum vor dem Munde haben, welches ein Zeichen einer heftigen innern Bewegung iſt; den im höchſten Grade wüthenden und zornigen Perſonen pflegt der Schaum vor dem Munde zu ſtehen oder auch zu treten. Beſonders auf der Oberfläche flüſſiger oder flüſſig gemachter Körper, wenn ſich die in denſelben befindliche Luft entwickelt und die leichtern, oft unreinen Theile in Geſtalt vieler zuſammenhängenden Blaſen mit in die Höhe nimmt. Schaum geben. Zu Schaum werden. Der Schaum des Bieres, welcher im Niederſ. Mood und Riem genannt wird, letzteres von Rahm, Rand, das Oberſte. Der Seifſchaum, welcher beim Waſchen oder beim Schlagen der Seife in Waſſer in die Höhe ſteigt. Der Schaum des Bleies, Goldes, Silbers ꝛc. In ſo fern oft der Schaum der leichtere, unreinere Theil mancher Körper iſt, braucht man dieſes Wort auch in manchen Gegenden von dem ſchlechteſten, untauglichſten ſeiner Art, wofür im Hochdeutſchen Abſchaum üblicher iſt. Die Geſtalt der kleinen Bläschen des Schaumes leitet man von der darin verſchloſſenen Luft her. Nachdem die Feuchtigkeit fetter und zäher iſt, wird auch der Schaum fetter und beſtändiger. Die weiße Farbe des Schaumes kommt daher, daß die Bläschen rund ſind, das darauf fallende Licht brechen und auf einander widerſtrahlen. So pflegt z. B. das Bier, welches lange auf Krügen geſtanden, einen ſtarken Schaum zu geben. In der Küche nennt man Schaum diejenige Bläschen, welche durch die ſtarke Bewegung der Materie, darin die Speiſe gekocht wird, entſtehen, und ge-

meiniglich mit dem vergeſellſchaftet ſind, was ſich durch dieſe Bewegung von der Speiſe ſondert. Was den Meerſchaum anbetrifft, ſ. Th. 87, S. 160 u. f.; den See-Schaum, Alcyonium, ſ. See-Kork, und den Art. Kork, Th. 44, S. 587.

Schaum, im Bergwerke, 1) ein leichtes und fettiges Weſen, ſo auf dem Bergwaſſer ſchwimmt und zuweilen Regenbogenfarben zeigt. 2) Eine ſehr leichte ſchwammige, meiſtens brauchbare Materie, welche die flüſſigen Körper, theils wenn ſie geſotten werden, theils wenn ſie im Fließen einige Zeit mit ihrer Oberfläche an einen Körper anſtoßen, auswerfen, die ſich oben aufſetzt und in Unreinigkeiten beſteht, welche ausgeſtoßen worden. — Bei dem Zuckerſieder iſt der Schaum eine durch den Kalk und das Ochſenblut aus dem Zucker beim Sieden in die Höhe getriebene Unreinigkeit, die ſich von dem Zucker abſondern muß, wenn er geläutert wird. Wenn der Schaum hoch genug geſtiegen iſt, ſo wird das Feuer gelöſcht, wodurch der aufgeblähete Schaum des Zuckers zuſammenfällt und ſinkt. Er wird dann dünner, zieht ſich mehr zuſammen und vertrocknet gleichſam, welches in einer guten Viertelſtunde geſchieht, und dann kann der Schaum mit dem Schaumlöffel abgenommen werden; jedoch muß dieſes mit Behutſamkeit geſchehen, damit ſich der Schaum nicht wieder mit dem Zucker vereinige. Da der Schaum, der bei dem Zuckerläutern abgeſchöpft wird, noch viel guten Syrup bei ſich führt und viele Körner giebt, ſo muß man, um dieſen Zucker zu gewinnen, ihn in die Enge treiben oder bringen. Man trägt nun den Schaum in Wannen herbei und ſchüttet ihn mit einem großen Löffel in die Pfanne, thut einige Wannen voll Kalkwaſſer dazu und

zündet das Feuer unter der Pfanne an. Dann wird der Schaum und das Kalkwasser mit einem großen Spatel stark vermischt und umgerührt. Wenn man nun merkt, daß der Schaum im Kalkwasser gut zergangen ist, so gießt man solchen durch einen Sack, der in einem Korbe und auf zwei Hölzer über einer Pfanne gestellt ist. Was nun am flüssigsten ist, fällt in die Pfanne. Weil aber dennoch viel Syrub in dem Schaume zurückbleibt, so wickelt man den Rand des Sackes, der vorher auf den auswendigen Rand des Korbes umgeworfen war, um, und legt auf den Sack und in den Korb den Schaumrand. Dieser wird mit vielen Gewichten beschwert und macht eine Art von Presse aus, die den Syrub aus dem Schaume preßt. Wenn dieser tüchtig ausgetröpfelt ist, so wird das Feuer unter der Pfanne angezündet, um dem Syrub einen gewissen Grad des Siedens zu geben, der nicht hinlänglich die Probe hält; denn man begnügt sich bloß damit den Zucker zusammen zu treiben. Dieser Syrub wird nicht in Formen gethan, sondern man wirft ihn unter Farin- oder Kochzucker, auch unter andere feine Syrupe, um mit denselben geläutert und gesotten zu werden. Der Syrub, der aus dem Schaume gepreßt wird, ist weniger fett, als aller anderer, darum muß er auch mit andern zum weitern Gebrauche vermischt werden. Damit man aber auch wisse, ob der Schaum genugsam in die Enge getrieben worden, so stürzt man die Schaumkelle in den Syrub. Hernach wenn sie auf ihre scharfe Seite gedrehet worden, muß der Fall des Syrubs sich zerbrechen, und Flockenweise zerreißen.

Um den Schaum steigend zu machen, sucht es der Zuckersieder bei der Läuterung selbst dahin zu bringen, daß sich der Schaum von dem Zucker

abſondere und über ſich in die Höhe ſteige. Dieſes geſchieht, wenn dem kochenden Zucker allmählig das Feuer weggenommen und es gedämpft wird, damit, wenn ſich der Schaum zeigt, ſolcher, indem der Zucker nun nicht mehr aufwallt, ſondern nur bloß erſchüttert wird, ſich von dem Zucker abſondere und über ſich in die Höhe ſteige. Würde der Zucker ſtark wallen, ſo könnte dieſe Abſonderung nicht geſchehen und die rechte Läuterung würde ins Stocken gerathen. Das wenige Feuer, welches unter der Pfanne bleibt, muß auf der einen Seite unter der Pfanne angebracht ſeyn, damit die kleine Aufwallung, die hier an dieſer Stelle entſteht, den Schaum nach der entgegenſtehenden Seite hintreibt, wo er ſich ſammelt, bis daß er noch höher, als der zweite Rand an der Pfanne, aufſteige. Wenn der Schaum hoch genug geſtiegen iſt, ſo muß er wieder zum Fallen gebracht werden, um ihn abzuſchöpfen; ſ. oben; auch unter Zucker und Zuckerſiederey.

Schaumblume, Schaumblumen zu machen oder Blumen aus Hauſenblaſe zu machen. Man macht dieſe Blumen aus Draht vermittelſt eines beſonders dazu erforderlichen Holzes. Man wickelt nämlich aus kupfernem Drahte, der verſilbert worden, eine Roſe, an welcher man auch von dem Drahte einen Stiel daran läßt, welcher am Ende krumm gebogen wird, damit man die Blumen an einem Faden anhängen kann. Will man nun an der Roſe die Blätter rund laſſen, ſo iſt es gut, will man dieſelben aber eine andere Form geben, ſo kann ein jeder den Draht nach ſeinem Gefallen biegen. Man kann auch den kupfernen Draht, wenn man die Roſe oder die Blätter will eingekerbt oder eingeſchnitten haben, erſt um eine ſtarke Nähnadel abnehmen, und

ein wenig von einander ziehen, dann die Rosen oder Blätter derselben daraus nach Gefallen machen, so werden es gleichsam eingekerbte oder eingeschnittene Blätter. Sind nun die Blumen oder Blätter alle von dem Drahte fertig gemacht, so muß man die oben erwähnte Hausenblase klein schneiden, auch kleine Abschnitte von weißem Pergamente dazu thun, und solche Tag und Nacht in reinem Wasser gut weichen lassen; jedoch muß des Wassers nicht zu viel seyn, damit es dick werde; hernach wohl gekocht, bis die Hausenblase ganz zergangen, dann durch ein Tuch auf einen zinnernen Teller geseihet und nicht allzu kalt werden lassen, weil es sonst zusammenrinnt, auch nicht zu warm, weil sich sonst nichts an den Draht hängt und die Blätter nicht voll bleiben. Dann nimmt man eine von Draht verfertigte Blume oder Rose und taucht solche in die Hausenblase, damit die Blätter alle damit gefüllt werden, und in derselben gleichsam ein Spiegel sey. Wenn nun die Blätter alle mit diesem Spiegel überzogen sind, so hängt man sie auf einen dünnen Bindfaden, der an beiden Enden in einem Fenster gebunden seyn muß, an das krumm gebogene Ende des Stils an der Rose, und läßt solche trocknen. Wollen sich nun im Eintauchen die Spiegel nicht zeigen oder die Blätter vom Drahte nicht voll werden, so ist das Hausenblasenwasser zu dünn, dieserhalb muß man es mehr kochen und das übrige Wasser abrauchen lassen, damit es seine gehörige Dicke bekomme; sind dagegen die Blumen oder Blätter alle mit Spiegeln gefüllt und trocken, so macht man verschiedene Farben mit Hausenblasenwasser an und malt die erwähnten Spiegel, entweder ganz oder halb, auf der linken Seite, läßt solche auch wieder trocknen. Ferner

soll man wieder bei der Hand ein Hausenblasenwasser haben, welches nicht dick ist, desgleichen das Weiße von zwei oder drei Eyern, welches man mit zusammengebundenen birknen Ruthen wohl untereinander schlägt, und während des Schlagens ein wenig pulverisirten Alaun dazu thut. Dieses Schlagen setzt man so lange fort, bis Alles zu einem dicken Schaume geworden. Diesen Schaum trägt man nun mit einem Messer Fingersdicke hinten auf die Blumen, wo sie bemalt worden, hängt sie dann wieder auf und läßt sie trocknen. Man muß aber Acht haben, daß sich kein Wasser, welches sich unter dem Schaume zu setzen pflegt, auf die Blume lege, weil sonst der Schaum zu dünn zusammenfällt und der Spiegel in der Blume weich wird und verdirbt; dieserhalb muß man hierin behutsam verfahren, und besonders den Schaum dick auftragen; denn je dicker der Schaum ist, desto besser wird die Blume. Will man nun solche auch gefärbt und roth haben, so kann man den Schaum mit aus Fernambuk bereiteter Farbe dünne oder dicker, nachdem nämlich die Blume hell oder dunkel seyn soll, vermischen, und den gefärbten Schaum auf die Spiegel tragen und trocknen lassen, so bekommt man eine schöne rothe Rose oder andere Blume. Auf dieselbe Weise kann man auch die gedachten Blumen mit andern Farben, wenn man nämlich eine nur beliebige Saftfarbe, als Gummi Guttae, Safran, Saftblau, Saftgrün ꝛc. nimmt, bemalen und verzieren. Man kann auch diese Blumen mit Gold und Silber bemalen. Aus diesen Blumen, wenn eine auf die andere gesteckt worden, und die Stiele mit grüner Seide, auch Blätter von Wachs, Papier oder Seide daran gesetzt werden, kann man verschiedene schöne Sträuschen nach Gefallen auf Al-

täre ꝛc. bilden. Unter solche Blumen bindet man auch allerhand andere Blumen von Seide, Wachs, Papier, Holländischer Leinwand ꝛc. mit versilberten und vergoldeten Blättern. Es macht sich recht artig und nimmt sich schön aus. Was die Farbe aus Fernambuk oder Brasilienholz anbetrifft, so kann man sich statt derselben, welche aus dem wirklichen Holze gezogen worden, des Carmins oder Florentinerlackes, bedienen. Man reibt denselben in Wasser ab, vermischt ihn mit Hausenblasenschaum, und verfährt damit, wie schon erwähnt worden; s. auch den Art. Blume, Th. 5, S. 771.

Schaumcylinder, Schaumer, bei dem Papiermacher, eine Maschine in den Holländischen Papiermühlen, welche bloß dazu dient, das Zeug zu verdünnen, wenn man es gebrauchen will. Es hat eine Aehnlichkeit mit dem sogenannten Holländer, nur daß der Cylinder nicht mit schneidenden Eisen versehen ist, sondern bloß sechzehn vertiefte Reifen hat, auch hat derselbe keine gezahnte Platte unter sich liegen, wie der fein machende. Die Kufe des Schaumcylinders hat 8½ Fuß in der Länge, und ist 4½ Fuß breit und 1½ Fuß hoch; s. auch unter Papier, Th. 106, S. 638.

Schaumdiele, im Schiffsbau, an dem Steuerruder eines Schiffes ein Brett, welches bis zum Schwerd des Ruders senkrecht steht, an welchem das Wasser anschlägt und seine Gestalt bricht.

Schaumeister, bei einigen Handwerkern einiger Gegenden, ein Meister, welcher dazu verordnet ist, die von den übrigen Meistern seiner Zunft verfertigten Waaren zu beschauen, damit sie nach dem von der Obrigkeit vorgeschriebenen Reglement verfertiget werden. Dergleichen verpflichtete Schaumeister findet man bei den Wollen-,

Baumwollen- auch Seiden- und Leinwand-Manufakturen. Sie müſſen hier darauf ſehen, daß die Ketten ihre gehörige Anzahl Faden haben, wie es vorgeſchrieben worden; ſ. auch Schauanſtalt. In andern Oberdeutſchen Gegenden, z. B. zu Strasburg, wird ein Viſitator Schaumeiſter genannt.

Schäumen*), ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Geſtalt üblich iſt. 1) Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Schaum von ſich geben. Vor Wuth, vor Zorn ſchäumen. Mit dem Munde ſchäumen. Das Bier ſchäumet. Das Meer ſchäumet. Sieh wie lieblich die Quelle aus meinem Felſen ſchäumet. Geßn. ſchäumend hervorbricht. Figürlich. Der Mund der Gottloſen ſchäumet Böſes, Sprichw. 15., 28. 2) Als ein thätiges Zeitwort. (1) In Geſtalt eines Schaumes hervortreiben. Wie ein gereitztes Thier, das Zorn und Geifer ſchäumt, Schleg. (2) Von dem Schaume befreien. Das Fleiſch ſchäumet, den Schaum, welcher ſich im Kochen oben

*) Im Niederſächſiſchen ſchümen, im Engliſchen scum und skim, im Schwed. skuma, im Hebräiſchen סוף. Es ahmet den ziſchenden Laut genau nach, welchen ein durch heftige innere Bewegung zum Schäumen gebrachter flüſſiger Körper von ſich giebt. Da dieſer Laut auch andere Arten ſchneller Bewegungen eigen iſt, ſo bedeutet ſchäumen Niederſ. ſchümen, ſchnell laufen, ſich ſchnell hin und her oder fortbewegen; wegſchümen iſt daher im Niederſächſiſchen ſchnell fortlaufen. Daher iſt das Meer ſchäumen in der Seefahrt, auf Raub auf demſelben hin und her ſtreifen, und ein Meerſchäumer eine gelinde Benennung eines Seeräubers. Ein Intenſivum davon iſt das Niederſächſiſche ſchummeln, ſowohl ſcheuern, als auch nachläßig hin und herlaufen. S. auch Schämen.

aufsetzt, wegschaffen. Den Honig, das Wachs schäumen; daher auch das Abschäumen; s. dieses, Th. 1, S. 136.

Schaumenrand, bei den Zuckersiedern, ein von verschiedenen Brettern zusammengesetzter runder Boden, der durch eiserne Bänder zusammengetrieben und mit zwei Handhaben von Stricken versehen ist. Er paßt in den Korb, worin der Sack mit dem Zuckerschaume, der in die Enge getrieben wird, liegt, und wird auf diesen in den Korb, mit Gewichten beschwert, gelegt, um den Syrub aus dem Schaume herauszupressen; s. auch oben, unter Schaum bei den Zuckersiedern.

Schaumer, in der Papiermühle, s. Schaumcylinder, und unten, Schaumkelle.

Schaumfliege, Cicada Linn., s. Schaumzikade.

Schaumig, Bei- und Nebenwort, welches nur im gemeinen Leben üblich ist, Schaum habend, enthaltend. Schaumiges Bier, Schaumicht würde bedeuten, dem Schaume ähnlich.

Schaumkelle, Schäumer, eine Art hölzerner Löffel, den Schaum damit von den schäumenden flüssigen Körpern abzuschöpfen. Die Gestalt derselben in den Küchen ist zu bekannt, als sie hier zu beschreiben. Im Oberdeutschen nennt man sie Faumlöffel; auch führt sie den Namen Schaumlöffel; obgleich dieser letztere von Blech und mit kleinen Löchern versehen ist. Auch mit diesem werden in den Küchen die kochenden Speisen abgeschäumt.

In den Zuckersiedereyen, ein durchlöchertes großes kupfernes Geschirr von runder Gestalt, mit einem Stiele gleich einem Löffel versehen, womit der Schaum von dem Sud des Zuckers abgenommen wird, welches mit der größten Sorg-

falt geschehen muß, damit sich der Schaum nicht wieder mit dem Sud vereinige. Um zu erfahren, ob sich der Schaum hinreichend abgesondert habe, nimmt der Sieder mit einem andern Löffel etwas Sud aus der Pfanne, gießt ihn wieder hinein, und wenn der Sud durchsichtig ist, so ist die Absonderung des Schaumes hinlänglich vor sich gegangen. Gemeiniglich muß aber der Sud zum zweiten Male abgeschäumt werden. Diesem Zwecke gemäß wird wieder etwas Kalkwasser und Ochsenblut in den Sud gegossen, das Feuer wieder angezündet und dann wieder abgeschäumt. S. auch unter Kelle, Th. 36. Die Schaumkelle der Glasmacher auf Glashütten, s. Th. 18, S. 608.

Schaumkette, an einem Pferdegebisse, eine Art Kinnkette, weil sich der Schaum aus dem Munde des Pferdes am ersten daran setzt. Es ist eigentlich die vordere Kette an einer Reitstange. Sie ist viel dünner, als die Kinnkette, und ihre Gelenke werden nur zusammengebogen. Der Sporer legt einen Draht in den stumpfen Einschnitt des Stecheisens, biegt hierin beide Ringe, woraus ein Glied besteht, mit dem Hammer krum, läßt aber einen Ring noch etwas offen, damit er ihn mit dem Ringe des nächsten Gliedes vereinigen kann, und hauet dann das Glied auf der Schärfe des Stecheisens ab. Bei der Zusammenfügung aller Glieder wird der Ring, der noch nicht völlig anschließt, fest mit dem Hammer angetrieben.

Schaumlöffel, s. Schaumkelle. Bei den Bleyarbeitern, ein mit Löchern versehener Löffel, die Schlacken von geschmolzenem Bley abzunehmen; er hat 1 Fuß im Durchmesser und einen 3 Fuß langen Stiel.

Schaummachender Cylinder, s. Schaumcylinder

Schaumnitre, Schaumsalpeter, in den Salpetersiedereyen, die Unreinigkeit, welche beim Salpetersieden oben aufschwimmt und abgestrichen wird.

Schaumsalpeter, s. Schaumnitre.

Schaumsalz, Strandsalz, Salz, welches sich vom ausgetrockneten Meerschaume an den Klippen und Ufern ansetzt; s. unter Salz, Th. 133 u. 134.

Schaumseife, s. unter Seife.

Schaumthierchen, s. Schaumzikade.

Schaumünze, s. Schaugeld.

Schaumwurm, s. Schaumzikade.

Schaumzikade, Schaumfliege, Schaumthierchen, Schaumwurm, Speywurm, Flöhheuschrecke, Cicada spumaria Linn., Cercopis spumaria Fabr. Fr. La Cicadelle écumeuse. Sie ist greis und hat zwei durchscheinende Flecke am Außenrande jeder Flügeldecke. Ihre Larve lebt auf der Weide und giebt durch den After einen Schaum von sich, der sie ganz bedeckt. Dieses soll sie aber mit mehreren Gattungen gemein haben.

Schaupfennig, s. Schaugeld.

Schauplatz, ein jeder Platz, auf welchem eine Handlung vorgestellt wird, welche von jedem oder doch von Vielen gesehen werden soll. In engerer Bedeutung derjenige Platz, auf welchem von den Schauspielern ein Schauspiel vorgestellt wird, welcher Platz auch Schaubühne, auch wohl bloß Bühne, das Theater genannt wird. In noch weiterer Bedeutung ein jeder Ort, auf welchem eine Handlung vorgenommen wird. Gellert sagt: Die Demuth tritt mit Gefälligkeit und Leutseligkeit in das gesellschaftliche Le-

ben ein, ſo wie der Stolz mit Selbſtliebe und Geringſchätzung anderer auf dem Schauplatze erſcheint. Der große Schauplatz der Welt. S. Schauſpiel.

Schauprahm, im Schiffsbau, ein flaches Fahrzeug, wie ein Floß zum Ueberfahren, welches beim Kalfatern gebräuchlich iſt. In großen Häfen liegen dergleichen in dem Dock. Sie dienen die Maſten auszuheben, einzuſetzen und ſonſt die Schiffe zu bedienen.

Schauſoden, Springſoden, im Deichbau, Raſen von ungewöhnlicher Größe und Dicke, die von den Deichpflichtigen umgekehrt (die grünen Seiten unten) einzeln hin und wieder auf der Kappe der Deiche oder auch auf den zu machenden Wegen, kurz vor der Deich- oder auch Wegeſchaue geſetzt werden müſſen. Wenigſtens erwarten dies die Deichgräfen und Geſchwornen im Herzogthume Bremen bei ihren privativen Schauungen und ſetzen auch dafür Strafen an, wo dieſe Schauſoden fehlen, ja ſelbſt noch dann, wenn der Deich gleich übrigens ſchaufrei iſt. Nach Roſenthal's Aeußerung ſoll es keine Deichordnung geben, die ſolches ausdrücklich verlangt, nur vermuthet derſelbe, daß von Alters her folgende Urſachen davon ſind: 1) Um ſogleich zu überſehen, von welcher Güte die Erde ſei, welche wenigſtens zur Beſödung des Deiches genommen worden. 2) Um zugleich die Kappe des Deiches dadurch in der nöthigen Höhe zu unterhalten. 3) Um die Vollkommenheit des Deiches oder einen gewiſſen Ueberfluß der zur Unterhaltung an den Deich gebrachten Erde dadurch anzugeben; und 4) vielleicht auch eine gewiſſe Achtung für die ganze Schaue des Deiches dadurch zu bezeigen.

Schauſpiel, 1) eine jede Handlung, ſo fern ſie zur

Belustigung anderer zuschauender Personen unternommen wird, in welchem Verstande ein Thiergefecht, das Spiel des Seiltänzers, des Kunstreiters, des Taschenspielers ꝛc. ein Schauspiel genannt werden kann; indessen wird es in dieser weiteren Bedeutung eben so selten gebraucht, als in der noch weitern eines Anblickes, einer Sache, welche man mit besonderer Empfindung sieht. Ein erbärmliches Schauspiel, 3. Macc. 5, 21. Ein angenehmes Schauspiel. — In engerem Verstande. (1) Eine nach gewissen Regeln eingerichtete Nachahmung menschlicher Handlungen, in so fern sie zur Belustigung Anderer unternommen wird, in welchem gewöhnlichsten Verstande dieses Wort sowohl das Lustspiel, als das Trauerspiel unter sich begreift. Daher die Schauspielkunst, die Kunst, nicht sowohl Schauspiele zu verfertigen, als vielmehr, sie auf eine geschickte Art vorzustellen, s. unten. (2) Ein Gegenstand des Hohnes, der Verspottung Anderer, vermuthlich als eine Anspielung auf die erste und älteste Art Schauspiele, welche gemeiniglich persönliche Anzüglichkeiten enthielten; eine veraltete Bedeutung, welche noch einige Male in der Deutschen Bibel vorkommt. Ich will ein Schauspiel aus dir machen, Ezech. 28, 17. Wir sind ein Schauspiel worden der Welt, 1. Cor. 4, 9.

Was das eigentliche Schauspiel, Drama, die dramatische Handlung anbetrifft, so ist dieses schon sehr früh bei denjenigen Nationen im Schwunge gewesen, welche sich durch einen gewissen Kulturzustand vor ihren Nachbarn erhoben. Ueberhaupt haben die Menschen von jeher einen starken Hang nach allen Gattungen der Schauspiele gehabt; denn mit großer Begierde und Leb-

haftigkeit verſammelt ſich die Menge überall, wo ſie etwas Beſonderes und Außerordentliches zu ſehen oder zu hören glaubt, ob ſie gleich kein anderes Intereſſe dabei hat, als die Neugierde zu befriedigen, oder ſich eine Zeitlang in einem etwas lebhaften leidenſchaftlichen Zuſtand zu fühlen. Daß ſich nun die ſchönen Künſte dieſes natürlichen Hanges der Menſchen bedienten und ihnen künſtlich veranſtaltete Schauſpiele darboten, war ſehr natürlich. Sulzer ſagt daher ſehr richtig: „Der fromme Eifer und die finſteren Moraliſten, die alle zum Zeitvertreib veranſtaltete Schauſpiele verwerfen, bedenken nicht, was für wichtige Gelegenheiten, dem Menſchen nützlich zu ſeyn, ſie den ſchönen Künſten zu benehmen ſuchen. Würden ſie die Sache genauer überlegen, ſo würden ſie finden, daß es beſſer ſei, anſtatt die Schauſpiele zu hindern, auf Mittel zu denken, ſie, ohne ihnen von ihrer Annehmlichkeit etwas zu rauben, recht nützlich zu machen.“

Sobald die Menſchen durch das geſellſchaftliche Leben ihren Geſichtskreis erweitert und ihre innere Wirkſamkeit vermehrt hatten, wurde ihnen der gedankenloſe Zuſtand, da weder der Geiſt, noch die Empfindung durch äußere Gegenſtände gereizt oder in Bewegung geſetzt wurde, unerträglich; ſie ſehnten ſich nach Bildern in der Außenwelt, von denen ihre Phantaſie, die innere Welt, wenn auch nur noch dunkel, ergriffen ward, und ſo nahmen ſie alle Bilder der kunſtloſen Natur auf und ſuchten ſie durch die Kunſt nachzuahmen, und dadurch entſtand auch nach und nach die Nachbildung der menſchlichen Handlungen. Dagegen erträgt der nur noch rohe Naturmenſch, der ſich wenig in der Ausbildung ſeines Geiſtes über das Thier erhoben hat, einen ſolchen Zuſtand der Gedankenloſigkeit;

stellt sich aber ein solcher Zustand bei dem mehr cultivirten Menschen ein, so verliert dieser dadurch seine Wirksamkeit und die Wärme des Geistes und Herzens, die ihn eigentlich zu einem über die Thiere erhabenen Wesen machen. Der Mensch hat daher kein wichtigeres Interesse, als die beständige Unterhaltung und Verstärkung seiner inneren Wirksamkeit; denn dadurch wird es bei ihm immer lichter, das heißt, sein Geist wird geweckt, sein Herz gefühlvoller gemacht, überhaupt sein Gemüth in einen Zustand der Empfindungen gesetzt, die ihn über den Troß der Alltags-Menschen erheben. Was einzelnen Menschen begegnet, die, wenn sie in einem einsamen Kabinette, in Ruhe und Müßigang erzogen, — träge, unthätig, dumm, ungesellig ꝛc. werden, das würde auch einem ganzen Volke widerfahren, das in thierischer Unthätigkeit lebte. Es sind zur beständigen Unterhaltung der innern Wirksamkeit nur zwei Mittel vorhanden, welche sind: Geschäfte und Zeitvertreib. Zu Geschäften wird der Mensch durch die Noth getrieben, und wenn sie auch sonst nichts Unangenehmes haben, so ermüden sie doch zu sehr, als daß man ihnen beständig obliegen könnte, und haben noch dabei den Nachtheil, daß man sie, wo nicht ganz einsam, doch in zu sehr beschränkter Gesellschaft verrichten muß. Immer anhaltend würden sie den Menschen ungesellig, ja menschenfeindlich machen, und dann auch noch seinen ganzen Gesichtskreis zu eng einschränken; daher ist es nothwendig, daß diese Berufsgeschäfte mit angenehmem Zeitvertreibe abwechseln, und daß dieser die Menschen in größerer Anzahl zusammenbringt, als die Arbeit gewöhnlicher Weise verstattet. Es ist daher nicht nur sehr nützlich, sondern auch wohlthätig, daß weise

Regierungen Sorge tragen, dem Volke bei ihren Beschäftigungen auch einen nützlichen und angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen, und besonders einen solchen, der es in großen Gesellschaften vereiniget, wo man die Sitten belacht, aber auch zugleich verbessert. Ueberläßt man dieses dem Zufall, so entstehen daraus allerhand schädliche Folgen; denn die Muße wird Einige auf verderblichen Zeitvertreib führen, Andere werden sich von gewinnsüchtige Menschen zu abgeschmackten, sittenlosen Schauspielen verleiten lassen, welche schlimme Folgen haben müssen; und schon dieserhalb, da der Mensch ein sinnliches Geschöpf ist, gebe man auch demselben überlegte und nützliche Schauspiele. In großen Städten, wo die Anzahl der Müßiggänger schon sehr beträchtlich ist, ist das Schauspiel ein höchst nöthiges Ableitungsmittel von andern frivolen Vergnügungen. Auch muß von den Regierungen darauf gesehen werden, daß sowohl für die gebildetere, als auch für die bei weitem größere geringere Volksklasse das Schauspiel eingerichtet werde, damit die erstere, im Geschmack der höheren Ausbildung, das feine Schauspiel, die letztere dagegen, was in den Volkston paßt, das Lustspiel, überhaupt Spektakelstücke, wobei der gute Geschmack gleichfalls nicht leidet, genießt. Denn wenn man die Menge, deren dringende Arbeit nur zuweilen einen Ruhetag, besonders Sonntag und Montag, zuläßt, nicht durch dergleichen Schauspiele anzieht, so würde sie leicht zu andern rauschenden und nachtheiligen Vergnügungen in Tabagien und auf Tanzsälen zurückkehren und das Schauspiel gar nicht beachten.

Der Mensch ist überhaupt unter keinerlei Umständen lebhafterer Eindrücke und Empfindungen fähig, als bei dem öffentlichen Schauspiele. Der Geist ist nicht nur da den Fesseln des Geschäftslebens entbunden, sondern auch bereit, jeden Eindruck, den

man ihm geben wird, anzunehmen, und freut sich auch schon im voraus darauf. Gewiß ein großer und höchst wichtiger Vortheil, den sich bei andern Gelegenheiten, wo die Menschen aus Pflicht oder Zwang zusammenkommen, ein Redner mit großer Mühe und Kunst kaum verschaffen kann; denn hier ist jeder schon im voraus auf das, was er hören und sehen wird, begierig und zum stärksten Eindruck vorbereitet. Dann wird durch die Menge der Zuschauer, und wo dieses sich zugleich einfindet, durch eine gewisse Feierlichkeit der Sache, die Lebhaftigkeit der Erwartung und jeder Eindruck unglaublich verstärkt. Große und feierliche Versammlungen haben dieses an sich, daß das, was man dabei sieht und hört, in dem Verhältniß der Menge der Zuschauer und der Feierlichkeit des Tages, Kraft auf die Gemüther bekommt. Es hat das Ansehen, daß jeder einzelne Zuschauer das, was alle andere zu gleicher Zeit fühlen, in sich vereinige; denn nichts in der Welt ist ansteckender und kräftiger wirkend, als Empfindungen, die man an einer Menge Menschen auf einmal wahrnimmt. Dieserhalb sind öffentliche Schauspiele, vorzüglich aber diejenigen, die bei feierlichen Gelegenheiten und mit einigem in die Augen fallenden Aufwande oder einiger Pracht gegeben werden, die geschicktesten Gelegenheiten auf ein ganzes Volk die stärksten, lebhaftesten, folglich auch die wirksamsten, Eindrücke zu machen. Ein alltägliches Schauspiel, und besonders ein solches, welches zu sichtbar das Gepräge einer ärmlichen Privatveranstaltung hat, verliert einen großen Theil dieser Wirkung, besonders wenn die Anzahl der Zuschauer geringe ist. In Griechenland und Rom gab man anfangs die Schauspiele bloß an großen Festtagen, und sie thaten hier die größte Wirkungen. Unsere scenischen Schauspiele verlieren freilich einen großen Theil der Wir-

kung, die sie haben könnten, wenn sie mit mehr Vorsicht und Ueberlegung gewählt würden. Abgesehen nun von dem, was geschehen könnte, wollen wir voraussetzen, daß wenn dem zum Drama vorbereiteten Zuschauer ein Schauspiel vorgestellt wird, daß nach seinem Inhalte lehrreich und wichtig ist, das in seinem Verstande wichtige Vorstellungen, in seinem Herzen große und edle oder doch nützliche Gesinnungen und Bewegungen rege macht; daß er Menschen handeln sieht, deren Grundsätze und Gesinnungen er sich zum Muster nehmen oder zur Warnung dienen lassen kann, daß er Handlungen gewahrt, deren Rechtschaffenheit und edle Größe sein Herz mit Liebe für die Tugend entflammt, oder auf der andern Seite abschreckende Beispiele von Niedrigkeit, Abscheuligkeit und den traurigen Folgen des Lasters giebt, so kann man gewiß nicht an der großen Wichtigkeit des Schauspiels zweifeln; auch wird kein Unterrichteter, kein Gebildeter, einem solchen Schauspiele die höchste Nützlichkeit absprechen, sondern er wird dem Aristoteles Beifall geben, der demselben die erste Stelle unter den Werken des Geschmacks anweiset. Um den Schauspielen aber auch wirklich die Richtung zu geben, daß sie vortheilhaft und heilsam auf das Publikum wirken, will Sulzer, daß sie von den Regierungen nicht als Privatanstalten geduldet oder geschützt, sondern als wirklich wichtige öffentliche Einrichtungen besorgt und durch Gesetze gehörig eingeschränkt würden. Dieser Vorschlag hat nach ihm keine Schwierigkeiten, weil er keinen bedeutenden Aufwand erfordert, als etwa ein öffentliches Gebäude zu diesem Zwecke. Verständige und redliche Männer sollen hier die Aufsicht, wenigstens wechselsweise, und auf eine gewisse Zeit, ohne Belohnung, auf sich nehmen. Die öffentlichen Schauspiele sollen dann auf gewisse Tage eingeschränkt werden, das heißt, nur in

Provinzialſtädten — denn die täglichen Vorſtellungen für die Menge reicher und wohlhabender Müßiggänger in großen Städten, gehören nicht hier her — und dann vorzüglich auf Tage der Feier und Erholung, an welchem ohne dies die wenigſten Einwohner Geſchäfte treiben. Hier hat Sulzer wohl nicht den Aufwand berechnet, den ein ſolches Unternehmen den Staat koſten würde. Abgeſehen von dem Gebäude, welches ſich leicht finden würde, müſſen doch die Schauſpieler und Schauſpielerinnen, der ganze Theateranhang, die Maſchinerien, Dekorationen, Coſtüme ꝛc. bezahlt werden, und wo ſollte dieſer Fonds hergenommen werden, da die Einnahme an nur beſtimmten Tagen nicht hinreichen würde den Aufwand zu decken: daher wird es immer gerathener bleiben, in Provinzialſtädten, wo kein ſtehendes Theater iſt, welches ſich durch die Einwohner erhält, herumziehende Schauſpielergeſellſchaften oder Privat-Theater-Unternehmer ihr Weſen treiben zu laſſen, nur unter gehöriger Aufſicht der Polizei, damit das Theater nicht in Sittenloſigkeit ausarte, und man wird dann den Zweck, den Einwohnern ein Vergnügen zu verſchaffen, beſſer und nicht auf Koſten des Staates erreichen.

Nach dieſer vorläufigen Anſicht des Schauſpiels, als Wirkung zum Vergnügen, auch auf das Gemüth und die Moralität eines Volkes, komme ich nun zu dem Drama ſelbſt. Schauſpiel heißt in der Umgangsſprache diejenige Unterhaltung, welche Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, im komiſchen und tragiſchen Gewande, gewähren. Alſo eigentlich, im weiteſten Verſtande, die zur Darſtellung beſtimmte dramatiſche Dichtung, von welchem Inhalte und welcher Form ſie auch ſeyn mag; im engeren Verſtande aber diejenige Gattung von Drama, welche zwiſchen die Komödie und die Tragödie fällt, indem ſie, ohne den Eindruck des tragiſch Erhabenen zu

ihrem Endzweck zu machen, den Zuschauer durch die Verwickelungen einer ernsten Handlung zu Besorgniß und Mitleid bewegt, und zuletzt das beunruhigte Gemüth durch einen glücklichen Ausgang erfreut. Man nennt dergleichen dramatische Produkte auch Rührspiel, Fr. Comédie attendrissante ou larmoyante, auch Rettungskomödie. Diese Art Dramen machten besonders zu Ende des verwichenen und in dem ersten Lüstre dieses Jahrhunderts große Epoche, weil die durch eine lange Ruhe mehr entkräfteten Gemüther sich dem Rührenden so gern hingaben, und hier, bei dieser dramatischen Zwitterart, so ganz ihre Rechnung fanden; denn zu dem Ernste und der Erschütterung der Tragödie fehlte es ihnen an Kraft; da das erhabene Unglück der Hauptpersonen in der Tragödie bis zur Möglichkeit einer ernsten und genußreichen Betrachtung zu objectiviren dies verlangt. Das Rührspiel unterscheidet sich daher von der Komödie oder dem Lustspiele, durch den Ernst der Handlung, der jedoch durch komische Einzelnheiten unterbrochen seyn kann; von der Tragödie mit glücklichem Ausgange hingegen dadurch, daß der Eindruck des Erhabenen wegfällt, welchen jene entweder durch die Handlung selbst, oder durch die heilbringende Entwickelung hervorbringt. Um diesen Unterschied sich deutlich zu machen, denke man an die Iffländischen und Kotzebuischen Rührspiele, z. B. die Hagestolzen, Verbrechen aus Ehrsucht, und die Fortsetzung dieses Stücks, unter dem Titel: Bewußtseyn; die Sonnenjungfrau ꝛc. und auf der andern an Voltaire's Merope, und an Calderon's das Leben ein Traum; das zuletzt genannte ist jedoch noch mit größerem Rechte, als Merope, Tragödie zu nennen, wenn gleich der Dichter es nur Drama genannt hat.

Bei den Griechen und Römern waren die

[illegible]

der Anblick auf jeden, der daran Theil nahm, einen bedeutenden Eindruck machen mußte. Hierzu kam noch die besondere, für ein so ungeheures Theater, das an 80,000 Menschen fassen konnte, hinlänglich starke und der Handlung genau entsprechende Deklamation. Aus dem Allen läßt sich erklären, wie die Schauspiele, besonders bei den Griechen, oft so außerordentliche Wirkungen haben hervorbringen können, und warum diese Nation, besonders die Athenienser, den Schauspielen fast bis zur Ausschweifung ergeben waren, und sie so hoch schätzten, daß sie es für rühmlicher hielten, die Bühne als Schauspieler zu betreten, als sich mit andern Gegenständen zu beschäftigen, die der Religion und dem Vaterlande gewidmet waren. Dies letztere gilt besonders von der Tragödie, welche Stoff und Kolorit gemeiniglich aus der Religion hernahm, so daß die darin vorgestellten Handlungen und Begebenheiten dadurch ein wichtiges Ansehen und einen mächtigen Eindruck bekamen.

Weil die Griechen Erfinder der Schauspiele waren, denn vor ihnen hatte sie, so viel man weiß, kein Volk, so konnten ihre dramatischen Vorstellungen beim Entstehen weder den Nutzen stiften, noch die glänzende Einrichtung haben, die sie erst später erhielten; s. auch weiter unten.

Da das dramatische Schauspiel einem versammelten Volke eine interessante Handlung vom Anfange bis ans Ende zeigt, so wurden auch die Griechen sehr früh schon darauf geleitet, wie das Theater und auch die Einrichtung des Drama beschaffen seyn müsse. Sie gewahrten leicht, daß diese Handlung der Zuschauer wegen, die nicht Tage lang auf dem Theater seyn konnten, nicht zu lange dauern, sondern auf eine Zeit von einigen Stunden eingeschränkt werden müsse, jedoch so, daß die Zuschauer das Unnatürliche der Kürze, in welche eine, einen Tag

lang dauernde Handlung eingeschlossen wurde, nicht merkten, sondern durch die Veränderung der Scenen und andere Mittel getäuscht werden mußten; jedoch waren in dieser Absicht die Alten eingeschränkter, als wir. Die Schaubühne ward bei ihnen nie leer, indem der auf dem Theater der Alten übliche Chor immer zugegen war, da im Gegentheil bei uns die Bühne nach jedem Aufzuge leer bleibt, und dadurch verursacht, daß man einigermaßen das Gefühl des Zeitmaaßes der Begebenheiten, die dazwischen geschehen, verliert; jedoch scheint auch auf der andern Seite diese Unterbrechung der Handlung auf unsern Theatern gegen die Natur der dramatischen Darstellung zu seyn, weil der Zuschauer dadurch weit leichter aus seiner Täuschung gerissen wird, so sehr man auch bemühet ist, diese Zwischenzeit durch Musik und Tanz oder Ballet auszufüllen. Es ist übrigens merkwürdig, daß in einigen Stücken der Alten die Handlung nach dem zweiten Akte abgebrochen und die Fortsetzung des Stückes erst verschiedene Stunden nachher erfolgt ist. Diese besondere Einrichtung mancher Stücke gründet sich auf die individuelle Beschaffenheit des Stücks, und war also nicht unnatürlich. Aristophanes liefert uns davon im Plutus ein Beispiel, wo zwei Akte den ersten Abend, die folgenden aber erst am Morgen gespielt wurden, in der Zwischenzeit geht Plutus in den Tempel des Aesculaps und bringt daselbst die Nacht zu. Terenz in seinem Heautontimorumnos, den er aus dem Menander entlehnte, giebt ein anders Beispiel. Hier hörte ebenfalls die Handlung, welche am Abend angegangen, so bald die Gäste des Chremes den Abendschmaus auf dem Theater begannen, nach dem zweiten Akte auf, die Zuschauer gehen einstweilen nach Hause, wo auch sie die Dionysien bei einer guten Tafel feiern und erst mit anbrechendem Tage wieder

ins Theater gehen, wo dann, der Natur des Stückes gemäß, erst die übrigen Theile der Handlung vorgestellt werden. Die Alten beobachteten in ihren dramatischen Vorstellungen in Ansehung des Ortes diese Regel unverbrüchlich, daß die Bühne nur einen und denselben Ort vorstellte, an welchem Alles, was vor den Augen des Zuschauers geschah, auch geschehen mußte. Diesen einzigen Ort behielten sie, wie so eben bemerkt worden, die ganze Vorstellung hindurch, und was als geschehen erkannt werden mußte, welches aber an diesem Orte nicht geschehen konnte, kam in Erzählung vor. Diese genaue Beobachtung der Einheit des Ortes wurde den Alten leichter, als den Neuern, weil erstere gewöhnlich einfachere Handlungen vorstellten, als diejenigen sind, welche die neuern theatralischen Dichter zu wählen pflegen. Aeschylus, Sophocles und Euripides bemerkten, daß eine sehr einfache Handlung, wo Alles auf einer Stelle geschieht, sowohl durch die Personen, als durch die sich äussernden Gedanken und Empfindungen das höchste Interesse gewähren können; sie wußten daher den Mangel des Mannigfaltigen in Ansehung der äußern Handlung, durch um so größere Mannigfaltigkeit und durch die Wichtigkeit dessen, was sich in dem Gemüthe zuträgt, reichlich zu ersetzen. Drei oder vier Personen konnten fast, ohne von der Stelle zu rücken, den Zuschauern ein wichtiges Schauspiel vor Augen stellen. Diese einfache Handlung, da nur ein einziges Interesse vom Anfange bis zum Ende vorkommt, welches durch keine Nebenhandlung oder Episode unterbrochen wird, hat man die Einheit der Handlung genannt; sie macht also mit der Einheit der Zeit und des Ortes, wovon bereits oben Erwähnung geschehen, die drei so bekannten Einheiten des Dramas aus, auf welche die alten Schauspieldichter so sorgfältig bedacht waren, und die von Ari-

ben, die durch die Schicksale und Charaktere der handelnden Personen die Zuschauer interessiren, er muß aber auch selbst reich an Empfindung seyn, wenn seine Schilderung nicht frostig, nicht in Kälte ausarten soll. Es brauchen nicht immer große Handlungen zu seyn, doch solche, die durch ihre Folgen die Zuschauer fesseln. Daß ein Mensch durch die falschen Vorstellungen von der Bahn der Tugend abgezogen wird, und sich zuletzt in das äußerste Verderben stürzt, ist, an sich betrachtet, nur eine kleine Handlung, wie interessant macht sie aber nicht Lillo in dem Kaufmann von London. Ein Drama wird besonders dadurch wichtig, wenn es uns helle Aussichten in das Innere des menschlichen Herzens giebt; denn dieses ist gerade der Hauptpunkt, worauf sich das Interesse einer Handlung gründet und wodurch unsere Aufmerksamkeit in einer beständigen Beschäftigung unterhalten wird. In wiefern die Handlung einer Tragödie oder Komödie wichtig werde, wird weiter unten gezeigt werden. Die dritte allgemeine Eigenschaft einer Handlung, die zum Drama geschickt seyn soll, ist, daß sie auf eine gewisse Kürze der Zeit eingeschränkt ist; denn Niemand kann Tagelang auf einer Stelle stehen und einer Handlung mit unverwandten Augen zusehen. Eine jede Handlung hat ihren Anfang, Fortgang und Ende; wenn nun die Dauer derselben so lang ist, daß das Alter eines Menschen kaum hinreicht, sie zu überleben, wie kann sie den Zuschauern auf der Bühne wahrscheinlich vorgestellt werden; dann muß die Handlung auch so beschaffen seyn, daß sie den Geschmack und die Delicatesse der Zuschauer nicht beleidiget; denn einige Handlungen sind ihrer Natur nach so scheuslich, daß sie das Auge beleidigen. Horaz giebt die Regel:

Non tamen intus
Geri digna promes in scenam, multaque tolles

kung, die sie haben könnten, wenn sie mit mehr Vorsicht und Ueberlegung gewählt würden. Abgesehen nun von dem, was geschehen könnte, wollen wir voraussetzen, daß wenn dem zum Drama vorbereiteten Zuschauer ein Schauspiel vorgestellt wird, daß nach seinem Inhalte lehrreich und wichtig ist, das in seinem Verstande wichtige Vorstellungen, in seinem Herzen große und edle oder doch nützliche Gesinnungen und Bewegungen rege macht; daß er Menschen handeln sieht, deren Grundsätze und Gesinnungen er sich zum Muster nehmen oder zur Warnung dienen lassen kann, daß er Handlungen gewahrt, deren Rechtschaffenheit und edle Größe sein Herz mit Liebe für die Tugend entflammt, oder auf der andern Seite abschreckende Beispiele von Niedrigkeit, Abscheuligkeit und den traurigen Folgen des Lasters giebt, so kann man gewiß nicht an der großen Wichtigkeit des Schauspiels zweifeln; auch wird kein Unterrichteter, kein Gebildeter, einem solchen Schauspiele die höchste Nützlichkeit absprechen, sondern er wird dem Aristoteles Beifall geben, der demselben die erste Stelle unter den Werken des Geschmacks anweiset. Um den Schauspielen aber auch wirklich die Richtung zu geben, daß sie vortheilhaft und heilsam auf das Publikum wirken, will Sulzer, daß sie von den Regierungen nicht als Privatanstalten geduldet oder geschützt, sondern als wirklich wichtige öffentliche Einrichtungen besorgt und durch Gesetze gehörig eingeschränkt würden. Dieser Vorschlag hat nach ihm keine Schwierigkeiten, weil er keinen bedeutenden Aufwand erfordert, als etwa ein öffentliches Gebäude zu diesem Zwecke. Verständige und redliche Männer sollen hier die Aufsicht, wenigstens wechselsweise, und auf eine gewisse Zeit, ohne Belohnung, auf sich nehmen. Die öffentlichen Schauspiele sollen dann auf gewisse Tage eingeschränkt werden, das heißt, nur in

ren; dahingegen verweilen wir mit Vergnügen bei der Hauptbegebenheit, weil da die Absicht, der Plan und das Ziel der handelnden Personen erreicht ist. Man kann nun leicht das hier Gesagte auf das Drama anwenden. Aristoteles fordert dazu eine vollständige Handlung, das ist, die ihren Anfang, Mitte und Ende hat. Der dramatische Dichter fängt an, diejenigen Umstände zu beschreiben, in welchen sich die Hauptperson befand, da sie einen Plan machte, um gewisse Begebenheiten hervorzubringen. Die Ausführung des Plans zieht den Zuschauer in die Mitte der Handlung; hier entdecken sich Hindernisse, die der Ausführung entgegen stehen; der Zuschauer geräth darüber in Feuer und seine Aufmerksamkeit wird durch Erwartung der Dinge, die da nachkommen sollen, in Bewegung gebracht. Hier ist die Mitte der Handlung, wo sie am meisten verwickelt wird; und endlich wird der Plan, oder vielmehr die Begebenheit, wozu alles angelegt worden, ausgeführt. — Auf diese Weise hängt in einem Drama Alles zusammen; alle untergeordnete Begebenheiten beziehen sich auf einen gewissen Endzweck und machen nur eine Handlung aus. Es ist also allemal ein Fehler an einem Drama, wenn eine doppelte Fabel darin zum Grunde liegt, indem dann zwei Reihen von Begebenheiten vorgestellt werden, die nicht mit einander verbunden sind. Man verstattet zwar, der Mannichfaltigkeit wegen, Nebenhandlungen einzuschieben, sie müssen aber alle mit der Haupthandlung genau verbunden seyn. Sobald man eine Scene aus einem Drama weglassen kann, ohne daß die Handlung in ihrem Fortgange dadurch gestört wird, so ist es ein Fehler, und wenn sie, allein betrachtet, noch so viele Schönheiten hätte. Der dramatische Dichter muß sich also hüten die Regel der Einheit zu übertreten.

Wenn ferner eine Handlung geſchieht, ſo geſchieht ſie nur zu einer Zeit und an einem Orte. Auf beide Stücke muß der dramatiſche Dichter ſein Augenmerk richten. Beim Zergliedern eines Dramas findet man eine Kette von Begebenheiten, von welcher jeder Auftritt ein Glied iſt; ſie müſſen alſo durch eine gewiſſe Zeitfolge aufeinander folgen. Der Dichter muß ſie alſo ſo zuſammenfügen, daß es dem Zuſchauer wahrſcheinlich wird, daß die Begebenheit wirklich in der Zeit, da er ſie auf der Bühne vorgeſtellt ſieht, natürlich habe geſchehen können; denn wenn eine Perſon in dem erſten Auftritte als ein Kind, und in dem letzten, als ein alter Mann erſcheint, ſo fühlt der Zuſchauer das Unnatürliche, und der Eindruck, den die Vorſtellung auf ihn hätte machen können, wird geſchwächt. Die Handlung kann nun zwar an ſich betrachtet, ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie eine längere Zeit erfordert, als ſich der Zuſchauer im Theater aufhält. Hier iſt es dem Dichter erlaubt, die Handlung auf eine kürzere Zeit einzuſchränken; denn er ſtellt nicht die Natur vor, ſondern iſt nur ein Nachahmer derſelben; allein dieſe Verkürzung muß nicht den Regeln der Wahrſcheinlichkeit entzogen ſeyn. Wenn daher ein Frauenzimmer im erſten Aufzuge als Jungfrau erſcheint, und im dritten ſchon ein ſäugendes Kind hat, ſo wird Niemand begreifen, wie ſie in ſo kurzer Zeit zu der Ehre Mutter zu ſeyn, habe gelangen können; denn hier iſt der Abſtand der Zeit zu merklich. Wenn aber z. B. zum Fortgang der Handlung nöthig iſt, das gewiſſe Perſonen herbeigerufen oder daß gewiſſe Nachrichten von einem andern Orte her eingeholt werden ſollen, da kann man immer eine kürzere Zeit ſetzen, als in der Natur nöthig iſt; denn der Zuſchauer fühlt den Abſtand der Zeit nicht, daher haben einige Kunſtrichter die Regel gegeben, daß eine

Handlung, wozu ein ganzer Tag nöthig ist, bequem in ein Paar Stunden vorgestellt werden kann, ohne daß die Zuschauer das Unnatürliche dieser Verkürzung merken. Man beruft sich hierbei auf die Beispiele der Alten, bei denen der Schauplatz nie leer ward, weil der Chor immer zugegen war, wir aber lassen nach jedem Aufzuge die Bühne leer, hierdurch verliert man einigermaaßen das Gefühl des Zeitmaaßes der Dinge, die dazwischen geschehen; wird aber die Handlung durch die Länge der dazwischen verflossenen Zeit ganz unterbrochen, so ist es gegen die Natur der dramatischen Vorstellung. Noch nachtheiliger ist es, wenn die Zwischenzeit mit ganz andern Gegenständen, als Balleten, Zwischenspielen, Musik ꝛc. ausgefüllt wird; denn hier wird die Handlung ganz vereitelt. Die Regel von der Einheit der Zeit ist daher keine bloß willkührliche Erfindung, sondern sie liegt in der Natur der dramatischen Vorstellung. Die neuern dramatischen Dichter haben nun zwar die Nothwendigkeit dieser Regel in der Theorie eingesehen; allein sie weichen in der Anwendung oft davon ab, indem sie vorgeben, und wohl nicht mit Unrecht, diese Einheit der Zeit und des Ortes war bei den Griechen und Römern wegen der Einrichtung ihrer Bühne, der steten Anwesenheit des Chores durchaus nöthig; allein bei uns hält man hierauf jetzt weniger strenge, und die neuere Einrichtung unserer Bühne verstattet dem Dichter mehrere Freiheiten, sobald die Beibehaltung der nämlichen Scene und eine zu strenge Beschränkung der Zeit größeren Schönheiten im Wege stehen würde. Hierüber wird es nöthig seyn einige Worte zu sagen. Wie bekannt, war das Drama in Griechenland aus den Hymnen zur Ehre der Götter entsprungen, Thespis führte zwischen diesen Theilen des Gesanges einen Schauspieler auf, theils den Sänger abzulösen, theils

auch der Mannigfaltigkeit wegen. Das Amt dieſes Schauſpielers war, das Subject des Geſanges hiſtoriſch zu erklären und bei Gelegenheit die Perſonen ſelbſt vorzuſtellen. Aeſchylus fügte noch einen Schauſpieler hinzu und erfand den Dialog, woraus dann das eigentliche Drama entſtand. Die Zahl der Schauſpieler wurde vermehrt, zuweilen miſchte ſich auch der Chor in das Geſpräch, und auf dieſe Weiſe mußte nothwendig die Einheit der Zeit und des Ortes beobachtet werden, weil keine Gelegenheit da war, beides zu verändern. Da wir nun den Chor fahren lieſſen, ſo bekamen unſere Dichter Gelegenheit die Vorſtellung durch Zwiſchenräume der Zeit zu trennen, während welcher Zeit die Bühne ganz leer iſt und das Schauſpiel gleichſam ſtille ſteht. In ſo fern nun beweiſet das Beyſpiel der Griechen und Römer nichts gegen die Freiheit, die ſich unſere neuern Dichter nehmen. Wir gründen dieſe Regel aber auch nicht auf das Beiſpiel der Alten, ſondern auf die Natur der Sache. Allein auch dagegen werden Einwendungen gemacht. Sie vergleichen ein Schauſpiel mit einer Reihe hiſtoriſcher Gemälde und jedes derſelben mit einem Akt in denſelben. In jedem Gemälde muß nun zwar die genaueſte Einheit der Zeit und des Ortes ſeyn, und ſo auch in jedem Akte; allein wenn wir eine Reihe ſolcher Gemälde in einem Fortgange ſehen, ſo meinen ſie könnten wir uns ohne Schwierigkeit vorſtellen, das zwiſchen den Subjecten zweier verſchiedenen Gemälde Monate und Jahre vergangen ſind, obgleich der Zwiſchenraum der Zeit, in welchem wir von dem einen zum andern übergehen, faſt unmerklich iſt; allein dieſe hiſtoriſchen Gemälde ſind auch nicht Theile einer einzigen Handlung. — Zugegeben, daß man dieſe Regel der Einheit der Zeit zuweilen überſchreiten kann, wenn die Einheit der Handlung nicht

dadurch unterbrochen wird, sonst ist es allemal ein Fehler. Ferner sagen diese Kunstrichter: so leicht sich der Zuschauer bewußt seyn kann, daß der Schauspieler nicht die Person selbst ist, die er vorstellt; daß die Bühne selbst nicht der Ort ist, wo die Handlung vorgeht, so leicht kann er sich auch vorstellen, daß während der Zeit, als er in dem Schauspielhause ist, eine lange Reihe von Jahren verflossen sind; allein auch hier wird jeder selbst beurtheilen können, ob ihm die letzte Täuschung so leicht zu erhalten sei, als die erste; denn sobald die Einheit der Handlung, als das wesentliche Stück des Drama zerrissen wird, so ist es allemal ein Fehler. Ueberhaupt muß man die wirkliche Zeit der Vorstellung von der scheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterscheiden.

Was nun die Einheit des Orts anbetrifft, so muß das Drama so beschaffen seyn, daß auch an dem Orte, wo wir die handelnden Personen sehen, nichts Widersprechendes ist. Was oben von der Zeit gesagt worden, läßt sich mit kleinen Veränderungen auch auf den Ort anwenden, daß durch die Verzierungen auf der Bühne die Täuschung hierin leicht erhalten werden kann, ist wohl ohne Erinnerung klar. So können wir sie auf einem öffentlichen Platze, in einem geheimen Zimmer an irgend einem großen Orte, in einer Residenz, bei Nacht und bei Tage handeln sehen, und finden nichts Widersprechendes, ob wir auch gleich dabei bewußt sind, daß wir nicht wirklich an dem Orte zugegen sind. Die Alten waren darin genauer. Ihre Bühne stellte allemal einen Ort vor, an welchem Alles, was vor den Augen geschah, auch natürlich geschehen konnte, und diesen Ort behielten sie die Vorstellung hindurch ganz unverändert bei. Die neuern Dichter binden sich weniger an diese Regel, sie stellen oft dem Auge des Zuschauers eine Handlung so

vor, daß es unmöglich wird, den Ort durch die ganze Handlung beizubehalten. Man gewahrt oft einen Theil derſelben auf einem öffentlichen Platze, und einen andern in einem geheimen Zimmer. Eine ſolche Veränderung iſt aber zu merklich und auffallend, der Dichter muß daher öftere Veränderungen des Ortes der Scenen während der Aufzüge wo möglich zu vermeiden ſuchen, wenigſtens müſſen ſie nicht ſo plötzlich und unwahrſcheinlich geſchehen, daß ſie die Täuſchung der Zuſchauer ſtören und das Intereſſe vermindern können.

Es kann nun ein Drama alle dieſe Einheiten haben, und doch höchſt elend ſeyn; daher wird es nöthig ſeyn, hier anzuführen, durch welche innere Stücke die Handlung als intereſſant vorgeſtellt werden kann. Um dem dramatiſchen Gange Zuſammenhang zu geben, muß der Ausarbeitung eines dramatiſchen Gedichtes ein wohl überdachter, in allen ſeinen Einzelheiten geordneter Plan vorausgehen. In der Ausführung muß man alles Widerſprechende, Gekünſtelte und Unwahrſcheinliche; dann Reden, welche weder in der Handlung, noch in dem Charakter der Perſonen ihren Grund haben, vermeiden; denn nichts thut der Wirkung eines dramatiſchen Gedichtes auf der Bühne mehr Schaden, als gedehnte und überflüſſige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung aufhalten; auch die glänzendſten Denkſprüche können den Zuſchauer für eine auf ſolche Weiſe hingehaltene Erwartung nicht entſchädigen. In dem Verfolg der Handlung muß die Neugierde immer durch neue Veränderungen gereizt werden. Je unerwarteter die Begebenheiten dem Zuſchauer ſind, ohne daß ſie die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit beleidigen, um ſo mehr Vergnügen findet er. Dabei aber muß der Zuſchauer durch Begebenheiten nicht überhäuft werden, der Gang der Handlung muß zu-

dadurch unterbrochen wird, sonst ist es allemal ein Fehler. Ferner sagen diese Kunstrichter: so leicht sich der Zuschauer bewußt seyn kann, daß der Schauspieler nicht die Person selbst ist, die er vorstellt; daß die Bühne selbst nicht der Ort ist, wo die Handlung vorgeht, so leicht kann er sich auch vorstellen, daß während der Zeit, als er in dem Schauspielhause ist, eine lange Reihe von Jahren verflossen sind; allein auch hier wird jeder selbst beurtheilen können, ob ihm die letzte Täuschung so leicht zu erhalten sei, als die erste; denn sobald die Einheit der Handlung, als das wesentliche Stück des Drama zerrissen wird, so ist es allemal ein Fehler. Ueberhaupt muß man die wirkliche Zeit der Vorstellung von der scheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterscheiden.

Was nun die Einheit des Orts anbetrifft, so muß das Drama so beschaffen seyn, daß auch an dem Orte, wo wir die handelnden Personen sehen, nichts Widersprechendes ist. Was oben von der Zeit gesagt worden, läßt sich mit kleinen Veränderungen auch auf den Ort anwenden, daß durch die Verzierungen auf der Bühne die Täuschung hierin leicht erhalten werden kann, ist wohl ohne Erinnerung klar. So können wir sie auf einem öffentlichen Platze, in einem geheimen Zimmer an irgend einem großen Orte, in einer Residenz, bei Nacht und bei Tage handeln sehen, und finden nichts Widersprechendes, ob wir auch gleich dabei bewußt sind, daß wir nicht wirklich an dem Orte zugegen sind. Die Alten waren darin genauer. Ihre Bühne stellte allemal einen Ort vor, an welchem Alles, was vor den Augen geschah, auch natürlich geschehen konnte, und diesen Ort behielten sie die Vorstellung hindurch ganz unverändert bei. Die neuern Dichter binden sich weniger an diese Regel, sie stellen oft dem Auge des Zuschauers eine Handlung so

vor, daß es unmöglich wird, den Ort durch die ganze Handlung beizubehalten. Man gewahrt oft einen Theil derſelben auf einem öffentlichen Platze, und einen andern in einem geheimen Zimmer. Eine ſolche Veränderung iſt aber zu merklich und auffallend, der Dichter muß daher öftere Veränderungen des Ortes der Scenen während der Aufzüge wo möglich zu vermeiden ſuchen, wenigſtens müſſen ſie nicht ſo plötzlich und unwahrſcheinlich geſchehen, daß ſie die Täuſchung der Zuſchauer ſtören und das Intereſſe vermindern können.

Es kann nun ein Drama alle dieſe Einheiten haben, und doch höchſt elend ſeyn; daher wird es nöthig ſeyn, hier anzuführen, durch welche innere Stücke die Handlung als intereſſant vorgeſtellt werden kann. Um dem dramatiſchen Gange Zuſammenhang zu geben, muß der Ausarbeitung eines dramatiſchen Gedichtes ein wohl überdachter, in allen ſeinen Einzelheiten geordneter Plan vorausgehen. In der Ausführung muß man alles Widerſprechende, Gekünſtelte und Unwahrſcheinliche; dann Reden, welche weder in der Handlung, noch in dem Charakter der Perſonen ihren Grund haben, vermeiden; denn nichts thut der Wirkung eines dramatiſchen Gedichtes auf der Bühne mehr Schaden, als gedehnte und überflüſſige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung aufhalten; auch die glänzendſten Denkſprüche können den Zuſchauer für eine auf ſolche Weiſe hingehaltene Erwartung nicht entſchädigen. In dem Verfolg der Handlung muß die Neugierde immer durch neue Veränderungen gereizt werden. Je unerwarteter die Begebenheiten dem Zuſchauer ſind, ohne daß ſie die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit beleidigen, um ſo mehr Vergnügen findet er. Dabei aber muß der Zuſchauer durch Begebenheiten nicht überhäuft werden, der Gang der Handlung muß zu-

weilen stille stehen, um alles Vergangene zu übersehen und neue Erwartungen des folgenden zu bilden; der Dichter muß auch darauf sehen, daß die Erwartung des Zuschauers vollkommon befriediget werde; jede Hauptbegebenheit muß also in dem vorhergehenden gehörig vorbereitet seyn, und der Dichter darf nicht mehr Anlage machen, als er wirklich leistet. Vernachläßiget er diese erste Vorsicht, so wird der Zuschauer überrascht, er weiß aber nicht woher es kommt; denn der Eindruck geht eben so schnell wieder vorüber, als er gekommen war. Keine Person in einem Drama, keine Scene darf ganz unnütz seyn; denn wenn er auch dieses nicht beobachtet, so wird der Zuschauer mißvergnügt, daß man ihm mehr versprochen, als geleistet habe.

Das Schauspiel muß nicht nur unterhalten, sondern auch belehren. Es muß uns so zu sagen das Innere des Herzens entfalten, es muß den Geist beschäftigen und das Gemüth zur Wirksamkeit reitzen. Wenn das Drama die Zuschauer leidenschaftlich anzieht, so hat es keine andere Absicht, als sie vom Bösen abzuhalten. Eine Hauptpflicht des Dichters ist die handelnden Personen solche Aeußerungen ihrer Empfindungen geben zu lassen, die aus der gegenwärtigen Lage der Umstände natürlich in ihnen entstehen konnten. Keine weit hergesuchte Sentenzen, und wenn sie auch noch so moralisch gut wären, passen hierher, sie müssen aus der Sache selbst erzeugt werden.

Die Situationen in einem Drama sind zweierlei, einige reitzen bloß die Neugierde, andere dienen dazu, unser Herz zu prüfen und jede Empfindung, deren es fähig ist, darin rege zu machen. Man lernt sein Herz nie besser kennen, als wenn man auf die Empfindungen immer Acht hat, die in uns entstehen, wenn wir andere Personen, die uns inter-

essiren, in einer gewisse Lage erblicken, der Dichter muß daher die Situation nicht nur angeben, sondern solche auch lebhaft vorstellen, damit unsere Aufmerksamkeit eine Zeitlang darin erhalten werde. Das zweite, wodurch ein Drama wichtig wird, betrifft die Charaktere der handelnden Personen. Jeder Dichter, der sich an das Drama wagt, muß solche aus dem Grunde kennen; denn jede falsche Zeichnung würde störend auf den Zuschauer wirken. Vorzüglich muß der Dichter in den Charakteren der Natur folgen und die Reden und Handlungen der Personen ihren Gesinnungen genau anpassen; vor allen aber nach jener dramatischen Objectivität streben, die uns nur die angeführten Personen nach ihren Gesinnungen und Verhältnissen, nicht aber bloß den Dichter sehen und hören läßt. Die Charakterschilderung ist daher für den dramatischen Dichter ein eben so nöthiger, als schwerer Punkt. Es äussern sich bei den Handlungen so viele kleine äußerliche und innerliche Umstände, wodurch sie genau und individuel werden, daß die größte Behutsamkeit dazu erfordert wird, daß man gerade dasjenige, was die Handlungen am genauesten bestimmt, wähle. Erstens müssen die Sitten, die man einer handelnden Person beilegt, wahrscheinlich seyn, das heißt, sie müssen nicht nur mit den Personen, sondern auch mit Zeit und Umstände harmoniren; denn wenn man einen alten Deutschen so manirlich und höflich reden lassen wollte, als einen heutigen Hofmann, so würde der Charakter nicht am rechten Orte stehen. Zweitens dürfen die Charaktere nicht übertrieben seyn, weder im Guten noch im Bösen. Ist ein böser Charakter übertrieben, so wird er anstößig, ist es ein guter, so wird er phantastisch und keiner thut auf der Bühne die gehoffte Wirkung. Drittens müssen sie national seyn, das heißt, sie müssen besonders für die Zeiten und den

Ort, wo sie vorgestellt werden, schicklich und passend seyn, und endlich viertens müssen sie auch so gezeichnet seyn, daß auch ein Mensch von geringen Fähigkeiten solche fassen kann, wodurch das Drama gemeinnützig wird. Am besten ist es, wenn der Dichter die Charaktere, sowohl im Guten, als Bösen etwas schärfer zeichnet, als sie in der Wirklichkeit sich äußern; allein sie müssen nicht, wie auch schon oben bemerkt worden, in das Phantastisch-Bestandlose übergehen; denn auch hier muß die menschliche Natur treu, wenn auch zusammengedrengter in ihren Aeußerungen dargestellt werden. Hat der Dramatiker die Personen aus der wahren Geschichte genommen, so ertheilt er ihnen ihren historischen Charakter; jedoch steht es ihm frei, in sofern es seinem Zwecke entspricht, ihnen einige von dem Geschichtlichen abweichende Züge beizulegen. Von den Verhältnissen oder Situationen, in welche der Dichter seine Personen versetzt, hängt noch besonders die Aeußerung und Entwickelung ihrer Charaktere ab; deshalb müssen die Situationen auf eine kräftige, wahre und dringende Weise angelegt seyn; denn nicht der Contrast allein, worin die verschiedenartigen Charaktere gegen einander stehen, sondern derjenige, in dem sie zu ihren Situationen sich befinden, dieses Kämpfen und Ringen gegen die Verhältnisse, ja gegen das Schicksal selbst, macht eine dramatische Dichtung so anziehend. Aber auch der Contrast der Charaktere selbst kann sehr vortheilhaft wirken, nur müssen die letzteren nicht allzu abstechend gegen einander, noch allzu ähnlich seyn.

Aus den Hindernissen, welche sich der Haupthandlung des Drama entgegenstellen, entspringt die Schürzung des Knotens, welche in jedem Schauspiele nothwendig ist, falls es die Aufmerksamkeit der Zuschauer erregen soll, jedoch ist die Verwickelung oder Schürzung des Knotens nicht in allen Schauspielen

gleich; in Trauerſpielen iſt ſie beſſer ganz einfach, denn hier würde ein zu verſchlungener Knoten unſere Aufmerkſamkeit ſo ſehr beſchäftigen, daß der Zweck der Rührung verfehlt würde, indem Nachdenken und Rührung nicht gut neben einander beſtehen können. Eine zu vielfache Verwickelung kann aber auch dem Luſtſpiele ſchaden, und oft iſt es ſogar vortheilhaft, den Zuſammenhang mancher verwickelten Umſtände mehr den handelnden Perſonen, als den Zuſchauern räthſelhaft ſeyn zu laſſen, vornämlich wenn durch die Entdeckung die Rührung befördert wird, die allemal ſtärker und anhaltender wirkt, als flüchtige Ueberraſchung. Unter Auflöſung wird die Wegräumung und Hebung der Hinderniſſe, die ſich der Haupthandlung in den Weg legten, verſtanden. Dieſe Auflöſung darf nie gewaltſam durch einen bloßen Theatercoup geſchehen, ihr Keim muß gleichſam ſchon in der Haupthandlung ſelbſt, in dem Charakter der Perſonen und in ihren Verhältniſſen liegen. Eine Auflöſung von fremder Hand iſt am wenigſten im freien Drama zuläſſig. Die Zahl der Perſonen wird durch ihre Nothwendigkeit zur Ausführung der Haupthandlung beſtimmt. Mehrere, als dazu erfordert werden, ſind überflüſſig und fehlerhaft; denn ſie zerſtreuen die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers und leiten dieſelbe von dem Hauptgegenſtande ab, wodurch die Erreichung des Hauptzweckes vereitelt wird. So wie nun der Charakter der dargeſtellten Perſon von dem dramatiſchen Dichter richtig gezeichnet und gehalten werden muß, eben ſo muß auch das Coſtüme beobachtet werden, oder das nach dem Zeitalter und den Nationalſitten der dargeſtellten Perſonen Uebliche, und dies beſonders, wenn der Stoff aus der wahren Geſchichte genommen iſt. Hier müſſen die Sitten, die Denk- und Handlungsweiſe, die Gewohnheiten und überhaupt Alles, was der Zeit oder der Nation ei-

genthümlich war, und was in die dramatische Dichtung eingreift, möglichst beobachtet und dargestellt werden. Die Kleidung der Schauspieler, was man gewöhnlich im engeren Sinne Costüme nennt, und die Verzierungen der Bühne müssen dem gleichfalls entsprechen, wenn die Täuschung der Zuschauer über die Wirklichkeit des Drama nicht verloren gehen oder gehindert werden soll.

Die äußere wesentliche Form ist dramatisches Gespräch, das ist, ein solches, wo während und mittelst der Unterredung selbst zwischen den sprechenden Personen eine Handlung oder Veränderung ihres Zustandes entsteht und ausgeführt wird. Das dramatische Gespräch, der Dialog, hat daher eine durch dasselbe auszuführende, gegenwärtig geschehende Handlung zum Gegenstande; daher bewirkt und veranlaßt es die Handlung, ihrer Entstehung und ihrem Verlaufe nach. Ferner muß das dramatische Gespräch die Denkart und den Gemüthszustand der redenden Personen richtig darstellen; sie müssen so sprechen und sich so ausdrücken, wie sie in der Wirklichkeit unter denselben Verhältnissen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden; dadurch erhält die Unterredung Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und daher muß auch der dramatische Dichter höchst aufmerksam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menschen nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen, ihrem Alter und Temperamente seyn. Dann muß der Dialog auch natürlich und einfach seyn, er muß im richtigen Verhältnisse zur Handlung, zu dem höheren oder geringeren Grade der Leidenschaft und zu dem äußeren und inneren Zustande der Personen stehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Interesses bei. Monologe oder Selbstgespräche darf der Dichter nur da einmischen, wo die eingeführte

redende Person in einen so leidenschaftlichen Gemüthszustand oder in ein so vertieftes Nachdenken über sich und ihre Lage gerathen ist, daß der Ausbruch ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrscheinlich wird. Der Werth der Selbstgespräche ist um so größer, wenn sie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwickelung der Leidenschaft des Redenden mitwirken. Die Sprache solcher Monologen muß nicht periodisch und ausführlich, sondern kurz abgebrochen, und gleich den ausgedrückten Gesinnungen stark und forteilend seyn. Durch die Mimik, welche Geberden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatische Vorstellung lebhafter, wahrer und eindrucksvoller; sie muß daher dem Schauspieldichter immer vorschweben, der auf der Bühne Effect zu machen wünscht. Gespräch und Handlung jedes Schauspiels wird übrigens in Aufzüge oder Akte und diese wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. In dem Lustspiele, der Komödie, giebt es gewöhnlich drei Aufzüge, fünf oder einen, selten zwei oder viere. Das Trauerspiel hat gewöhnlich fünf; die ernsthafte Oper zwei oder drei, und die scherzhafte so viel wie das Lustspiel. Die Anzahl und Länge der Scenen ist unbestimmt, weil hier allemal das Bedürfniß des Stoffes entscheidet; eben so unbestimmt ist auch die Zahl der Auftritte oder Scenen, welche zu einem Aufzuge gehören; denn dies richtet sich gleichfalls nach der Beschaffenheit der Handlung und der Schicklichkeit des Aufschubes oder Stillstandes derselben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet seyn muß. Es kann daher ein Akt wenige und kurze Scenen, der andere hingegen viele und längere haben, je nachdem der dramatisch bearbeitete Gegenstand es erheischt. Jeder der Aufzüge oder Akte hat hingegen, wenn das Schauspiel derer meh-

rere enthält, seinen bestimmten Antheil an dem Ganzen. Der erste Aufzug macht den Zuschauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Personen und Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden soll, bekannt, welches am besten durch Gespräch und Thätigkeit der Personen selbst, nicht durch Beschreibung und Erzählung geschieht. Die Verwickelung der Handlung muß schon im ersten Akte beginnen, um die Zuschauer auf die folgenden begierig zu machen; auch dürfen Personen, von denen im ersten Aufzuge die Rede oder die daselbst vielleicht nicht schon selbst thätig waren, der Regel nach, nicht in den folgenden Aufzügen erscheinen. In den letzteren nimmt die Verwickelung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerksamkeit und Erwartung der Zuschauer immer gespannter, bis sie durch die Auflösung, welche erst am Schlusse des letzten Aktes erfolgen darf, befriediget werden. Diese Auflösung muß übrigens vollständig seyn und hat sie einmal Statt gehabt, so darf keine neue Verwickelung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerstört werden würde. Uebrigens sind die Auftritte oder Scenen nicht bloß als abgesonderte Abschnitte und Stücke der Aufzüge, sondern als gemeinschaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten. Deshalb müssen sie auf das engste mit einander verbunden werden; in dem vorhergehenden Auftritte muß immer der Grund des nachfolgenden, und dieser wieder als eine nothwendige oder doch natürliche Folge des vorhergehenden Auftrittes erscheinen. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlassung dürfen überhaupt keine Personen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schlusse eines Auftrittes, der nicht zugleich den Aufzug selbst beschließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung sichtbar unterbrochen und ihr Fortgang

unwahrſcheinlich werden. Uebrigens muß hier noch bemerkt werden, daß die Benennung Scene einen weiteren Umfang hat, als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene verſteht man nicht bloß den eben genannten Theil einer dramatiſchen Dichtung und Vorſtellung, ſondern auch die Bühne ſelbſt, und in noch ausgedehnterem Sinne ſogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauſpiels vorfällt.

Nach dieſer Einleitung über das Schauſpiel oder Drama im Allgemeinen, komme ich nun zu den verſchiedenen Arten des Dramas. Man theilt das Schauſpiel, in der weiteſten Bedeutung des Wortes, in das recitirende Schauſpiel, oder Schauſpiel ſchlecht hin genannt, in die Oper und das Ballet. Und verſteht dann unter jenem eine theatraliſche Darſtellung, welche ihren Gegenſtand hauptſächlich durch Rede und Handlung dem Ohre und dem Auge verſinnlicht, welches in der Oper durch Geſang dem Ohr und im Ballet durch Tanz dem Auge, beide jedoch mit Geberdenſpiel vereiniget, geſchieht. Die verſchiedenen Gattungen des recitirenden Schauſpiels ſind Komödie oder Luſtſpiel, Schauſpiel oder Rührſpiel, Tragödie, wovon das bürgerliche Trauerſpiel eine Gattung iſt, Ritterſtücke, dramatiſches Idyll, Schäferſpiel, auch Waldkomödie genannt, Zauberſpiel, Feſtſpiel, Vorſpiel, Nachſpiel, hierher gehören die Monodrama, Duodrama, Melodrama ꝛc. Die Oper theilt man in ernſte, seria, und in komiſche, buffa, dann iſt noch die Operette.

Die Komödie, das Luſtſpiel, iſt die dramatiſche Vorſtellung einer komiſchen Handlung, deren Vorfälle ſowohl, als auch die Sitten und Charaktere der als handelnd dargeſtellten Perſonen zur Unterhaltung und Beluſtigung der Zuſchauer dienen. Der Name Komödie iſt aus dem Griechiſchen von

κώμη und ᾠδή, eigentlich ein Dorflied, hergeleitet; allein in einer eingeschränkteren Bedeutung, ist es, wie schon vorher erwähnt worden, die Vorstellung, welche die Zuschauer auf eine belehrende und belustigende Art unterhält. In den ältesten Zeiten war sie etwas ganz anders, als was sie jetzt ist. Daher wird es nöthig seyn, zuerst ihre Geschichte und dann ihre Natur und Beschaffenheit hier abzuhandeln. Die Zeit und den Ort ihrer Erfindung hier festzusetzen, ist schwer, schon Aristoteles sagt deutlich, daß man den eigentlichen Anfang und Fortgang derselben nicht genau bestimmen könne. Vielleicht scheint das Lustspiel bei Gelegenheit der Einsammlung der Früchte aufgekommen zu seyn, wenigstens finden wir noch gegenwärtig bei allen rohen unkultivirten Völkern etwas Aehnliches, und die noch rohen Griechen brachten ihre Opfer und machten sich dann durch Gastereyen, Spiele und Tänze lustig. Bei einer solchen Lustbarkeit geschah es nun wohl, daß sich einige zum Possenreissen aufgelegte Personen ein besonderes Geschäft daraus machten, ihre Landsleute durch allerhand Schimpf- und Spottreden zu belustigen, und die vorübergehende Personen auf eine beißende Art anzugreifen. Dieses gefiel nun dem großen Haufen, und die Possenreisser, welche sich dadurch geehrt fühlten, lauttönenden Beifall zu erhalten, suchten auf solche Art ihre Landsleute auch fernerhin zu belustigen, und der Applaus des rohen Haufens war eben eine solche Belohnung für sie, als die Krone in den Olympischen Spielen. Man sah sie gleichsam als vom Volke bestellte, wenigstens gebilligte, Possenreisser und Lustigmacher an. Dieser Geschmack wurde nach und nach so herrschend, daß nicht nur Homer seine Helden auf gleiche Weise bei ihren Gastereyen scherzen läßt, sondern man glaubte sogar, daß selbst die Speisen der Götter un-

ſchmackhaft wären, wenn man ſie nicht mit dergleichen Schimpfreden vorher gewürzt hatte. Ein Trupp ſolcher Luſtigmacher ſtellte ſich an öffentliche Orte, oder ſchwärmte durch die Dörfer und griff die Perſonen, die ihm im Wurf kamen, mit ſolchen boshaften Scherzreden an. Dieſer Muthwille gehörte zur Feſtfreiheit, wo man Dinge ſagen konnte, die zu andern Zeiten nicht ungeſtraft würden hingegangen ſeyn, wie noch gegenwärtig in den Karnevalszeiten und auf Masquenbällen. Die Griechen waren überhaupt ein lebhaftes, luſtiges Volk, welches ſich kein größeres Vergnügen zu machen wußte, als wenn ſie bei ſolcher Gelegenheit ihrer Zunge freien Lauf ließen. An einigen Orten, wurde dieſe Freiheit ſogar durch Geſetze gebilliget. Herodot erzählt von den Epidauriern, daß ſie ein Geſetz gehabt hätten, vermöge welches der Chor zwar keine Mannsperſonen, aber dennoch Frauensperſonen mit Schimpfreden anfallen durfte. Mit der Zeit wurde dieſe Luſtbarkeit verfeinert. Bis dahin beſtanden, dem Ariſtoteles zu Folge, die Spieler aus freiwilligen Perſonen; die erſte Komödie war nichts anders, als ein Haufe ſingender Bauern, welche die Leute in den Dörfern unterhielten. In den Städten war bereits das Trauerſpiel erfunden; man fand bald darauf auch an jenen Landluſtbarkeiten Geſchmack und zog ſie in die Städte. Die Obrigkeit errichtete ein beſonderes Chor ſolcher Komödianten. Jetzt fing man an nicht mehr ohne Ordnung zu ſchimpfen, wie es den ſpielenden Perſonen in den Mund kam, ſondern man führte eine beſonders beſtimmte Handlung ein. Nach Einigen ſollen Epicharmus und Phormus, beide aus Sicilien, zunächſt angefangen haben, eine Handlung zum Gegenſtande des Luſtſpiels zu machen, und zu Athen ſoll Crates der erſte geweſen ſeyn, der mit Verwerfung anzüglicher

Persönlichkeiten, Handlungen aufstellte; dieses geschah zwischen der 70sten und 80sten Olympiade. Nach Andern, soll die Komödie von Susarion erfunden worden seyn und deren Erfindung in die 50ste Olympiade fallen. Er griff auf einem Brettergerüste die Thorheiten und Laster seiner Zeit an. Diese Arten der Lustspiele waren aber zu jener Zeit nichts anders, als ein Gemisch von groben Redensarten, Schimpfreden, und Aristophanes wirft seinen Vorgängern deutlich vor, daß sie nur Gaukeleyen machten, um die Kinder und niedrigen Personen zum Lachen zu bewegen. Aeschylus hatte bereits in Ansehung der Tragödie große Veränderung hervorgebracht. Er hatte den Dialog eingeführt, Masken erfunden und die Handlung nach einem gewissen, obgleich ungekünstelten, Plane eingeführt. Diese Erfindung benutzte man späterhin auch für das Lustspiel, nur daß man Alles auf das Lächerliche zog. Von jetzt an bekam auch die Komödie ein kunstmäßiges Ansehen, obgleich die Form noch sehr barbarisch war, bis sie sich in der Folge immer mehr und mehr verfeinerte. Der schon oben erwähnte Epimarchus führte die Einheit der Handlung ein und bildete seine Stücke nach der Form des Trauerspiels. Seine Lustspiele wurden in Griechenland, besonders in Athen, mit Beifall aufgenommen und unter seinen Nachfolgern zeichneten sich besonders der schon oben erwähnte Phormus, Magnes, Crates, Cratinus, Eupolis, Pherecrates und Aristophanes aus. Die persönliche Satyre blieb indessen noch immer der Hauptgegenstand, und sowohl obrigkeitliche, als auch Privatpersonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Vergebens wurde dies durch Volksbeschlüsse und Gesetze verboten; denn nur erst mit dem Ende des Peloponnesischen Krieges erhielt die Komödie in Griechenland

eine neue Geſtalt. Ueberhaupt zeigte ſich die eigentliche Komödie in einer dreifachen Geſtalt; man nennt ſie alte, die mittlere und die neue Komödie. Die alte Komödie entſtand aus dem Stoffe der bisherigen perſönlichen Satyre, und beſtand in einer Vorſtellung wirklicher damals neuer Begebenheiten. Die Perſonen wurden mit ihrem wahren Namen benannt, und vermittelſt der Masken wurde ſogar ihre wahre Geſtalt, ſo viel als möglich, nachgeahmt. Sie führte lebende und ſogar bei der Vorſtellung gegenwärtige Perſonen auf. Kein Menſch war vor der Satyre der Schauſpieler und der Luſtſpieldichter ſicher. Die größten Staatsmänner, die tiefſinnigſten Philoſophen, die tugendhafteſten Bürger wurden ein Gegenſtand ihrer Satyre. Wer irgend eine wichtige Thorheit, es ſei in Staatsangelegenheiten oder in andern Dingen begangen, wer übel gehandelt, die Geſchäfte der Republik nicht gut geführt hatte, oder wem der Dichter überhaupt nicht wohl wollte, wurde hier öffentlich durch die Schauausſtellung gegeißelt. Selbſt die Regierung und die Religion war nicht vor dem Spott ſicher. Horaz nennt drei Dichter, die ſich hierin ausgezeichnet haben, den Cratinus, Eupolis und den Ariſtophanes. Von dieſen Dichtern haben wir nur noch von dem letzteren einige Stücke übrig.

Eupolis atque Cratinus Aristophanesque poëtae
Atque alii, quorum comoedia prisca virorum est,
Si quis erat dignus describi, quod malus aut fur,
Quod moechus foret, aut sicarius, aut alioqui
Famosus, multa cum libertate notabant.
A. P. 175.

Zuweilen bedienten ſie ſich auch der Allegorie; jedoch ſo, daß man den Hauptſinn mit Händen greifen konnte. Um hiervon ein Beiſpiel zu geben, will ich aus dem Ariſtophanes eine Probe anführen. Bei der demokratiſchen Regierungsform, die zu ſeiner Zeit in Athen eingeführt war, thaten ſich verſchiedene Perſonen hervor, die aber die Abſicht hatten, ſich unter dem Namen der Verwaltung der Republik ſelbſt zum Herren derſelben zu machen. Nach der nun in Griechenland zu dieſer Zeit herrſchenden gewöhnlichen Theaterfreiheit, brachte Ariſtophanes alle ihre Anſchläge und geheimen Handlungen auf die Bühne, er zeigte dem Volke ihre verſteckten Abſichten und ihren wahren Namen, und gab ihnen Mittel an, ſolche zu vereiteln. Auf eine ſolche Weiſe griff er in den Rittern und Acharnenſern den Cleon an, einen Mann, der unter den Athenienſern in großem Anſehen ſtand, und dieſes geſchah mit ſolchem Nachdrucke, daß die Athenienſer den Cleon zu einer anſehnlichen Geldſtrafe verdammten. Keiner von den damals berühmten Männern, Lamachus, Pericles, Alcibiades, entging ſeiner Geißel. Er griff ſogar das Volk mit der größten Bitterkeit an und ſagte ihm die beißenſten Wahrheiten ins Geſicht; ja ſogar der ſchuldloſe Socrates wurde von ihm gemißhandelt. Er brachte ihn mit Namen und unter allen ſeinen perſönlichen Umſtänden auf die Bühne, und markirte ihn boshafter Weiſe ſo ſtark, daß er zum Gelächter und Geſpött wurde. Er bereitete hierdurch gleichſam den erſten Tropfen des Giftes, welchen Socrates hernach, zur unauslöſchlichen Schande der Athenienſer, trinken mußte. Die Zügelloſigkeit der Komödienſchreiber bekam durch den öffentlichen Beifall eine gewiſſe Art des Rechts. Unbegreiflich war es aber, daß, da Niemand geſichert war auf der Bühne durchgenommen

zu werden, doch dieser Geschmack so allgemein war. Verschiedene Kunstrichter haben sich die Mühe gegeben, dieses Räthsel zu lösen, allein sie sind verschiedener Meinung. Einige leiten diese Freiheit aus einer übertriebenen Neigung der Athenienser zu Spöttereyen her, Andere sind mit dieser Auflösung nicht zufrieden, sie sehen die Freiheit der komischen Schaubühne auf der politischen Seite an. Sie glauben, daß man den komischen Dichtern nur deshalb eine so zügellose Freiheit gestattete, damit das Volk, indem es sich über die Spöttereyen gegen seine Obern belustigte, sich nicht um die Staatsangelegenheiten bekümmern möchte. Wiederum Andere wollen es aus ihrer Liebe zur Freiheit herleiten; denn die Griechen waren bei der Lebhaftigkeit ihres Geistes auf ihre Freiheit außerordentlich eifersüchtig und auf ihre bürgerlichen Vorzüge sehr stolz; sobald sich nun Einer, entweder durch seine Geburt, oder durch Verdienste, oder Ehrenstellen über Andere erhob, so sah ihn Jedermann mit neidischen Augen an und vergnügte sich, wenn er Flecken an demselben gewahr wurde, wodurch seine Ehre verdunkelt werden konnte. Die Lustspieldichter konnten sich also des Beifalls der Zuschauer nicht besser versichern, als wenn sie dieser herrschenden Neigung zu schmeicheln suchten. Die Großen im Staate mußten sich also hier nach der Schwachheit ihrer Mitbürger richten, und ihnen diese Lust, die auf ihre Unkosten ging, zu gut halten, damit sie nicht, wenn sie sich derselben geradezu widersetzten, das Uebel noch größer machten; denn die Bühne war einmal zum Schimpfen privilegirt und die Dichter hatten immer das alte Recht der Festfreiheit für sich; zweitens mußten sie besorgen, wenn sie einen solchen Dichter der Schmähungen wegen gerichtlich belangen wollten, daß man es dann nicht beim bloßen Lachen bewenden lassen, sondern die ge-

machten Vorwürfe im Ernste untersuchen würde. Drittens machte diese Freiheit Jedermann behutsam, daß er auf alle seine Handlungen genau Acht gab, damit er nicht einem satyrischen Dichter in die Hände fallen möchte. Hieraus ist abzunehmen, warum eine Gewohnheit, die so sehr gegen den Wohlstand anstieß, in Griechenland geduldet ward. Diese letzteren Kunstrichter scheinen wohl am ersten in ihrer Behauptung Recht zu haben. Von dieser Art Komödien ist uns weiter nichts übrig geblieben, als die Stücke des Aristophanes, es ist daher schwer eine allgemeine Kritik über die Einrichtung derselben zu machen. Aus den Stücken des genannten Dichters ist ersichtlich, daß viel Witz darin enthalten ist, aber auch eine gute Dosis Obscönitäten und Grobheiten. Der Plan der Komödien ist sehr unregelmäßig; auch muß man es mit dem rohen Anfange der Kunst entschuldigen, daß allegorische Personen als wirklich handelnde Personen auftraten. Am meisten zeichnen sich diese Lustspiele durch die Charaktere aus, deren Zeichnung zwar durch die Freiheit, welche man den komischen Dichtern gestattete, lebendige Personen zu schildern, sehr erleichtet wurde, auf der andern Seite trifft man aber nicht so viel Mannigfaltigkeit darin an, weil die Satyre bloß persönliche Spötterei war; und wenn die Dichter auch zu Allegorien ihre Zuflucht nahmen, so konnten sie den Athenienſern doch so viel Verstand zutrauen, daß sie den Kern unter dieser Schale finden würden.

In dieser Verfassung blieb das Griechische Lustspiel, die Komödie, bis auf die Zeit da die Lacedemonier Meister von Athen wurden und die Herrschaft der dreißig Tyrannen einführten. Diese sahen es nun nicht mehr mit Gleichgültigkeit an, daß man ihre Ungerechtigkeiten in den Komödien durchzog. Ein Decret von ihnen, dessen Urheber ein gewisser

Lamachus war, ſetzte den perſönlichen Spottreden ein Ziel und ſchaffte ſolche gänzlich ab. Die nunmehr ariſtocratiſch gewordene Regierung verbot ſchlechterdings wirklich lebende Perſonen auf das Theater zu bringen. Sie ließen es aber nicht bloß beim Geſetzgeben, ſondern übten ſie auch aus. Ein Dichter führte einſtmal in einer Komödie folgende, auf die Regierung ſich beziehende, anzügliche Worte an: Die Regierung hat es befohlen und kehrt ſich an keine Geſetze — und wurde darüber zum Tode verurtheilt. Es entſtand nunmehr die mittlere Komödie, deren Sorge die Obrigkeit über ſich nahm. Man ſtellte zwar wahre Begebenheiten, aber unter erdichteten Namen vor. Dieſe mittlere Komödie war von der alten wenig unterſchieden, weil die Perſonen, ohne ſie zu nennen, doch ſo geſchildert wurden, daß man ſie leicht erkennen konnte; denn die Dichter waren ſinnreich genug, das Geſetz zu umgehen, und die Perſonen, die ſie im Sinne hatten, kennbar zu machen; alles dieſes diente aber dazu, daß jetzt die Komödie geläuterter wurde; denn die Dichter durften mit ihren Witzeleien nicht mehr ſo plump herausfahren, ſie mußten ihre Schilderungen verſchleiern, jedoch ſo, daß ſie noch kenntlich blieben. Auch ſchmeichelte es den Dichtern nicht wenig, ihrer Arbeit einen ſolchen Anſtrich gegeben zu haben, daß der Zuſchauer rathen mußte, wen ſie meinten; allein ſie waren auch boshaft und witzig genug, ihnen die Mühe nicht ſauer zu machen, und dieſe waren wiederum eben ſo Stolz auf ihren Scharfſinn, welcher ſie die geheimen Gedanken der Dichter errathen ließ. Der Staat verfehlte aber hierbei ſeine Abſicht; denn anſtatt die Ausgelaſſenheit der Dichter in den nöthigen Schranken zu halten, gab es ihnen vielmehr Gelegenheit, die heiligſten Geſetze zu vernichten. Einige Komödien des Ari-

stophanes sind in diesem Geschmacke geschrieben, die aber für uns, bei der Unbekanntschaft mit den historischen Umstande, etwas schwer zu verstehen sind. Ueberhaupt waren dergleichen versteckte Spöttereien für diejenigen, die sie trafen, weit empfindlicher und beissender, als eine offenbare Beschimpfung, weil ihnen auch der kleine Trost, den Dichter eine Lästerung zu beschuldigen, geraubt wurde. Die Dichter wurden daher bei ihren verdeckten Angriffen auf verdiente Personen noch kühner und ihr Gift that um so heftigere Wirkungen. Da also das Gesetz nicht mehr kräftig genug war, den persönlichen Spöttereien der Dichter Schranken zu setzen, so legte sich die Regierung aufs neue ins Spiel und bestimmte durch ein Gesetz die eigenliche Form der Komödie. Hieraus entstand nun diejenige Form, welche man die neue Komödie nennt. Nicht bloß als die Lacedemonier die dreißig Tyrannen in Athen einführten, wodurch die bis dahin bestandene Democratie in eine Oligarchie verwandelt ward, wurden die satyrischen Anspielungen auf lebende Personen auf der Bühne verboten, sondern schon etwas früher, als Alcibiades, der in einer Komödie von dem Eupolis scharf mitgenommen wurde, das Ruder des Staates führte, wurde ein Gesetz gegeben, daß kein Komiker künftig mehr von Lebenden übel auf der Bühne sprechen, noch ihren Namen darauf bringen sollte.

Was nun die neuere Komödie anbetrifft, so fing sich dieselbe um die 111te Olympiade an. Es wurde nämlich den Dichtern durchaus untersagt, wirkliche Personen und Handlungen, weder mit wahren, noch verstellten Namen auf das Theater zu bringen, sondern Alles mußte erdichtet seyn, Personen, Handlungen, Situationen, Charaktere und was sonst zum Innern einer Komödie gehört. Es entging nun freilich den Dichtern ein reichhaltiger Stoff, ihre Ko-

mödien intereſſant zu machen, allein dies nöthigte ſie auch, dieſen Mangel durch die Kunſt zu erſetzen. Die Komödie wurde nun erſt ein eigentliches Werk der Kunſt; die Dichter mußten jetzt eine Handlung wählen, die ein allgemeines Intereſſe erregte; ſie mußten derſelben durch Verwickelung eine Mannigfaltigkeit geben, und durch ſchickliche Anlegung des Plans auf einen Punkt zuſammenziehen. Der Chor, der in den beiden vorhergehenden Arten ein Hauptſtück war und zu den vielen Schmähungen Veranlaſſung gab, wurde, da er nicht mehr läſtern durfte, abgeſchafft. Horaz ſagt:

Lex est accepta ichorusque
Turpiter obticuit, sublato jure nocendi.

Anfänglich blieben die Thorheiten der Menſchen noch immer der Hauptſtoff des Luſtſpiels, daher auch Ariſtoteles ihr Weſen in der Vorſtellung laſterhafter Handlungen, in ſofern ſie etwas Thörichtes oder Lächerliches enthielten, ſetzt. Späterhin traten die Dichter immer gereinigter in Hinſicht des Luſtſpieles auf; ſie ſtellten das Privatleben, von ſeinen verſchiedenen Seiten betrachtet, auf, und ſuchten durch dergleichen Bilder die Menſchen zu beſſern und klüger zu machen, verbargen aber darunter den ſcheinbaren Zweck, die Zuſchauer zu beluſtigen. Und in dieſer Epoche, die kurz vor den Zeiten des großen Alexanders fällt, erhielt endlich die Komödie eine feſte Geſtalt, welche ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat. Wir haben zwar keine großen Originalſtücke von dieſer Form mehr übrig, aber die Fragmente von Menanders geben uns doch eine gute Meinung davon. Terenz hat ſich nach dieſem gebildet, und einige ſeiner Komödien ſind nur Kopien dieſes Dichters. Aus ihnen läßt ſich ein Ideal der neuen Griechiſchen Luſtſpiele entwerfen. Die Dichter hatten nun nicht mehr zur Hauptabſicht die Thor-

heiten auf eine boshafte Weise lächerlich zu machen, sondern es geschah jetzt nur, wie schon oben erwähnt wurde, um die Menschen zu bessern, als moralisches Prinzip. Die Dichter mußten sich nun auch mehr als vorher auf das Studium der Menschen legen, sie mußten sich mit den verschiedenen Seiten der sittlichen Welt bekannt machen; jeder Charakter, jede Scene des bürgerlichen Lebens, jede Empfindung, jede gelungene oder mißlungene Unternehmung wurde ein Gegenstand ihrer Beobachtungen, um hieraus Stoff für das Lustspiel zu schöpfen. Diese Form unterschied sich unter andern von der vorigen auch dadurch, daß sie tugendhaftere Charaktere auf die Bühne brachte, wovon man vorher wenig Beispiele gesehen hatte. Man suchte das Vergnügen der Zuschauer nicht bloß in einem ausgelassenen Gelächter, sondern auch in einer angenehmen Bewegung des Herzens. Die komischen Dichter wurden Sittenmaler, die auch dem denkenden und empfindenden Geist gefielen.

Die verschiedenen Perioden der Griechischen Komödie stehen ungefähr hundert Jahre von einander ab, in welcher Zeit sie von dem rohen Anfange bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit gestiegen ist. Man kann sich aber leicht denken, daß ein schon gereinigtes Lustspiel, woran nur ein geläuterter Geschmack Vergnügen finden konnte, den rohen, ungesitteten Pöbel nicht gleich ansprach; dieser wollte seine Pickelheringe nicht gern fahren lassen, welches auch die Ursache war, daß man selbst in den Zeiten des Aristoteles in vielen Städten die Phallischen Verse öffentlich sang und verschiedene Arten von Farcen im alten Geschmack beibehielt, wohin die Dicelien, Magodien und Mimen gehörten. Crates, zu dessen Zeit die Komödie aufkam, lebte 450 Jahre vor Christi Geburt; das Decret, wodurch die persönliche Benen-

nung auf der Schaubühne verboten ward, fällt 400 Jahre vor Christi Geburt und ungefähr 320 Jahre vor Christo lebte Menander, das Haupt der neuen Komödie. Die Dichter der alten Komödie sind zum Theil oben, S. 622, schon aufgeführt worden, es kommen noch hinzu Epicharmus, Phrynichus, Stratis und Teleclides; zu den Dichtern der mittlern Komödie, von denen sich außer einigen Stücken des Aristophanes, nichts mehr erhalten hat, gehören Mnesimachus, Ephippus, Alexis, Epicrates, Antiphanes, Stephanus und Andere mehr. Zu den Dichtern der neuen Komödie gehören Philemon, Menander, Philippides, Diphilus, Posidippus, Apollodorus, Anaxippus und mehrere Andere. Menander übertrifft sie alle; er hatte den feinsten Witz ganz in seiner Gewalt; auch gab er in seinen vortrefflich ausgearbeiteten Lustspielen, so weit wir sie aus den alten Schriftstellern kennen, das beste Muster der komischen Schreibart, er übertraf den Aristophanes in vieler Hinsicht, und gegen ihn war Terenz, der sich ganz nach ihm bildete, doch nur mittelmäßig zu nennen.

Von den Griechen kam die Komödie erst ganz spät zu den Römern, nämlich erst im 514ten Jahre der Stadt oder in der 135sten Olympiade fingen die Römer an sich mit der Komödie zu beschäftigen. Die Gelegenheit hierzu war diese: Rom wurde durch eine schreckliche Pest heimgesucht; alle Mittel, die man dagegen brauchte, waren fruchtlos. Der Aberglaube verleitete daher die Römer zu einem ganz besondern Mittel, den Zorn der Götter zu versöhnen. Sie führten eine neue Art von Schauspielen ein, die sie scenische Spiele nannten. Die Schauspieler wurden aus Hetrurien geholt, in dessen Sprache Hister einen Spieler bedeutete, davon das Lateinische

Wort histrio abstammt. Bei was für eine Gelegenheit diese Spiele nach Hetrurien gekommen sind, ob sie aus Griechenland dorthin gebracht, oder ob sie, wie bei den alten Griechen, ebenfalls daselbst ursprünglich erfunden worden, ist ungewiß. Diese Spiele bestanden anfänglich darin, daß die Schauspieler nach der Flöte tanzten und in ihren Bewegungen und Stellungen einen gewissen Takt hielten; diese Tänze aber wurden in diesen Zeiten weder von einigen Gesprächen noch Späßen begleitet. Was im Anfange eine Sache der Religion war, das wurde hernach ein Gegenstand des Vergnügens und des Zeitvertreibes. Die Römische Jugend ahmte diese fremden Tänze nach und mischte solche Possen und Scherze darein, als sich zu den Stellungen und Geberden, die sie nachäfften, schickte. Diese Mischung von Tänzen und scherzhaften Versen war dem Volke sehr angenehm, und hierdurch wurden einige Dichter aufgemuntert, Verse für den Schauplatz zu verfertigen. Die ersten Schauspieler fielen aber in den verderbten Geschmack der Fescenniner, eines Volkes in Hetrurien, welches rohe und unbesonnene Scherze, ohne alle Ordnung und Richtigkeit an einander hing. Diesen folgten bald darauf die Satyre, wo Verse nach der Flöte in Musik gesetzt, mit dazu gehörigen Geberden begleitet, abgesungen wurden. Einige Jahre darauf verwandelte Livius Andronicus die Satyren in regelmäßige Stücke, und jene gemeinen Possen, welche dem Volke nur zum Lachen dienten, wurden verachtet. Dessen ungeachtet erneuerte die Römische Jugend diese Possen wieder und spielte solche am Ende der ernsthaften Stücke. Wenn die bestellten Schauspieler ihre Rollen geendiget hatten, kamen einige junge Römer verlarvt auf die Bühne, und fingen an, wie ehemals, lustige, jedoch nicht unsittliche Verse zu wiederholen. Diese Stücke, welche zuerst von

Atella, einer Stadt in Campanien, hergebracht und davon Atellaniſche Fabeln genannt wurden, wurden auch Exodia, das iſt, Verſe, die nicht zu dem Schauſpiele gehören, genannt. Die Römiſche Jugend litt nicht, daß die eigentlichen Schauſpieler Theil an dieſen Exodien nahmen. Durch die Bemühungen des ſchon genannten Livius Andronicus, des Näv i u s und Ennius bekam nunmehr die komiſche Bühne der Römer eine gewiſſe Form, obgleich dieſe Form unbekannt geblieben. Dieſe genannten Römer waren zugleich Dichter und Schauſpieler; aber auch von ihren Produkten iſt nur wenig zu ſagen, weil das, was auf uns gekommen iſt, nur wenige Fragmente ſind. Nach Cicero's Urtheil ſoll man die Komödien des Livius nicht zum zweiten Male leſen können. Nicht lange darauf ſtand Plautus auf, der der Römiſchen Komödie den erſten regelmäßigen Schnitt gab. Es kann hier nicht angeführt werden, in welchem Zuſtande er die Römiſche Komödie fand; allein allem Anſehn nach hat er ſie durch ſein Genie auf einmal zu einem Grade der Vollkommenheit erhoben, wovon man vor ſeiner Zeit weit entfernt war. Er benutzte die Griechen, die hierin ſchon Meiſterſtücke geliefert hatten, und lieferte größtentheils freie Ueberſetzungen; er ging aber dabei ſo gewiſſenhaft zu Werke, daß er die Originalverfaſſer meiſtens in den Prologen nannte. Der Stoff der Komödie war damals immer luſtig; man gewahrte Perſonen von höchſt poſſirlichen Charakteren, über die auch der ernſthafteſte Menſch lachen mußte. Man ſah zwar Perſonen von bösartigem Charakter, welche Unwillen erweckten, aber dadurch wieder vergnügten, daß ſie, in ihrer Blöße dargeſtellt, nach Verdienſt verſpottet wurden. Die Dichter griffen die verdorbenen Sitten ihrer Zeit mit der größten Dreiſtigkeit an; jedoch erniedrigten ſie ſich auch zuweilen bis zum Poſſen-

Lustspiele, die auf einer sehr niedrigen Schaubühne, ohne merkliche Erhöhung des Theaters, welches der Straße gleich war, aufgeführt wurden. Nach einer andern Erklärung sollen die Schauspieler darin barfuß gespielt haben.

Comoediae praetextatae, s. oben, S. 634.

Comoediae Rhinothonicae, s. Comoediae Italicae.

Comoediae statariae, s. oben, S. 635.

Comoediae tabernariae, waren Stücke, deren Gegenstand aus dem Wirthshause, das heißt, vom niedrigsten Pöbel hergenommen wurde. Die Schauspieler führten darin eine lange Kleidung und keine Mäntel. Afranius, und vor ihm Ennius, haben sich in dieser Art hervorgethan.

Comoediae togatae, s. oben, S. 634.

Comoediae trabeatae, s. daselbst.

Die Theile, welche die Komödien der Alten ausmachten, waren Prologus, Epitasis und Catastrophe. Was den Prologus oder Prolog anbetrifft, so sehe man diesen Artikel, Th. 117, S. 721. nach. Die Epitasis ist der zweite Theil der Komödie bei den Alten, wo sich die Verwicklung der Handlung anfängt und bis zu der Entwickelung dauert, welche Catastasis genannt wird. Die Catastrophe ist die unvermuthete Herstellung einer durch Verwickelung gestörten Ordnung, am Ende einer dramatischen Handlung. Die Catastrophe ist entweder einfach oder zusammengesetzt. Bei der ersten geht in den Umständen der Hauptperson keine Veränderung vor, in der zweiten ereignen sich aber besondere Veränderungen in den Glücksumständen der Hauptpersonen. Diese Veränderung nennt man sonst die Peripatie.

Die Römer litten nicht, daß Staatsgeschäfte

auf der komiſchen Bühne vorgeſtellt wurden, weil ſie glaubten, daß es der Würde des Staates nachtheilig ſei, man ſtellt daſelbſt bloß Privathandlungen und Privatcharaktere vor, die Charaktere, die ſie ſchilderten, betrafen nur das männliche Geſchlecht; denn man findet weder beim Plautus, noch beim Terenz den Charakter eines Frauenzimmers, ausgenommen nur in Nebenrollen, oder feile Buhlerinnen, woraus man ſich aber von der häuslichen Aufführung des Römiſchen Frauenzimmers keinen richtigen Begriff machen kann.

Bei der Komödie der Alten, wird hier noch nöthig ſeyn, von ihren Schauſpielern, der theatraliſchen Muſik und von den auf der Bühne üblichen Masken etwas zu ſagen. Die Schauſpieler, ὑποκριταὶ, διονυσιακοὶ τεχνῖται, Histriones, Mimi, Hypocrytae, Actores, Ludiones, Ludii, ſtanden bei den Griechen in großem Anſehen und waren auch demſelben würdig, weil ſie große Talente beſitzen, auch viel Kenntniß von der Muſik, der Saltation, Geberdenkunſt und Charakteriſtik des menſchlichen Herzens haben mußten, um mit Ruhm auftreten zu können. Man kann dieſes auch in gewiſſer Abſicht von den Römiſchen Acteurs ſagen. Der Schauſpieler Roſcius, ſtand in großem Anſehen und die Acteurs in den Nachſpielen der Römiſchen Komödie, die Exodia auch Atellanae hießen, waren junge angeſehene maskirte Römer, und die Schauſpieler überhaupt freie, obgleich meiſtentheils um Geld gedungene Leute, die erſt in den ſpäteren Zeiten, da ſie zuweilen ſehr ſchändliche Dinge auf die Bühne brachten, ihren Stand beflecken; denn ſie wurden aus dieſer Urſache unter keinem Stamme geduldet, wurden zur letzten Klaſſe gerechnet, die kein Stimmrecht hatte, konnten nicht unter den Legionen dienen, kein Ehrenamt bekleiden; und ein Rathsherr, der nur einmal auf

der Bühne spielte, verlor seinen Stand, und ein Ritter, wegen einer solchen Ursache, seine Vorrechte. Ganz anders war es, wie schon bemerkt worden, bei den Griechen. Hier traten die dramatischen Dichter oft selbst als Acteurs auf. Auch Redner und Männer vom ersten Range schämten sich nicht, eine Rolle zu übernehmen. Merkwürdig ist es, daß bei den Griechen kein Frauenzimmer die Bühne betreten durfte, welches aber bei den Römern üblich war. Die Schauspielerinnen der Römer wurden aber für unehrlich gehalten und waren mit den Huren gleichen Gesetzen unterworfen. Auf dem Griechischen Theater wurden die weiblichen Rollen von Mannspersonen in weiblicher Tracht und mit weiblichen Masken gespielt.

Die Musik diente auf dem Griechischen und Römischen Theater nicht bloß zum Vergnügen der Zuschauer, sondern war auch ein wesentlicher Theil des Schauspiels und dauerte während der ganzen dramatischen Vorstellung. Bei den Griechischen Chören begleitete sie die Gesänge des Chors. Sie unterstützte den Vortrag des ganzen Stücks; denn die Schauspieler, welche es deklamirten, wurden immer von Instrumenten begleitet, welche gemeiniglich blasende waren, so daß von Zeit zu Zeit bei den Dialogen der Acteurs ein langer Ton vom Baß angegeben wurde, besonders da, wo der Schauspieler, ohne diese Beihülfe, den rechten Ton nicht würde getroffen haben. Die Deklamation der Alten war also keine bloße Rede, aber auch eigentlich kein musikalischer Gesang, sondern eine Art von Recitativ, in Noten gesetzt, die der Baß nur leise angab, damit durch einen stärkern Ton der Instrumente die Stimme des Acteurs nicht unvernehmlich gemacht werden möchte. Auf dem Römischen Theater war ebenfalls die Musik ein nothwendiges Stück, zu

welcher Abſicht man ſich auch der Flöten bediente, um die Deklamation zu unterſtützen. Ueberhaupt war dieſer Gebrauch, den Redner in ſeinem Vortrage durch die Flöte zu unterſtützen, dieſem Volke bei manchen feierlichen Gelegenheiten eigen. Beſonders hatte die Muſik ihren Nutzen in den Diverbiis der Römer. Hier beſorgten drei Perſonen eine und eben dieſelbe Rolle, der Pantomim agirte, und der Redner, unterſtützt von der Flöte des Muſikus, deklamirte harmoniſch mit dem Pantomim die Rolle in einer Art von Recitativ. Die Flöten, worauf man blies, waren von doppelter Art und hießen tibia dextra, auch lydia, und tibia sinistra oder serrana. Erſtere war alſo eine Flöte, welche der Pfeifer in der rechten Hand hielt, ſie war länger, als die sinistra, hatte nur wenig Löcher und gab einen tiefen Ton an. Dieſe Art Flöten wurden auch außer der Komödie bei den Opfern und gottesdienſtlichen Handlungen gebraucht. Man nannte dies σκωδικος αὐλος, den Pfeifer ſelbſt σκωδαυλης auch ward dieſe Flöte des tiefen Tons wegen μακρος αὐλος genannt. Daher der ſprichwörtliche Ausdruck beim Sueton im Otto, C. 7. τι μοι και μακρος αὐλος, was hab' ich mit der langen Pfeife zu thun, welches nichts anders anzeigt, als was gehen mich die Götter, ihre Gunſt und ihr Beiſtand an? — Die tibia sinistra was diejenige Flöte, welche der Pfeifer in der linken Hand hielt; ſie war kürzer, als die dextra, hatte mehr Löcher und gab einen höheren und feineren Ton an. Dies vorausgeſetzt, wird man nun den Sinn der Aufſchriften der Römiſchen Luſtſpiele einſehen. Man kann hier z. B. die Andria des Terenz wählen. Ihre Aufſchrift iſt: Modos fecit Flaccus, Claudii filius, tibiis paribus dextris et sinistris. Die Auslegung iſt folgende: Flaccus hatte die Muſik compouirt und zwar ſo, daß ſie

tibiis paribus dextris et sinistris aufgeführt werden sollte. Es sollten also beide Flöten, die, welche den tiefen, und diejenige, welche den höhern und feinern Ton gab, geblasen werden; sie sollten aber pares seyn, das ist, sie sollten eine gleiche Anzahl Löcher haben und daher auch gleichviel Töne angeben, welche nur in der Höhe und Tiefe unterschieden wären. Ein Pfeifer blies allemal auf beiden Flöten zugleich, welche Kunst Hyagnis, ein Phrygier, zuerst erfunden und nach dem Apulejus in Floridis mit der einen Hand die rechte Flöte und mit der andern aber die linke gespielt hat. Die rechte Flöte hieß auch praecentoria oder incentiva, weil sie einen stärkeren Ton gab und damit der Anfang im Blasen gemacht wurde, bis die tibia sinistra, in den angegebenen Ton einfiel, und deswegen auch succentiva hieß.

Die Masken soll, nach dem Zeugnisse des Horaz, Aeschylus zuerst auf die Griechische Bühne gebracht haben. — Bei den Römern sollen schon die Lustspiele des Terenz mit Masken gespielt worden seyn, wie dies eine mehr als 1150 Jahr alte Handschrift dieses komischen Dichters in der Vatikanischen Bibliothek beweiset, die man in der Dacierischen Ausgabe dieses Dichters und in Bergers Commentatio de Personis findet. Diomed behauptet, jedoch wohl ohne Grund, daß Roscius Gallus, um seine schielende Augen zu verbergen, zuerst eine Larve auf der Bühne gebraucht habe. Man bediente sich aber verschiedener Arten von Masken, die oft verändert wurden, weil nicht selten ein Acteur mehr als eine Rolle spielte. Man wählte daher immer eine, die dem Alter, dem Stande, Charakter und den Affekten der vorzustellenden Person gemäß war, welches den Vortheil hatte, daß man den Schauspieler jederzeit in der Gesichtsbildung

sah, die sich zu seiner Rolle schickte. Herkules, Nestor, Oreſtes erschienen in einer kenntlichen Gestalt. Niobe hatte eine traurige Miene. Medea einen wilden Blick. Auch hatten in der Komödie besonders die Masken der Sklaven, Schmarutzer, Kuppler, der Bauern und Soldaten etwas Eigenthümliches, woran man sie erkennen konnte. Die Masken hatten auch den Nutzen, daß Mannspersonen weibliche Rollen spielen konnten, und also die unter der Maske versteckte männliche Stimme, das so weitläuftige Theater der Alten besser ausfüllen konnte. Dessen ungeachtet hatten aber auch diese Masken ihre Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten; denn man sah immer dasselbe unbewegliche und leblose Gesicht. Diesen Fehler suchte man zwar dadurch abzuhelfen, daß man den Zuschauern bald diese, bald jene Seite, weil die Seiten der Masken gemeiniglich verschieden waren, durch eine geschickte Wendung zukehrte; allein dies verschaffte lange nicht den Vortheil, den der Zuschauer hat, wenn er das wahre Gesicht des Schauspielers in seiner natürlichen Farbe mit allen Bewegungen seiner Muskeln, mit aller Abänderung seiner Blicke und Mienen und mit allen darauf abgedrückten Bildern der Leidenschaften gewahrt. Das Unangenehme dieser Masken bestand nicht bloß darin, daß man sich durch ein Gesicht getäuscht sah, von dem man wußte, daß es erkünstelt war, sondern auch in der üblen Wirkung, welche sie auf das Auge der Zuschauer machten; denn wie häßlich muß nicht der weitaufgesperrte Mund (στομα χασκον παμμεγα) ausgesehen haben, welcher immer offen stand, wie ein Rachen, der die Zuschauer verschlingen wollte, und doch war dieser gräßliche Mund nothwendig, weil durch denselben, wie durch ein Sprachrohr, die Stimme des Acteurs ausserordentlich verstärkt und der zahllosen und unter

freiem Himmel versammelten Menge verständlich ward; s. auch unter Maske, Th. 85, S. 249. — Ueber den Tanz der Alten auf der Bühne, s. unter Tanz.

Rom, welches vor den Kaisern die Künste und Wissenschaften auf den höchsten Gipfel gebracht hatte, that sich auch in der Pracht seiner Schauspiele, so lange das Reich dauerte, bedeutend hervor; allein mit dem Römischen Reiche nahm auch das Lustspiel sein Ende. Die Lehrer der christlichen Religion, wandten alle ihre Kräfte an, ein Schauspiel zu unterdrücken, welches der Religion so sehr zuwider war. Die Komödie war damals eine Art von Verehrung der falschen Götter, und so zu sagen ein Opfer, welches man diesen brachte. Dieser Gebrauch mußte nun nach dem Grundsatze dieser Religion abgeschafft werden, um die Gemüther für die neue Lehre zu gewinnen. Die Lateinische Komödie verfiel daher immer mehr und mehr und der Einfall der Barbaren machte ihr endlich gar ein Ende. Wie nun die Bühne von dieser Zeit an, bis auf die Zeiten Karls des Großen beschaffen gewesen, ist uns gänzlich unbekannt; wie es scheint so haben sich die Mimen und Pantomimen noch am längsten erhalten. Zu der Zeit des Thomas von Aquino müssen noch dergleichen Spiele vorhanden gewesen seyn; denn er nennt die Komödie seiner Zeit Artem histrionatus. Wenn daher in diesem Zeitraume noch etwas von diesem Spiele vorhanden war, so waren es gewiß lauter Possenspiele. Die Barbarei war viel zu groß, als daß man Komödien nach Art des Plautus und des Terenz hervorbringen konnte. Nicht eher als in dem 14ten Jahrhunderte findet man einige Spuren einer in Italien wieder auflebenden Komödie. Dantes und Petrarca fingen an die Bahn wieder zu eröffnen und durch ihr Bei-

ſpiel aufgemuntert, wurden einige Genies geweckt Proben dieſer Art zu geben, die von einer wieder auflebenden Kunſt zeügten. Ob nun gleich einige glückliche Verſuche gemacht wurden, ſo gaben doch diejenigen, welche das Handwerk der Poſſenſpieler trieben, ihr Gewerbe nicht auf. Sie ſpielten aus dem Stegereife und beluſtigten dadurch den Pöbel. Dieſe Art Poſſenſpieler trieben auch noch lange hernach ihr Weſen und haben ſich erſt in den neuern Zeiten nach und nach verloren. In dem funfzehnten und anfangs des ſechszehnten Jahrhunderts fing man die Meiſterwerke der Griechen und Römer wieder an aus dem Staube hervorzuziehen, es fingen verſchiedene an, es ſei nun zum Zeitvertreib, oder in der Abſicht, das Publikum an eine regelmäßige Art von Schauſpielen zu gewöhnen, Luſtſpiele zu ſchreiben und aufzuführen. Der erſte Anfang war nur ſchwach, doch ſah man ſchon die Strahlen der aufgehenden Morgenröthe hervorſchimmern. Der berühmte Machiavell machte ein paar Luſtſpiele, in denen man den Geiſt des Terenz nicht ganz vermißt. Bibiena lieferte noch vorher eine Komödie in Proſa, Calandra betitelt, die man als das erſte regelmäßige Luſtſpiel anſah. Um dieſe Zeit kam in Frankreich eine Art von Luſtſpiel auf, das man die heilige Komödie nannte. Boileau ſagt davon:

Chez nos devots ayeux le theatre abhorré
Fut longtems dans la France un plaisir ignoré.
De pelerins, dit-on, une troupe grossière
En public à Paris y monta la première,
Et sottement zelée en sa simplicité
Joua les Saints, la Vierge, et Dieu par piété.

Es entſtand eine Geſellſchaft, die ſich die Brüderſchaft von dem Leiden Chriſti nannte, welche zuerſt die Leidensgeſchichte unſers Heilandes vorſtellte. Sie

schlug ihren Schauplatz in einem Hospitale, welches vor dem Thore für Pilgrimme erbauet worden war, auf. Sie erweiterten hierauf die Gegenstände ihres Schauspiels und spielten dann alle biblische Geschichten. Diese Schauspiele gefielen sowohl dem Volke, als dem Hofe, und bald sah man einige Truppen solcher geistlichen Schauspieler. Unter diese geistlichen Spieler mischten sich jedoch unvermerkt weltliche Possen, woran der Pöbel sein Vergnügen fand, obgleich sich ortodoxe Personen darüber ärgerten. Dieser Geschmack verbreitete sich aus Frankreich auch über andere Länder, und man sah überall dergleichen geistliche Komödien spielen; allein aus eben den angeführten Ursachen näherte sie sich ihrem Verfall. Man konnte das Religiöse mit dem Weltlich-Possenhaften nicht länger erdulden, obgleich dadurch die Lust zu theatralischen Vorstellungen erst recht herrschend geworden war. Man ließ daher die geistlichen oder religiösen Vorstellungen fort und spielte bloß weltliche Farcen, die aber meistentheils in das Grotesk-Komische fielen. Von jetzt ab wurde die Komödie allgemein und jedes Volk spielte Komödien, die seinem Nationalcharakter angemessen waren. Man brachte verliebte Abentheuer, die aus einer Menge Liebeshändel zusammengesetzt waren, auf die Bühne; alle das Fabelhafte und Unglaubliche der irrenden Ritterschaft, der Zweikämpfe, der Entführungen, der Bezauberungen ꝛc. machten den größten Inhalt der Komödien aus; man suchte die größte Schönheit in listigen Ränken, seltsamen Zufällen, Verkleidungen und Verkennungen der Personen, und in nächtlichen Abentheuern. Besonders zeichnete sich hierin das Italienische Theater aus. Wahrscheinlich hatten die Italiener von den ehemaligen Mimen Manches übrig behalten, und der Harlekin stammt gleichfalls noch davon her. Ihm fügten sie den Scapin bei, welche

beide sie mit dem allgemeinen Namen, Zanni benannten; der Hauptcharakter derselben war das Volk lustig und lachend zu machen. Um das Lächerliche noch höher zu treiben, fing man an verschiedene Mundarten einzuführen, z. B. das Venetianische, Bolognesische, Bergamische, die Bauernsprache um Padua, und sogar Neugriechisch mit Italienisch vermischt. Man machte alle Personen komisch, indem man ihre Charaktere übertrieb; dem einen gab man die Venetianische Kleidung und Mundart, und den andern machte man zum Bolognesischen Doctor. Der Bergamische Harlekin bekam den Namen eines dummen Gecken, und der Bergamische Scapin den Charakter eines Betrügers. Das Theater wurde in eine beständige Maskerade verwandelt. Als die Spanier nach Italien kamen, vermischte man die Spanische Tragi-Komödie mit dem Italienischen Flitterstaate, und daraus entstand ein monstreuses Lustspiel, welches mit dem guten Geschmacke im größten Widerspruche stand. Man legte sich auch auf das Extemporiren, und wenn man hierin stecken blieb, so mußte der Harlekin forthelfen. Dieser unterbrach dann die Acteurs mitten im Reden durch allerhand Geberden und Possen, welche mit der Sache, von welcher gehandelt wurde, gar nichts gemein hatten. Die Italiener nennen es Lazzi. Man sah kein Lustspiel mehr, welches die Neugierde eines Gebildeten hätte reitzen können. Dieser Geschmack breitete sich auch in andere Länder aus und die Italienische Komödie spielte überall den Meister. Man sah nichts als Possenspiele, die nur zu oft mit den größten Ungereimtheiten angefüllt waren. Endlich ging bei den Franzosen in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine neue Morgenröthe für die Bühne auf. Molière und Corneille traten auf und gaben dem Lustspiele eine ganz andere Gestalt. Diese zeigten

die Kunst, durch einfache Verwickelungen, regelmäßige Pläne, getreue Schilderung der Sitten, und einen zweckmäßigen Dialog zu gefallen. Man sah nunmehr alle Schönheiten des Genies auf dem Theater, eine vernünftige Oekonomie in der Einrichtung der Fabel und in dem Fortgange der Handlung, fein angebrachte Zwischenfälle, wohlausgeführte Charaktere, schickliche Gesinnungen. Die Laster des Herzens wurden jetzt der Gegenstand der Komödie; man beurtheilte die Handlungen und Sitten des gemeinen Lebens; der Scherz, das Komische, wurde aus dem Innersten der Sache hergeleitet, nicht mehr von außen zugethan, und weniger durch Worte, als durch die wahrhaft komischen Situationen ausgedrückt. Von jetzt an wurde die Komödie eine Schule der Sitten und gewährte dem Gebildeten ein Vergnügen. Wenn hier und da auch noch Flecken angetroffen werden, so ist es mehr ein Fehler derjenigen, die sich, ohne Anlage, zwingen, ein komischer Dichter zu seyn, als Mangel des Geschmacks. Seit jener Zeit hat sich nun die Komödie gehoben, und wenn sie auch hin und wieder, besonders in Deutschland, in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts noch nicht festen Fuß fassen konnte, indem die Deutschen Lustspiele jener Zeit noch nicht viel gereinigten Geschmack zeigten, so besaß doch das gebildete Publikum schon Geschmack und Empfänglichkeit dafür, indem man Französische Komödien aufführte und Italienische Opern gab; bis zu Ende des 18ten und am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts auch die Morgenröthe über unserer Bühne aufging. So viel vorläufig von der Geschichte der neuern Komödie; ein Mehreres weiter unten. Jetzt nun zur inneren Natur und Beschaffenheit des Lustspiels.

Was den Inhalt und Stoff der Komödie anbetrifft, so thun diejenigen der Sache gewiß zu wenig, die sie nach Aristophanischem Geschmacke bloß auf

das Lächerliche einſchränken; dieſes gilt weder ganz von der älteren noch neuern Komödie. Die wenigſten Luſtſpieldichter haben die Abſicht, nur bloß Thorheiten lächerlich zu machen. Eine jede Handlung, die den Zuſchauer auf eine angenehme und lehrreiche Art unterhält, kann ein Gegenſtand des Luſtſpiels werden. Ueberhaupt haben die Handlungen der Menſchen ſo viele Seiten, wo man ſie mit Vergnügen gewahrt; eben ſo iſt auch das Leben der Menſchen ſo reich an Begebenheiten, die wichtig und belehrend ſind, daß man nicht nöthig hat, bloß das Laſterhafte und Verkehrte auf die Bühne zu bringen. Alſo nicht bloß das Lächerliche, Einſeitige und Haſſenswürdige, ſondern auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in der Lebensweiſe der Menſchen liegt im Gebiete der Komik, paßt ſich alſo für das Luſtſpiel. Die Komödie beſchränkt ſich daher auf das Privatleben der Menſchen, ſowohl der höchſten, wie der niedrigſten, mit allen ihren ſich darin äußernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Jede Empfindung, jeder Gedanke, jede Situation, jede Unternehmung, kann ſo behandelt werden, daß ſie der Zuſchauer mit Nutzen anſehen kann. Der Dichter kann die Handlung des Luſtſpiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der Wirklichkeit einigen Stoff zur Bearbeitung wählen; denn als Sittenmaler ſteht es ihm frei, wie der Hiſtorienmaler, ſeinen Stoff aus der Geſchichte, oder aus Romanen, aus wirklichen Scenen des häuslichen Lebens ꝛc. zu nehmen. Wenn der Dichter die Handlung des Luſtſpiels ſelbſt erfindet, ſo kann die Zeichnung zwar richtig ſeyn, ſie wird aber nie ſo treffend, anziehend und lehrreich werden, als wenn der Dichter ſeinen Stoff aus dem wirklichen Leben nimmt; denn was der Zuſchauer als gleichzeitig und als Vorfälle und Perſonen aus der gegenwärtigen Welt

erkennen kann, muß ihn weit mehr anziehen, als alles dasjenige, was längst vergangen ist, und auf die Lebensart und Sitten der heutigen Welt nicht mehr paßt. Denn jedes Volk, jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anständigen und Unanständigen; daher kann der Lustspieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Personen und die Scenen seines Stückes einheimisch sind. So nützlich es daher ist, die Thorheiten des Lasters mit der Geißel der Satyre zu verfolgen, eben so nützlich, ja noch weit nützlicher ist es, durch Beispiele tugendhafter und edler Handlungen dauerhafte Eindrücke auf das Herz zu machen. Ein einsichtsvoller älterer Schriftsteller drückt sich hierüber wie folgt aus: „Der Komödienschreiber wird über die Sitten der Menschen in allen Ständen genaue Beobachtungen anstellen, um sie mit Wahrheit und Lebhaftigkeit abzubilden; was er tadelhaft findet, wird er durch einen feinen Spott zu bessern suchen; was er schön und edel bemerkt, wird er in einem reitzenden Lichte zeigen, und wir werden durch seine Gemälde empfinden lernen, was fein, schön, edel, und groß, ungereimt, gezwungen, sklavisch und niederträchtig ist; der Dichter wird sich ein Hauptstudium daraus machen, die verschiedenen Charaktere der Menschen genau kennen zu lernen; er wird bemerken, wie solche durch die Lebensart, durch die äußere Verbindungen, durch den Wohlstand, durch Pflicht ꝛc. modificirt werden; er wird die Charaktere, Leidenschaften und Situationen der Personen in Streit setzen und uns auf die Aeußerungen aufmerksam machen; er wird dem Schalk und dem Heuchler die Maske abreißen und beide in ihrer wahren Gestalt an das Licht bringen.“ Hierdurch wird das Lustspiel erst recht veredelt und eine allgemeine Schule der Menschen; denn wäre es jederzeit so beschaffen

gewesen, so würden finstere Moralisten nicht so dagegen geschimpft haben. Der Lustspieldichter würde dann dasjenige anschaulich vorgestellt haben, was der Moralist herperorirte.

Um das Lustspiel vom Lustspiele zu unterscheiden, oder um den Begriff des eigentlichen Lustspieles festzusetzen, theilt ein gewisser Heinrich Schulze, im Taschenbuche fürs Theater, Manheim, 1796, S. 65 u. f. Folgendes mit:

Um die Begriffe des eigentlichen Lustspiels gehörig auseinandersetzen zu können, halte ich für dienlich, erst von den dramatischen Werken zu sprechen, welche ihm nahe kommen. Wie es zugegangen ist, daß man einem jeden dramatischen Werke, welches ein befriedigendes Ende nimmt, den Namen Komödie, oder welches einerlei ist, Lustspiel gegeben hat, ist mir unbegreiflich. Macht denn das Ende die Sache aus? Oder ist es nicht vielmehr die Sache selbst, die dem Werke seinen Geschlechtsnamen geben sollte? Ich bin versichert, daß ein Autor, der ein Werk aus irgend einer andern Kunst oder Wissenschaft, als der dramatischen Dichtkunst, ja sogar in jeder andern Art der Poesie schriebe, und dasselbe nach dessen Ende, oder einer dem ähnlichen Umstande benennte, sich lächerlich machen würde. Warum heißt nicht ein jedes Gedicht, worin Schäfer und Schäferinnen vorkommen, Idylle? Ganz gewiß, weil die Idylle nicht sowohl die Sitten der Einwohner Arkadiens, als vielmehr die Einfachheit ihrer Leidenschaften, welche der Grund dieser Sitten ist, schilderte. Warum ist nicht eine jede Erzählung, worin die Thiere sprechen, eine Fabel? Zuverlässig, weil die Sprache der Thiere zwar etwas Gewöhnliches in der Fabel, aber schlechterdings keine Eigenschaft einer Erzählung ist, welche diese zur Fabel macht, vielmehr ist dies die Moral, worin sie Handlungen der Thiere, oder andere Dinge, die sie anders darstellt, als wir solche in dem Stande der Natur finden, so schildert, daß wir dieselben auf das Betragen der Menschen anwenden können. Eben so, wie diese Eigenschaft die moralische Erzählung zur Fabel macht

und die Schilderung der einfachen Leidenschaften und Sitten, ländliche Scenen zu Idyllen bildet, glaub' ich, wird auch jedes Stück der dramatischen Dichtkunst, das ein erfreuliches Ende nimmt, durch den Humor ein Lustspiel. Ich will hier, weil ich mich werde öfters auf ihr beziehen müssen, Drydens Erläuterung des Humors beifügen: „Der Humor ist irgend eine ausschweifende Gewohnheit, Leidenschaft oder Neigung, die einer Person eigenthümlich ist, und durch deren Seltsamkeit sie sich sogleich von allen übrigen Menschen (jedoch nur von den spielenden Personen zu verstehen) unterscheidet." Mir scheint aber diese Erklärung nicht hinreichend, und ich glaube, daß der Humor nothwendig noch mehr in sich fasse. Wir wollen sehen. Die einer Person eigenthümliche Gewohnheit, Leidenschaft oder Neigung muß, indem sie ihr Hoffnung giebt, ihren Vorsatz ins Werk zu setzen, sie vielmehr von diesem Zwecke entfernen. Je mehr nun die Hindernisse in der Gewohnheit, Leidenschaft oder Neigung selbst zu finden sind, desto stärker ist der Humor. Ein Beispiel soll meine Behauptung bestärken: Wir wollen annehmen, Tamerjan sey ein Trunkenbold, er begehe alle Ausschweifungen, welche wir bei einem solchen Menschen zu erfahren gewohnt sind: er zanke mit seiner Frau, mißhandle seine Kinder, prügle das Gesinde, zerschlage die Laternen der Straße und falle der Nachtwache in die Hände; Alles würde nicht hinlänglich seyn, in ihm Humor zu finden, wenn er gleich die einzige Person des Stückes wäre, welcher die ausschweifende Leidenschaft des Trunkes eigenthümlich ist. Man ändere den Plan und setze Tamerjan ist von einem Mädchen, welches er auf das heftigste liebt, seiner Liederlichkeit wegen abgewiesen worden. In der Absicht, diese Kränkung zu verschmerzen und alle Gedanken an sein Mädchen zu verscheuchen, faßt er den Entschluß, die Flasche zu ergreifen. Mit jedem Glase erhitzt sich seine Einbildungskraft mehr und mehr, und statt sich Vergessenheit seines Mädchens zu trinken, gießt er Oel ins Feuer seiner Leidenschaft, daß sie noch höher auflodert; bis er endlich, vom Wein und Liebe eingenommen, zu ihr geht, und indem er ihr seine Gleichgültigkeit gegen sie zu erken-

nen geben will, ihr die größten Schmeicheleien sagt, welches Betragen ihm dann eine größere Kränkung zuwege bringt, als die erstere war, die er zu vernichten gedachte. Ich schmeichle mir, daß dieser Tamerjan den Humor habe, welchen, wie wir nachher sehen werden, das ächte Lustspiel erfordert. Die Erklärung des Humors hat zur Genüge bewiesen, was ich darunter verstehe. Ja, ich gehe darin noch weiter, indem ich den Humor nicht allein in solchen Lustspielen voraussetze, die einen Charakter insbesondere schildern, sondern vielmehr glaube, daß solche Lustspiele, die ihre Begebenheit durch verschiedene Personen darstellen, welche fast gleichen Antheil an der Geschichte oder eigentlichen Handlung des Stückes nehmen, weit mehr Humor enthalten müssen, als die erstere Gattung des Lustspiels, welche ihren Humor bloß auf eine Person einschränkt. Nach dieser Bestimmung wird also einem Stücke dramatischer Dichtkunst, dem der Humor abgeht, unmöglich der Name Lustspiel beigelegt werden können; dieses wäre von dem sogenannten Schauspiel (Rührspiel) zu verstehen, welches eigentlich ein Gemisch der Tragödie und Komödie ist. Ersterer verdankt es die rührenden und letzterer die launigen Scenen. Ich bin zwar weit entfernt zu behaupten, die Komödie müsse keine rührenden Stellen in sich fassen, es sind diese vielmehr wesentliche Erfordernisse eines jeden Lustspiels, nur verlang' ich, daß der Dichter sich ihrer behutsam bediene, am wenigsten sie zur Hauptsache mache; denn sobald der Zuschauer durch rührende Schilderungen zur wehmüthigen Theilnahme bewogen wird, so kann ihn das Stück nicht belustigen; dieses aber soll, nach meinen Begriffen, ein Lustspiel durchaus. Was thut aber das Schauspiel anders, als daß es uns rührt? Die einzelnen Scenen, wo etwa ein Verwalter seine Schöne, die jetzt mit ihrer Herrschaft in der Stadt wohnt, an die Zeiten erinnert, wo sie die Mistgabel zierlich führte; ein tölpischer Bauerjunge, der wider Willen, in Gesellschaft seiner Herrschaft, Tabak raucht, sind nicht geschikt, den Zuschauer zu belustigen, im Gegentheil, sie ziehen die Fiebern seines Gesichtes, welche so eben durch die Rührung, worin sich sein Gemüth befand, gespannt

waren, unnatürlich zusammen und erzeugen ein widerliches Gefühl. Ich berufe mich hierbei auf die Erfahrung, welche die Leser gemacht haben werden, und auf meine eigene. Hier dünkt mich, wird es nun nicht am unrechten Ort seyn, ein Paar Worte über das Schauspiel insbesondere zu sagen. Die Absicht des Schauspielers geht dahin, dem Zuschauer durch eine rührende Darstellung die Fehler vor Augen zu legen, wodurch der Mensch im gemeinen Leben den Zweck seines Daseyns, das ist, die Beförderung seines Glückes und die Glückseligkeit aller Menschen, auf die er Einfluß hat, verfehlt. Dies nämliche beabsichtiget der gewöhnliche Roman ebenfalls Mir scheint es daher gewiß, das Schauspiel sei nichts anders, als ein in dramatische Form gebrachter Roman. Es frägt sich aber, ob dies ein schicklicher Gegenstand für die Bühne sei? — Wenn ich in einer einsamen Stube einen Roman lese, der mich rührt, so laß ich meinen Thränen freien Lauf; ganz anders ist es in einem Theater, das, wegen der Menge, die mich umgiebt, und wo ich in der Absicht hingehe, mich zu zerstreuen, zu dieser sanften Gemüthsbewegung nicht geschickt ist. Hier verlang' ich keine solche Rührung, die mich zur wehmüthigen Theilnahme hinreißt, höchstens nur die, welche bald vorübergeht und mir Zeit giebt, neue Kräfte für die Erschütterungen der Laune oder des Mitleides und der Furcht zu sammeln. Ein Ehepaar, welches sich entzweit hat und sich trennen will, wird durch den Zufall, daß dessen Kind Vater und Mutter zugleich nennt, da es eben entscheiden soll, bei welchem von ihnen es bleiben wolle, so sehr bewegt, daß die beschlossene Trennung unterbleibt. Ein junger Mensch, der seine Ehre zu retten, den Vater bestiehlt, und durch diese Uebelthat sich und die Seinigen in Elend und Jammer stürzt. — Das und dem Aehnliches ist der Inhalt unserer Schauspiele. Wer kann es läugnen, daß solche Sujets, wenn eine beliebte Feder sie ausführt, Beifall finden müssen? Aber — man vergebe mir, wenn ich irre — eine durchaus beliebte Feder ist auch das wesentlichste Erforderniß zu der guten

Aufnahme des Schauspiels. Uebrigens wird es, sobald sich unsere Dichter des eigentlichen Lustspiels nicht eifriger annehmen, eben so von der Bühne verschwinden, wie die ehemals so beliebte Zwittergeburt, Tragikomödie, sich verlor, als die dramatischen Dichter sich mehr um die wahre Tragödie bemühten. So viel von dieser Materie. — So wie nun das Schauspiel weder Tragödie noch Komödie ist, kann auch das Possenspiel für keins von beiden angesehen werden. Denn wie wir eben gesehen haben, soll das Schauspiel Vergnügen und Unterricht gewähren. Ein Possenspiel aber, das weder einen festen Plan hat, noch Moral in sich faßt, kann schlechterdings nicht unterrichtend seyn. Die Komödie soll belustigen, auch wohl ergötzen, aber durchaus kein wildes Gelächter erregen. Hierin liegt mit der größte Abstand einer Komödie von einem bloßen Possenspiele. Denn da letzteres keine Neigungen, sondern Charaktere zeichnet, so werden sie nichts anderes, als die Erschütterung des Zwergfelles beabsichtigen, durch widernatürliche Züge so sehr herabgewürdiget, daß der vernünftige Zuschauer, wie Diogenes, den Wald vor Bäumen nicht erkennen kann. Zu den Possenspielen rechne ich auch alle, gegenwärtig bis zur Uebertreibung beliebten, Singespiele oder sogenannten komischen Opern, welche Scenen enthalten, wo der Narr ohne Pritsche, seines Herrn Wort unter Tischen und Stühlen sucht, oder eine Versammlung Handwerker von oben bis unten bepudert, daß man glauben sollte das Theater habe sich in eine Mühle verwandelt. — Nachdem ich nun gesagt, das Lustspiel müsse weder rührenden, noch niedrig komischen Inhalts seyn, komme ich, durch den natürlichen Gang meiner Ideen, auf ein neues Erforderniß des Humors; er muß nämlich von edler Art seyn, und hierzu wird er am geschicktesten, wenn er nicht sowohl die Leidenschaften der Menschen, als vielmehr deren Neigungen schildert. Ich habe oben gewiesen, wie sich der Humor bei einem Trunkenbolde zeigt. In dieser Schilderung ist nicht Leidenschaft des Trunkes, sondern nur eine

Neigung durch den Gebrauch hitziger Getränke, sich unangenehmer Gedanken zu entschlagen, zu finden. Hiernach wird sich die Komödie ungefähr auf folgende Weise erklären lassen: „Die Komödie oder das eigentliche Lustspiel, ist die Art der dramatischen Dichtkunst, in welcher eine oder verschiedene Neigungen, welche durch eine üble Gewohnheit den Menschen eigenthümlich geworden, mittelst des Humors auf eine unterrichtende und belustigende Weise geschildert werden." Das Lustspiel muß durchaus belustigen, obgleich es dem Dichter freisteht, den Zuschauer auch dann und wann in eine ernsthafte oder rührende Lage zu versetzen; nur nehme er sich in Acht, daß des Guten nicht zu viel werde und er nicht dort, wo er Nachdenken und Theilnahme bewirken will, Ueberdruß erzeige. Dieses wird immer der Fall seyn, wenn er öfters in Sentenzen spricht, zu tief ins Weinerliche verfällt, oder ins niedrig Komische herabsinkt.

Der Umfang des Lustspiels ist sehr weitläuftig, daher kann man dasselbe, in Absicht auf den Inhalt, bequem in folgende Gattungen eintheilen: In Komödie der Charaktere, in Komödie der Sitten und in Komödie der Situationen. Die erste beschäftigt sich vornämlich mit Auszeichnung eines gewissen Charakters, wie z. B. eines Geitzigen, eines Ruhmredigen, eines Lügners ꝛc. Obgleich wir eine große Menge Lustspiele dieser Art haben, so ist die Materie bei weitem noch nicht erschöpft; es sind noch so viele Charaktere vorhanden, die zwar wichtig genug, aber noch nicht auf der Bühne vorgestellt worden sind. Diese Art Lustspiele ist sehr nützlich und den Sitten vortheilhaft; allein auch sehr schwer zu bearbeiten. Wer hierin glücklich seyn will, muß Tugend und Laster bis auf ihre ersten Quellen verfolgen, oder sie von ihrem Entstehen an ergründen; er muß alle Triebräder des menschlichen Herzens kennen; er muß die Charaktere nicht allein im Ganzen

zeichnen, ſondern auch alle Schattirungen vorbringen, wodurch ſich ein Charakter in verſchiedenen Perſonen unterſcheidet; er muß eine hinlängliche Kenntniß von den Sitten und der Denkart ſeines Zeitalters haben; er muß mit einer lebhaften Phantaſie alle Züge in einem Punkte vereinigen; er muß nicht nur die beiden Auſſenſeiten, wie die Tugend in Laſter ausartet, kennen, ſondern auch den rechten Mittelpunkt zu treffen wiſſen. Z. B. zwiſchen einem boshaften Heuchler und einem leichtgläubigen, der ſich aus Einfalt durch einen falſchen Schein von Andacht hintergehen läßt, ſteht der wahre Fromme in der Mitte. Hier die rechte Grenzlinie zu ziehen, erfordert eine mehr als gewöhnliche Kenntniß des menſchlichen Gemüths. Ein ausſchweifender Menſch auf der einen Seite und ein Miſanthrop auf der andern, haben einen mäßigen Weiſen, der die Laſter haßt, und die Menſchen liebt, in der Mitte; welche Genauigkeit wird in dieſer Zeichnung erfordert! Und dieſes gilt von allen Charakteren. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn dieſe Art Luſtſpiele ſo Vielen verunglückt, weil eine groſſe Präciſion in der Zeichnung erfordert wird. Um nun einen Charakter in ſein gehöriges Licht zu ſetzen, ſo muß der Dichter die Umſtände der Hauptperſon ſo einrichten, daß ſie ihrem Charakter auf gewiſſe Art entgegenſtehen, dann wird dieſer mit deſto mehr Kraft durchbrechen. Wenn ſich ein Geiziger in ein Mädchen verliebt, von der erfährt, daß ſie arm iſt, ſo wird ſich ſein Charakter deutlicher entdecken, als wenn ſie reich iſt. Dieſe Regel haben einige Kunſtrichter zu allgemein ausgedrückt und behauptet, daß man entgegengeſetzte Charaktere, z. B. einen Geizhals und einen Verſchwender neben einander ſehen müſſe; allein dieſes iſt nicht nur nicht in allen Fällen nöthig, ſondern es kann auch der Nachtheil daraus entſtehen, daß der Hauptcharakter, wenn ihm der

Nebencharakter nicht genau subordinirt ist oder wird, vieles von seinem Lichte verliert, indem man oft nicht wissen würde, welches der Hauptcharakter ist. Der Contrast muß mehr in den Umständen, als in der Häufung widersprechender Charaktere gesucht werden. Diese Art der Lustspiele ist einer mannigfaltigen Ausführung fähig.

In der Komödie oder dem Lustspiel der Sitten, hat man die Absicht ein wahrhaftes, treues und lebhaftes Gemälde von gewissen, sich auszeichnenden Sitten, dem Zuschauer auf eine anschauliche Art vorzustellen. Jeder Stand, jede Lebensart hat seine besondere Sitten. Hierauf gründet sich die National-Komödie, in welcher die Sitten einer ganzen Völkerschaft, und was derselben eigen ist, vorgestellt werden. Von dieser Art waren die satyrischen Schauspiele der Griechen. Der Dichter muß dann eine solche Handlung wählen, aus welcher die Sitten, die gemalt werden sollen, leicht in ihrem Lichte gezeigt werden können. Alle Handlungen, die man die Personen verrichten läßt; alle Reden, die man ihnen in den Mund legt, müssen darauf abzielen. Besonders müssen viele kleine äußerliche und innerliche Umstände bemerkt werden, wodurch sie genau bestimmt und individuel werden. Es gehört viel Scharfsinn dazu, gerade das, was die Handlung am genausten bestimmt, zu wählen, und den schicklichsten Ausdruck dazu zu finden. Hier hat sich der komische Dichter besonders in Acht zu nehmen, daß er nicht in das Unwahrscheinliche fällt. Ferner müssen alle unschickliche Sitten, wenn sie gleich wahr sind, von der Bühne entfernt bleiben; vieles was in Rom erträglich war, ist bei uns unpassend. In der genauen Schilderung der Nationalsitten stehen wir den Ausländern nach; denn Spanien, Frankreich, England sieht seine Nationalsitten auf der Bühne. Wir Deutsche schildern

meiſtens bloß allgemeine Sitten, die bei einer jeden andern Nation auch Statt haben würden. Die Urſache hiervon iſt nicht tief zu ſuchen. Unſere ganze Lebensart iſt zu einförmig, zu ſteif, wir ahmen zu gerne nach, ohne nach dem Grunde unſers Herzens zu handeln, und dann ſind wir zu langweilig und zu umſtändlich in der Schilderung. Ein Dichter, der ſeine Zuſchauer unterhalten will, muß die poetiſche Malerei vollkommen in ſeiner Gewalt haben.

Die Komödie oder das Luſtſpiel der Situationen entſteht, wenn man eine Handlung oder Perſon in einer merkwürdigen Situation vorſtellt, z. B. einen Vater der ungerathene Kinder hat, ein Frauenzimmer, das durch Liebe glücklich oder unglücklich wird. Man verſteht hierunter die Beſchaffenheit aller zu einer Handlung gehörigen Umſtände, die einen gewiſſen Zeitpunkt der Handlung, da man das Gegenwärtige als eine Wirkung deſſen, was vorher vorgegangen iſt, anſieht. Man erwartet dann, was die Perſon in dieſen Umſtänden thun würde, wobei die Neugierde ungemein gereizt wird; denn man erwartet mit Ungeduld den Ausgang und den Erfolg von ſo vielen zuſammenwirkenden Dingen. Iſt die Handlung wichtig und zu einem entſcheiden Zeitpunkte gekommen, ſo ſind die Zuſchauer in völliger Erwartung. Es iſt ein ſehr fruchtbares Mittel das Intereſſe einer Perſon zu erheben, wenn ſie der Dichter in wichtige Situationen verſetzt; dergleichen zu ſchaffen, iſt eines der wichtigſten Talente eines Dichters; aber auch der Dichter muß ſeine Perſonen, ihren Situationen gemäß, handeln laſſen. Man verwechſele aber die Situationen nicht mit der Zuſammenhäufung wunderbarer Zufälle und Verwikkelungen, wo verſchiedene unerwartete, auſſerordentliche, und zum Theil abentheuerliche Dinge nach einander folgen und Verwirrungen verurſachen, woraus ſich

oft weder der Dichter, noch die Zuschauer winden können. Romanenstreiche, Betrügereien, Scapionspossen ꝛc. gehören gar nicht unter die Situationen, und sind Beweise eines verdorbenen, noch nicht ausgebildeten Geschmacks. Wahre Situationen sind solche Umstände, die aus dem innern und äußern Zustande fließen; wenn diese gut dargestellt werden, geben sie uns ein treues Bild von dem Guten und Bösen des menschlichen Lebens. Der Dichter muß das menschliche Leben vollkommen studirt haben, damit er genau wisse, wie sich ein Mensch unter verschiedenen Lagen des Lebens, seinem geäußerten Charakter gemäß, beweise. Das Komische im Lustspiele wird auch durch die Charaktere und Situationen oder durch beide zugleich erzeugt, und diese Gattung des Komischen ist die wirksamste. — Man theilt übrigens das Komische auch in das hohe und niedere ein; eine Eintheilung, die nicht nach dem Stande der vorgestellten Personen, sondern nach der Beschaffenheit des Stoffes und seiner Behandlungsart zu bestimmen ist; allein die Gränzen fallen oft zusammen. Wenn das Niedrigkomische, welches aber nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Lustspiele herrschend ist, so heißt es eine Posse oder eine Farce; hingegen nennt man es ein Charakterstück, wenn der Dichter hauptsächlich seinen Fleiß auf Darstellung und Entwickelung eines Hauptcharakters anwendet. Diese Art Lustspiele haben ungemein viel Anziehendes, wenn sie gehörig in der Natur und Wahrheit gegründet sind; nur erfordern sie eine geschickte Anordnung und Verwickelung der Begebenheiten, die hier allemal aus dem Charakter der Hauptpersonen entspringen oder mit demselben wenigstens in beständiger Beziehung seyn müssen, ohne daß diesem die übrigen Personen ganz aufgeopfert werden. Ein Lustspiel darf kein einzelnes Por-

trait enthalten, es ſoll ein volles, reichhaltiges Gemälde des Lebens ſeyn, und in einzelnen Charakteren nicht bloß ein Individuum, ſondern die ganze Gattung darſtellen. Das Intriguenſtück entſteht, wenn der Dichter nicht die handelnden Perſonen, in Hinſicht ihrer Charaktere beſonders hervortreten läßt, ſondern die Verwickelung der Begebenheiten oder die Verſchürzung des Knotens. Die Verwickelung (der Knoten) oder die Intrigue des Luſtſpiels entſpringt aus der Anordnung und Verflechtung der einzelnen Vorfälle und Begebenheiten, woraus die ganze dramatiſche Handlung beſteht, und durch die Spannung und Erregung der Ungeduld des Zuſchauers in Hinſicht des Ausganges. Durch Mitwirkung der verſchiedenen Charaktere und Situationen, und durch die allmählige Hebung der gegen die Haupthandlung erregten Schwierigkeiten; aber nicht auf eine gewaltſame Weiſe muß die Auflöſung des Knotens erfolgen. Dieſe Intriguenſtücke gehören daher zu den oben angeführten Situations-Komödien. Sowohl die Verwickelung in denſelben, als auch die Auflöſung müſſen nicht bloß im Reiche der Möglichkeit liegen, ſie müſſen auch als ein natürliches und wahrſcheinliches Reſultat aus dem Bau des Ganzen, aus den Charakteren, Begebenheiten und Situationen hervorgehen; eben ſo, wenn die richtige Haltung und Darſtellung der Charaktere, Leidenſchaften und Begebenheiten, die Erforderniſſe eines guten Luſtſpiels ſind, ſo wird auch die Wahrſcheinlichkeit der Haupt- u. Nebenhandlungen dann um ſo mehr erfordert, wenn der Stoff aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird; nur muß dieſe Wahrſcheinlichkeit nicht zum Trivialen und Gemeinen, oder gar bis zum Ekelhaften hinabſinken. Ein gewiſſer Grad der Uebertreibung bei Schilderung der Charaktere und Begebenheiten ſchadet im Luſtſpiele nicht, wenn derſelbe nur nach Maß-

gabe des Stoffes ausgeführt worden, sobald aber diese Schilderung in das Caricaturmäßige, welches nur in der Posse an seinem Orte ist, ausartet, so geht dadurch die innere Wahrscheinlichkeit verloren.

Durch ein zu großes Anschließen an den gesellschaftlichen Geschmack der Zeit entsteht das zwar feine, aber auch unpoetischere Conversations-Lustspiel, in welchem die Versification oft nur als eine fremde Zuthat erscheint, und Alles auf Gewandheit der Intrigue, Charakterwahrheit und Witz im Einzelnen beruht; indessen bleiben allgemeine Charaktere und Sitten, nur gehörig modificirt, immer noch brauchbar.

Einem jeden Lustspiele muß ein bestimmter Plan zum Grunde liegen, worauf Einheit, Vollständigkeit und Interesse der Handlung gebauet wird, welches wesentliche Stücke eines Lustspieles sind. Der Dichter muß zuerst alles wohl überdenken, was zu dem Endzweck, den er sich bei seinem Lußspiele vorgestellt hat, erfordert wird; dann muß er solches ordnen, so daß immer ein Theil der Handlung auf den andern folgt. Diese Anordnung kann einfach oder verwickelt seyn; es kann ein Glückswechsel in derselben liegen, es können sich aber auch die Charaktere ohne Verwickelung auflösen. Man hat bei dem Plane eines Lustspiels hauptsächlich dahin zu sehen, daß die Handlung ein immerwährendes Interesse vom Anfange bis zum Ende unterhalte; daß sie nicht durch Begebenheiten, die nicht in dem Innern der Handlung liegen, unterbrochen werde; daß diese niemals stille stehe oder die leerscheinenden Stellen durch Episoden ausgefüllt werden, die entweder gar nicht zur Haupthandlung gehören, oder wobei der Zuschauer lange Weile hat; daß wenn Nebenauftritte vorkommen, sie in der Handlung liegen, und hinlänglich unterhaltend seyn müssen; daß in solchen Scenen, wo die Handlung stille stehen muß, Alles angebracht werde, was die Aufmerksam

keit des Zuschauers unterhalten kann; daß etwa ein Paar Personen ihre Gedanken sich über das, was geschehen ist, mittheilen, Betrachtungen anstellen, Sentenzen, Maximen und Beobachtungen machen; nur müssen diese Anmerkungen nicht alltäglich, sondern fein und treffend seyn und genau in die Handlung passen. Ein jedes von den oben angeführten Lustspielen erfordert seine besonderen Anlagen, wovon sich aber keine Regeln geben lassen, indem hier die Phantasie des Dichters wirken und solche hervorbringen muß. Nachdem der Plan des Lustspiels entworfen worden, muß man an die Ausführung des Ganzen gehen; denn ein Lustspiel kann nach einem sehr guten Plane entworfen worden seyn, und dennoch so schlecht in der Ausführung ausfallen, daß man dabei, statt zu lachen, gähnen muß. Der gebildete Zuschauer sucht sich nicht über seltsame Vorfälle, die in einem Lustspiele vorkommen, zu vergnügen, weil sich diese ein jeder selbst in der Phantasie vorstellen kann; er will nur die Eindrücke beobachten, die solche auf Menschen, die dabei anwesend sind, machen, und wie sie solche durch Reden und Gesinnungen, Stellungen, Geberden, Gesichtsminen und andern Aeusserungen an den Tag legen. Hier zeigt sich das eigentliche komische Genie, wodurch der Zuschauer getäuscht wird, daß er die Vorstellung nicht für ein Werk der Kunst, sondern der Natur ansieht. Hieraus gewahrt man, wie sehr diejenigen gegen die Natur eines wahren Lustspiels handeln, die solches mit verschiedenen Künsteleien aufputzen, um ihren erfinderischen Geist zu zeigen; dies wäre die Kunst auf eine unrechte Seite angebracht. Ein guter Lustspieldichter muß reich an Gedanken seyn; denn wenn er nichts mehr hervorbringen kann, als Alltagsgedanken, so mag er mit seinen Lustspielen zu Hause bleiben. Auf der Bühne will man nur Menschen, nur Handlungen derjel-

ben ſehen, die ſich in einem intereſſanten Lichte zeigen, als der gemeine Menſchenhaufen. Hieraus geht hervor, warum Talente, die ein gutes Luſtſpiel erfordert, ſo ſelten ſind. Auſſer dem Talente, wird auch eine groſſe Erfahrung und Weltkenntniß erfordert, die man nicht im Studierzimmer erlangt, ſondern nur erſt dann bekommt, wenn man die Menſchen in ihren mannigfaltigen Verhältniſſen und Geſchäften des Lebens erblickt hat, oder ſelbſt darin verwickelt geweſen iſt. Die mit der Haupthandlung verbundenen, oder in dieſelbe eingewebten Nebenhandlungen oder Epiſoden müſſen jene beſtändig untergeordnet bleiben und ſo wenig ihr Fortſchreiten hemmen, als ihren Zuſammenhang unterbrechen. Der Dialog des Luſtſpiels muß den Charakteren, den Verhältniſſen und Leidenſchaften der redenden Perſonen, ihrer jedesmaligen Situation und der Sprache des geſellſchaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und natürlich ſeyn. Bei den Griechen und Römern waren die Luſtſpiele durchgehends metriſch; die Neuern ahmten dieſe Form nach; jetzt wendet man gewöhnlich nur bei kleinern feinen Luſtſpielen die metriſche Form (des Alexandriners) an; denn wenn auch der proſaiſche Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit ertheilt, ſo kommt ſie doch dem gemeinen Leben zu nahe. Der Willkühr des Dichters iſt faſt ganz die Wahl des Titels für ſein Luſtſpiel überlaſſen; indeſſen wählt man lieber ſo, daß von dem Inhalte oder Ausgange des Stückes nichts im Voraus verrathen wird. Oft dient der Name der Hauptperſon, oft die Moral des Stückes zum Titel. Häufig wird derſelbe auch von einer vorzüglich weſentlichen Scene, oder von der Kataſtrophe, oft von der Intrigue, dem Hauptcharakter ꝛc. hergenommen. Nicht bloß Beluſtigung und Unterhaltung der Zuſchauer, ſondern mittelbar auch ihre

Belehrung und ſittliche Verbeſſerung durch lebendige Darſtellung menſchlicher Güte, Thorheit und Untugend, und durch Aufdeckung und Entwickelung der verborgenen Falten des menſchlichen Herzens iſt der Zweck des Luſtſpiels. Dieſer Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch ſo glänzende, Gemein- und Sinnſprüche, nicht durch moraliſche Betrachtungen, ſondern hauptſächlich nur durch das Beiſpiel der in Handlung und Thätigkeit geſetzten Perſonen erreicht werden. Die Wirkung des Luſtſpiels bei der theatraliſchen Vorſtellung hängt hauptſächlich von der mimiſchen Darſtellung ab; hierauf muß der Luſtſpieldichter Rückſicht nehmen und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leſer ſowohl, als dem Schauſpieler zu Hülfe kommen; der Schauſpieler kann aber die Wahrheit und Täuſchung des Stückes durch eine leichte, lebhafte und natürliche Darſtellung, die durchaus keine Kunſt ahnen laſſen darf, ſehr heben; denn wenn das Luſtſpiel ein treues Bild der Natur ſeyn ſoll, ſo muß es daſſelbe auch in Hinſicht des Ausdrucks ſeyn. Jeder Schauſpieler muß gerade ſo ſprechen, wie das Original, das er vorſtellt, in der Natur geſprochen haben würde. Ein einzelner zu hoher, zu geſpannter, zu gekünſtelter Ausdruck, der mit dem Charakter der Perſon nicht genau harmonirt, verdirbt oft eine ganze Scene. Daher gehört die witzelnde Schreibart gar nicht auf die komiſche Bühne. Der Ton muß ſich der wirklichen Unterredung, deren man ſich im gemeinen Leben bedient, ſo nähern, als es nur möglich iſt; jede Perſon muß ihrem Stande und Charakter gemäß ſprechen; denn nur hierdurch entdeckt man den eigentlichen Charakter der handelnden Perſon, wenn man ſie ohne die geringſte Zurückhaltung mit Andern ſprechen hört. Hierbei hat der Dichter zwei Auswege zu vermeiden, der eine, daß

er nicht in den niedrigen, langweiligen und kraftlosen Ton falle, der gewöhnlich in unsern täglichen Unterredungen herrscht; der andere, daß er sich nicht in das Gezwungene, Unnatürliche und Methodische versetzt. Horaz trägt die Regeln des komischen Dialogs kurz und bündig in folgender Stelle vor:

Est brevitate opus, ut currat sententia, neu se
Impediat verbis lassas onerantibus aures.
Et sermone opus est, modo tristi, saepe jocoso,
Defendente modo vicem rhetoris atque poëtae,
Interdum urbani, parcentis viribus, atque
Extenuantis eas consulto.

Wenn daher Lustspiele in Versen geschrieben werden, so muß der Dichter eine solche Versart wählen, welche dem Tone der täglichen Unterredung am nächsten kommt, Griechen, Römer und Deutsche haben die Jambische Versart mit gutem Erfolge gebraucht, weil diese dem Dichter den wenigsten Zwang anthut. Höchst unnatürlich ist es, wenn sich die handelnden Personen in ihren Gesprächen an die Zuschauer wenden, daher muß dieses, als störend, vermieden werden.

Jetzt nun noch Einiges von der Komödie oder dem Lustspiele der neuern, in diesem Zweige der Literatur wichtigen, Europäischen oder christlichen Völker, wovon oben, S. 642 schon etwas vorgekommen. Die Komödie der christlichen Völker war anfangs eben ein solches, mit der Religion verbundenes, Possenspiel, wie die heidnische. Es erhielt sich zwar in Griechenland und in Asien die Komödie nach dem Muster der Alten noch eine ziemliche Zeit unter den Christen; allein bald trat ein verdorbener Geschmack ein, man benutzte die Alten nicht mehr, oder nahm sie nicht mehr als Muster, sondern richtete diese Belustigung nach eigener Art ein. Apollinaris, Bischof von Laodicäa, schrieb im vierten Jahrhunderte

christliche Nachahmungen der besten Griechischen Klassiker, wozu er den Stoff aus den Begebenheiten des alten Testaments nahm, und bestimmte sie zum Gebrauch in Schulen; unter anden schrieb er auch Trauerspiele in der Manier des Euripides, und Lustspiele in der Manier des Menander. So machte auch Gregorius von Nazianz aus dem Leiden Christi ein Trauerspiel nach Griechischem Maaßstabe, welches noch vorhanden und nach dem Prologe zu urtheilen, auch aufgeführt worden ist. Wenn gleich in der Folge die Komödie der Alten Einfluß auf die Ausbildung der Komödie bei allen neuern Völkern hatte, so entwickelten sich doch zu gleicher Zeit aus den christlichen Religionsgebräuchen auch manche andere Farcen, die, wenn sie auch gleich weder eine besondere Handlung darstellten, noch Gespräche enthielten, doch in sofern zur Komödie gerechnet werden müssen, weil die darin auftretenden Personen etwas anderes, als sie waren, vorstellten, und auf mancherlei Weise vermummt erschienen, um Lachen zu erregen; und dies waren die sogenannten Narren- und Eselsfeste. Sie sollen zu Konstantinopel ums Jahr 990 ihren Anfang genommen haben; s. den Artikel Narrenfest, Th. 101, S. 268 u. f. Mit diesen Festen zugleich entstand eine andere Art von dramatischer Lustbarkeit, die, so tragisch sie ist, zum Theil auch seyn soll, sich doch nur als Komödie ansehen läßt, nämlich die sogenannten Mysterien, welche anfangs nur aus bloßen Prozessionen, welche die Leidens- oder Auferstehungsgeschichte Christi darstellten, bestanden, späterhin wurden, wie es wahrscheinlich ist, Gesänge und Gespräche hinzugefügt, so wie mehrere Gegenstände aus der biblischen Geschichte und aus der Legende, auf diese Weise dramatisch behandelt; auch erschienen die spielenden Personen dabei in einer angenommenen fremden Gestalt.

Wo diese religiösen Darstellungen eigentlich gegeben, und welches die Art ihres Ursprungs war, läßt sich nicht bestimmen. Doch nimmt Flögel, was das Letztere anbetrifft, mit vieler Wahrscheinlichkeit Italien dafür an; obgleich er vorher behauptet, daß die Italiener vor dem 13ten Jahrhunderte kein dramatisches Schauspiel der Art gehabt hätten; s. auch unter Mysterien, Th. 99, S. 531. Aus den Mysterien entwickelten sich die sogenannten Moralitäten, welche größtentheils aus allegorischen Personen bestanden, und durch die schon in sehr vielen Mysterien vorkommenden Personen der Hoffnung, des Todes, des Glaubens ꝛc. vorbereitet worden waren.

Die Komödie oder das Lustspiel der Italiener. Die schon oben erwähnten Mysterien waren als das erste, wenn auch nicht als das älteste, Schauspiel in Italien anzusehen; man nannte sie daselbst Figure, Vangely, Misterj, Istorie, Comedie spirituali. Die Italiener besitzen eine Menge Stücke dieser Art, und noch zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts wurden mehrere derselben auf die Bühne gebracht. — Die zweite, und, dem Alter nach, die erste dramatische Lustbarkeit der Italiener, und vielleicht die herrschende Gattung, ist die Komödie aus dem Stegreife, Comedia dell' arte, oder a suggetto, welche in dem Zanni oder in dem Arlekin und Scapin, so wie in dem Dottore, im Pantalon ꝛc. stehende Personen hat, die in den verschiedenen Dialecten Italiens sprechen. Daß dieses Schauspiel unmittelbar mit den Mimen und Pantomimen der Römer zusammenhängt, hat, unter andern, Riccoboni *) höchst wahrscheinlich gemacht, und daß es sich bis jetzt noch mit dem größten Beifall auf dem Theater erhält, ist bekannt. Eine eigentliche Geschichte desselben läßt sich aber nicht geben, weil, wenn gleich, z. B. mit dem Charakter

*) Histoire du Théatre Italien, Tom. I, P. 21 u. f.

des Harlekin, mancherlei Veränderungen vorgegangen und jene stehende Personen überhaupt von Zeit zu Zeit vermehret worden sind, doch von einem Schauspiele, dessen Geschick größtentheils von dem Spiele und den Einfällen einzelner Masken abhängt, sich kein bestimmtes Fortrücken denken läßt und keine eigentlichen Belege sich finden können. So viel ist indessen gewiß, daß es, wie mit der Wiederauflebung der Wissenschaften, auch die Komödie der Alten wieder aufgeweckt, oder dergleichen wieder in der gewöhnlichen regelmäßigen Form, und zwar in Menge, geschrieben wurden, in diesen gleichsam, in sofern eine Nebenbuhlerin erhielt, als die Mitglieder der verschiedenen Akademien in Italien, und zum Theil die Schauspieler selbst, auch diese vorstellten. Und zugleich können die Arbeiten Anderer, wie Beiträge zur Vervollkommnung, oder zur Fortbildung derselben, angesehen werden. Von dieser Art sind die sechs Stücke des Angelo Beolci, Ruzzante genannt. Zwar kann dieser nicht, wie C. F. Flögel behauptet, jene stehende Personen, mit ihren verschiedenen Dialecten, zuerst auf das Theater gebracht haben; denn Flögel's eigner Meinung, oder vielmehr Riccoboni's Meinung nach, schreibt die Maske des Harlekin und des Scapin sich von dem Centunculus der Römer her; und daß die Maske des Pantalon, so wie die verschiedenen Dialecte Italiens schon vor dem Ruzzante auf der Bühne waren, hat Quadrio gezeigt; allein die Personen des Ruzzante sprechen doch in diesen Dialecten, und seine Stücke erhielten allgemeinen Beifall. Gleiche Verdienste, als er, erwarb sich im Anfange des 17ten Jahrhunderts Flaminio Scala, ein Schauspieler und Vorsteher einer Schauspielergesellschaft, um die Comedia dell' arte, daß er ordentliche Entwürfe zu seinen Stücken verfertigte, welche, so unvollkommen sie auch waren,

und so schlüpfrig die Stücke selbst seyn mögen, doch diese mehr oder weniger zu einem Ganzen machten, und die, wenn nicht zu Mustern, doch zu Beispielen dienen konnten. Auch schrieben nach dem Beispiele des Ruzzante eine Menge Schriftsteller, welche sich bei dem Quadrio verzeichnet finden, Stücke, in welchen jene Charaktere beibehalten waren; allein eben in jenem Zeitpunkte, im Anfange und gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, artete nun auch die Komödie aus dem Stegreife im höchsten Grade aus, ob sie gleich sonst dergestalt die Oberhand erhalten hatte, daß beinahe während eines ganzen Jahrhunderts nur hin und wieder noch ein regelmäßiges Stück geschrieben, aber keines auf irgend eine Art mehr gespielt wurde. In jene wurden nicht nur immer mehr Masken eingeführt, sondern diese alle spielten auch ohne Geist und ohne Anstand, und wählten zur Vorstellung abentheuerliche, ungereimte, unzusammenhängende, tragisch-komische Begebenheiten. Die Schuld von diesem Verfalle wird von den Italienern gewöhnlich auf den Mode gewordenen Geschmack an Spanischen Stücken geschoben. Riccoboni, Quadrio, Des Houlmieres, so wie ihre Ausschreiber sagen, daß mit Karl dem Fünften, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, die Spanische Tragikomödie nach Italien gekommen sey und diese Wirkung hervorgebracht habe. Wenn aber auch nun nicht dadurch dem Geschmacke der Italiener in sofern ein schlechtes Kompliment gemacht würde, als z. B. die Französische Bühne durch die Bekanntschaft der Corneille und des Moliere mit der Spanischen nicht eben verdorben worden ist, so war ja, gerade in eben diesem, dem sechzehnten, Jahrhunderte so wohl die regelmäßige Komödie der Italiener in dem blühendsten Zustande, als auch die Komödie aus dem Stegreife noch sehr gut

beschaffen, und der Verfall der Italienischen Poesie fängt sich erst mit dem 17ten Jahrhunderte an. Indeß haben die Italiener, sowohl dem Titel, als der Beschaffenheit nach, viel früher, als die Spanier, wirkliche theatralische Tragikomödien, das heißt, dramatische Stücke gehabt, in welchen das Erhabene mit dem Niederen, das Rührende mit dem Lächerlichen unter einander gemischt ist, und weit entfernt, daß jene sie von diesen erhalten haben, können die Letzteren wohl von den Ersteren damit beschenkt worden seyn. Crescimbeni selbst, so wie Quadrio führen ein Stück des Franc. Salustio Bonguglielmi Apollo e Leucotoe an, welches schon mit Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts erschien und nicht allein Tragi-Comedia heißt, sondern auch unter die Farcen gesetzt wird. Noch sichtlicher zeigen sich die vorgeblichen Eigenheiten der Spanischen Tragikomödie in der ums Jahr 1532 gedruckten, von Quadrio ebenfalls angezeigten, so wie ausdrücklich als eine Spanische Tragikomödie charakterisirten und auch Tragikomödie genannten Ceccaria des Neapolitaners Antonio Epicuro. Von welcher Beschaffenheit um diese Zeit aber die Spanische Komödie war, wird die Folge lehren; von Seiten des zuletzt angeführten Italienischen Schriftstellers verräth es aber eine eben so lächerliche Unwissenheit, als Partheilichkeit, wenn er, um seine Meinung zu erweisen, behauptet, daß Lope de Rueda bereits das Spanische Lustspiel von dergleichen Ungereimtheiten habe reinigen wollen, und zugleich auf der folgenden Seite seines Werks wieder erzählt, daß es erst von Lope de Vega gleichsam festgesetzt worden sey, daß man, um der Spanischen Nation zu gefallen, das Tragische mit dem Komischen habe vermischen müssen; oder wenn er, S. 345, sagt, daß der gedachte Antonio Epicuro, nur um den Spaniern zu gefallen, sein Stück

und so schlüpfrig die Stücke selbst seyn mögen, doch diese mehr oder weniger zu einem Ganzen machten, und die, wenn nicht zu Mustern, doch zu Beispielen dienen konnten. Auch schrieben nach dem Beispiele des Ruzzante eine Menge Schriftsteller, welche sich bei dem Quadrio verzeichnet finden, Stücke, in welchen jene Charaktere beibehalten waren; allein eben in jenem Zeitpunkte, im Anfange und gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, artete nun auch die Komödie aus dem Stegreife im höchsten Grade aus, ob sie gleich sonst dergestalt die Oberhand erhalten hatte, daß beinahe während eines ganzen Jahrhunderts nur hin und wieder noch ein regelmäßiges Stück geschrieben, aber keines auf irgend eine Art mehr gespielt wurde. In jene wurden nicht nur immer mehr Masken eingeführt, sondern diese alle spielten auch ohne Geist und ohne Anstand, und wählten zur Vorstellung abentheuerliche, ungereimte, unzusammenhängende, tragisch-komische Begebenheiten. Die Schuld von diesem Verfalle wird von den Italienern gewöhnlich auf den Mode gewordenen Geschmack an Spanischen Stücken geschoben. Riccoboni, Quadrio, Des Houlmieres, so wie ihre Ausschreiber sagen, daß mit Karl dem Fünften, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, die Spanische Tragikomödie nach Italien gekommen sey und diese Wirkung hervorgebracht habe. Wenn aber auch nun nicht dadurch dem Geschmacke der Italiener in sofern ein schlechtes Kompliment gemacht würde, als z. B. die Französische Bühne durch die Bekanntschaft der Corneille und des Moliere mit der Spanischen nicht eben verdorben worden ist, so war ja, gerade in eben diesem, dem sechzehnten, Jahrhunderte so wohl die regelmäßige Komödie der Italiener in dem blühendsten Zustande, als auch die Komödie aus dem Stegreife noch sehr gut

beschaffen, und der Verfall der Italienischen Poesie fängt sich erst mit dem 17ten Jahrhunderte an. Indeß haben die Italiener, sowohl dem Titel, als der Beschaffenheit nach, viel früher, als die Spanier, wirkliche theatralische Tragikomödien, das heißt, dramatische Stücke gehabt, in welchen das Erhabene mit dem Niederen, das Rührende mit dem Lächerlichen unter einander gemischt ist, und weit entfernt, daß jene sie von diesen erhalten haben, können die Letzteren wohl von den Ersteren damit beschenkt worden seyn. Crescimbeni selbst, so wie Quadrio führen ein Stück des Franc. Salustio Bonguglielmi Apollo e Leucotoe an, welches schon mit Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts erschien und nicht allein Tragi-Comedia heißt, sondern auch unter die Farcen gesetzt wird. Noch sichtlicher zeigen sich die vorgeblichen Eigenheiten der Spanischen Tragikomödie in der ums Jahr 1532 gedruckten, von Quadrio ebenfalls angezeigten, so wie ausdrücklich als eine Spanische Tragikomödie charakterisirten und auch Tragikomödie genannten Ceccaria des Neapolitaners Antonio Epicuro. Von welcher Beschaffenheit um diese Zeit aber die Spanische Komödie war, wird die Folge lehren; von Seiten des zuletzt angeführten Italienischen Schriftstellers verräth es aber eine eben so lächerliche Unwissenheit, als Partheilichkeit, wenn er, um seine Meinung zu erweisen, behauptet, daß Lope de Rueda bereits das Spanische Lustspiel von dergleichen Ungereimtheiten habe reinigen wollen, und zugleich auf der folgenden Seite seines Werks wieder erzählt, daß es erst von Lope de Vega gleichsam festgesetzt worden sey, daß man, um der Spanischen Nation zu gefallen, das Tragische mit dem Komischen habe vermischen müssen; oder wenn er, S. 345, sagt, daß der gedachte Antonio Epicuro, nur um den Spaniern zu gefallen, sein Stück

in dieser Manier geschrieben und es auf diese Art betitelt habe. Wenn Warburtons bereits angeführte Meinung, daß nämlich die Tragikomödie aus dem Gemisch von Religiosität und Possenreisserei in den Mysterien und Moralitäten allmählig entwickelt worden, oder der Geschmack an jenen Mißgeburten der Kunst, aus diesen entsprungen sey, gegründet ist; so wäre es wirklich zu verwundern, wenn dasjenige Land, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst Farcen von der letztern Art hervorgebracht, nicht auch zuerst Stücke der erstern Art hervorgebracht haben sollte. So viel ist indessen gewiß, daß, Falls auch die Spanische Tragikomödie auf die Comedia dell' arte Einfluß gehabt hat, wie es unter andern, durch den Charakter des Spanischen Kapitäns, welcher eine Zeit lang damit verbunden war, erwiesen wird, doch vom Jahre 1532 an eine Menge solcher Tragikomödien, deren Verzeichniß sich beim Quadrio selbst findet, von Italienern geschrieben worden sind, aus welchen nun, in dem gedachten Zeitpunkte, im 17ten Jahrhunderte, der Stoff zu der Komödie dell' Arte allgemein genommen wurde. Erst mit dem Ausgange dieses Jahrhunderts versuchte Piet. Cotta, Vorsteher einer Schauspielergesellschaft, die Italienische Bühne von dergleichen Ungereimtheiten zu reinigen. Was nun alles von ihm und seinem Nachfolger, Riccoboni, angeblich geschah, kann man bei dem letztern lesen. In diesem Zustande blieben ungefähr die Sachen, bis Goldoni auftrat, der, wenn er gleich nicht der Erste war, welcher wieder gute, keinesweges Meisterstücke, schrieb, und auch den Harlekin und seine Gefährten nicht durchaus von dem Theater verdrängte, doch das Verdienst hat, das Vergnügen der Italiener im Schauspielhause vermehrt und vervollkommnet und regelmäßige Lustspiele zuerst, vorzüglich auf die öffentliche Bühne, ge-

bracht zu haben. Uebrigens ist diese Art der Komödie nicht bloß auf Italien eingeschränkt geblieben; auch in Deutschland, und noch mehr in Frankreich, wie die Folge zeigen wird, hat sie Beifall gefunden, und diejenigen also, welche dem letztern Lande einen gereinigten Geschmack zugestehen, sind auch genöthiget, einzuräumen, daß dieses Schauspiel, bei einem gut gewählten Inhalte und bei talentvollen Schauspielern, gebildete Menschen unterhalten könne.

Die dritte Gattung der dramatischen Lustbarkeiten dieser Art bei den Italienern, ist die eigentliche, oder gelehrte (erudita) oder Charakterkomödie, die, wie bei allen Völkern, zusammenhängend niedergeschrieben ist. Die erste Idee dazu ist wahrscheinlich aus den auf uns gekommenen Gedichte der Alten von dieser Art geschöpft. Wenigstens sind in Italien, die ersten, nach einem Plane eingerichteten und regelmäßigen Stücke dieser Gattung Lateinisch abgefaßt gewesen. Ohne hier der, schon im Anfange des 14ten oder gar mit dem Ausgange des 13ten Jahrhunderts geschriebenen Lateinischen Tragödien des Mussatus zu gedenken, verfaßte auch Petrarca, als Jüngling, eine ungedruckte Komödie in dieser Sprache, so wie um eben diese Zeit, Paul Vergerius; und noch in dem folgenden Jahrhunderte wurden deren in dieser Sprache geschrieben; allein diese waren wohl mehr zum Lesen, als zum Vorstellen bestimmt, oder konnten doch, wofern auch einige davon, gleich den, von Pomponius Latus in den Vorhöfen der Römischen Prälaten aufgeführten Lustspielen des Plautus und Terenz wirklich vorgestellt worden sind, nur wenigen Zuschauern Genuß und Vergnügen gewähren. Und zugleich sind die ersten öffentlichen, in der Landessprache gegebenen Schauspiele dieser Art, hier, wie allenthalben, nicht gleich in der regelmäßigen Form der Komödie und viel-

in dieser Manier geschrieben und es auf diese Art betitelt habe. Wenn Warburtons bereits angeführte Meinung, daß nämlich die Tragikomödie aus dem Gemisch von Religiosität und Possenreisserei in den Mysterien und Moralitäten allmählig entwickelt worden, oder der Geschmack an jenen Mißgeburten der Kunst, aus diesen entsprungen sey, gegründet ist; so wäre es wirklich zu verwundern, wenn dasjenige Land, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst Farcen von der letztern Art hervorgebracht, nicht auch zuerst Stücke der erstern Art hervorgebracht haben sollte. So viel ist indessen gewiß, daß, Falls auch die Spanische Tragikomödie auf die Comedia dell' arte Einfluß gehabt hat, wie es unter andern, durch den Charakter des Spanischen Kapitäns, welcher eine Zeit lang damit verbunden war, erwiesen wird, doch vom Jahre 1532 an eine Menge solcher Tragikomödien, deren Verzeichniß sich beim Quadrio selbst findet, von Italienern geschrieben worden sind, aus welchen nun, in dem gedachten Zeitpunkte, im 17ten Jahrhunderte, der Stoff zu der Komödie dell' Arte allgemein genommen wurde. Erst mit dem Ausgange dieses Jahrhunderts versuchte Piet. Cotta, Vorsteher einer Schauspielergesellschaft, die Italienische Bühne von dergleichen Ungereimtheiten zu reinigen. Was nun alles von ihm und seinem Nachfolger, Riccoboni, angeblich geschah, kann man bei dem letztern lesen. In diesem Zustande blieben ungefähr die Sachen, bis Goldoni auftrat, der, wenn er gleich nicht der Erste war, welcher wieder gute, keinesweges Meisterstücke, schrieb, und auch den Harlekin und seine Gefährten nicht durchaus von dem Theater verdrängte, doch das Verdienst hat, das Vergnügen der Italiener im Schauspielhause vermehrt und vervollkommnet und regelmäßige Lustspiele zuerst, vorzüglich auf die öffentliche Bühne, ge-

eben ſo alt und für höchſt ſelten ausgegebene Farcen nicht zu zählen; ſie ſind beides nicht, und de Büre, welcher H. Flögel zu dieſer Behauptung verleitet hat, ſcheint mit der Italieniſchen Literatur nicht ſehr bekannt geweſen zu ſeyn. Die gedachten Stücke ſind das Werk des Giov. Giorg. Arione, welcher erſt gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts lebte und die Sammlung ſelbſt iſt wenigſtens viermal, und auch mit einem Titel, worauf der Verfaſſer genannt iſt, gedruckt. Die Jahreszahl der erſten weiß Blankenburg nicht zu beſtimmen, weil er ſie nie geſehen hat, aus der zweiten erhellt aber, daß ſie erſt kurz vorher und zwar mit eben dem Titel zu Aſti, dem Geburtsorte des Verfaſſers, erſchienen ſeyn kann. Dieſer gerieth darüber in's Gefängniß, erhielt aber ſeine Freiheit wieder, unter der Bedingung, ſeine Schriften von allen Ungezogenheiten zu reinigen, und ſo wurden ſie zu Aſti, im Jahre 1601, u. zu Venedig 1624 von neuem gedruckt. Sie ſind übrigens in dem Dialecte von Aſti abgefaßt und auch in den letzteren Ausgaben nur vorzüglich von den Anfällen auf die Geiſtlichkeit gereiniget. So viel bleibt indeſſen gewiß, daß die in Proſa, und wahrſcheinlicher Weiſe mit dem Ausgange des 15ten Jahrhunderts geſchriebene, und im Jahre 1521 zu Sienna gedruckte Calandra des Card. Bibiena nicht die älteſte Komödie der Italiener iſt; ſie iſt es ſogar nicht einmal in Rückſicht auf die größere Regelmäßigkeit; denn die Caſſaria des Arioſt iſt früher geſchrieben. Wenn und wo aber zuerſt komiſche Stücke aufgeführt worden ſind; iſt nirgends genau beſtimmt. Eine der merkwürdigſten, wenn gleich nicht der erſten Vorſtellungen, ſcheint die von den überſetzten Menechmen des Plautus zu Ferrara, im Jahre 1486 geweſen zu ſeyn; und nach dem Fontanini wurde im Jahre 1494

die Amicizia des Jac Nardi, welche sich mit einem von dem Merkur gehaltenen Prolog eröffnet, zu Venedig aufgeführt. Es ist aber wahrscheinlich, daß noch früher, entweder zu Rom oder an andern Orten Italiens, Komödien gespielt worden sind, weil sonst die angeführten frühern Stücke schwerlich, was sie seyn sollen, älter, in so fern seyn könnten, als sie sichtlich mit einem Auge auf wirkliche Vorstellung abgefaßt zu seyn scheinen. Für bloße, zum Lesen bestimmte, Kunstwerke lassen sie sich kaum ansehen. Auch werden in dem Pompe Sinese des Isid. Ugurgieri Azzolini sehr vieler und sehr frühzeitiger, von den verschiedenen Akademisten zu Sienna, und nicht bloß daselbst, sondern auch später in Rom, unter Pabst Leo dem Zehnten, gegebenen Vorstellungen von Komödien gedacht. Von diesen und mehreren Akademisten oder andern Privatgesellschaften sind aber auch vorzüglich die regelmäßigen Stücke gespielt worden. Die eigentlichen Schauspieler haben, wie erwähnt worden, sich nie, oder doch selten damit befaßt. Geschrieben wurden deren indessen von diesem Zeitpunkte, vom Anfange des 16ten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts, sehr viele. Riccoboni zählt der bloß gedruckten 550, und mehr als 90 komische Dichter auf, und bei dem Quadrio findet man deren noch mehr verzeichnet. Die merkwürdigsten dieser Dichter sind: Lud. Arioſto, Nic. Machiavelli, Erc. Bentivoglio, Nic. Secco, Piet. Aretino, Giov. Mar. Cecchi, Sforza degli Oddi, Luigi Groto, Cieco d'Adria, Annib. Caro, Fil. Gaetano, Giovb. della Porta, Ott. d'Isa, Enr. Altano, Brign. Sale, Mich. Ang. Buonarotti. Ein großer Theil dieser Komödien ist in Prosa abgefaßt, und nach Blankenburg soll ihnen größtentheils viel von der Wahrheit und dem Leben fehlen, wo-

durch in der Vorſtellung, das Luſtſpiel allein anziehend wird. Sie ſind faſt alle zu genau nach der Komödie der Alten abgefaßt, und die darin aufgeführte Charaktere mehr nach abgezogenen Begriffen, als nach der Natur, oder doch höchſtens flach geſchildert, ſo wie der Dialog keinesweges charakteriſtiſch und die Fabel in den mehrſten äußerſt romanhaft und verwickelt iſt. Viele Italiener ſelbſt, wie z. B. Baretti, in der Beſchreibung der Sitten in Italien, urtheilt nicht günſtiger davon; aber, als bloße Kunſtwerke betrachtet, fehlt es ihnen keinesweges an Werth. Die Opernſucht kann man als eine neue Periode bei den Italienern betrachten; ſie ergriff dieſelben mit einer ſolchen Wuth, daß ſie außer dieſem und der immer ſchlechter werdenden Comedia dell' Arte kein anderes Schauſpiel mehr ſehen wollten. Nic. Amenta ſcheint einer der erſten geweſen zu ſeyn, welcher wieder regelmäßige und gute Stücke, nach dem Signorelli ſieben an der Zahl, lieferte; dem Herrn von Blankenburg ſind aber nur viere bekannt, wovon das erſte, Il Forca ſchon im Jahre 1700 gedruckt worden iſt. Ihm folgten Girol Gigli, deſſen Litiganti 1704; Il Don Pilone, eine Nachahmung des Tartüffe, 1711 gedruckt worden ſind. Es ſind übrigens noch mehrere von ihm vorhanden. Nic. Salerno, Al. Maffei, Giuſ. Gor. Corio; Giov. Bat. Fagivoli und Andere mehr. Die größte Veränderung bewirkte aber Carlo Goldoni, weil ſeine Stücke wirklich und in mehr als einer Stadt Italiens auf öffentlichen und die Stücke der übrigen entweder gar nicht, oder doch nur, wie die Komödien des Fagivoli, auf akademiſchen oder Privattheatern geſpielt wurden. Er fing damit an, die alten, den Italienern beliebten Tragikomödien, den Beliſar, D. Juan, Renaud de Montauban und Andere von Ungereimtheiten zu rei-

nigen und den Harlekin daraus wegzulassen; hierauf schrieb er ein eigentliches Charakterstück, Momolo Cortesan, oder l'uomo di Mondo, worin aber nur die Hauptrolle ausgeführt, die andern der Willkühr der Schauspieler überlassen waren; endlich gab er im Jahre 1746 ein völlig geschriebenes Stück, die Donna di Garbe und in der Folge noch beinahe sechzig von dieser Art, wovon zuerst vier Stücke im Jahre 1751 gedruckt erschienen und die nachher sämmtlich in 20 Bänden in Ven. 1760 — 1774 8 u. in 16 Bdn. Tor. 1772 12. gesammelt worden sind, auch ist ein großer Theil derselben von verschiedenen Verfassern in das Französische übersetzt und unter dem Titel: Choix des meilleurs pieces du Theatre Italien moderne Par. 1783. 12. gesammelt worden. Deutsch hat einige vierzig Stücke desselben, J. H. Saal, Leipzig 1767 — 1776, 8. 11 Theile, so wie J. C. Bock, H. A. O. Reichard und Andere einzelne derselben und zum Theil umgearbeitete herausgegeben. Daß es bei dieser Wirkung seiner Stücke ihnen nicht an Verdienst fehlen kann, versteht sich von selbst. Nach Herrn v. Blankenburg sind die Pläne derselben größtentheils sehr alltäglich und der Dialog sehr leer. Der größte Vorzug derselben ist wohl, daß die Nationalsitten darin zuerst auf die Bühne gebracht worden sind. — Mit ihm zugleich, jedoch seinen Entwürfen entgegen, arbeitete für das Theater zu Venedig Piet. Chiari. Dieser nahm bei seinen Arbeiten Rücksicht auf die stehenden Charaktere oder Masken, welche jener lieber ganz hätte ausrotten mögen. Seine Komödien, einige vierzig an der Zahl, stehen, dem Werthe nach, weit unter den Stücken des Goldoni. Die Streitigkeiten beider, brachten die wirklich originellen komischen Arbeiten des — Carlo Gozzi hervor; wenigstens läßt sich

ihm ein hoher Grad von Erfindungsgeist, so wie von Darstellungsgabe nicht absprechen, und nur wenige Dichter dürfen, so wie er, das widerlich Ungereimte anziehend und sogar reitzend zu machen gewußt haben. Unter den Neueren sind die merkwürdigsten: Onofrio Albergati Capacelli, welcher sich der Manier der sogenannten Dramen nähert; allein er ist auch größtentheils eben so langweilig, als die langweiligsten der Dramendichter; J. A. Frederico, C. Pechia, Piet. Signorelli, Andr. Willi und Andere. Uebrigens muß man bei dem von C. F. Flögel angegebenen Reichthum der Italienischen Bühne nicht vergessen, daß, unter der daselbst bestimmten Zahl von Stücken, auch alle mögliche Opern, Tragikomödien, Tragödien, Mysterien ꝛc. mit begriffen sind. Uebersetzungen in andern Sprachen von Italienischen Komödien scheinen nicht viele gemacht worden zu seyn. Von Französischen führt, ausser den schon oben erwähnten, Blankenburg noch das Theatre d'Italie von Cedors an; von den Englischen, die Uebersetzung der Suppositi des Ariost, welche schon im Jahre 1566 erschien und einigen Einfluß auf die Englische Bühne gehabt haben soll; von den Deutschen, ist, nächst den vorher angezeigten, noch eine Welsche Schaubühne von H. A. O. Reichard, Berlin 1780, vorhanden. Mehrere Nachrichten von dieser Art der Komödie selbst, geben die schon öfter benannten Schriftsteller Crescimbeni, Riccoboni, Quadrio, Signorelli; auch enthält noch die Vorrede des Cedors zu dem Theatre d'Italie, so wie die Vorrede des Chiari zu seinen Komödien ꝛc. eine Geschichte derselben. — Mit dieser Gattung der Komödie waren fast immer die Intermezzos, aus welchen sich endlich die eigentliche komische Oper bildete, verbunden. Schon in die frühesten Stücke der geschriebenen Italienischen Komödie wurden zwi-

nigen und den Harlekin daraus wegzulassen; hierauf schrieb er ein eigentliches Charakterstück, Momolo Cortesan, oder l'uomo di Mondo, worin aber nur die Hauptrolle ausgeführt, die andern der Willkühr der Schauspieler überlassen waren; endlich gab er im Jahre 1746 ein völlig geschriebenes Stück, die Donna di Garbe und in der Folge noch beinahe sechzig von dieser Art, wovon zuerst vier Stücke im Jahre 1751 gedruckt erschienen und die nachher sämmtlich in 20 Bänden in Ven. 1760 — 1774 8 u. in 16 Bdn. Tor. 1772 12. gesammelt worden sind, auch ist ein großer Theil derselben von verschiedenen Verfassern in das Französische übersetzt und unter dem Titel: Choix des meilleurs pieces du Theatre Italien moderne Par. 1783. 12. gesammelt worden. Deutsch hat einige vierzig Stücke desselben, J. H. Saal, Leipzig 1767 — 1776, 8. 11 Theile, so wie J. C. Bock, H. A. O. Reichard und Andere einzelne derselben und zum Theil umgearbeitete herausgegeben. Daß es bei dieser Wirkung seiner Stücke ihnen nicht an Verdienst fehlen kann, versteht sich von selbst. Nach Herrn v. Blankenburg sind die Pläne derselben größtentheils sehr alltäglich und der Dialog sehr leer. Der größte Vorzug derselben ist wohl, daß die Nationalsitten darin zuerst auf die Bühne gebracht worden sind. — Mit ihm zugleich, jedoch seinen Entwürfen entgegen, arbeitete für das Theater zu Venedig Piet. Chiari. Dieser nahm bei seinen Arbeiten Rücksicht auf die stehenden Charaktere oder Masken, welche jener lieber ganz hätte ausrotten mögen. Seine Komödien, einige vierzig an der Zahl, stehen, dem Werthe nach, weit unter den Stücken des Goldoni. Die Streitigkeiten beider, brachten die wirklich originellen komischen Arbeiten des — Carlo Gozzi hervor; wenigstens läßt sich

gentlichen Tragikomödien gemacht hat, her, und zu diesem Ende mußte die Atellane erst nach Afrika hinüber spazieren und von da müssen die Mauren sie nach Spanien bringen ꝛc. — Riccoboni ist der Einzige, welcher sich durch Unpartheilichkeit auszeichnet, nur scheint er nicht immer genau unterrichtet gewesen zu seyn. Es bleibt daher nichts anders übrig, als sich an jenen wenigen Nachrichten der Spanier, verglichen mit den Stücken selbst, zu halten. Ob die Spanier so früh, wie die andern Völker Europens, eine eigentliche, christliche Komödie gehabt haben, ist ungewiß; allein, wie billig, muß diese doch zuerst in Erwägung gezogen werden. Sie besitzen deren zweierlei Arten. Die ersten sind die seit dem Jahre 1765 durch ein Königliches Edikt verbotenen Autos Sacramentales, welche gewöhnlich mit den Mysterien in eine Klasse gesetzt wurden, aber eigentlich zu den Moralitäten in so fern gehören, als sie größtentheils nur immer aus allegorischen Personen bestehen und nur allenfalls sich zu jenen zählen lassen, weil sie immer Beziehungen auf die Geheimnisse der Religion, besonders auf das Geheimniß des Sakramentes haben. Die Zeit ihrer Entstehung ist noch unbestimmt, obgleich Signorelli aus dem im Jahre 1473 ergangenen Verbot der Toletanischen Kirchen-Versammlung, die Leben der Heiligen in den Kirchen zu lesen, ein Verbot dieser Art von Vorstellungen herausgebracht und Nasarre scheint sie für sehr alt anzusehen. Es kommen auch schon sehr frühzeitig moralische Wesen oder allegorische Personen in den Schauspielen der Spanier vor; allein so viel ist gewiß, daß der Autos nicht eher in den Spanischen Schriftstellern, als im 2ten Theile, Kap. 11, oder in der Fortsetzung des Don Quixotte von Cervantes gedacht wird, und das daselbst erwähnte Las Cortas de la Muerte, soll nach dem

Vinc. Garcia de la Huerta in dem Prolog zu seinem Theatr. Hisp. S. XV. sich von dem Cervantes selbst herschreiben. Eine Fortsetzung erschien aber erst in dem Jahre 1615; indessen ist es sehr natürlich, daß die Keime derselben schon sehr früh da waren, welches vielleicht die stummen Mummereien bei dem Frohnleichnamsfeste, oder die Gesänge und Aufzüge der Pilgrimme gewesen seyn können. Sogar die Gespräche des Juard de la Enzina, lassen sich, in sofern wie Vorläufer derselben ansehen, als die Passion, die Wallfahrt nach Jerusalem, und dergleichen Gegenstände mehr darin abgehandelt werden; auch sind dergleichen wahrscheinlich schon in der gewöhnlichen Form vor dem gedachten Zeitpunkte geschrieben worden. Der bekannte Lope de Vega soll, wie Mantalban in der fama posthuma sagt, der Verfasser von mehr als 400 seyn, von welchen unter andern, D. Joseph Ortiz de Villena zwölf (Saragossa, 1644) gesammelt hat. Der berühmteste Dichter in dieser Gattung ist aber Don Pedro Calderon de la Barca. Seine Stücke dieser Art wurden zuerst in Madrid, 1677 u. f. (4) und darauf 72 an der Zahl von D. Pedro Pando y Mier, Madrid, 1716, 4, 6 Bde. herausgegeben; und in dem bei der Sammlung seiner Komödien von Juan de Vera Tassis (Madrid 1685—1694, und 1726, 4, 9 Bde.) befindlichen Verzeichniß werden ihm 94 zugeschrieben. Noch mehre scheinen unter seinem Namen einzeln und zugleich sehr verstümmelt gedruckt worden zu seyn, so wie deren noch von vielen andern Dichtern abgefaßt worden sind. In dem von Vinc. Garcia de la Huerta seinem Theatro Hespanol beigefügten Verzeichnisse, worin er drei Arten derselben, als Sacramentales, Alegoricos, y al Nacimiento de nuestro Senor annimmt, werden, S. 202 u. f., die Titel von 309 dergleichen

Stücke angeführt, und unter diesen befinden sich nur 18 von Lope. Was den Werth derselben anbetrifft, so sind wenigstens die von Calderon in Vergleichung mit den bekannten Mysterien und Moralitäten anderer Völker, wahre Meisterstücke. Die Ungereimtheiten, welche ihm von E. F. Flögel darin vorgeworfen werden, nämlich die Vermischungen von heiligen Personen, von Engeln und Teufeln ꝛc., das muß auch den Dichtern andrer Völker jener Zeit vorgeworfen werden, und solches in einem noch weit größeren Maaße. Wenn Calderon Bäume und Pflanzen personificirt hat, so findet man bei den Franzosen, besonders in der Moralität des Nic. de la Chesnaye, la condamnation des banquets, die Pillen, das Klystier, den Aderlaß, die Hülfe, den Zeitvertreib handelnd eingeführt. Und Signorelli, der so geflissentlich Ungereimtheiten aus ihnen mit Exclamationen über sie zusammen trägt, hätte dafür immer auch Nachrichten und Auszüge aus den Mysterien seines Volkes, über welche er mit ein Paar Worte hinwegeilt, geben sollen, und würde, wenn er sie aufrichtig aus den früheren Ausgaben gegeben hätte, eben dergleichen Ungereimtheiten und Anstößigkeiten aus ihnen haben den Lesern vorlegen müssen. Besonders dürfen die Spanischen Autos nicht nach den Beschreibungen von ihren Vorstellungen beurtheilt werden, weil die Spanischen Schauspieler viel freier, als an andern Orten, mit ihren Stücken umgehen, und in jene entweder irgend einen Gracioso hineinflicken, oder Veränderungen damit vornehmen. So kann z. B. in der Vorstellung des Autos, La Devocion de la Misa, vielleicht, wie Signorelli erzählt, die Messe wirklich gefeiert worden seyn; in dem Stücke des Calderon selbst wird diese Feier außer dem Theater vorgenommen. Uebrigens haben die Autos, wie mehrere profane

Vinc. Garcia de la Huerta in dem Prolog zu seinem Theatr. Hisp. S. XV. sich von dem Cervantes selbst herschreiben. Eine Fortsetzung erschien aber erst in dem Jahre 1615; indessen ist es sehr natürlich, daß die Keime derselben schon sehr früh da waren, welches vielleicht die stummen Mummereien bei dem Frohnleichnamsfeste, oder die Gesänge und Aufzüge der Pilgrimme gewesen seyn können. Sogar die Gespräche des Juard de la Enzina, lassen sich, in sofern wie Vorläufer derselben ansehen, als die Passion, die Wallfahrt nach Jerusalem, und dergleichen Gegenstände mehr darin abgehandelt werden; auch sind dergleichen wahrscheinlich schon in der gewöhnlichen Form vor dem gedachten Zeitpunkte geschrieben worden. Der bekannte Lope de Vega soll, wie Mantalban in der fama posthuma sagt, der Verfasser von mehr als 400 seyn, von welchen unter andern, D. Joseph Ortiz de Villena zwölf (Saragossa, 1644) gesammelt hat. Der berühmteste Dichter in dieser Gattung ist aber Don Pedro Calderon de la Barca. Seine Stücke dieser Art wurden zuerst in Madrid, 1677 u. f. (4) und darauf 72 an der Zahl von D. Pedro Pando y Mier, Madrid, 1716, 4, 6 Bde. herausgegeben; und in dem bei der Sammlung seiner Komödien von Juan de Vera Tassis (Madrid 1685—1694, und 1726, 4, 9 Bde.) befindlichen Verzeichniß werden ihm 94 zugeschrieben. Noch mehre scheinen unter seinem Namen einzeln und zugleich sehr verstümmelt gedruckt worden zu seyn, so wie deren noch von vielen andern Dichtern abgefaßt worden sind. In dem von Vinc. Garcia de la Huerta seinem Theatro Hespanol beigefügten Verzeichnisse, worin er drei Arten derselben, als Sacramentales, Alegoricos, y al Nacimiento de nuestro Senor annimmt, werden, S. 202 u. f., die Titel von 309 dergleichen

Stücke angeführt, und unter diesen befinden sich nur 18 von Lope. Was den Werth derselben anbetrifft, so sind wenigstens die von Calderon in Vergleichung mit den bekannten Mysterien und Moralitäten anderer Völker, wahre Meisterstücke. Die Ungereimtheiten, welche ihm von E. F. Flögel darin vorgeworfen werden, nämlich die Vermischungen von heiligen Personen, von Engeln und Teufeln ꝛc., das muß auch den Dichtern andrer Völker jener Zeit vorgeworfen werden, und solches in einem noch weit größeren Maaße. Wenn Calderon Bäume und Pflanzen personificirt hat, so findet man bei den Franzosen, besonders in der Moralität des Nic. de la Chesnaye, la condamnation des banquets, die Pillen, das Klystier, den Aderlaß, die Hülfe, den Zeitvertreib handelnd eingeführt. Und Signorelli, der so geflissentlich Ungereimtheiten aus ihnen mit Exclamationen über sie zusammen trägt, hätte dafür immer auch Nachrichten und Auszüge aus den Mysterien seines Volkes, über welche er mit ein Paar Worte hinwegeilt, geben sollen, und würde, wenn er sie aufrichtig aus den früheren Ausgaben gegeben hätte, eben dergleichen Ungereimtheiten und Anstößigkeiten aus ihnen haben den Lesern vorlegen müssen. Besonders dürfen die Spanischen Autos nicht nach den Beschreibungen von ihren Vorstellungen beurtheilt werden, weil die Spanischen Schauspieler viel freier, als an andern Orten, mit ihren Stücken umgehen, und in jene entweder irgend einen Gracioso hineinflicken, oder Veränderungen damit vornehmen. So kann z. B. in der Vorstellung des Autos, La Devocion de la Misa, vielleicht, wie Signorelli erzählt, die Messe wirklich gefeiert worden seyn; in dem Stücke des Calderon selbst wird diese Feier außer dem Theater vorgenommen. Uebrigens haben die Autos, wie mehrere profane

Stücke, ihre eigenen Prologen (Loas), die nach den Perſon, von welcher ſie gehalten werden, z. B. Prolog des Narren, des Bauern ꝛc., betitelt ſind. — Die zweite Gattung der eigentlichen chriſtlichen Komödien in Spanien ſind die Comedias de Santos, welche gewöhnlich mit den Autos verwechſelt werden; ſie ſind aber davon in ſofern ganz verſchieden, als in ihnen das Leben und die Thaten der Heiligen, in ordentliche Aufzüge oder Jornades abgetheilt, dargeſtellt werden. Es dürften wenige Heilige ſeyn, welche nicht auf dieſe Art auf die Bühne gebracht worden wären, dem Herrn von Blankenburg ſind, der Aufſchrift nach, mehr als ein Paar Hundert dergleichen Stücke bekannt. Das älteſte ſcheint die Maria des ums Jahr 1566 lebenden Juan Timoneda zu ſeyn; daß der Teufel, ſo wie die Engel und moraliſche Weſen aller Art in dieſen Stücken Rollen haben, verſteht ſich von ſelbſt; auch treten öfterer ein Nino Jesus (ein Jeſuskind) und ein Gracioſo (ein Hanswurſt) in ein und demſelben Stücke auf.

Die eigentliche Komödie der Spanier ſcheint, wie bei allen Völkern, ſich überhaupt aus Schauſpielen entwickelt zu haben, welche nicht eigentlich Komödien, und nicht einmal Dramen überhaupt waren. Naſarre erzählt, daß bei dem Krönungsfeſte Alfonſo des Vierten von Arragonien, im Jahre 1328 allerhand Geſänge und Geſpräche aufgeführt worden wären; und dergleichen Vorſtellungen haben gewiß öfter Statt gefunden, weil Johann der Erſte, Martin und Ferdinand von Arragonien den Mitgliedern der Gaya Ciencia oder der eigentlichen Dichter-Innung, das Vorrecht ertheilt haben ſollen, daß nur ihre, oder nur die von ihnen gut geheißenen oder gekrönten Ditados, Trobas und Dialogos öffentlich abgeſungen oder vorgeſtellt werden

dürfen. Von dem Inhalte und der Beschaffenheit derselben ist uns aber nichts bekannt, eben so wenig, als von der Art von Farcen, welche, nach dem gedachten Schriftsteller, bei den Turnieren dieser Zeit gespielt worden sind. Jedoch wurde im Anfange des 15ten Jahrhunderts zu Saragossa ein Schauspiel von Enrique de Villena aufgeführt, in welchem die Gerechtigkeit, die Wahrheit, der Friede und die Barmherzigkeit handelnd erschienen, und in dem Cancionero de todas las Obras de Juan del Enzina, Sar. 1516, finden sich allerhand dramatische Stücke, sehr vermischten Inhalts, worin die handelnden Personen größtentheils aus Schäfern bestehen; und Stücke dieser Art sind denn auch, wie Cervantes erzählt, die herrschenden, vorgestellten Stücke der Spanier noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts gewesen. Er sagt von den in seiner Jugend geschriebenen Komödien: „Sie waren Gespräche, fast wie Hirtengedichte, zwischen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin; man stutzte sie auf und verlängerte sie mit zwei oder drei Zwischenspielen, darin bald eine Mohrin, bald ein Kuppler, bald ein Schalksnarr, bald ein Biscayer (Tölpel) vorkam," und, aller Beschreischreibung nach, sind die, in verschiedenen Sammlungen, zu Velencia, 1568 gedruckten eigenen Arbeiten des Schauspielers, welcher diese Vorstellungen gab, des Lope de Rueda, von eben dieser Beschaffenheit. Auch Lope de Vega in seiner Arte nuevo de hacer comedias sagt, daß Liebeshändel gemeiner Leute darin dargestellt werden; und nach dem Fragmente zu urtheilen, welches im 2ten Bande, S. 223 u. f. des Werkes: Ueber Sitten, Temperament, Theater ꝛc. Spaniens (Leipzig 1781, 8.) davon abgedruckt worden ist, hat Nasarre eben so Unrecht, sie mit den Stücken des Plautus und Terenz zu vergleichen, als ihren Verfasser den Wiederherstel-

ler der Spanischen Bühne zu nennen; denn was wiederhergestellt werden soll, muß vorher schon einmal in Stand und Ordnung gewesen seyn. Von keiner andern Beschaffenheit und Einrichtung sind die Tholomea, Serafina und Duquesa de la Rosa des Timoneda, oder Alonso de la Vega, welche um eben diese Zeit (1566) zu Valenzia herauskamen, ob sie gleich durch eingewebte Bezauberungen etwas mehr Leben erhalten haben. Als Kunstwerk setzt Velazquez sie noch unter die vorigen. Die Spanier haben aber schon früher, nämlich schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts, gedruckte, obgleich nicht gespielte Stück gehabt, wie aus dem eben angeführten Worten des Cervantes zu schließen ist. Sie kommen der eigentlichen Komödie viel näher und sind die, unter der Aufschrift Propoladia zu Sevilla bereits 1520, 4. 1433, 4. erschienenen Stücke des Barth. de Torres Naharro, eines Geistlichen. Es sind deren acht Serafina, Trophea, Soldatesca, Tinellaria, Jmenea, Jacinta, Calamita und Aquilana. Nasarre sagt von ihrem Verfasser debe serenido por el primero, que dio formas a las comedias vulgares, als Begebenheiten und Handlungen in ihnen dargestellt werden, und als es ihnen nicht an Plan und Verwickelung mangelt. Die Spanier setzen den Nasarro unter die Verbesserer ihrer Sprache, auch soll er zuerst das Wort Jornada für Akt gebraucht haben. Auf ihn scheint Juan de la Cueva gefolgt oder doch wenigstens dem Cervantes vorangegangen zu seyn, obgleich weder dieser, noch Nasarre desselben gedenkt. Von diesem Schriftsteller sind Komödien schon im Jahre 1588 gedruckt worden. Unter seinem Namen gehen, außer vier Trauerspielen, folgende Stücke: La Constancia de Arcelina; El Degollado; Donde hay agravia hay venganza; El Infamador; Nadie se atreva a el

Honor; Quas es lo mas en amor, el desprecio o el Favor? El Vicio enamorado u. El Viejo enamorado. Was ſeine Stücke anbetrifft, ſo iſt die Sprache darin ſchön und ſie haben mehr Verwickelung und auch mehr Handlung, oder die Situationen darin ſind mehr verwickelt und ausgeführt, als in den Stücken des Naharro, dergeſtalt, daß Cueva wirklich unter diejenigen zu ſetzen iſt, welche die Spaniſche Komödie vervollkommnet haben. Nur die ihm von Mehreren zugeſchriebene klaſſiſche Regelmäßigkeit zeigt ſich in ſeinen Stücken nicht; auch iſt er ſelbſt zu beſcheiden, ſie ſich zuzueignen, er geſteht vielmehr ein, was ihm die Spanier Schuld geben, daß er zuerſt Könige und Königinnen, mitten unter gemeine Leute in das Luſtſpiel eingeführt, und dadurch die Verunſtaltung deſſelben allmählig veranlaßt habe. In dieſen Zeitpunkt gehört auch Chr. Caſtillejo, es ſind aber von demſelben keine Stücke gedruckt. Ferner verdient Chriſt. de Virúes hier eine Stelle, ob er gleich gewöhnlich nur unter die tragiſchen Dichter geſetzt wird; denn erſtlich haben unter den eigentlichen dramatiſchen Produkten der Spanier ſeine Stücke zuerſt den Titel von Tragikomödien geführt; ſie ſind es auch zum Theil, vorzüglich ſeine infeliz Marcela. Es ſind deren überhaupt achte, von denen ſich fünfe La gran Semiramis, La cruel Casandra, Atila furioso, La infeliz Marcela und Elisa Dido, in ſeinem Ombras, Mad. 1609. 8., finden, und drei, El Amor, Absalon und Saul y Jonatas ſind einzeln erſchienen. In der eben angeführten infeliz Marcela erſcheinen Schäfer und andere gemeine Perſonen mitten unter Helden; und traurige und edle Stellen wechſeln mit poſſirlichen und niedrigen ab. Ueberhaupt hatte de Virúes einen großen Einfluß auf die Spaniſche Bühne. Lope de Vega ſagt von ihm, daß er die Komödie aus der Kindheit ge-

rissen habe. Wodurch aber diese Vermischung des Tragischen und Komischen zuerst erzeugt oder begünstigt worden und ob sie vielleicht im Charakter der Nation selbst gegründet ist, läßt sich schwer ausmachen. Wie bereits bei Gelegenheit der Italienischen Komödie bemerkt worden, sind die Spanier nicht den übrigen Völkern Europas mit einem solchen dramatischen Gemengsel vorangegangen, wie die Tragikomödien sind; denn wenn die Stücke des Virúes, wie sich nicht zweifeln läßt, die ersten Spanischen Stücke dieser Art sind, so können die Italiener leicht deren ein halbes Jahrhundert früher gehabt haben; denn die bereits im Jahre 1522 gedruckte Cecaria des Antonio Epicuro fällt lange vor dem Zeitpunkte, in welchem Cervantes die Spanische Komödie noch in der größten Einfalt sah. Es wurde freilich nicht in Italien, wie in Spanien, der Geschmack an solchen Stücken, wenigstens nicht in allen Zeitpunkten herrschend, es wurden nicht dort, so wie hier, Vorzugsweise, nur dergleichen und nicht in solcher Menge geschrieben; denn mit jenem Zeitpunkte scheint nicht allein eine wahre Sündfluth von komischen Dichtern eingebrochen, sondern auch jenes Gemengsel von Tragischem und Komischem, eben so wie die Unregelmäßigkeiten aller Art immer größer geworden zu seyn. Die Spanier haben nicht nur Komödien von mancherlei Art, sondern viele derselben kommen auch, wenn sie nicht gerade von solcher Beschaffenheit, als die Komödien der übrigen Völker Europens sind, den gewöhnlichen Regeln näher, und dadurch oder sonst durch glückliche Erfindungen, Sprache ꝛc. zeichnen sich die Stücke folgender Dichter aus: Mich. Cervantes von dessen frühern Komödien man nicht einmal die Titel vollständig weiß. Gedruckt sind deren, ausser acht Zwischenspielen, zuerst achte; in neueren Zeiten sind noch zwei

von ihm zugekommen; La Numancia, und El Trato de Argel. In dem Prolog des Cervantes zu ſeinen Komödien, ſo wie an verſchiedenen Stellen des Don Quixote werden mehrere Spaniſche Komiker aus dieſem Zeitpunkte angeführt als de Rimon, Mig. Sanchez, Luis Velez de Guevera; Ant. de Galarza; Gasp. de Avila; ihre Stücke ſollen ſich aber durch nichts auszeichnen. Unter den von ihnen genannten gehört aber zu den Verfaſſern von guten Komödien: Franc. de Aguilar; ſeine Stücke heißen: El Agravio en la disculpa; El bravo Conde de Urena; La suerte sin esperanza; El Mercader amante, ein Stück, welches namentlich von Cervantes unter die Guten geſetzt wird. La Gitana melancolica; El Conde Grimaltos; La venganza honrosa; Los amantes de Cartago; El Ardor de Hespana sobre Sierra Nevada; Las Amenidades del Sonar; La fuerza del Interes; La nuera humilde.— Der Kanonikus Terrega: El Principe constante; La gallarda Irene; El Esposo fingido; La perseguida Amalthea; La Enemiga favorable, welches Cervantes ein gutes Stück nennt: El Cerco de Rodos; El Cerco de Pavia; Las suertes trocadas, y Torneo venturose; La Duquesa constante; La Condesa Constanza; La Sangre real de los Montaneses de Navarra — Don Mira de Mescua. Unter ſeinem Namen finden ſich viele Stücke in den verſchiedenen Sammlungen Spaniſcher Luſtſpiele. Eins von ſeinen Luſtſpielen „El Palado confuso“ iſt von Corneille in ſeinem Sanche d'Arragon nicht glücklich nachgeahmt worden. — Melch. Fernandez de Leon. Seine Stücke, deren Navarre rühmlich erwähnt, ſollen im Gan-

zen wirklich zu den bessern Stücken gehören. — Guillen de Castro, welcher von den Ausländern unter die guten Komiker der Spanier gezählt wird, obgleich die Spanier keine hohe Meinung von ihm hegen; denn Huerta nennt ihn uno di los mas triviales poetas. Seine Stücke sind unter dem Titel: Comedias. Valenc. 1618—1625, in 2 Bdn. 4. gesammelt, einzeln sind aber noch weit mehr gedruckt. — Juan de Hoz. Er wird von dem Nasarre unter die regelmäßigen Komiker der Spanier gesetzt. — Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza. Man findet mehrere Stücke von ihm in den verschiedenen Sammlungen der Spanischen Lustspiele. Aus einem dieser Lustspiele: „La verdad sospechosa“ hat Corneille seinen menteur gezogen, ein Stück, welches Voltaire selbst, der das Original aber irrig dem Lope und dem Roxas zuschreibt, für das erste Charakterstück der Franzosen erklärt, und dem er den größten Einfluß auf die Französische Komödie zuschreibt. Der Dichter ist in den Planen seiner Stücke eben so abentheuerlich, als sie es gewöhnlich in den Spanischen Stücken sind; aber an komischen, gut ausgeführten Situationen und an einer glücklichen Charakterzeichnung ist der Dichter reich. — Lope Felix de Vega Carpio ist wegen seiner erstaunlichen Fruchtbarkeit bekannt; aber er wird fälschlich zum Urheber der Unregelmäßigkeiten und Ungereimtheiten des Spanischen Theaters gemacht, welches sich aus seiner Arte nuevo de hacer Comedias, sondern auch aus den alten Stücken zeigte. Viele seiner Stücke sind freilich unter der Kritik; denn unter rührenden Stellen kommen niedrige und possirliche vor, und seine Fürsten sprechen öfter wie das gemeinste Volk, und gemeine Menschen wie Fürsten, oder vielmehr wie gebildete und gelehrte Leute; allein Erfindungsgeist und Darstellungsgabe läßt sich ihm nicht absprechen,

welche er sogar in einem hohen Grade besitzt. Er hat aber, nach von Blankenburg, vorzugsweise in das Spanische Drama ein eben so hochtrabenden, als erkünstelten Styl gebracht, und unstreitig die Unregelmäßigkeiten weiter, als sein Vorgänger getrieben, und durch sein Beispiel und durch den Beifall den er erhielt, seine Nation in ihrem Geschmacke bestärkt, ob er gleich unter ihr selbst in den Villega, Mesa, Miz. Andres, Antonio Lopez de Vega, Nasarre, Lupan, Moyans, Velazquez und Andere die strengsten Tadler gefunden hat. An dramatischen Stücken soll er, ausser 400 Autos, 1800 geschrieben haben; aber in dem von Huerta s. Theat. Hesp. beigefügten Verzeichnisse von den Dramen der Spanier, wobei die Register der Schauspielergesellschaften, auf welche Montalban und Andere sich berufen, zu Rathe gezogen worden sind, kommen, nächst verschiedenen Comedias di Santos, nur die Titel von ungefähr 480 vor, dergestalt, daß die Nachricht des Montalban doch wohl der Aufschrift seines Buches gemäß seyn könnte. Voltaire, der so gern, sagt Herr von Blankenburg, und die mehrstenmale so unglücklich, den Literator spielte, hat den Lope zu einem Schauspieler gemacht. Uebrigens werden seine Stücke noch jetzt gespielt. — Juan Perez de Montalban. Ausser einigen Autos und Comed. di Santos sind auch 77 Stücke von ihm vorhanden, welche noch immer gespielt werden und unter denen sich die Amantes de Teruel auszeichnen. — Meister Tirso de Molina oder eigentlich Franc. Gab. Tellez.

Man hat von diesem Dichter 79 Lustspiele, welchen es größtentheils nicht an glücklichen Erfindungen fehlen soll. — Aus seinem Convidado de piedra hat Molière sein Festin de pierre gemacht. — Ger. Cancer. Einer der besten unter den

jenigen Spanischen Dichtern, welche Comedias burlescas geschrieben haben, als La muerte de Baldavinos und die Mocedades del Cid; auch hat er mit Mertinez, Matos und Rosete einige Stücke in Gemeinschaft abgefaßt. Z. B. El Bruto die Babilonia, la Virgin de la Aurora, und andere mehr. — Franc. Fel. de Monteser. Er hat Burleske-Komödien geschrieben; so gehört z. B. sein Caballero de Olmedo zu den Burlesken-Komödien. — Juan Matos Fragoso. Man hat von diesem Dichter 45 Komödien und Tragi-Komödien. — Augustin de Salazar y Torres hat verschiedene Lustspiele geschrieben, unter andern El amor mas desgraciado, y Cefalo, y Procris; El Juez de su misma causa; Merito es la corona; Tetis y Peleo; Los juegos olimpicos; Mas triunfa el amor rendido; La mejor flor de Sicilia; Los dos Monarcas de Europa; Triunfo y venganza de amor. — Augustin Moreto y Cabana. Er gehört zu den vorzüglichsten Komikern der Spanier, besonders haben seine Rollen des Gracioso, des Harlekins der Spanier, durch Reichthum an glücklichem Witze, große Vorzüge vor der ähnlichen Rolle in den andern Dichtern. Er hat eine ganze Ladung Lustspiele geschrieben, und, außer seinen eigenen, noch einige in Gemeinschaft mit Pedro Lanini, Malos und Ger. Cancer. Man findet bei ihm strenge Einheit der Zeit und des Ortes nur selten; allein dafür wird man durch gewählte und gut behandelte Situationen, und durch vortreffliche Charakterzeichnung schadlos gehalten. Gedruckt sind von seinen Stücken sechs und dreißig erschienen. — Franc. de Roxas. Die Spanische Bühne besitzt unter diesem Namen 73 Stücke, da aber zwei Dichter einen ähnlichen Vor- und Zuna-

men geführt haben, so läßt sich, ohne eine genaue Kenntniß dieser Komödien, nicht entscheiden, welche dem einen oder dem andern zukommen. Der ältere, welcher um's Jahr 1680 lebte und der besser ist, auch noch verschiedene seiner Stücke selbst herausgab, hat verschiedene, von Französischen Dichtern benutzte, Stücke geschrieben, als Donde hay agravios, no hay zelos, y Amocriado, woraus Scarron seinen Maitre et valet, und Entre Bobos anda el Juego, D Lucas del Cigarral, woraus Th. Corneille, seinen D. Beltran de Cigarral gezogen. Man muß die Arbeiten dieses Dichters aber nicht nach den Uebersetzungen und Nachahmungen der Französischen Dichter beurtheilen, Linguet selbst sagt von der ersteren, wo Roxas bloß vertraulich ist, ist Scarron niedrig, und wo jener natürlich ist, ist der andere gezwungen und geziert. Die Geschichtschreiber der Französischen Bühne behaupten jedoch, daß diesem ungeachtet Scarron mit seinem Stücke zuerst den komischen Dialog auf das Französische Theater gebracht habe. — Luis Coello, ein Zeitgenosse des Roxas, hat verschiedene Lustspiele geschrieben, die sich in den verschiedenen Sammlungen von Spanischen Komödien finden; z. B. Dicho y hecho; Lo que puede la porfia; El Arbol de mejor frutto; Yerros de naturaleza, y aciertos de la fortuna; Los dos Fernandos de Asturia; Adultera castigada, El escudo de la fortuna; El Robo de las Sabinas etc. — Antonio de Solis, einer der ersten und regelmäßigsten Komiker der Spanier. Seine Stücke sind: El amor al use, von Corneille, unter dem Titel l'amour à la mode auf die Französische Bühne gebracht; El Doctor Carlino; El Alcalzar del Secreto: La gitanilla de Madrid; Un bobo hace ciente;

Las Amazonas; La firme lealtad; Euridice y Orfeo; Amparar al enemigo. — Pedro Calderon de la Barca, Hanao y Ryano. Die Eigenheiten dieſes dramatiſchen Dichters beſtehen vorzüglich in den Verwickelungen ſeiner Stücke und in der Gabe, die Erwartung der Zuſchauer bis auf den letzten Augenblick zu ſpannen; ſowohl hierin, als auch in der Sorgfalt und Fülle der Ausarbeitung überhaupt, übertrifft er den Lope weit, und in Anſehung ſeiner Charaktere hat Signorelli bemerkt, daß, ſo romantiſch dieſe uns ſcheinen, ſie dennoch die Sitten ſeiner Zeit darſtellen; auch hat er ſie ſicherlich zu ſchildern und in Handlung zu ſetzen gewußt; jedoch ſoll ſein Dialog, nach dem Herrn v. Blankenburg, ſehr ungleich ſeyn und von geſuchten Wortſpielen und Witzeleien wimmeln. Durch ſein Beſtreben den Zuſchauer in Ungewißheit zu erhalten und ihm viel Beſchäftigung zu geben, oder ſeinen eigenen Scharfſinn in der Erfindung zu zeigen, wird die Haupthandlung öfter verwirrt. Die von ihm geſchriebenen Schauſpiele, außer den bereits aufgeführten Autos, ſind über hundert und zwanzig. Im Jahre 1760 ſind deren zu Madrid 11 Quartbände gedruckt worden. Huerta hat in ſeinem Theat. Hesp. folgende, als die vorzüglichſten darunter, aufgenommen: Dar tiempo al tiempo; Tambien hay duello en las Damas; La Dama Duende; Qual es major perfeccion; El Escondido y la rapada; El Secreto a voces; Bien vengas mal si vienes solo; Los empenos de un acaso; von Th. Corneille in den Engagemens du hazard nachgeahmt; No siempre lo peor es cierto; Con quien vengo, vengo; Mejor esta que estaba; Primero soy yo; Casa con dos puertas mala es de guardar; No hay burlos con el amor; Eco y Narciso; El Alcalde de Zala-

méa; Los Empeños de seis horas; El Astrologo fingido etc. etc. Wie ſehr die Luſtſpiele des Calderon geſchätzt werden und wie reich ſie an Humor ſind, beweiſet, daß jetzt faſt in allen bedeutenden Europäiſchen Sprachen davon Ueberſetzungen gemacht werden. — Joſ. de Cannizares. Er hat eine nicht unbedeutende Anzahl guter Luſtſpiele geſchrieben. Die Sprache ſoll darin zuweilen ein wenig ſchwülſtig ſeyn; allein die mehrſten ſollen ſich durch regelmäßige Plane, glückliche Charakterdarſtellungen und durch wirklich komiſche Situationen auszeichnen. — Ant. de Zamora. Seine Luſtſpiele ſind im Ganzen nicht bloß regelmäßig, ſondern es läßt ſich ihm auch nicht glückliche Charakterzeichnung abſprechen. Das beſte ſeiner Stücke iſt El Hechizado por fuerza; dann ſind noch folgende bei den Spaniern beliebt: Desprecion vengan desprecios; El India perseguido; Con musica, y por amor; Amor es quinto elemento; El Blason de Guzmanes; Mazariegos y Monsalves; Todo lo vence el amor; Aspides hay Basiliscos; Duendes son Alcahuetes, y Espiritu foleto; Sempre hay que envidiar amando; Viento es la dicha de amor; La defensa de Cremona; La defensa de Tarifa; El Custodio de Hungaria; Hercules furente; Poncella de Orleans; Don Bruno de Calahorra etc. — Franc. Bances Candamo. In ſeinen Luſtſpielen iſt Regelmäßigkeit, Anſtand, Wahrſcheinlichkeit; jedoch ſoll es ihnen an komiſcher Kraft gebrechen. Man hat von demſelben: El Duelo contra su Dama; La Piedra filosofal; Quien es quien premia el amor; Orlando furioso; El Esclavo en grillos de oro; Duelos de ingenio y fortuna: La inclinacion Hespanola; Por su Rey y por su Dama; Fieras de zelos y amor etc. — Telles de Acebedo. Dieſer Dichter hat ſeine

keit, seine Furchtsamkeit, hat er nicht mit dem Harlekin gemein. Ehe könnte der Sosias des Plautus, oder der Davus und andere dergleichen Sklavenrollen aus dem Terenz sein Muster seyn. Die Spanischen Dichter schildern ihn, und brauchen ihn auf die mannigfaltigste Art. Er ist zuweilen höchst schlau und verschlagen, wie man es z. B. in dem Tarugo sehen kann, und zuweilen possirlich einfältig; oft ist er ein Werkzeug der Verwickelung und eben so oft der Entwickelung; mit einem Worte, er ist die Springfeder der mehrsten Stücke; aber gewiß nur in den schlechtesten auf solche Art spaßhaft, wie Riccoboni und Flögel ihn darstellen. Hier muß übrigens noch bemerkt werden, daß der Cosma, aus dem von Lessing in der Dramaturgie angeführten Grafen Essex, welchen C. F. Flögel zu dem besondern Hanswurst der Spanier macht, nichts, als der Gracioso dieses Stückes ist; denn dieser hat immer in jedem Stücke seinen eigenen Namen, und so wie er hier Cosma heißt, so heißt er in andern Stücken anders, bald Tarugo, bald Fabio, bald Bustos, bald Tabaco, bald Alarve, bald Clarin ꝛc. Gracioso ist bloß ein theatralischer Beiname, welchen Lessing durch Hanswurst zu übersetzen oder so zu benennen sehr Recht hatte, den aber Flögel nicht, wie er thut, von dem Gracioso hätte unterscheiden sollen. Eine andere, schale, obgleich seltener vorkommende komische Person dieser Art ist der Vejete. Die Grundlage seines Charakters scheint Treuherzigkeit und Liebhaberei der Flasche zu seyn. Schon die Benennung zeigt, daß es die Rolle eines Alten ist, und daher ist er denn auch immer weniger, als der Gracioso, in die Verwickelung des Stückes eingeflochten. In den Zwischenspielen hat er indessen öfterer die wichtigste Rolle. Die vornehmen Alten heißen auch Barba. — Der Gallega, eine an-

dere Person dieser Art, ist ein Gallicischer Einfaltspinsel, welcher, nach einem, erst aus der Provinz in die Hauptstadt gekommenen, Bedienten gebildet zu seyn scheint; diesem gemäß noch nicht in vornehmen oder reichen Häusern dient und übrigens noch seinen Gallicischen Dialect hat. — Drittens haben viele Stücke ihre eigenen Prologe (Loas), welche sehr oft ganz eigentliche Vorspiele sind, das heißt, aus Gesprächen zwischen mehreren und öfters allegorischen Personen bestehen. Sie enthalten das, was man gewöhnlich die Exposition oder Ankündigung, wie es Sulzer übersetzt hat, nennt, oder scheinen doch ursprünglich hierzu vorzüglich bestimmt gewesen zu seyn; und da nun hierdurch alle Erzählung in den Stücken vermieden wird, und diese also gleich mit der Handlung anfangen können; so läßt sich ihrer Einführung keineswegs aller Werth absprechen. Indessen sind sie doch sehr aus der Mode gekommen und auch wohl nicht immer, auf die eben angezeigte Art, mit dem folgenden Stücke verbunden gewesen. Ferner wird es gewöhnlich als eine Besonderheit der Spanischen Bühne angesehen, daß sie sehr viele Stücke von zwei, drei und mehreren Verfassern hat; allein nicht bloß hier, sondern auch in Frankreich und England haben öfters mehrere an einem Stücke gearbeitet, und das einzige, was vielleicht den Spaniern hierin besonders zukommt, ist, daß es Stücke giebt, z. B. El Rey Alfonso el sexto und la conquista de Toledo, welche das Werk von acht, und andere, als Arauco domado, welche das Werk von neun Dichtern zugleich sind. Was die Eigenthümlichkeiten des ächten Spanischen Theaters anbetrifft, so kann man solche nicht besser, als mit G. E. Lessings Worten bezeichnen: „Eine ganz eigene Fabel, eine sehr sinnreiche Verwickelung, sehr viele, und sonderbare und immer neue Theaterstreiche; die ausge-

macht dergleichen Sammlungen immer noch fortwährend, weil die gespielten Stücke, sie mögen alt oder neu seyn, immer wieder von neuem gedruckt werden. In diesen Sammlungen geben nun die Buchhändler, als gewöhnliche Herausgeber, und nicht die Verfasser selbst, den Stücken sammt und sonders die Beiwörter famosa oder auch grande.

Mit der Spanischen Komödie verbunden sind die zwischen den Jornaden gespielten kleinen Stücke, oder Entremeses. Sie sind, nach dem Cervantes, so alt, als die Spanische Bühne, und gehören in ihrer Art zu den besten dramatischen Produkten der Spanier, wie auch Signorelli anführt. Sie führen, nach Maaßgabe ihres Inhaltes und ihrer Beschaffenheit, verschiedene Benennungen, als Entremese überhaupt, und wenn sie mit Tanz verbunden sind, Bayle, so wie, wenn Masken darin vorkommen, Mociganga, und, wenn sie aus bloßem Gesange bestehen, Saynete oder auch ursprünglich Xacara. Der Gesang findet sich fast in allen, wenigstens endigen die mehrsten sich mit einem Liede, auch sind die mehrsten in Versen abgefaßt. Die darin auftretenden Personen sind gewöhnlich niedrigen Standes und der Zahl nach sehr wenige. In den neuern Zeiten hat man mehr Verwickelung hineingebracht und sie dadurch bis zur Größe kleiner Lustspiele ausgedehnt. Geschrieben sind dieser Entremeses sehr viele geworden, von Lope de Rueda, dem ersten komischen Dichter an, bis auf Ramon la Cruz. Huerta hat seinem Catalogo ein Verzeichniß von mehr als 400 Stücken dieser Art beigefügt; auch sind noch verschiedene Sammlungen davon vorhanden.

In der Spanischen Sprache führen noch die Namen von Comedia und Tragi-comedia verschiedene in Prosa abgefaßte und vielleicht schon mit dem Ausgange des 15ten oder doch mit dem Anfange des

16ten Jahrhunderts erschienene Schriften, die auch in Aufzüge und Auftritte abgetheilt sind, und von den Spaniern selbst unter die Lustspiele gesetzt werden; da aber keins derselben zum Aufführen gemacht worden ist, so verdienen sie hier eben so wenig einen Platz, als die Komödie des Dante und so viele Schriften aus jenem Zeitpunkte, welche ähnliche Titel haben.

Die Komödie oder das Lustspiel bei den Franzosen. In Frankreich ist das Lustspiel sehr alt; schon Karl der Große verbot das Spielen der Histrionen, und unter den Gesetzen der Könige von dem zweiten Stamme findet sich eins, worin den Schauspielern bei Leibesstrafe untersagt wird, in geistlichen Kleidungen aufzutreten. Von welcher Beschaffenheit diese aber waren, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Das Alter der geistlichen Schauspiele oder Mysterien in Frankreich, das heißt, in der Landessprache abgefaßten Stücke dieser Art, steigt, so viel bis jetzt bekannt ist, bis in das 13te Jahrhundert hinauf; nach Andern, z. B. Riccoboni, Signorelli ꝛc., soll der mit dem Ausgange des 14ten Jahrhunderts sich gebildete chant royal die Veranlassung dazu gegeben haben; allein dies ist falsch, und die erste Angabe die richtigste. Im Jahre 1380 vereinigte sich eine besondere Gesellschaft in Paris (Confrerie de la passion) zur Aufführung der geistlichen Schauspiele, wodurch diese Schauspiele mehrere Selbstständigkeit, so wie sie sich auch bis zum Jahre 1548, in welchem Jahre sie untersagt wurden, auf dem Theater erhielten.

Die aus den Mysterien entsprungenen und mit ihnen verbundenen Moralitäten, oder diejenigen Stücke, in welchen vorzüglich lauter allegorische Personen auftreten, scheinen in Frankreich mit Ausgange des 14ten oder im Anfange des 15ten Jahrhunderts entstanden

zu seyn. Um diese Zeit wurde nämlich die Innung der Prokuratoren (La Bazoche) zu Paris, wahrscheinlich durch den Beifall, welchen die vorher gedachte Gesellschaft erhielt, bewogen, auch Schauspiele zu geben; und da jene auf die Vorstellung der heil. Geschichten ein ausschließendes Privilegium hatte, so verfielen diese auf die Vorstellung von Stücke, welche die Moral lehren sollten, es ist wenigstens nicht bekannt, daß deren dort wären früher geschrieben worden. Auch die Stücke weltlichen Inhalts oder die eigentlichen Lustspiele, Komödien, sind in Frankreich sehr alt. Zwar haben die sogenannten Troubadours nicht, wie sonst behauptet wurde, deren geschrieben; allein es läßt sich doch nicht läugnen, daß ihre, unter Begleitung von Musik und allerhand Taschenspielerkünsten und Gaukeleyen, abgesungene Lieder, eine Art von Schauspiel gebildet haben müssen, und die neuesten Geschichtschreiber der Französischen Bühne führen sie auch noch immer unter den dramatischen Schriftstellern auf.

Man findet in Frankreich, bald nach der Errichtung der vorhergedachten Gesellschaften, verschiedene, der Geistesbildung des Zeitalters angemessene, Arten von weltlichen Dramen, welche anfangs mit jenen religiösen und moralischen Dramen zugleich gespielt wurden, solche aber sehr bald von der Bühne verdrängten. Die erstern derselben waren die sogenannten Farcen, Stücke in einem Akte und von wenigen Personen. Die Zeit ihrer Entstehung ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt; gewöhnlich schreibt man die Erfindung derselben den Mitgliedern der Bazoche zu; sie würden daher in den Ausgang des 14ten oder in den Anfang des 15ten Jahrhunderts fallen; jedoch glaubt le Grand in dem vermeintlich im 13ten Jahrhunderte geschriebenen Jeu du Pelerin schon eine Farce oder doch die Anlage dazu zu fin-

den, und die Verfaſſer der Encyklopedie behaupten, daß in der ums Jahr 1310 vollendeten Fortſetzung des Roman de la Rose, die berühmteſte dieſer Farcen, der Advokat Patelin, bereits aufgeführt iſt, und daß wohl gar Wilh. Loris der Verfaſſer derſelben ſeyn könne; indeſſen wird dieſes Stück weder von Andern und zum Theil weit ſpätern Schriftſtellern, als dem Pierre Blanchet, dem Franc. Corbeuil und Anderen mehr beigelegt. Es mag nun ſeyn wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß erſt mit dem Ausgange des 14ten Jahrhunderts Stücke dieſer Art regelmäßig auf der Bühne erſchienen ſind, weil es nicht eher ſtehende Schauſpielergeſellſchaften gab, und von dieſem Zeitpunkte an wurden auch ſehr viele geſchrieben und geſpielt. Wie es ſcheint, ſo hat es deren vier verſchiedene Gattungen gegeben, wenigſtens ſpricht La Porte, in ſeinem Werke von den Beiwörtern, von Farce joyeuse, histrionique, fabuleuse, enfarinée, morale, recreative, facetieuse, badine, françoise, nouvelle. Der Zweck aller war, die herrſchenden Laſter und Thorheiten lächerlich zu machen, und dieſer Zweck ſoll in vielen glücklich erreicht worden, aber zugleich ſie ſelbſt ſehr bald in plumpe und perſönliche Satyren ausgeartet und mit ſchmutzigen Zweideutigkeiten angefüllt geweſen ſeyn. Nur ſehr wenige ſind von den erſchienenen vielen noch übrig, und von dieſen iſt der angeführte Patelin die merkwürdigſte und bekannteſte. Ob ſie urſprünglich, wie Flögel will, in Proſa abgefaßt geweſen, beruht auf bloßen Muthmaßungen und iſt nicht wahrſcheinlich, weil, wenigſtens nach den übrig gebliebenen Stücken dieſer Art zu urtheilen, keine anderen, als verſificirte, geſpielt wurden. Uebrigens werden in verſchiedenen derſelben noch moraliſche Weſen, als Dire und Faire, Peu, Moins, Trop und Prou, Rond und Quarré ꝛc. aufgeführt,

und in andern Stücken die Personen noch nicht benannt. Namen, deren beyde hieß Mari, Femme, Veuve, Fille, Veillard ꝛc., wodurch der damalige Zustand des Französischen Theaters und der darüber ausgeübte Witz von Damen a la mariée belles filles gehörig wird: noch führt eine derselben jener den Titel Komödie (Comedie des deux filles et des deux mariées), deren Verfasser die bekannte Margaret de Valois, Schwester Franz des Ersten, seyn soll.

Eine zweite Gattung komischer Dramen aus diesem Zeitpunkte sind, die Sotties oder Soties. Ihre Entstehung fällt unter die Regierung Karls des Sechsten, und daher in den Anfang des 15ten Jahrhunderts. Ihre Benennung, so wie ihr Daseyn schreibt sich von einer Gesellschaft junger Leute her, welche in diesem Zeitpunkte unter dem Namen der Enfans sans soucy sich vereinten und deren Vorsteher Prince des sots oder Roi des sots und wahrscheinlich deswegen so hieß, weil er auf die Thorheiten des menschlichen Geschlechts sein Reich gründen wollte; sie schrieben nicht allein diese Stücke, sondern spielten sie auch selbst. Sie haben ihrer Beschaffenheit nach in sofern Aehnlichkeit mit den Moralitäten, als die darin auftretenden Personen bloß allegorische Wesen waren, wie z. B. le monde, Abus, Sot dissolu, Sot glorieux, Sot corrompu, Sot trompeur, Sot ignorant, Sotte folle, Sotte commune, Sotte occasion, Sotte fiance oder Benefice grand, Benefice petit, Vouloir extraordinaire, Seigneur de Joye, Seigneur du plat d'argent, Abbé de platte bourse ꝛc.; sie weichen aber darin gänzlich von ihnen ab, daß sie nicht, wie die Moralitäten, gleichsam Moral lehren, sondern Gebrechen und Laster züchtigen wollten, und, nach den übriggebliebenen zu urtheilen, verschonten sie weder die Geist-

lichen, noch den König selbst, wenigstens nicht Ludwig den Zwölften, der das, warum er vielleicht Lob verdient hätte, seine Sparsamkeit, sich öffentlich von ihnen vorwerfen lassen mußte; allein, gleich einem weisen Fürsten, auch nie verlangt hatte, von ihnen verschont zu werden. Anfänglich schienen sie allein gespielt worden zu seyn, aber sehr bald wurden sie auch mit den Moralitäten zusammen, von den Clercs de la Bazoche, und sogar in Verbindung mit den Mysterien der Corfrérie de la Passion, deren Vorstellungen dadurch den Namen von Jeux de pois pilés erhielten, als Zwischen- oder Nachspiele aufgeführt. Die Gesellschaft selbst, welche ihnen den Namen gab, scheint ums Jahr 1612 eingegangen zu seyn.

Die eigentliche Komödie, oder dramatische Stücke in der Form und von der Beschaffenheit der Griechischen und Lateinischen Komödie, sind in Frankreich nicht eher, als um die Mitte der 16ten Jahrhunderts geschrieben worden. Den besten Begriff von der regelmäßigen Komödie haben die Franzosen wahrscheinlich erst durch die Uebersetzung der Andria des Terenz von Bonaventura im Jahre 1537, wofern nicht schon durch eine frühere, völlige Uebersetzung dieses Dichters, erhalten. Das erste Originalstück dieser Art, ist die im Jahre 1552 gespielte, in achtzeiligen Versen abgefaßte, Eugène, ou la Rencontre von Etienne Jodelle. Nach dem Jodelle haben für die komische Bühne der Franzosen überhaupt gearbeitet: Jacq. Grevin, Remy Belleau, Jean de Baif, Jean de la Taille, Pierre de la Rivey. Von diesen letztern sind vier Stücke bekannt, welche sind: le Laquais, le Vefue, les Esprits, le Morfondu, les Jaloux, les Escoliers, la Fidèle, la Constance und les Tromperies. Sie kamen 1579 in Paris und Lyon, und

1601 zu Rouen heraus. Die drei letzten erschienen erst im Jahre 1611. Diese Stücke sind sämmtlich in Prosa abgefaßt und der Verfasser vertheidigt sich dieserhalb in der Vorrede der ersten Sammlung, mit dem Beispiele der Italienischen Komiker. Es fehlt diesen Stücken nicht an Werth, das heißt, nicht an einzelnen niedrigkomischen Zügen; allein an Charakterschilderung ist bei ihnen nicht zu denken, und die Verwickelungen sind größtentheils sehr verwirrt. Molière und Regnard haben seine Arbeiten benutzt. Der Verfasser hat die Ideen zu seinen Lustspielen aus Italienischen Stücken genommen.

Nic. Filleul, dessen im Jahre 1566 gespieltes Stück, les ombres, die erste Komödie in Frankreich zu seyn scheint, welche den Titel Pastorale führt, und worin sogenannte Schäfer und Schäferinnen, oder Personen mit Schäfernamen auftreten. — Alex Hardy, Balth. Baro, Jean Rotrou, Paul Scarron, Franc. de Bois Robert, Jean Desmarets, Pierre Corneille, welcher der erste war, wie Voltaire sagt, der die Komödie aus der Barbarei und Erniedrigung riß. Jean B. Poquelin de Molière. „Vor dem Molière," sagt Fontenelle, „suchte man das Lächerliche in sehr mühsam ersonnenen Begebenheiten; man dachte nicht daran, es aus dem menschlichen Herzen, das daran so reich ist, zu schöpfen." Das erste seiner gedruckten Stücke ist der Etourdi. Seine Komödien sind von Castelli in das Italienische; von John Ozell, Heinrich Baker und Jam. Miller in das Englische; von Joh. Sam. Müller in das Deutsche übersetzt worden, und für Deutsche von Mylius und Meißner. Ant. Jacq. Montfleury; Jean Franc. de la Tuillerie; Phil. Quinault; Raym. Poisson; Is. de Benserade; Jean de la Fontaine;

Jean Racine; Edm. Bourſeault; Chr. de St. Evremont; Noel de Hauteroche; Th. Corneille; Jean Franc. Regnard; Jean Palaprat; Dav. Aug. Brueys; Jean Gilb. Campiſtron; Chr. Riviere du Fresny; Flor. Dancourt; Joſ. de la Font; Marc. Ant. le Grand; Mich. Boyron, Baron genannt; Ant. Houdard de la Motte; Jean B. Rouſſeau; Autreau; Alain Rene le Sage; Louis Fuſelier; Chr. Ant. Coypel. Einer der Erſten, welcher im Jahre 1718 für die Italieniſche Bühne zu Paris Franzöſiſche Stücke ſchrieb, d'Alainval; Louis Riccoboni; Tom. l'Affichard; Pierre Clem. Nivelle de la Chauſſee; Phil. Ner. Destouches; Charles Bart. Fagan; Guyot de Merville; Louis Franc. de Lisle; Bernh. de Fontenelle; Francoiſe de Grafigny; Louis de Boiſſy; Louis Cahuſac; Joſ. Franc. Desmahis; Jean de la Noue; P. Chr. Marivaux; Chr. Franc. Panard; Ant. Alex Poinſinet; la Grange; Frc. Aug. de Moncrif; Alex Piron; Cl. Henr. Voiſenon; Germ. Freſ. Poultain de St. Foix; Mazon de Pezay; Jean B. Greſſet; Frc. Arouet de Voltaire; Cl. Joſ. Dorat; Dion. Diderot; Lebret; Saint Marc; Benj. Joſ. Saurin; Ch. Paliſot de Montenoy; Moulier de Moiſſy; Mich. Jean Sedaine; Edm. de Sauvigny; Jean Frc. Baſtide; Louis Marin; Ch. Colle; Coudray; Barthe; Et. Niel de Champfort; Jean Frc. Cailhava; Carmontel; Fenouillot de Falbaire; Carron de Beaumarchais; Louis Etienne Mercier; Pierre Chr. Roy; Orneval; Chr. Jacque de la Marliere; Gabr. Mailhol; du Vaure; Rochon de Chabannes;

Rozoy; le Blanc; Harny; Araignon; Courtial; Denom; Arthaud; Obrien; Dubier; la Borde; Florian, Monnier; Desfontaines; la Coste de Mezieres; Chauveau; Quetaut; Chev. de Laures; Avesne; Azemar; Monvel; Abt. Schosne; Collot d'Herbois; Desforges; Lantier; Mad. de Sillery oder Gräfin Genlis; Jul. de Vinesac; Dúdoyer; Imbert; Dorvigny; Chabeaussiere; Moline; Msll. Raucourt; Murville; Forgeot; Billard; Jean Frc. d'Harleville Collin; Dampiere; Pieyre; Desforges; Laugeon; Andé; Vigne; Marq. de Bievre; Andrieux; Patrat; Watelet; Dorfeuille; Ranquil Lieutaud; Mad. Beaunoir; Chev. de Cubieres; Garnier; Barbier; Rochefort; Valigny; Milcent; Mad. de Gouges; Montagne; Mis; Borel; Robert; Filias; Fabre d'Eglantin; Dezede ꝛc. ꝛc.

Was die verschiedenen Gattungen der Französischen Komödie anbetrifft, so ist sie daran reicher, als irgend eine andere Bühne, wenigstens unterscheiden die Französischen Kunstrichter ihre Stücke auf sehr mannigfaltige Weise. Ohne die Eintheilung in die Comédie d'intrigues und die Comédie de caractère, oder das Haut comique, oder comique noble, das comique bourgeois und das bas comique, je nachdem die Dichter vornehme oder bürgerliche, oder gemeine Personen aufführen, zu gedenken, finden wir — 1) Comedies heroiques, oder solche, worin Könige oder Fürsten auftreten und deren noch, aber nur wenige, erscheinen oder gespielt werden. — 2) Pastorale, deren Personen vorgebliche Hirten oder Schäfer sind. — 3) Comedies larmoyantes, oder das rührende Lustspiel, für dessen Urheber oder Erfinder Nivelle de la Chaussee

ausgegeben wird; allein es ſoll weit älter und ſchon in dem Philosophe marié des Destouches, welches im Jahre 1727 aufgeführt worden, zu finden ſeyn. Noch näher kommt dem rührenden Luſtſpiele das, im Jahre 1734 erſchienene, Mündel des Fagan; und einzelne, wirklich rührende Auftritte giebt es in mehreren älteren Komödien. Indeſſen war vor la Chauſſee der rührende Ton noch nicht in irgend einem größeren Stücke der herrſchende Ton geweſen, und ſo iſt ihm die Ehre der Erfindung geblieben. An Nachfolgern, welche die Gattung endlich bis zum Erſthaften umbildeten, hat es nicht gefehlt. Der Sidney des Greſſet; die Nanine des Voltaire; die Cenie der Gräfigny; der Hausvater des Diderot, welcher die erſte eigentliche ernſthafte Komödie war, und viele andere Stücke von Mercier, Fenouillot de Falbaire, Beaumarchais, Colle ꝛc. gehören hierher und erſchienen zuletzt unter dem Titel von Drame, deren Charakter, in Vergleichung mit der Komödie von Mercier, in einem beau moment de la vie humaine, qui revéle l'interieur d'une famille; ou sans négliger les grands traits, on recueille précieusement les details, geſetzt worden iſt. Welches Stück aber dieſen Titel zuerſt geführt hat, iſt dem Herrn von Blankenburg nicht bekannt. — 4) Comedies ballets oder Stücke, welche mit Geſang und Tanz verbunden ſind. — 5) Pièces à scènes détachées, oder Scènes à tiroir, welche ſich dadurch von der gewöhnlichen Komödie unterſcheiden, daß die einzelnen Auftritte keine Verbindung unter ſich haben, und daß alſo keine eigentliche Verwickelung und keine eigentliche Auflöſung darin Statt findet; als Beiſpiel kann die Nouveauté des Le Grand dienen, und das Muſter dazu ſoll der Momus Fabuliste des Fuſelier, gegeben im Jahre 1717, geweſen ſeyn. —

6) Proverbes dramatiques, worin die handelnden Personen irgend ein Sprichwort darstellen und wovon die Verwickelung also gleichsam ausserhalb dem Charakter derselben liegt. Der Urheber davon war Carmontel. — 7) Als eine eigene Gattung lassen sich die, zur Erziehung geschriebenen Stücke, oder die Schauspiele für Kinder ansehen, z. B. die Demidrames des St. Marc., die Stücke der Gräfin Genlis. — 8) Eine andere eigene Gattung machen die Stücke der Comedie Italienne in so fern aus, als diese lange Zeit für sich allein bestand, und auch in den für sie geschriebenen Französischen Stücken, auch zum Theil Rücksicht auf die stehenden, komischen Charaktere der Italienischen Komödie aus dem Stegereife genommen worden ist, oder doch diese Stücke, durch eingeflochtene Arien und dergleichen mehr, sich von der eigentlichen Französischen Komödie unterscheiden. Sie wurde, wie die Benennung schon sagt, von Italienischen Schauspielern aufgeführt. Schon im J. 1577 hatte Heinrich der Dritte eine Gesellschaft derselben, die Gelosi, aus Venedig kommen lassen, und wenn sich gleich diese, so wie andere folgende, nicht lange behauptete, so kamen doch von Zeit zu Zeit andere, so daß, bis zum Jahre 1716 acht verschiedene dergleichen Gesellschaften ihr Glück in Frankreich versucht hatten. Die letzte von diesen spielte indessen auch, vom Jahre 1682 an, Stücke in Französischer Sprache.

Im Jahr 1716 nahm der Regent eine andere, von Riccoboni zusammengebrachte Gesellschaft an, die sich unter mancherlei Abwechselung bis auf die neueste Zeit erhalten hat. Anfänglich führte sie in Italienischer Sprache Stücke aus dem Stegereife auf; allein der Reiz der Neuheit war nicht groß genug, daß dazu die Franzosen lange Lust behalten hät-

ten Italienisch zu lernen. Die Gesellschaft war schon im Jahre 1718 auf den Punkt, Frankreich zu verlassen, als Autreau es wagte, für sie ein Französisches Stück in drei Akten, untermischt mit Gesang und Tanz, Le Port-à-l'anglais ou les nouvelles debarquées, worin ein Theil der Italienischen Charakterrollen beibehalten sind, zu schreiben. Den Beifall, welchen es erhielt, munterte mehrere Dichter auf, und von jetzt an wurden ähnliche Stücke, in welchen die Maske des Harlekin verfeinert, und er aus einem bloßen Balourd und Gourmand, in einen, bald naiven, bald so gar verschlagenen Spötter allmählig umgeschaffen ward, so wie Parodien und mitunter auch noch Stücke aus dem Stegereife und sogar halb Italienische, halb Französische Stücke vorgestellt. Allein auch hierbei blieb die Italienische Truppe nicht stehen; sie versuchte Alles, um sich durch Mannigfaltigkeit neu zu erhalten. Sie gab ganz eigentliche Französische Komödien, worunter l'Arbitre des differends im Jahre 1725 eine der ersten gewesen seyn soll, Feuerwerke, Pantomimen ꝛc. Und wirklich führte sie durch eine freie Nachahmung der Serva Padrona, mit Beibehaltung der Musik des Pergolese, nicht allein die Italienische komische Opernmusik auf dem Theater im Jahre 1754 ein, sondern brachte auch ganz eigentlich Französische Lustspiele mit Gesang, oder die Französischen Operetten darauf. Alles dieses schützte sie indessen nicht; sie wurde im Jahre 1762 mit der Französischen Opera comique dergestalt vereint, daß sie wechselweise mit dieser, aber nichts als Italienische Stücke spielen durfte. Im Jahre 1780 wurde sie gänzlich aufgehoben. Nur ein Paar Mitglieder derselben, vorzüglich der Harlekin, wurde von der Französischen Opera comique in so fern beibehalten, als auch diese noch Französische Stücke mit dergleichen Rollen spielt. Die übrigen Mitglieder der-

selben vereinten sich nun mit andern zu einer eigentlichen Italienischen komischen Operngesellschaft, welche von nun an fortbestand, und auch Stücke in Französischer Sprache mitunter aufführte. Die von den ersteren dieser Gesellschaft gespielten Stücke, oder die Entwürfe davon sind in dem Théatre Italien p. Mr. Gherardi. Par. 1695, 1775. 12., in 6 Bänden jedesmal, gesammelt. Für die letztere hatten sehr viele der vorhin angeführten komischen Dichter, als ausser dem gedachten Autreau, Füselier, Romagnesi, l'Affichard, Fagan, de Lisle, welcher von der Rolle des Harlekin zuerst einen vortrefflichen Gebrauch zu machen wußte, Boissy, Marivaux, Panard, Piron, St. Foix, Sedaine, Mazon de Pezay, Florian und Andere, Stücke allerhand Art mit und ohne Harlekin, mit und ohne Gesang, Parodien, und dergleichen mehr geschrieben ꝛc. — 9) Die Parodie, welcher bereits im Allgemeinen gedacht worden. — 10) Die Stücke, welche bloß für gesellschaftliche Theater geschrieben worden. — 11) Die Ambigu-Comiques, oder diejenigen Stücke, welche aus mehreren verschiedenartigen Stücken bestehen. Das erste derselben, welches unter diesem Titel erschien, war Les Amours de Didon et d'Enée von Montfleury, im Jahre 1673. Es besteht aus drei Aufzügen, welche ein vollkommnes Trauerspiel ausmachen, aber zwischen den Akten sind kleine, für sich bestehende, lustige Stücke, Le nouveau marié, Don Pasquin d'Avalos und le Semblable à soi même befindlich, welche alle zusammen nicht die Länge eines gewöhnlichen Stückes überschreiten und hintereinander gespielt wurden. Die komische Oper hat nachher noch zuweilen dergleichen Stücke gegeben. — 12) Ferner gehören zu den dramatischen Lustbarkeiten dieser Art, die soganannten Parades, Possenspiele, worin Sitten

gemeiner Leute und niedrige Vorfälle dargeſtellt und auf den Boulevards geſpielt werden. Daß ſie nicht, wie C. F. Flögel zu ſagen ſcheint, mit den älteren vorher erwähnten aus den Moralitäten entſprungenen, und mit ihnen verbundenen Farcen zuſammen hängen, wird dadurch genug erwieſen, daß dieſe, die frühern, keinesweges bloß Auftritte der niedrigſten Art und unter ganz gemeinen Menſchen darſtellen, und daß jene die letzteren, mit Rückſicht auf die gewöhnlichen Seiltänzer-Geſellſchaften, von welchen ſie auch geſpielt werden, abgefaßt ſind, und in dem alten Caſſandre in ſeiner Tochter oder ſeinem Mündel, der Iſabelle, in dem Leandre, ihren Liebhaber, und in dem Gilles, dem Begleiter oder Harlekin der Seiltänzer, ſtehende Charaktere haben, welche noch obenein in der Sprache und mit den Accenten des gemeinen Mannes ſprechen. Eine Sammlung von Paraden erſchien unter dem Titel: Théatre des Boulevards, ou Recueil de Parades. Mahon (Par.) 1756. 12. in 3 Bänden; und in neuern Zeiten, im Jahre 1779, brachte d'Orville das Theater, auf welchem ſie geſpielt wurden, durch das Stück Les battus payent l'amende, welches über 300 Mal vorgeſtellt wurde, dergeſtalt in Aufnahme, daß die ganze Pariſer Welt daſelbſt zuſammen floß; auch ſchrieb er noch mehrere Stücke dieſer Art, als: On fait ce qu'on peut, et non pas ce qu'on veux; Chacun son métier; Les champs bien gardés; Oui ou non; Ni l'un, ni l'autre; Les fausses consultations; Jerome pointu; Christophe le Rond; Plaise le Hargneux; La fête de la campagne, und auſſer ihm noch Majeur, Guillemain: Boniface pointu et sa famille, les faux Talisman; les bonnes gens ou Boniface à Paris; Churchill amoureux; Le directeur forain; la rose et l'epine; L'Amour et Bachus au village; de la Montagne,

Arnoud; Marlborough s'en vat en guerre; Francois: Monsieur de Marlborough; Madame Beaunoir: Thalie; la Folie et les pointus; les Letes changées; Eustache pointu chez lui; la triste journée; le sculpteur. Mlle. St. Leger, Regnier, Parisau: le repentir de Figaro; Maillé, Patrat, Gabiot de Salines, Lore, Basset de St. Aimé, Raymond, Dumanian und Andere mehr für dieses Theater.

Als Pantomimen in Frankreich lassen sich schon zum Theil die Possen bei den vorher erwähnten Narren- und Eselsfesten, ob sie gleich mit Gesang verbunden waren, ansehen. Ihnen folgten die, bei großen Festen, gegebenen, ebenfalls größtentheils stummen Vorstellungen von biblischen Geschichten oder Mysterien. Daß diese ursprünglich bloß aus dergleichen Vorstellungen bestanden, ist bereits vorher bemerkt worden. Es wurden indessen auch noch von dieser Art gegeben, wie es schon geschriebene Mysterien gab. In dem 11ten Buche der Histoire de la ville de Paris, S. 523, werden verschiedene zu Paris, bei Anwesenheit Richards des Zweiten, Königs von England, im Jahre 1313 in den Straßen gegebenen Schauspiele, erwähnt, in welchen bald die Glückseligkeit der Auserwählten, bald die Qualen der Verdammten dargestellt wurden, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn auch hin und wieder Gesang oder Worte eingemischt waren, doch das Uebrige nur aus einem stummen Spiele bestand. Noch bei der Vermählung Heinrichs des Vierten stellte man einen Streit zwischen Himmel und Hölle auf solche Art vor. — Von ähnlicher Art waren die in den Zimmern bei den Gastmahlen gegebenen Entremets. Karl der Fünfte von Frankreich bewirthete im Jahre 1378 den Kaiser Karl den Vierten mit einer Vorstellung der Eroberung von Jerusalem

durch Gottfried von Bouillon; bei Karls des Sechsten Vermählung wurde auf ſolche Art die Eroberung von Troja aufgeführt. Eigentliche Pantomimen, und wie es ſcheint ſehr gute, kamen ungefähr in der Mitte des 16ten Jahrhunderts vor. Von den übrigen, hierher gehörigen theatraliſchen Poſſen ſind noch die Marionetten des Jean und Francois Briochi zu erwähnen, welche zu ihrer Zeit, in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts, außerordentlich berühmt waren.

Die Komödie oder das Luſtſpiel der Engländer. Wie es ſcheint, ſo hat das Luſtſpiel in England auf eben die Art einen Anfang genommen, wie bei den übrigen chriſtlichen Völkern, das heißt, mit den Myſterien, welche Miracles heißen. Daß dieſe hier urſprünglich ſchon im eilften Jahrhundert geſpielt wurden, iſt aus dem Mat. Paris bekannt, und ſie ſcheinen ſogar hier häufiger, als in andern Ländern Europas geſpielt worden zu ſeyn. Zu welcher Zeit die Moralitäten, Moralities, Moral Plays, auch Interludé's zuerſt in der Engliſchen Sprache geſchrieben worden ſind, iſt unbekannt. Das erſte bekannte Hycke Scorner ſcheint erſt in dem Ausgange des 15ten oder anfangs des 16ten Jahrhunderts zu fallen; erhalten ſcheinen ſie ſich auf der Bühne bis zu der Zeit zu haben, wo Cromwell alle theatraliſche Luſtbarkeiten unterſagte. Einige der merkwürdigſten, als Every Max, Hycke-Scorner und Lusty Iuventus ſind in dem erſten Bande des Origin of the English Drama illustradet — by Th. Hawkins, Oxf. 1773, und an andern Orten abgedruckt. In dem erſtern, deſſen Plan ziemlich regelmäßig iſt, erſcheint Gott mit unter den handelnden Perſonen, welche übrigens, außer einem Doctour, lauter allegoriſche Benennungen, als Every Man, Fellowship, Kyndrede, Goades, Good-De-

des, Confession, Beaute, Five-Wyttes ꝛc. führen und worin die Sterblichkeit des menſchlichen Geſchlechtes verſinnlicht worden iſt. Es hat einen Prolog, welchen ein ſogenannter Messenger (Bothe) hält. In dem zweiten ſind die ſpielenden Perſonen Hycke Scorner (Verächter höherer Dinge, beſonders der Religion) Pity, Contemplation, Perseverance, Frewyll, Imagination und Perseverance, und die Abſicht derſelben, iſt Darſtellung der Thorheiten und Ausſchweifungen, wozu freier Wille und Einbildungskraft verleiten können. Indeſſen wird Hycke Scorner, ein wilder Wollüſtling, am Ende, wie billig, von Perseverance und Contemplation bekehrt. Das dritte, welches urſprüglich mit dem Titel Enterlude abgedruckt worden iſt, ſcheint zur Verſpottung des Römiſchen Aberglaubens und zur Beförderung der Reformation geſchrieben zu ſeyn; die handelnden Perſonen darin ſind Lusty Juventus, Good Councell, Knowledge, Sathan the Devil, Hypocrisie, Felowship, Abhominable Living, God's mercyfull promyses; es eröffnet ſich mit einem Liedchen, von Juventus geſungen, der von der Heuchelei und von der Geſellſchaft zu der liederlichen Lebensart gebracht wird, von welcher Good Councell ihn wieder losreißt.

Weltliche Schauſpiele (Plays) oder Luſtſpiele, wie ſie, nach Maaßgabe der Geiſtesbildung der Zeit beſchaffen ſeyn konnten, das heißt, Poſſenſpiele, ſollen, nach Warten, ſchon ums Jahr 1200 in England Statt gefunden haben. So viel iſt gewiß, daß unter Eduard dem Dritten ums Jahr 1330 ſchon eine Geſellſchaft, welche Vagrants genannt werden, beſtraft wurde, weil ſie ärgerliche und anſtößige Maskeraden in den Wirthshäuſern und an andern öffentlichen Orten geſpielt haben ſollte. Von der Beſchaffenheit und Einrichtung der von ihnen

gespielten Stücke aber ist nichts bekannt; der älteste dramatische Dichter weltlicher Schauspiele, dessen Namen und Stücke auf die Nachwelt gekommen sind, ist John Heywood. Es waren zwar schon vor ihm regelmäßige Komödien, als der Acolastus, von Palsgrave, geschrieben und andere, wie ein Stück von Plautus gespielt; allein das erstere ist nichts, als eine Uebersetzung eines, von Wilhelm Fullonius oder Gnapheus, wie er sich nannte, geschriebenen lateinischen Stückes, und das letzte wurde dem R. Farmer zu Folge lateinisch aufgeführt, obgleich nach dem Warton die Engländer schon eine wahrscheinlicher Weise ums Jahr 1520 gemachte, Uebersetzung des Terenz hatten. Seine Stücke sind indessen mehr Gespräche, als Dramen; sie sind ohne Handlung und Verwickelung. In der Four P's, welches ums Jahr 1547 oder gar 1533 erschienen seyn soll, und in der Select Collection sich, Bd. 1, S. 41 findet, besteht der ganze Plan darin, daß ein Palmer (ein wandernder Pilgrim), ein Pardoner (ein Ablaß- und Reliquienkrämer), ein Poticary und ein Pedler (ein herumziehender Galanteriehändler) sich einander über ihre Lebensart, Gewerbe, Verdienste unterreden und solche gegenseitig, auf eine vermeintliche witzige Art, und auf Kosten der andern; herausstreichen. Am Ende widerruft der Verfasser, was er dem Einen oder dem Andern habe Beleidigendes sagen lassen, und schließt mit einer Art von Gebet. Von seinen übrigen Stücken, welche alle den Titel Interlude führen, findet sich eben daselbst einige Nachricht. Ungefähr um das Jahr 1551 erschien das erste Originalstück, welches in dieser Gattung den Namen eines Dramas verdient: Gammer Gurton's Needle. Die Verwickelung beruht auf einer, von der Frau Gammer Gurton bei dem Ausbessern der Beinkleider ihres Knechtes verlornen

Nähnadel, deren Klage darüber einen herumziehenden Müssiggänger (Bedlam) veranlaßen, sie mit ihrer Nachbarin, der Dame Chat dergestalt aneinander zu hetzen, daß die beiden Weiber sich erst tapfer schlagen und daß man darauf den Priester, D. Rat, kommen läßt, der, um den Diebstahl zu entdecken, eben von jenem Spaßvogel sich überreden läßt, durch ein Loch in die Behausung der Frau Chat zu kriechen; welches aber auf Anstiften eben desselben, schon von ihr und ihren Leuten vorher so gut besetzt ist, daß der arme Priester, als ein Dieb, mit einer Tracht Schläge empfangen wird. Jetzt kommt die Sache vor den Richter und wie der Spaßvogel, Diccon, nachdem er hier seine Streiche eingestanden, einen, seinem Charakter gemäßen Eid auf den ledernen Hosen des Knechtes der Frau Gurton schwören soll, giebt er diesem einen derben Schlag auf den Hintern und treibt dadurch die, in diesen Beinkleidern steckende Nähnadel, ihm so tief in das Fleisch, daß sie, wie sehr natürlich, wieder an das Tageslicht kommt. Dieses Stück ist schon mit Musik und Gesang verbunden, und der 2te Akt eröffnet sich mit einem Liede. Auch ist es, wenn gleich nicht so anständig, doch viel komischer und unterhaltender, als die, um eben diese Zeit ungefähr erschienene erste Französische Komödie, Eugène. Es stellt Sitten gemeiner Menschen, aber sehr lebhaft vor.

Als Lustspieldichter in England sind vom Jahre 1566 an bekannt: Edward Ferrys oder Richard Edwards, John Lylly, George Gascoigne, John Marston, Th. Decker, Will. Shakespear, Fr. Beaumont u. J. Fletscher, Thom Randolphe, Thom Middleton, Benj. Johnson, Thomas Heywood, Will. Cartwright, Sh. Marmion, George Chapmann, Th. May, Phil. Massinger, Rich. Fanshaw,

Jam. Shirley, Rich. Broome, Will. Rowey, G. Wilkins, Ant. Brewer, Lud. Barry, Th. Nabbes, Joſ. Maine, Will. Habington, Cew. Machin, J. Webſter, R. Tailor, J. Cooke, Tomkis, Ch. Marlow, Sam. Tuke, Th. Killegrew, Robert Cox, ein Schauſpieler, der durch Farcen, welche er aus andern Stücken zuſammenflickte, die Bühne während Cromwells Regierung aufrecht erhielt. Dieſe Stücke erſchienen nachher unter der Aufſchrift: The Witts, or Sport upon Sport, 1673 in 2 Theilen, in 8. Obgleich keines ſeiner Stücke ſich auf der Bühne erhalten hat, ſo hat er ſich dennoch kein geringes Verdienſt um ſie erworben, daß er nicht allein während des vorhergedachten Zeitpunktes Mittel fand, dramatiſche Vorſtellungen zu geben, ſondern daß er auch, nach der Wiedereinſetzung Karls des Zweiten einen Theil der Bühne vorſtand, beſſere Verzierungen auf dem Theater einführte, und durch die von ihm geſchriebenen Stücke, das Beiſpiel von einer größeren Regelmäßigkeit und von einer korrectern Sprache gab; auch ließ er zuerſt die Weiberrollen durch Frauenzimmer vorſtellen. John Lacy, Georg Villiers, Herz. v. Buckingham, Miſtreß Aphra Behn, Th. Otway, Rob. Howard, Th. Shadwell, John Dryden, John Crowne, George Etheredge, George Farquhar, Betterton, Will. Wicherley, Pet. Ant. Motteux, Will. Taverner, Ch. Sedley, Miſtr. Suſ. Centlivre, Th. d'Urfey, Chriſt. Bullock, Ch. Shadwell, J. Vanbrugh, Will. Congreve, Rich. Steele, Joh. Gay, Jam Miller, Ch. Johnſon, Th. Odell, Heinr. Fielding, Coll. Cibber, Benj. Haadley, Oliv. Goldſmith, Ch. Maklin, Sam. Foote, Hugh Kelly, Dav. Garrik, G. Colmann, Will.

Whitehead, Miſtr. Sheridan, Arth. Murphy, Will. Davies, Rich. Cumberland, Will. Kenrick, Miſtr. Griffith, Rich. Sheridan, Miſtr. Cowley, Th. Holcroft, W. Hayley, Jodrell, J. Keefe, Miß Lee, Pet. Andrews, Hugh Downmann, John Dent, Miſtr. Inchbald, Th. Horde, Jam. Nelſon, Ed. Topham, C. Stuart, Harriſon, Kemble, Conway, Pilon ꝛc.

Was die verſchiedenen Gattungen des Luſtſpiels bei den Engländern anbetrifft, ſo theilen ſie die Stücke in 1) Histories oder Histories plays, die, ob ſie gleich größtentheils ſich tragiſch enden und aus Königen und Fürſten beſtehen, doch in ſo fern beſonders bemerkt zu werden verdienen, als ſie ſichtlich nach Maaßgabe der Myſterien gebildet wurden. — 2) Tragicomedies, welche Gattung ſich auch aus den frühern dramatiſchen Luſtbarkeiten der chriſtlichen Völker entwickelten; ſie unterſcheidet ſich von der erſteren nur dadurch, daß, ſo wie in dieſer, eine g[illegible] Reihe hiſtoriſcher Begebenheiten, in der letztern ein einzelner Vorfall dargeſtellt wurde. Beide [illegible] nennungen ſind in neuerer Zeit weggefallen. — 3) Masques, in welchen Stücken allegoriſche oder mythologiſche Perſonen auftreten, wahrſcheinlich weil zur Vorſtellung derſelben, eine andere, als die gewöhnliche Kleidung nöthig iſt. An der Art der Perſonen, welche darin dargeſtellt werden, zeigt ſich, daß ſie von den älteren Moralitäten herſtammen. Auch waren dieſe in den früheſten Masques zum Theil von keiner beſſeren Erfindung, als in den Moralitäten. Es werden dergleichen Stücke noch immer, jedoch ſeltener geſchrieben und geſpielt. Unter den Regierungen Jacobs und Carls des Erſten aber, vorzüglich unter den Letzteren, waren ſie eine der Hauptvergnügungen des Hofes. — 4) Heroic plays,

welche, wie bei andern Völkern, ihren Namen von den darin auftretenden Perſonen, den Königen und Fürſten, und von dem Sylbenmaaße, worin ſie abgefaßt waren, haben. Dryden hat einen beſondern Verſuch darüber vor ſeinem Almazor und Almahide geſchrieben; ſie ſind aber, ſo wie die Benennung ſelbſt, aus der Mode gekommen. — 5) Interlude's. Daß ſchon die Myſterien und auch die Moralitäten dieſen Titel führten, hat ſich vorher gezeigt. Sie wurden wahrſcheinlich ſo benannt, nicht, weil ſie zwiſchen andern dramatiſchen Stücken, ſondern weil ſie bei Feſtlichkeiten, mitten unter andern Luſtbarkeiten, oder wohl gar an Feiertagen, zwiſchen den Andachtsübungen geſpielt wurden, oder zur Abwechſelung dienen ſollten. In neuern Zeiten werden die kleinen, mit Geſang verbundenen, Poſſenſpiele ſo genannt. — 6) Entertainements ſind komiſche Stücke, bei welchen es nicht ſowohl auf Charakterſchilderung und Entwickelung, als auf Unterhaltung und Beluſtigung überhaupt abgeſehen iſt. Sie ſind daher auch ohne eigentliche Verwickelung, oder, größtentheils, ohne eigentliche Handlung. Mit Muſik verbunden ſind ſie unter dem Titel: Musical Entertainements bekannt; auch ſind öfter Tänze mit eingeflochten. Uebrigens nannte Davenant ſeine halb dramatiſchen, halb epiſchen Schauſpiele ſchon auf dieſe Art. — 7) Pastorale. — 8) Farces, hieran ſind die Engländer ſehr reich. Der größte Theil der Stücke des Foote gehören hierher, ob er ſie gleich nicht ſo genannt hat, weil ſie wahrſcheinlich immer noch regelmäßiger eingerichtet, oder die Fabel und die Charaktere darin immer noch wahrſcheinlicher ſind, als man es gewöhnlich von der eigentlichen Farce, welche nur zu lachen machen und Thorheiten züchtigen will, erwartet. Sie ſind in neueren Zeiten der eigentlichen Komödie, vorzüglich durch Murphy nä-

her gebracht worden. — 9) Kinderspiele sind in neueren Zeiten von verschiedenen, als unter Andern von Dan. Bellamy ꝛc. geschrieben worden. In den Stücken des genannten Verfassers sind sie mit Gesang verbunden. — Die Engländer besitzen nun noch Lustspiele von mehreren Gattungen, wie z. B. rührende Komödien, Dramen ꝛc., wenn gleich keine besondere Benennungen für sie eingeführt worden; auch sind ihre komischen Stücke größtentheils in Prosa geschrieben. Hayley hat deren in neuern Zeiten sogar in gereimten Versen abgefaßt. Im Ganzen sind aus dem Englischen in die andern Europäischen Sprachen mehr Trauerspiele, als Lustspiele übersetzt worden. Von den verschiedenen Sammlungen dieser Uebersetzungen mögen folgende hier stehen: In Französischer Sprache: Theatre Anglais. Par. 1746—1749. 12. 8 Bde. von Ant. de la Place. Choix de petites pieces du Theat. Angl. von Cl. P. Patu. Par. 1756. 12. Nouv. Theatre Angl. (Par.) 1768 — 1769. 2 Bde. von Maria Riccoboni. Traduction du Theatr. Angl. depuis l'origine des Spectacles jusqu'à nos jours. Par. 1786. 8. 12 Bde. von Mde. von Bosse und Miß Wouters; s. auch noch unter Trauerspiel Shakespeare. — In deutscher Sprache: Englisches Theater von Chr. Heinr. Schmid. Leipzig und Danzig 1769—1778. 8. 7 Bde. Sammlung der neuesten und besten Schauspiele für das Deutsche Theater aus dem Englischen. Leipzig, 1770. 8. Theater der Britten. Berlin, 1770. 8. 2 Thle. Sammlung einiger auserlesener Schauspiele aus dem Französischen und Englischen. Hamburg. 1774. 9. Hamburgisches Theater; Hamburg. 1776 u. f. 8. 3 Bde. und 2 St. Theater der Ausländer. Gotha, 1779—1781. 8. 3 Thle. ꝛc. ꝛc.

Man findet nun noch bei den Engländern, als

dramatische Lustbarkeiten, die Pantomime, anfangs mit den mehrsten Englischen dramatischen Stücken, vorzüglich mit den tragischen auf solche Art verbunden, daß jedem Akte die stumme Vorstellung seines Inhaltes voranging, dieses gewahrt man z. B. an den, bei dem Trauerspiel Ferrex and Porrex oder Gordobuc zu Anfang der Akte befindlichen Anweisungen dazu, auch ist es aus Shakespears Hamlet bekannt. Diese stummen Vorspiele waren sogar, wie aus den erstern erhellt, oft allegorischer Art, und stellten gleichsam die Moral der verschiedenen Aufzüge, aber nicht immer sehr hinreichend dar; allein diese Art Vorstellung blieb nicht lange mit den dramatischen Gedichten verbunden. Als ein für sich bestehendes, eigenes Schauspiel dieser Art, läßt sich das Ballet von den klugen und thörichten Jungfrauen ansehen, welches, nach dem Brantome, von den Hofdamen der Königin Elisabeth aufgeführt wurde; auch können aus diesem Zeitpunkte noch manche, eben dieser Königin zu Ehren gegebene, Feste, als solche angeführt werden. Die eigentliche Pantomime kommt erst ums Jahr 1715 oder 1716 vor. Einer der Theaterunternehmer ließ aus Noth deren aufführen und John Weaver, ein Tanzmeister, scheint die Entwürfe dazu gemacht zu haben. Wenigstens gehen dergleichen aus diesem Zeitpunkte unter seinem Namen, als The Loves of Mars and Venus, Orpheus and Euridice, The Judgment of Paris etc. und einer der Geschichtsschreiber der Englischen Bühne nennt ihn The first Restorer of Pantomimes after the ancient manner. Diese Entwürfe verdienen mit den Ballets des Noverre verglichen zu werden; auch sind deren noch in neueren Zeiten von anderer Art, als The Choice of Harlequin, a pantomimical Entertainement, 1782, und Andere mehr

gedruckt worden und der Beifall, welchen Noverre selbst in England gefunden, ist bekannt.

Unter den Marionettenspielen (Puppet-Shew) sind die von Russel aus dem Anfange des verwichenen Jahrhunderts berühmt. Die unglückliche Charl. Charke erzählt in ihrem Leben, daß sie eine Zeitlang zu der Bewegung seiner Figuren sich habe gebrauchen lassen; auch hatten sie schon vorher ein eigenes Schauspiel dieser Art angelegt. In diesen Zeiten stellte man auch die Auferstehungsgeschichte mit Puppen dar. — Eine den Engländern ganz eigene hierher gehörige dramatische Lustbarkeit, waren die Lectures on Heads des Alex. Stevens.

Die Komödie oder das Lustspiel bei den Deutschen. Der eigentliche Ursprung der Deutschen Komödie, oder wenn dieselbe bei den Deutschen angefangen, ist unbekannt. Man setzt ungefähr den Zeitpunkt in das zwölfte Jahrhundert, vielleicht auch etwas später, und wenn man die marionettenartige Schauvorstellungen aus dem Stegreife, Puppenspiele und andere Mummereien, überhaupt den ganz rohen Anfang von Schaudarstellungen annimmt, so kann er auch wohl noch höher hinaufrücken; denn da Karl der Große, wie schon unter dem Lustspiele der Franzosen bemerkt worden, in Frankreich das Spielen der Histrionen verbot, so kann, da dieser Monarch seinen Hofstaat oder Hofhalt auch in Deutschland hielt, leicht diese Lustbarkeit der Franzosen mit herüber gekommen seyn, obgleich, von der andern Seite betrachtet, der ernste, gerade Charakter der Deutschen, wohl wenig Geschmack, außer den Karnevalslustbarkeiten, daran gefunden haben wird. Die ersten Schauspiele waren hier, so wie in den schon abgehandelten Ländern, die Mysterien und Moralitäten, welche vorzüglich in den Klöstern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des 15ten Jahrhun-

derts wurden dergleichen Lustspiele von Hans Rosenplüet, und im 16ten von Hans Sachs und Ayrer gedichtet. Die ersten, im 15ten Jahrhundert gedruckten, Fastnachtsspiele waren von dem zuerst erwähnten Dichter. Diese Spiele wurden wahrscheinlich von herumziehenden Fastnachtsspielern, denn etwas Aehnliches waren die sogenannten Spruchsprecher zur Zeit der Meistersänger, und von Liebhabern, vorzüglich in den Reichsstädten dargestellt; auch scheint es, daß das südliche, an Frankreich gränzende, Deutschland dergleichen zuerst gehabt hat. Sie waren derb und unausgebildet, dabei aber kräftig, lustig, schlicht und deutsch gedichtet. Ihre Darstellung auf Bühnen war dem Ganzen angemessen. Die Uebersetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in diese Zeiten fallen, sollen auf das Volk nicht gewirkt haben, und scheinen auch nicht aufgeführt worden zu seyn. Im 17ten Jahrhunderte machte das Deutsche Theater nur sehr wenige Fortschritte. Man begnügte sich nur mit Uebersetzungen. Die Bühne bekam jedoch eine mehr regelmäßigere Form nnd die Schauspiele mehr Zusammenhang. Martin Opitz bildete einige Singespiele nach Italienischen Opern, und nach ihm wurden die sogenannten Singkomödien und singende Possenspiele häufiger. Im Anfange des gedachten Jahrhunderts findet man schon Schauspielergesellschaften unter Anführung von Prinzipalen, welche die Fastnachtsspiele und geistlichen Komödien durch Vorstellungen übersetzter Stücke zu verdrängen suchten, weil es zu der Zeit noch keine Originalstücke gab, und, was wir schon oben bei den Komödien der Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer gesehen haben, das fremde Theater schon einen höhern Grad der Ausbildung besaß, als das unsrige, das Deutsche. Die Schauspielergesellschaften jener Zeit hatten etwas

Zunftmäßiges oder näherten sich vielmehr demselben; auch nannte man sie nicht anders als Banden. Durch Uebersetzung des Guarini kamen die sogenannten Schäferdramen, auch Waldkomödien oder Waldgedichte genannt, in Deutschland auf. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts machte sich besonders Andr. Gryphius um die Bühne verdient. Seine Stücke sind zwar etwas schwulstig und haben viel Bombast, jedoch kann man ihnen Charakterzeichnung und Phantasie nicht absprechen. Ueberhaupt hat er das Verdienst, die Deutsche dramatische Poesie zuerst geweckt zu haben und der Urvater derselben zu seyn. Seine Lustspiele sind: Majuma, Freudenspiel; Piastus, Lust- und Gesangspiel; der schwärmende Schäfer, satyrisches Lustspiel in Versen. Eine Uebersetzung des Berger extravagant von dem jungen Corneille; Absurda comica oder Herr Peter Squentz, Schimpfspiel (Possenspiel) in Prosa; Horribilicribrifax, Deutsches Scherzspiel (Lustspiel) in Prosa. Beide Stücke sind reich an ächt komischer Laune. Das erste, Peter Squentz, ist eigentlich nur die Umarbeitung eines ursprünglich von dem Nürnbergischen Mathematiker Daniel Schwenter, der 1628 starb, verfertigten Possenspiels. Die Idee zu diesem Stücke hat wahrscheinlich das Zwischenspiel in dem Shakespearschen Sommernachtstraume, welches die Geschichte des Piramus und der Thisbe enthielt, gegeben, doch ist die Ausführung ganz verschieden. — Die Personen dieses Stückes sind Peter Squentz, Schreiber und Schulmeister zu Rumpelskirchen. Seine Mitspieler sind Meister Krix, ein Schmid; Meister Bulla Butain, ein Blasebalgmacher; Meister Klipperling, ein Tischler; Meister Lollinger, ein Leinweber und Meistersänger; und Meister Klotz-George, ein Spulenma-

cher. Der luſtige Rath des Königs heißt Pickelhering. Zuſehende Perſonen ſind: der König Theodorus, der Prinz Serenus, die Königin Caſſandra, die Prinzeſſin Violandra und der Marſchall Eubulus. Unter einer voranſtehenden Nachricht, an den großgünſtigen, hochgeehrten Leſer, unterſchreibt ſich Gryph.: Philipp Gregorius Rieſentod. Im zweiten Stücke ſind D. Horribilicribrifax, nach welchem das Stück benannt iſt, und D. Daradiridatumdarides, zwei verabſchiedete Officiere, die Hauptperſonen. Beide ein paar Karrikaturen von großprahleriſchen Windbeuteln, ſo komiſch, wie ſie nur je auf die Bühne gebracht ſeyn mögen. Mit ihnen figurirt ein äußerſt pedantiſcher und eingebildeter alter Dorfſchulmeiſter, Sempronius, der an lateiniſchen und Griechiſchen Phraſen unerſchöpflich iſt, ſo wie jene ſtets mit Franzöſiſchen und Italiniſchen Brocken um ſich werfen. Daradiridatumdarides weiß durch ſeine Prahlereien ein reiches, aber äußerſt ſtolzes, junges Mädchen aus einer alten adlichen Familie anzuführen. Er glaubt durch ihren Beſitz zu einem großen Vermögen zu gelangen, und jene, die eine beſſere Parthie hätte machen können, zieht in gleicher Hoffnung den Prahler vor. Horribilicribrifax geht darauf aus, das Herz eines liebenswürdigen jungen Frauenzimmers, der Cäleſtina zu erobern, findet aber einen Nebenbuhler an dem Sempronius, der, ob er gleich ſeine fünf und ſechzig Jahre cum summa reputatione erreicht, ſich dennoch per faces atque arcus cupidinis hatte überwinden laſſen. Cäleſtina begegnet beiden mit der Verachtung, die ſie verdienen. Horribilicribrifax fühlt das nicht, und Sempronius bleibt zuletzt an einer Kupplerin hängen, der er ſich zur Erreichung ſeiner Abſichten bei der Cäleſtina hatte bedienen wollen. Dies iſt der Inhalt des Stückes, welches bei allen Mängeln des Plans und der Ausführung, und ungeachtet ſeines theils ſteifen und ſchlep-

penden, theils gemeinen und niedrig komischen Dialogs, dennoch in einzelnen Scenen Gryphius Talent für die komische Bühne hinlänglich verbürgt. Eine voranstehende Zuschrift an den Hoch- und Groß-Edelgebornen, Erkornen, Gestrengen, Mannfesten Herrn, Herrn Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wüsthausen ist unterschrieben Daradiridatumdarides Windbrecher von Tausendmord auf N. N. N. Erbherr in und zu Windloch. Angehängt ist dem Stücke der Heirathskontrakt Herrn Sempronii und Frauen Cyrilla. Aus dem Inhalte dieser beiden Lustspiele wird man ungefähr gewahren, wie sie zu der Zeit beschaffen waren. An komischen Situationen fehlt es ihnen gewiß nicht, und wenn man die Zeit berücksichtiget, in welcher sie geschrieben worden, so kann man sie, trotz ihren Fehlern, als gelungen ansehen. — Ferner hat er noch geliefert: Die Säugamme oder untreues Hausgesinde, Lustspiel, in Prosa. Eine Uebersetzung a. d. Ital. des Girolamo Razzi. Das verliebte Gespenst, ein Gesangspiel; diesem Stücke ist angehängt: Die geliebte Dornrose, Posse mit Gesang; ein Zwischenspiel. Diesem dramatischen Dichter folgte Hohenstein, dessen Dramen, wegen des langwierigen Bombastes, fürs Theater eben nicht geeignet waren; allein sie fanden großen Beifall und ihr Ton der Ton affektirter Erhabenheit, nahm auf der Bühne zum großen Schaden des Deutschen Theaters bald überhand. Dadurch entstanden die marktschreierisch sogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen Französischer und Spanischer Trauerspiele; s. Trauerspiel, im folgenden Bande. In diesen Staatsactionen mußte in der Regel auch eine lustige Person unter dem Namen Courkfen, späterhin Pickelhering, vorkommen. Man sieht hieraus, wie wenig die Deutschen ihren natürlichen Geschmack bei dieser langwierigen Lustbarkeit verläugnen konnten. Schon im letzten Drit-

tel des 17ten Jahrhunderts wurden Molière's Luſtſpiele häufig überſetzt und aufgeführt. Die Schauſpieler konnten aber ihre Kunſt, theils wegen der herrſchenden Verirrungen der Dichter, theils, weil ſie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden und das Theater mit der Geiſtlichkeit im Kampfe ſtand, noch nicht mit Freiheit ausbilden; ſie fanden jedoch auch ihre Gönner und Vertheidiger, die Geſellſchaften vermehrten ſich zuſehends und es entſtanden beſtimmtere Rollenfächer. In den erſten dreißig Jahren oder im erſten Drittel des 18ten Jahrhunderts waren jene Staatsactionen und Opern; nebſt den extemporirten Komödien auf den Deutſchen wandernden Theatern herrſchend. Die Luſtſpiele mögen jedoch keinen größern Werth, als jene Staatsactionen gehabt haben, da man ſich vieler Freiheiten darin bediente. In Wien führte zuerſt ein gewiſſer Stranitzky, im Jahre 1708, ein Deutſches Schauſpiel ein und bediente ſich dabei des drolligen Wieneriſchen und Salzburgiſchen Dialekts und verwandelte den Italieniſchen Harlekin in den Deutſchen Hanswurſt, der, wie das Luſtſpiel überhaupt, eine vorzügliche Aufnahme fand. In dieſer Periode der Deutſchen Schauſpielkunſt hat ſich beſonders Johanna Neuber, geb. Weiſſenborn berühmt gemacht, welche Prinzipalin einer der beſten damaligen Geſellſchaften, ſelbſt Schauſpielerin, und auch zugleicherzeit Ueberſetzerin war. Gottſched hatte einen großen Einfluß auf ſie, aber nicht zum Beſten der Bühne; denn ſeine Abſicht ging dahin, die ächt komiſche Kraft ganz zu unterdrücken, welches er mit dem zu Leipzig feierlich zu Grabe getragenen Hanswurſt anfing; allein dieſer entſtand immer in neuen Geſtalten wieder. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts traten einige geiſtvolle Dichter auf, wie ein Elias Schlegel, in mehreren Luſtſpielen, Gellert, Cronegk,

Krüger, Romanus, allein sie rissen sich nie ganz von dem Französischen Geschmacke los, nur regelmäßiger wurde die Komödie, so wie überhaupt das Schauspiel. Gellert hat folgende sieben Lustspiele geliefert; die zärtlichen Schwestern, das Orakel, die Betschwester, das Loos in der Lotterie, Sylvia, die kranke Frau, das Band. Sie haben bedeutende Mängel im Dialog, in der Anlage, die Trägheit der Handlung, die gesuchte Moral, lauter Fehler, die besonders jetzt hervorstechen; denn als sie erschienen hatten wir nur wenige gute Lustspiele, und der Name Gellert erweckte ein gutes Vorurtheil für diese Stücke; auch waren sie nicht ganz von aller Schönheit entblößt, zuweilen gute Situationen, hin und wieder stark gezeichnete Charaktere; auch verrathen sie Kenntniß der Sitten unseres Volkes und viele edle Empfindung. Die zärtlichen Schwestern war das erste rührende Lustspiel in unserer Sprache. Der Inhalt ist folgender: Zwei Schwestern lieben sich einander mit der größten Zärtlichkeit. Lottchen beneidet ihre Schwester nicht um eine reiche Parthie, sondern befördert dieselbe vielmehr. Julchen will, als sie Erbin eines Rittergutes zu seyn glaubt, es ihrer Schwester abtreten. Beide sind zärtlich in der Liebe. Lottchen, die ihren Liebhaber aufrichtig liebt, hat den Schmerz, daß sie in ihm einen Betrüger entdeckt. Julchen kann dagegen das Wort Liebe nicht hören und verräth doch ihre Zärtlichkeit alle Augenblick. In diesem Stücke tritt auch noch ein pedantischer Magister auf. Man wird leicht an dem Hauptinhalte dieses Stückes sehen, daß es sich in einer mehr kräftigern Zeit nicht auf der Bühne halten konnte; denn so viele weiche, sanfte Charaktere, denen noch überdies die Hauptrollen zugetheilt worden, müssen, statt zu belustigen, lange Weile machen. — Weit kräftiger ist sein Lust-

spiel das Loos in der Lotterie, in welchem kräftiger gezeichnete Charaktere auftreten, als ein Phlegmatiker, eine eigennützige alte Dame, eine böse Frau und ein eitler Stutzer. Der Inhalt ist ungfähr folgender: Frau Damon legt, ohne Vorbewußt ihres Mannes, in die Lotterie, um eine Verwandtin, der Karoline, mit dem etwanigen Gewinnste auszustatten. Eine boshafte Schwägerin, Frau Orgon, entdeckt es dem Manne, der das Loos seiner Frau entwendet, um es mit Vortheil an seinen Mündel zu verkaufen. Der Mündel schenkt es der Frau Orgon und diese wieder der Karoline. Endlich kommt die Nachricht, daß das Loos tausend Thaler gewonnen, welches ein Donnerschlag für den geizigen Damon ist. Es wird indessen noch so vermittelt, daß Damon hundert Thaler, seine Frau eben so viel bekömmt, und Karoline die übrigen achthundert Thaler behält. Dieses Stück ist von Junker im Théatre allemand Französisch übersetzt im Jahre 1772, und Polnisch in eben diesem Jahre. — Nach Gellert trat Lessing auf, welcher sowohl durch seine dramaturgische Kritik, als durch seine eigenen dramatischen Werke der Komödie einen wesentlichen Nutzen gewährte; er suchte die sogenannten vollkommenen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung, stürzte das Ansehen des Französischen Geschmacks und leitete die Aufmerksamkeit auf die Werke der Engländer, jedoch nicht in Rücksicht des Lustspiels, sondern besonders des Trauerspiels. Sein Original-Lustspiel Minna von Barnhelm wird noch mit einigem Glücke gegeben, obgleich der Geschmack jetzt verändert ist. Lessing fand bald viel Nachahmer und das rührende Lustspiel war an der Tagesordnung. Ihm folgten Stephanie, Jünger, Schröder, Bretzner, Großmann, Babo, Hagemeister und Andere, s. weiter un-

ten, und die Komödie fing sich an zu heben. — Jünger's Lustspiele sind reich an glücklich gezeichneten Charakteren, gelungenen ächt komischen Situationen und treffendem Witze. Ueberhaupt verbreitet sein Lustspiel viel Vergnügen. Obgleich er nicht eigentlich Erfinder ist, sondern nur größtentheils sich mit glücklicher Leichtigkeit ausländische und einheimische Erfindungen Anderer aneignete, und durch seine Bearbeitung in sein Eigenthum verwandelte, so berechtigte ihn doch sein ächt komischer Witz, das Lustige seiner Intriguen, sein leichter, natürlicher Dialog, seine Sprache der Conversation, zu einem ehrenvollen Platze unter den Deutschen Lustspieldichtern. Er sagt, in der Vorrede zu seinem komischen Theater: „Ich habe es unter den Augen meines Vaterlandes über mich genommen, nach meinen Kräften zur Erweiterung gesunder Begriffe, zur Verbreitung nützlicher Wahrheiten, zur Veredlung der Gefühle, zur Erhaltung und Fortpflanzung des guten Geschmacks, zur Bildung des Herzens, kurz zu Allem, was man unter Aufklärung begreift, das Meinige beizutragen." Dieses hat er auch redlich gethan, und er würde noch mehr geleistet, ja im vorzüglicheren Grade geleistet haben, wenn er nicht, durch seine häusliche Lage gedrückt, mit zu großer Eile und Leichtigkeit gearbeitet hätte. Hier nur eine kurze Charakteristik von einem Paare seiner Lustspiele: Die Geschwister vom Lande. Ein alter Geck von einem Baron, der durch seine Thorheiten tief in Schulden gerathen, will sich durch Verheirathung mit Theresen, der Tochter seines verstorbenen Verwalters, die ein großes Vermögens ererbt hat, retten, und läßt sie in die Stadt kommen, damit sie sich hier erst ein wenig bilden soll. Da sie ganz Einfalt, Offenherzigkeit und liebenswürdige Unschuld ist, so erhält ihre Rolle dadurch viel Naivetät. Ihr Bruder, der sie in die

Stadt begleitet, um sich daselbst baronisiren zu lassen, hat geschwinder, als sie, ein Anstrich des Modetons angenommen, und affektirt die Manieren der großen Welt, doch so, daß überall Mangel an Erziehung, bäuerische Plumpheit und rohe Gutherzigkeit durchschimmern. Diese beiden ländlichen Geschwister geben dem Stücke durch die natürliche Züge ihres Charakters und durch die treffende Satyre auf die Modewelt, die sie veranlassen, viel Interesse und Lebhaftigkeit. — Das Weiberkomplott, nach Les Bourgeois à la mode von Dancourt. Dieses Stück ist besonders reich an komischen Scenen, wenn auch nicht an neuen Charakteren. Zwei reiche alte geizige Gecken verlieben sich wechselseitig einer in des andern Frau; allein die Weiber, die Freundinnen zusammen sind, werden einig, daß jede den Ehegemahl der andern weidlich schröpfen und das Gewonnene ihrer Freundin zustellen soll. Das Liebesabentheuer eines angeblichen Barons, ehelicher Sohn einer Modehändlerin, macht die Episode dabei und vermehrt das Register der spielenden Personen noch um ein Paar lustige Rollen. Der Instinkt oder wer ist der Vater zum Kinde. Das Original dieser Posse ist von Dufresny, hat im Französischen drei Akte, welche hier in Einen zusammengezogen sind. Zwei Partheien geben jede ein kleines Mädchen zu einem Bauer in die Erziehung. Beide kommen auf einen Tag, um ihr Kind abzuholen; aber statt zwei Mädchen, findet sich nur eins, und der spitzbübische Bauer, der indessen das Kostgeld eingestrichen hat, will nicht einmal gestehen, welcher Parthei das vorhandene Kind angehöre. Dieses giebt Veranlassung zu vielem Wirrwar. Erst wollen beide Partheien das Kind haben, dann soll es der Instinkt bei dem Kinde selbst entscheiden, wem es angehört, darauf mag es Niemand für sein Kind anerkennen;

und am Ende findet sich wirklich, daß es keinem von beiden, sondern dem Bauer selbst gehört, der, da die beiden fremden Kinder an den Blattern gestorben, um nicht das Kostgeld zu verlieren, sein eignes Kind dafür ausgegeben hat. Auch Großmann hat ein entschiedenes Verdienst um das Lustspiel; er gehörte sowohl als Schauspieler, als auch als Schauspieldichter, zu den gebildetsten und vorzüglichsten, welche Deutschland aufzuweisen hat. Sein offener talentvoller Kopf, seine wissenschaftliche Bildung, sein Geschmack und seine Belesenheit in den theatralischen, so wie überhaupt in den Werken des Geistes und Geschmacks, erheben ihn über viele seiner Kunstgenossen. Er zeichnete sich von Seiten der feineren Beobachtung und Menschenkenntniß und der frappanten Darstellung der Sitten und Charaktere, auch des wirksamen komischen Witzes sehr merklich aus. Besonderes Glück unter seinen Lustspielen machte: Henriette, oder sie ist schon verheirathet, in fünf Aufzügen, und nicht mehr als sechs Schüsseln, ein Familiengemälde in fünf Aufzügen. Dieses letztere Stück kann als ein Urbild der neuern Familiengemälde angesehen werden; es erlangte auch eine große Berühmtheit und wurde, seiner Vortrefflichkeit wegen, allenthalben mit großem und verdientem Beifall aufgenommen. Das Sujet ist nämlich dieses: Ein Hausvater, dem seine adeligen Verwandten nöthigen wollen, achtzehn Schüsseln zu geben, bleibt aber schlechterdings bei seinen sechs Schüsseln, welches auch Veranlassung zu dem Titel gab. Der Gegenstand war neu, die Behandlung kühn, der Ton freier, als man gewohnt war, gewisse Lächerlichkeiten der großen Welt, die bis dahin nicht so ins Licht gestellt worden waren, erschienen hier zum ersten Male mit allen Farben eines satyrischen Pinsels ziemlich karikaturmäßig ab-

gebildet. Hiernach wird man ungefähr beurtheilen können, wie es bei uns mit dem Lustspiele zu Anfange des letzten Drittels des verwichenen Jahrhunderts stand. —

Als ein Stern eines darstellenden Künstlers in dieser Periode glänzt Eckhof. Er war der erste sagt Iffland, welcher der Bühne Bedeutung, Werth, Ansehen und Namen gab. Wenn Andere eben dahin gestrebt haben, war ein Theil des Grundes, worauf nachher gebaut ist, schon zugefahren, so haben doch sein Betragen, seine glänzenden Eigenschaften, seine Ausdauer, die ganze Weise seiner Führung zuerst erreicht, was vor ihm nicht erreicht war." Dieser große Künstler wirkte auf die Menschen stets in gleichem Maaße, der Advokat Patelin, der Bauer mit der Erbschaft, der taube Apotheker waren Rollen im Lustspiele, welche er mit eigener Individualität gab, daß er ein großer, wirklich großer Künstler war, haben ihm strenge und unpartheiische Kunstrichter eingeräumt, zu diesen gehören Lessing, Engel und Nicolai. Er hatte sich in den komischen Charakteren ausgezeichnet und ihm folgte hierin Reineke, Witthöft, Döbbelin, Brandes, Schröder, Iffland ꝛc. Von dem Zeitpunkte an, wo Eckhof auftrat, wurden die Schauspielergesellschaften besser, Lehrproben wurden eingeführt, überhaupt das Ganze erhielt eine wahre künstlerische Gestalt. Mehrere Höfe und Städte haben ihre Gesellschaften auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Komische herrschend blieb, Berlin, Leipzig, Hamburg, wo Lessing seit 1767 dramaturgisirte. Eine neue Erscheinung auf der Deutschen Bühne seit 1752 war die komische Oprette, aus welcher hernach die neue Deutsche Oper entstanden ist. Ihr Stifter war Felix Weiße; sie pflanzte sich durch die Compositionen von Landfuß,

Hiller, Schweitzer, Wolf, Benda in kurzem fort. Eine neue glänzende Periode für das Lustspiel in der Darstellung ging durch Iffland auf, welcher mit vieler Feinheit ächt komische Züge darstellte.

In der neuesten Periode des Lustspiels sind eben keine bedeutende Fortschritte in Hinsicht der Originalität desselben gemacht worden, wir begnügen uns größtentheils nur mit Uebersetzungen aus dem Französischen, und das Deutsche Publikum ist auch schon so daran gewöhnt, daß es in diesem Genre nicht gern etwas anderes sehen mag. Es scheint daher, daß wir eher stehen geblieben, als fortgerückt sind. Selbst die älteren Originallustspiele sind jetzt von unserer Bühne verbannt, und wenn auch hin und wieder eines darauf erscheint, so wird es nur kalt anfgenommen; auch unsere Kritiker, die mehr der Geschmack nach dem wahren originellen Deutschen hinleiten sollte, stimmen mit ein, und so ist dem vaterländischen, dem deutschen Lustspiele, in jetziger Zeit ein schlechtes Prognosticon gestellt worden. Einzelne Lustspieldichter, wie Holbein, Contessa, Castelli, Julius von Voß, Fr. Kind, Th. Hell (Winkler), Holtey ꝛc. geben sich zwar Mühe, Deutsche Charaktere auf die Bühne zu bringen; allein ihre Bemühungen haben, besonders jetzt, nur einen geringen Erfolg gehabt; denn das Französische Lustspiel in allen Schattirungen hat hier einmal Grund gefaßt. Hieran hätten, meint der Verfasser des Artikels: deutsches Theater, im Conversations-Lexicon, die politischen Revolutionen der letzteren Jahre Schuld gehabt, und es müsse sich jetzt nur größtentheils auf Wiederholung des Alten beschränken; dies ist aber nicht der Fall; denn das Alte gewahrt man jetzt sehr selten auf der Bühne, und statt durch die politischen Revolutionen mehr den Nationalgeist für das ächt Deutsche Lustspiel, worin

nur Deutsche Charaktere erscheinen, zu beleben, ist es jetzt vielmehr durch Produkte der Fremden, durch fremde Erzeugnisse, die unseren Sitten und unserem Charakter so wenig angemessen sind, verbannt worden.

Zu den Lustspieldichtern der Deutschen in der neuern Periode, wo das Theater sich eigentlich gestaltete, gehören: Albrecht, Andre, Anton, Arnstein, Arvelius, v. Ayrenhof, Babo, von Baczko, Ott. Nathan. Baumgärtner, Mad. Baumann (Duelliren oder kopuliren), Heinrich Beck (das Herz behält seine Rechte; Alles aus Eigennutz, Verirrung ohne Laster u. a. m.) W. G. Becker (die drei Pächter), T. B. Berger (die beschleunigte Hochzeit, der Landtag, ꝛc. ꝛc.), Joh. Bapt. Bergopzoomer (In der Noth lernt man die Freunde kennen; Alter schützt vor Thorheit nicht; der Universalerbe, der Zerstreute u. a. m.), Chr. Aug. Bertram (der Mondsüchtige), Joh. Friedr. Berthramb, Fr. Just. Bertuch (das große Loos u. a. m.), C. A. von Beulwitz (der Deserteur), von Bilderbek, Bischoff, Blumauer, Karl Blume, Blumner (die Dorfstener) Boeckin von Boeklinsau (der Pedant), Heinr. Bösenberg (die verschlossene Thür), Böttger, in Sondershausen, (die Dorfkirmes; der Zaubergürtel; das Kaffeehaus; der gebesserte Ehemann ꝛc.), Chr. Fr. von Bonin (die Drillinge; das Fest Germaniens; das Urtheil des Midas; der weibliche Kammerdiener; der Zauberspiegel; Hofmeister Amor; Haß und Liebe; wahres Gefühl; der Postmeister ꝛc.), Lukas Boogers (die Post; der dramatische Antikritikus), Brahm (die weibliche Schlange), Moritz von Bram (der Schubkarren des Essigkrämers; der Diener, als Nebenbuhler seines Herrn; Emilie; der ungegründete Verdacht ꝛc.), Joh. Chr. Brandes (der junge Geitzige; die Wachs-

figuren; der Zweifler; die Entführung; der Schein betrügt; Trau, schau, wem; der geadelte Kaufmann; der Hagestolze; die Schwiegermutter; die Hochzeitfeier; Unbesonnenheit und Irrthum; was dem einen recht ist, ist dem andern billig; die Irrthümer; die Komödianten in Quirlequitsch ꝛc.), J. A. Braun (die drei Fakultisten im Weinkeller; Herrlichkeit im Traum), C. F. Bretzner (Komplimente und Wind; das Räuschchen; die Liebe nach der Mode; der argwöhnische Liebhaber ꝛc. ꝛc.), Brokmann, Arth. Bröckelmann (Selbst ist der Mann), W. H. Brömel (die Verlobung; die buchstäbliche Auslegung der Gesetze ꝛc.), Brumbey, Sam. Gottf. Bürde (die Entführung; der Hochzeittag ꝛc.), von Buri (Blindheit und Betrug; die Erbschaft; das Intelligenzblatt; die Matrosen ꝛc.), Castelli, F. X. Carnier, Georg Carl Claudius (das Rendevous; die verstörte Wirthschaft; die beiden Freunde ꝛc. ꝛc.), Clauren (Heun), Chr. Salis Contessa, Fhr. von Clesheim (Herr Spul, oder Aechtheit ohne Schimmer), Ignaz Cornova, Cowmeadow, Bened. Ant. Cremeri (Wahl nach der Mode; man prüfe ehe man verurtheilt ꝛc. ꝛc.), Ant. Adolph von Crenzin (der Gefällige, der Hochzeittag ꝛc.), Wolfgang Herbert von Dalberg (der Kolerische; der weibliche Eheschene; der verborgene Ehemann; die galanten Leute; Braut und Wittwe in einer Nacht; die Zeit klärt alles auf ꝛc. ꝛc.), J. C. F. Diez, Joh. Gottf. Dyk (Ehrsucht und Schwatzhaftigkeit; wie man sich die Sache denkt; der liebenswürdige Alte; der Weg zu gefallen; Jak Spleen; Spielerglück; die schwere Wahl; die belesenen Jungfern ꝛc. ꝛc.), von Eckartshausen (Unkraut unter dem Weitzen; der Hofrath ꝛc. ꝛc.), Eichholz, Fr. Hild. von Einsiedel (Abentheuer auf Reisen ꝛc.), Joh. Jac. Engel,

Joh. Andr. Engelbrecht (der Nebenbuhler ꝛc.), Joh. Joach. Eſchenburg (Lukas und Hannchen; der Deſerteur O; Eiferſucht auf der Probe ꝛc. ꝛc.), Schenk Hermann Ewald (der Barbier von Sevilla; Heirath aus Liebe; die doppelte Verkleidung), Fellner (viel Lärmen um nichts; Dorim oder die Jagd; Chargenverkauf ꝛc. ꝛc.), J. K. Fiſcher, J. H. Fiſcher, Flurer, Joh. Wilh. Ludw. Gleim (der Aepfeldieb), v. Göthe, Fr. Wilh. Gotter (zwei Onkel für einen; der argwöhniſche Ehemann; trunkner Mund wahrer Mund; der Kobolt; das öffentliche Geheimniß; die ſchlaue Wittwe; der eiferſüchtige Liebhaber; der Erbſchleicher; ein alter Fuchs wird auch geprellt ꝛc. ꝛc.), Guſt. Fr. W. Großmann (Pygmalion; die Reue vor der That; der Barbier von Sevilla; Henriette, oder ſie iſt ſchon verheirathet; die Irrungen; nicht mehr als ſechs Schüſſeln; was einem recht iſt, iſt dem andern billig ꝛc. ꝛc.), Joh. Sigism. Grüner (die beiden Liebenden; Prellerei über Prellerei; der unglückliche Irrthum; Kabale über Kabale ꝛc. ꝛc.), Hagemann (Proſit das neue Jahr; Leichtſinn und gutes Herz; die glückliche Werbung; der Mann von Stroh ꝛc. ꝛc.), J. G. Hagemeiſter, Gottl. Hanker, unter dem Namen Epheu (der Hypochondriſt, oder die Eheſcheidung; die glückliche Probe ꝛc.), Heine, unter dem Namen Ant. Wall (der Arreſtand; Karoline; die Expedition; der Herr im Hauſe; die beiden Billets ꝛc. ꝛc.), Gr. Georg von Helmold (der Eſſigmann; der ſchöne Flüchtling; der Ton der großen Welt ꝛc. ꝛc.), Fr. Hensler (Handeln macht den Mann, oder der Freimaurer; das Judenmädchen aus Prag; der Korb aus Liebe; Petermännchen ꝛc. ꝛc.), Carl Herklotz (der Prozeß; der Mädchenmarkt ꝛc.), Heſſe (zweifache Thorheit; Lorchen ꝛc.), Franz von Heufeld (Ju-

lie; Haushaltung nach der Mode; der Geburtstag; der Liebhaber nach der Mode ꝛc.), Th. Hell, v. Heuser, Theod. Gottl. von Hippel (der Mann nach der Uhr; die ungewöhnlichen Nebenbuhler; mit dem Glockenschlage zwölf ꝛc.); J. M. Hoffmann (der verführte und wieder gebesserte Student; die Conföderirten und Dissidenten ꝛc.) Franz v. Holbein, Karl v. Holtei, L. F. Huber (das heimliche Gericht; die offene Fehde; das Abentheuer einer Nacht; Güte rettet); Leopold Huber (Julchen, oder liebe Mädchen spiegelt euch! macht solche Stiftungen ihr lieben Leute ꝛc.), Johann Georg Jacobi, O. Jester (das Duell; drei Narren in einer Person; die erzwungene Einwilligung ꝛc. ꝛc.), Aug. Wilh. Iffland (wie man's treibt so gehts; allzu scharf macht schartig; alte und neue Zeit; die Reise nach der Stadt; die Advokaten ꝛc. ꝛc.), J. F. Jünger (die Badekur; Freundschaft und Argwohn; der blinde Ehemann; der offene Briefwechsel; der Weibercomplott; Verstand und Leichtsinn; der Strich durch die Rechnung; der doppelte Liebhaber; die Entführung; der Wechsel; was seyn soll schickt sich wohl; Maske für Maske ꝛc. ꝛc.), Johann Christoph Kaffka (der verstorbene Freier; sechs Freier und keine Braut; der Transport; die Günstlinge; der Guckkasten ꝛc.) J. M. Keller (die Kirmes; der Frühling; das hätte Friedel wissen sollen; die Sonne scheint ꝛc.), Friedr. Keppner, Anton von Klein (Alles für Liebe.) Christian Gottl. Klemm, Friedrich Maxim. v. Klinger, Aug. Klingemann, v. Knigge, Fr. von Kleist, von Kotzebue (die Deutschen Kleinstädter; das Kind der Liebe; der Sonderling; der Wildfang; die Wette und das Reitpferd; der Spiegelritter; der Mann von vierzig Jahren; die edle Lüge ꝛc. ꝛc.), Joh. Christ. Krauseneck, Karl

Friedr. Kretschmann, Georg Lambrecht (er hat sie alle zum Besten; alte Junggesellen; solche Streiche spielt die Liebe; der Quasi-Mann ꝛc.) Johann Laudes, Ant. Leisewitz (das Gespenst um Mitternacht; die Mohrin zu Hamburg ꝛc.), Leo (die Wette; die Universitätsjahre; der Generalmarsch; Schulden ohne Geld zu bezahlen.) Leonhardi (die Lästerschule; Stutzerlist; wer ist angeführt; sie meint's so böse nicht; so muß man die Männer fesseln), Karl Gotthelf Lessing (der Lotteriespieler; der Wildfang ohne Harlekin; der stumme Plauderer; Physiognomisten ohne es zu wissen ꝛc.) A. G. Meißner (der Liebesteufel; der Alchimist; das Grab des Mufti oder die zwei Geitzigen ꝛc.) F. L. W. Meyer (Blendwerk; die Uebereilung; desto besser für sie; der verstellte Blinde ꝛc. ꝛc.), Heinr. Ferd. Möller; Karl Müchler (der Scharlachmantel; was kümmerts mich), Joh. Heinr. Fried. Müller (Vier Namen in einer Person; der Ball; die unehelichen Brüder; stirbt der Fuchs, so gilts den Balg; ehrlich währt am längsten ꝛc.), Wilh. Christ. Sig. Mylius (der Hanswurst; Doctor nolens volens; so prellt man alle Füchse; Puf van Vlieten), Conrad Pfeffel, Karl Martin Plümike, J. F. Ratschky, Rost, Emanuel Schikaneder, Joh. Fr. Schneider (drei Freier auf einmal; die Schöne auf dem Lande; die beiden kleinen Savoyarden ꝛc.), Schmieder, Friedr. Ludw. Schröder, Seybold, Julius v. Soden, Stephani, K. Stein, von Thümmel, Mad. Unger, Joh. Christ. Unzer, Julius v. Voß, Chr. Felix Weiße, Mad. Weißenthurn, Fried. Wilh. Wetzel, Wolff, Ziegler, Carl Wilh. Zimmermann, Zschocke ꝛc. ꝛc.

Was die Komödien der übrigen christlichen Völker anbetrifft, als der Portugiesen, Holländ-

der, Dänen, Schweden, Russen, Pohlen ꝛc.; so wie die Komödien der nicht christlichen Völker, so müssen diese hier übergangen werden, weil solches hier zu weit von dem vorgesteckten Plane abführen würde. Nur so viel stehe von den letztern noch hier, daß die Chinesen wirkliche dramatische Vorstellungen haben, bei denen die Hauptabsicht ist, zu unterhalten und zu bessern, die Tugend anzupreisen und das Laster schändlich zu machen. Sie sind von einer tragikomischen Art und mit Harlekinaden vermischt. Jede Person zeigt ihren Charakter mit Worten an, z. B.: ich bin der und der König, ein offenbarer Feind der Tyrannen, ich bin der und der Mandarin, ein unveränderlicher Freund oder unversöhnlicher Feind des und des ꝛc. Wenn daher gleich keine Kunst bei ihren Vorstellung ist, so haben sie doch die Absicht, durch dramatische Vorstellungen die Zuschauer zu bessern. Auch die Araber haben ihre dramatische Vorstellungen. Niebuhr fand zu Kahira eine Schauspielergesellschaft, die von Mahomedanern, Juden und Christen zusammengerafft war und deren Aufzug hinlänglich bewies, daß ihre Lage nicht die vortheilhafteste seyn konnte. Sie gingen für eine geringe Belohnung in die Häuser und der freie Hofplatz diente ihnen statt der Schaubühne. Zur Probe, wie ihre dramatischen Vorstellungen beschaffen sind, soll diejenige hier angeführt werden, welcher Niebuhr und seine Gesellschaft beiwohnte. Ein vierschrötiger Kerl in Weibskleidern machte die Hauptperson und stellte eine Araberin vor, die alle Vorbeireisende überredete, in ihr Zelt abzutreten, und dieselben sodann, wenn sie ihnen vorher Kleider und Geld auf die schicklichste Art abgelockt hatte, mit Stockschlägen fortjagen ließ. An dergleichen Schauspielen wird kein gebildeter Europäer Vergnügen finden. Auch die neueren Juden haben zuweilen dra-

matische Vorstellungen, davon größtentheils der Gegenstand aus der biblischen Geschichte genommen ist, die aber so elend sind, daß man sie ohne Widerwillen nicht lesen kann.

Zu den Lustspielen gehört noch die Farce, welches in seiner uneigentlichen Bedeutung eine Art eines verstümmelten Lustspieles heißt, in welchem der burleske und grobkomische Ton herrschend ist. Die Hauptabsicht darin ist, Lachen zu erregen, deswegen erlauben sich die Dichter alle Freiheiten, wodurch sie diese Absicht erreichen können. Auch die Griechen und Römer hatten ihre Farcen; es waren die Mimen und Pantomimen. Was die Mimen anbetrifft, s. auch Th. 90, S. 732, so scheinen die Griechen deren mehr als eine Art gehabt zu haben, wenigstens kamen dergleichen unter verschiedenen Benennungen vor. Die Ursache, warum sie aber Mimen heißen, läßt sich nicht bestimmt angeben, und über die Beschaffenheit dieser Dichtart überhaupt, giebt das, was Aristoteles von den Römern des Sophron und des Xenophon sagt, sehr wenig Auskunft, daß sie, wie Dacier in seiner Anmerkung zum Aristoteles behauptet, aus einem Gemisch von Erzählung und Gespräch bestand, läßt sich durch nichts erweisen. Etwas mehr Licht darüber erhalten wir dadurch, daß die 15te Idylle des Theocrit eine Nachahmung einer der Mimen des Sophron seyn soll. Nach diesem wäre nun nicht sowohl unmittelbar eine Handlung, als ein Gespräch darüber, oder vielmehr eine Handlung über und bei Gelegenheit einer andern Handlung darin dargestellt, oder von den Personen des Stückes selbst, eine andere Handlung darin gleichsam nachgemacht worden, und hieraus würde sich ihre Benennung noch am füglichsten herleiten lassen. Die eigentlich darin handelnden Personen haben keinen andern Zweck gehabt, als

eine andre Handlung zu sehen, und was ihnen bei dieser Gelegenheit begegnet, was sie gehört, gedacht, wäre der Inhalt der Mime oder die Person selbst darin mehr, gleichsam leidend, als thätig, gewesen; wenigstens ist die angeführte Idylle des Theocrit von solcher Beschaffenheit. Es ließen sich aber auch verschiedene der in der einen Handlung begriffenen Personen, sich in die andere Handlung einmischen, oder redend einführen; ob aber alle Arten der von den alten Schriftstellern erwähnten Mimen eben diese Einrichtung gehabt, und aus ähnlichen gemeinen Personen bestanden haben, ist schwer zu entscheiden. Nach dem Plutarch gab es 1) ernsthafte oder größtentheils niedergeschriebene und scherzhafte, und wenn in dieser Stelle gleich nur von komischen Mimen die Rede zu seyn scheint, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Griechen deren nicht gleichfalls von beiden Arten gehabt haben sollten. Die erstern waren länger und scheinen zusammengesetzter gewesen zu seyn, die letzteren waren schlüpfrigen Inhalts, und dergleichen lassen sich den Griechen um so weniger absprechen, wenn man die Possen des Sotades zu den Mimen rechnet. 2) Gab es ferner sogenannte männliche und weibliche Mimen. 3) Hatte man eine Art Mimen, welche Mimijamben genannt wurden; für der Urheber derselben hält man den Gesetzgeber der Arkadier, Cercidas. Ob die Verschiedenheit zwischen ihnen und den andern Mimen bloß aus der Versart entstand, läßt, bei aller Wahrscheinlichkeit, sich doch nicht gut ausmachen; obgleich es gewiß zu seyn scheint, daß die Mimen des Sophron nur in einer abgemessenen Prosa abgefaßt waren. — 4) Der sogenannte Biologischen, dem Philistion zugeschriebenen und von verschiedenen Schriftstellern für Mimen gehaltenen Komödien, sollen dergleichen nach

Andern nicht gewesen seyn. — 5) Mimische Schauspieler kommen unter sehr verschiedenen Benennungen vor, wenigstens haben die Neuern, vom Scaliger an, sich gar kein Bedenken gemacht; diesen Namen den, in Athenäus erwähnten Hilaraden oder Simoden, Lysioden, Kinädologen, Auloden, Dykälisten, Phallophoren, Autokabdalen, Phlyaken, Ithyphallen ꝛc., beizulegen; allein es ist sonderbar genug, daß keinesweges im Texte des Athenäus, sondern nur in der Lateinischen Uebersetzung von ihnen das Wort Mime gebraucht wird. Sie werden unmittelbar hinter den Liedersängern und Rhapsoden eingeführt. Nach dem Herrn von Blankenburg sollen nur die Magoden sich zuweilen, jedoch nur wie es scheint, darauf eingelassen haben. Auch beweiset der, den mehrsten zugeschriebene Auf- und Anzug, so wie das, was ausdrücklich von ihnen erzählt wird, daß ihr Geschäft in der Absingung von lyrischen oder epischen Gedichten allerhand Art bestand; sie ließen sich höchstens in so fern zu den Schauspielern zählen, als sie größtentheils in einer besondern Kleidung oder auch in Masken dabei auftraten und ihre Deklamation mit Gebärdenspiel vielleicht begleiteten. — Was die zweite Art der zur Komödie der Griechen und Römer gehörenden dramatischen Lustbarkeiten, die Pantomime, anbetrifft, so sehe man solche Th. 106, S. 391 u. f. nach.

Unsere Deutsche Farce ist mehr für den gemeinen Mann, als für den gereinigten Geschmack, weil jener an dem Possenhaften ein besonderes Vergnügen findet. Schilderungen von Charakteren und Anlegung interessanter Situationen wird man in dem Possenspiele vergeblich suchen. Ob auf einem gereinigten Theater solche Possenspiele, in welchen Zweideutigkeiten und grobe Scherze vorkommen, geduldet werden können, darüber sind die Kunstrichter nicht einig.

*

Diejenigen, die sie in Schutz nehmen, sagen; man müsse es mit der Posse nicht so genau nehmen, da sie zum Zeitvertreibe diene und alle Menschen nicht den Grad der Bildung hätten, um an dem feinen Komischen ein Vergnügen zu finden. Hiernach wäre denn die Farce eine Gattung des niedrigen Komischen, die nach keinem festgesetzten Plane angelegt wäre. Daß die Farce oft gegen die guten Sitten und den Wohlstand anstößt, ist sehr natürlich, weil, wie schon oben bemerkt worden, ihr Zweck das Niedrigkomische ist; allein wo möglich muß der Dichter doch dafür sorgen, daß das, was beide Stücke zu sehr beleidiget, daraus wegbleibt. Daß die Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutsche Farcen oder Possen besitzen, ist schon oben bei Anführung der Lustspieler dieser Nation erwähnt worden; aber auch die übrigen Europäischen Nationen besitzen deren.

Das Schauspiel, die Rettungskomödie, das Rührspiel, die weinerliche Komödie, Tragikomödie, ist schon oben, S. 397, erwähnt, worden. Daß diese Art des Schauspiels nicht in der neuern Zeit aufgekommen, wie Einige vorgeben, geht oben, aus der Theater-Geschichte der neuern Völker hervor; sie sind nur in neuerer Zeit bei den Franzosen und bei uns wieder von neuem auf die Bühne gebracht worden. Daß sie übrigens, wie die empfindsamen Romane eines Millers und Anderer auf die Leser wirkten, auch auf die Zuschauer wirken sollen, ist wohl zu hart geurtheilt; eben so, daß das Rührspiel etwas Widersprechendes sei. Dieses ist wohl, nach der Erklärung des Aristoteles, von der Komödie der Fall, aber nicht nach unserem Begriffe. Das Rührspiel stellt überall Handlungen zur Belehrung und vernünftiger Unterhaltung vor, und sucht durch rührende Scenen die Darstellung um so anziehender

und die Handlung auf das Herz der Zuschauer weit eindringender zu machen; allein es giebt nur sehr wenige Personen, bei denen es seine Absicht erreicht; denn den wenigsten sind zarte Empfindungen des Herzens eigen, und so geht denn auch die Wirkung auf das Herz verloren, und jene Scenen, welche auf Wohlwollen und Mitleid Anspruch machen, gehen an den sogenannten Kraftmenschen, die alles Rührende verbannt wissen und uns in ein barbarisches Zeitalter, in das Zeitalter des Faustrechts zurückführen wollen, kalt vorüber. — Selbst wenn wir das Schau- oder Rührspiel als ein Mittelding betrachten, welches zwischen dem Lustspiele und dem Trauerspiele steht, so müßte man doch auch hier einwenden, daß es schwer sey, die Gränzen genau anzugeben, wo das Hohe und Niedrige sich trenne. Uebrigens begnügt sich die rührende Komödie nur mit einer gewöhnlichen, obgleich seltenen Handlung, sie weiß nichts von den Empfindungen großer Helden, sondern hält sich in den niedrigen Scenen des Lebens. Dichter, welche hiervon Proben geliefert haben, sind schon oben, S. 597, angeführt worden. Die Schilderungen sind mehreren Dichtern, namentlich Iffland, so gelungen, daß der empfindsame Mann Thränen vergießen muß und sich nicht schämt, über gewöhnliche Scenen solche vergossen zu haben. Sie sind daher nicht als ein Unding anzusehen.

Um das Rührspiel, das weinerliche Lustspiel, hat Iffland, nächst Lessing, ein entschiedenes Verdienst. Schöne, rührende Familien-Verhältnisse und Scenen, interessante, edle Charaktere, tiefwirkende, und doch so menschliche Situationen, wahre, reine Sprache der Natur, dieses sind die charakteristischen Merkmale, durch die sich seine Stücke dieser Art auszeichnen. Ferner herrscht darin eine gewisse originelle Herzlichkeit, tiefe Menschen-

kenntniß, getreue Sittenschilderung, Leben und Wärme der Darstellung, und über das Alles ein moralischer Zweck. Meisterhaft sind die individuellsten Züge in der menschlichen Natur aufgefaßt, und in den überraschendsten, treffendsten Kombinationen wiedergegeben. Ueberall leuchtet die edle Absicht hervor, durch Wahrheit und Lebendigkeit seiner Gemälde dem Fehler des Zeitalters entgegen zu wirken, Grundsätze zum Glück des Lebens zu verbreiten, Gefühl für das Gute zu erwecken, und überhaupt die schöne Sittlichkeit zu befördern. Unter seinen Stücken dieser Art glänzen, die Jäger und Verbrechen aus Ehrsucht hervor.

(Der Beschluß dieses Artikels im nächsten Bande.)

Ende des hundert und vierzigsten Theils.

Seite 110 muß es heißen: der vertikale Sonometer Fig. 7880 ist weit richtiger und vollkommener, als der horizontale, Fig. 7881.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem herausgeschlagen werden können. Die zur Figur 7887 gehörige Einfassung muß so darauf geklebt werden, daß sie von drei Seiten frei bleibt, und aufgeschlagen werden kann, wie der Deckel eines Buches.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adlerstraße, Nr. 6.

Fig 1879. S 108.

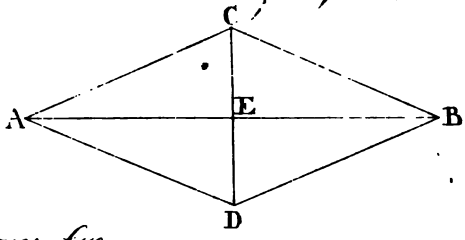


Fig 7880. S. 110.

Fig 7882. S. 111.

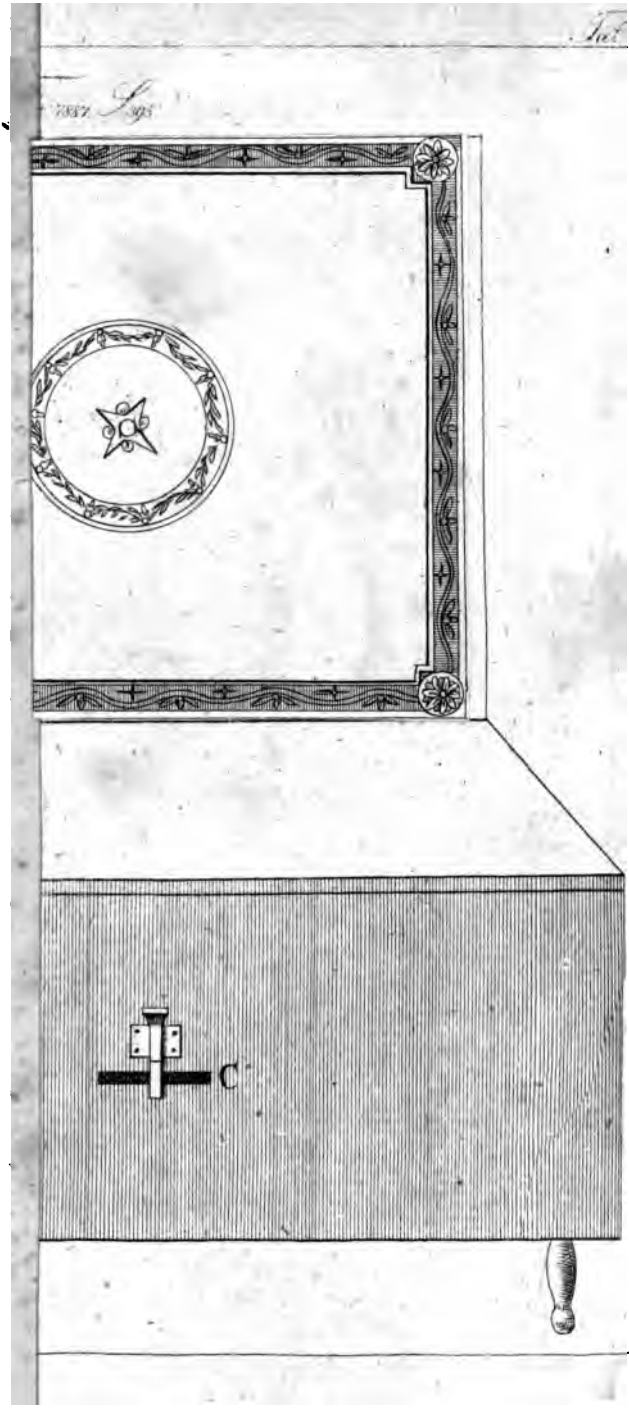
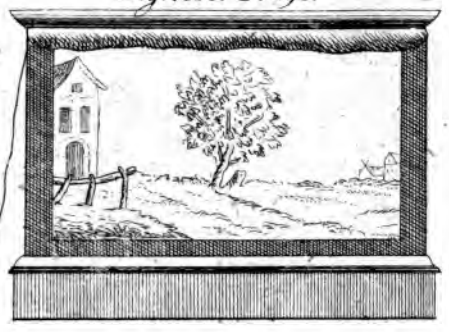

C

Fig. 1886. S. 393.



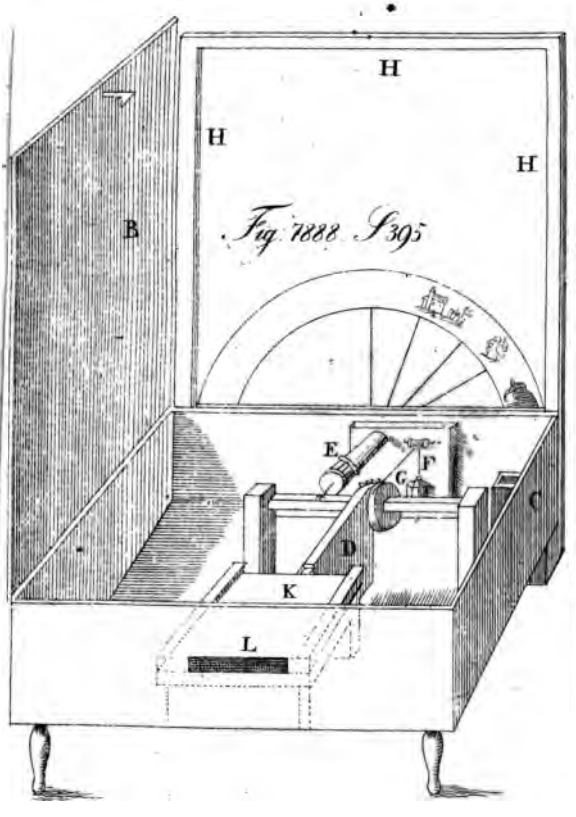
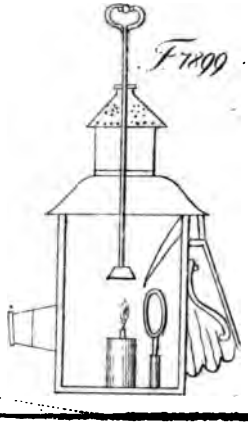
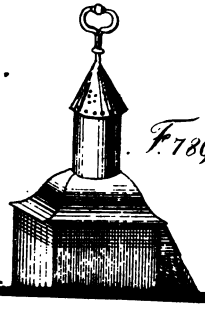


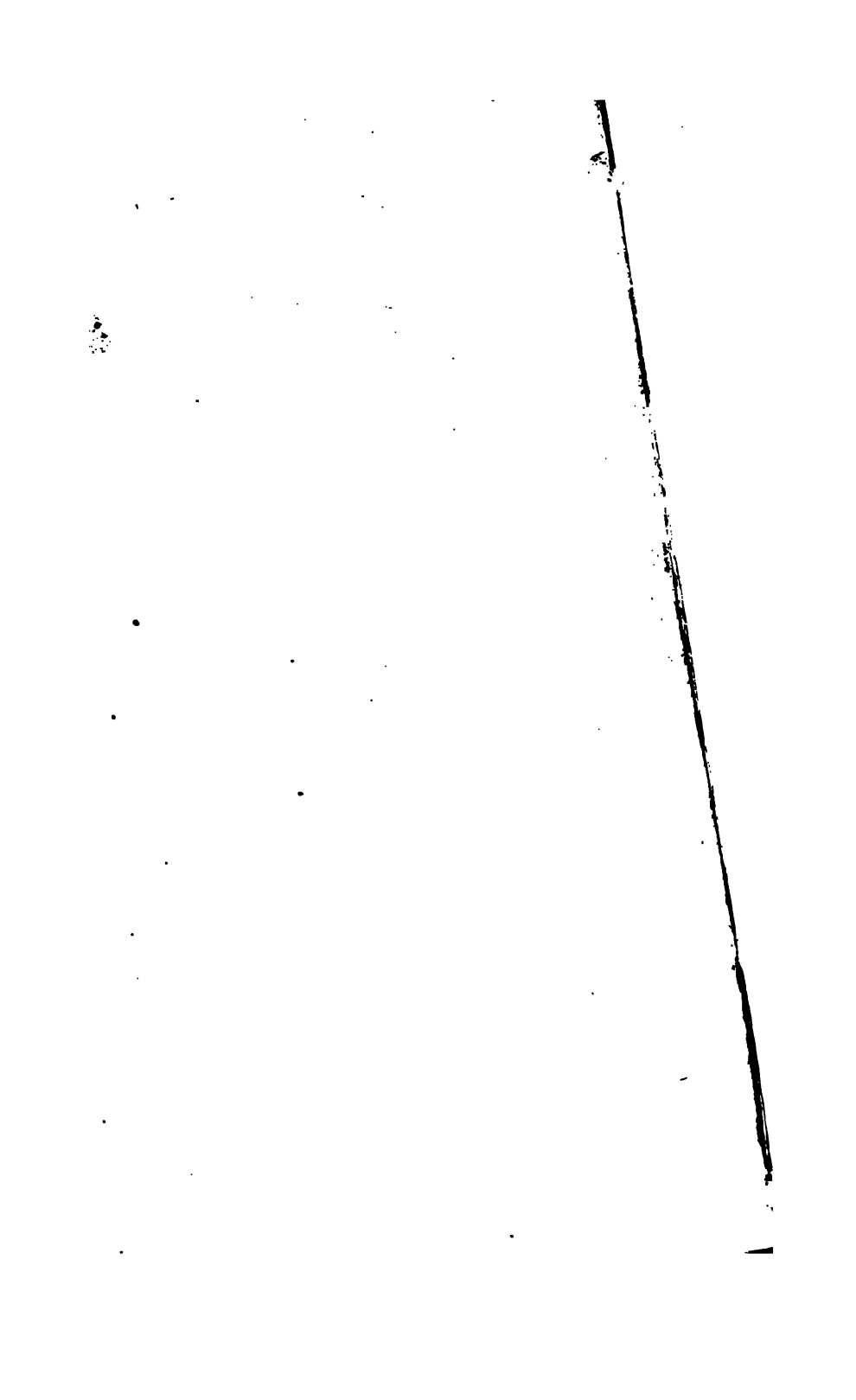
Fig. 1888. S. 395



F. 7899. P. 300.



F. 7898.



Stanford University Libraries
3 6105 014 902 923

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.